193
M532K
Ed. 2

Digitized by Google

Moſes Mendelsſohn.

Sein Leben und Wirken.

Digitized by Google

Digitized by Google

Moſes Mendelsſohn.

Sein Leben und Wirken.

Von

M. Kayſerling.

Mit authentiſchen Illuſtrationen und einem Facſimile.

Zweite vermehrte und neubearbeitete Auflage.

Leipzig:
Hermann Mendelsſohn.
1888.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

107645

Vorwort.

Die Biographie Moſes Mendelsſohns, welche in ihrer erſten Auflage die freundlichſte Aufnahme und eine weite Verbreitung fand, erſcheint jetzt nach einem viertel Jahrhunderte auf Anregung vieler Verehrer des jüdiſchen Sokrates, insbeſondere meines geſchätzten Freundes, des Herrn Dr. Adolf Jellinek in Wien, in neuer, erweiterter und, wie ich hoffe, verbeſſerter Geſtalt. Die Liebe und Bewunderung für den edlen Mann, der ſowol in der Geſchichte des deutſchen Geiſteslebens als auch in der Culturgeſchichte der Juden einen ſo hervorragenden Platz einnimmt, hat mich über alle anderen literariſchen Arbeiten von Zeit zu Zeit zu ihm und ſeinen Schriften, ſowie zu den Perſönlichkeiten, mit denen er in Beziehung ſtand, zurückgeführt. Es bedarf daher kaum der Verſicherung, daß das in den letzten fünfundzwanzig Jahren zugänglich gewordene Material in dieſer neuen Bearbeitung ſorgfältig von mir benutzt worden iſt. Die im Anhange der erſten Auflage geſammelten und theilweiſe zum erſten male veröffentlichten Briefe Mendelsſohns wieder abzudrucken, hielt ich für überflüſſig; wo dieſelben in dieſem Buche angeführt werden, habe ich auf die erſte Auflage verwieſen.

Mein Streben war in dieser Auflage darauf gerichtet, das Buch durch eine möglichst populäre Darstellung recht vielen zugänglich zu machen und muß ich es dankbar anerkennen, daß die geschätzte Verlagshandlung alles gethan hat, ihm eine geschmackvolle Ausstattung zu verleihen. Das Porträt Mendelssohns ist nach dem besten Kupferstiche eines seiner Zeitgenossen photographirt und das seiner Frau die genaue Nachbildung eines Miniaturbildes, des einzigen das von ihr existirt. Hierzu kommen noch ein bisher ungedruckter facsimilirter Brief und die Abbildung des Geburtshauses und Geburtszimmers Moses Mendelssohns.

So sei denn dieses Buch allen denen gewidmet, welche an dem reichen denkwürdigen Leben und Wirken dieses unsterblichen Mannes sich erheben und an seinen Schriften sich bilden und erquicken. Möge er der aufstrebenden Jugend ein leuchtendes Vorbild und ein Sporn sein, Wissenschaft und Religiosität harmonisch in sich zu vereinen.

Budapest, den 13. März 1887.

Dr. Kayserling.

Digitized by Google

Inhalt.

Erstes Buch. Jugend.

		Seite
1. Kapitel.	Das Vaterhaus	1
2. =	Der Talmudjünger	7
3. =	Doctor Gumpertz	14
4. =	Der Hauslehrer	20

Zweites Buch. Der junge Philosoph.

5. Kapitel.	Lessing	27
6. =	Erster schriftstellerischer Versuch	33
7. =	Die Akademie und die Akademiker	38
8. =	Rousseau. Sendschreiben an Lessing	45

Drittes Buch. Neue Studien und Versuche.

9. Kapitel.	Nicolai	53
10. =	Das gelehrte Kaffeehaus und Mendelssohns mathematische Studien	58
11. =	Der Künstler und Dichter	63

Viertes Buch. Der Aesthetiker.

12. Kapitel.	Die Briefe über die Empfindungen	70
13. =	Der ästhetische Briefwechsel	79
14. =	Hauptgrundsätze der schönen Künste u. Wissenschaften	83
15. =	Mendelssohns übrige ästhetische Abhandlungen	87

Fünftes Buch. Die Periode der beginnenden Reife.

16. Kapitel.	Der Buchhalter	94
17. =	Der Journalist	99
18. =	Der Kritiker	106
19. =	Mendelssohn und Friedrich der Große	110
20. =	Heirath	118
21. =	Die Preisaufgabe	130

Digitized by Google

Sechstes Buch. Phädon.

		Seite
22. Kapitel.	Entstehung des Phädon	136
23. =	Sokrates	141
24. =	Mendelssohn über den Selbstmord	146
25. =	Beweis für die Unsterblichkeit	151
26. =	Wirkung	157

Siebentes Buch. Zeitgenossen.

27. Kapitel.	Mendelssohn und Hamann	163
28. =	Mendelssohn und Herder	168
29. =	Mendelssohn und Gleim, Jacobi, Knebel und Weiße, Schiller und Goethe	171
30. =	Mendelssohn und Wieland	175
31. =	Mendelssohn und die schweizerischen Schriftsteller	178

Achtes Buch. Lavater.

32. Kapitel.	Erste Bekanntschaft und Bekehrungsversuch	183
33. =	Mendelssohns Erwiderung	190
34. =	Bonnet	196
35. =	Kölbele und Consorten	200
36. =	Die Vertheidiger	209

Neuntes Buch. Auszeichnungen.

37. Kapitel.	Mendelssohn und der Erbprinz von Braunschweig	216
38. =	Mendelssohn und Lessing	222
39. =	Mendelssohn und die Akademie	227

Zehntes Buch. Sieben Ruhejahre.

40. Kapitel.	Mendelssohns Krankheit	232
41. =	Pyrmont. Mendelssohn und Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe	238
42. =	Mendelssohn in Baruth und Dresden	246
43. =	August von Hennings	250
44. =	Ein Reiseabenteuer	255
45. =	Mendelssohn in Königsberg	257
46. =	Mendelssohns und Lessings letztes Zusammentreffen	260

Digitized by Google

Elftes Buch. Mendelssohn als Vertreter seiner Glaubensgenossen.

		Seite
47. Kapitel.	Die politische Lage der Juden	266
48. "	Mendelssohns Verwenden für die Juden in der Schweiz, in Sachsen und in Königsberg	271
49. "	Die Beerdigungsfrage. Jakob Emden	277
50. "	Die Ritualgesetze der Juden und der Judeneid	282

Zwölftes Buch. Die Bibelübersetzung.

51. Kapitel.	Anlaß und Zweck	286
52. "	Allgemeine Theilnahme, Schwierigkeiten und Kämpfe	290
53. "	Fortgang der Uebersetzung. Salomo Dubno	301
54. "	Hartwig Wessely	305
55. "	Herz Homberg	313
56. "	Die Psalmen	319
57. "	Wirkung	326
58. "	Das Dessauer Philanthropin und die Berliner Freischule	329

Dreizehntes Buch. Lessing.

59. Kapitel.	Nathan der Weise	338
60. "	Lessings letzte Jahre	352
61. "	Lessings Tod	358
62. "	Herders Annäherung	361
63. "	Charakteristik Lessings	365

Vierzehntes Buch. Jerusalem. Staat und Religion.

64. Kapitel.	Emancipation	370
65. "	Vorrede zur „Rettung"	375
66. "	Staat und Kirche	382
67. "	Judenthum	388
68. "	Ceremonialgesetz	395
69. "	Christenthum	399
70. "	Toleranz, nicht Glaubensvereinigung	405
71. "	Urtheile über „Jerusalem"	409
72. "	Mendelssohns Stellung im Judenthum	417
73. "	Mendelssohns Schüler, Jünger und Freunde	425
74. "	Aufklärung und Schwärmerei	434

Digitized by Google

Fünfzehntes Buch. Jacobi.

		Seite
75. Kapitel.	Eliſe Reimarus und Jacobi	439
76. "	Leſſing Spinoziſt	442
77. "	Widerlegung Jacobis	446
78. "	Joſeph Mendelsſohn	451
79. "	Die beiden Humboldt	455
80. "	Entſtehung der „Morgenſtunden“	458
81. "	Daſein Gottes	460
82. "	Theodicee	464
83. "	Mendelsſohns philoſophiſcher Standpunkt	470
84. "	Mendelsſohn und Kant	480

Sechzehntes Buch. Mendelssohns letzter Kampf und Tod.

85. Kapitel.	Mendelsſohn und Spinoza	487
86. "	Die kurländiſchen Freundinnen	491
87. "	Mendelsſohn und Jacobi	495
88. "	An die Freunde Leſſings	502
89. "	Mendelsſohns Tod	506
90. "	Allgemeine Theilnahme	511
91. "	Der hundertjährige Geburts- und Todestag	519
92. "	Mendelsſohn-Denkmal	526
93. "	Der Menſch unter Menſchen	531
	Regiſter	540

Digitized by Google

Erstes Buch.

Jugend.

Erstes Kapitel.

Das Vaterhaus.

Dessau, die kleine Hauptstadt des Fürstenthums Anhalt, strahlt in der Reihe derjenigen Plätze Deutschlands, welche auf die Cultur der Juden und auf die Umgestaltung ihrer politischen, socialen und religiösen Verhältnisse seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen wesentlichen Einfluß übten. Einzig und allein den Männern, welche aus ihm hervorgegangen, den von ihnen gegebenen Anregungen und erstrebten Zielen verdankt Dessau seine Berühmtheit; es zählt nicht zu den jüdischen Gemeinden, deren Alter sich in graue Vorzeit verliert, denn erst seit wenigen Jahrzehnten hatten sich Juden hier angesiedelt,[1]) als derjenige geboren wurde, dessen Name eine so weitreichende Bedeutung für die Juden und ihre Geschichte erlangt hat.

Noch ist in der engen Askanischen Straße zu Dessau das unscheinbare Häuschen vorhanden und jetzt durch eine Gedenktafel bezeichnet, in dessen Hinterstübchen „Moses Dessau", wie die Alten ihn nannten, am 6. September 1729 (12. Elul 5489)

[1]) Im Jahre 1672 fanden die ersten Juden in Dessau Aufnahme; 1685 wohnten dort 26 jüdische Familien. Würdig, Chronik der Stadt Dessau (Dessau 1875), S. 331.

das Licht der Welt erblickte.[1]) Wahrlich ein gesegnetes Jahr, das mit drei freien Geistern, Lessing, Reimarus und Moses Mendelssohn, Deutschland beschenkte, drei Männer, welche, geistig verwandt, zu gemeinsamer Thätigkeit sich die Hände reichten.

Ueber das Jugendleben unseres Moses sind uns nur dürftige Nachrichten aufbewahrt worden. Ihm selbst schienen seine Lebensumstände so bedeutungslos, daß er auch nicht das mindeste davon aufgezeichnet hat,[2]) und niemand hielt es der Mühe werth, die kleine unansehnliche Pflanze zu berücksichtigen und bis zur Zeit ihrer Blüthe zu beachten; niemand kümmerte sich um die Entwickelung dieses Kindes, das mit vielen andern darin gleiches Schicksal theilte, armer aber ehrlicher Leute Kind zu sein. Die bedeutendsten Männer aller Zeiten sind ja selten aus den hauptstädtischen Kreisen hochgesteigerter Cultur oder aus den reichen Familien hervorgegangen; sie entsprossen meistens der anspruchslosen Unmittelbarkeit des bürgerlichen Lebens.

Von Moses Mutter — sie wird, wo es sich um Einfluß auf das Kind handelt, billig zuerst genannt — ist kaum mehr als der Name auf uns gekommen. Wir denken uns Sara, so hieß die Glückliche, als eine jener tief und edel empfindenden,

---

[1]) Gegen alle Biographen und trotz der eigenen Angabe Moses Mendelssohns (Ges. Schriften [Leipzig 1843—1845] V, 526) stellte F. Lebrecht in dem nach seinem Tode von Dr. A. Berliner herausgegebenen Schriftchen: Zum 150. Geburtstage Moses Mendelssohns (Berlin 1878), irregeleitet durch einen Schreibfehler auf dem alten Grabsteine Mendelssohns, die Behauptung auf, daß M. nicht den 6. September 1729, sondern, entsprechend dem 12. Elul 5488, den 17. August 1728 geboren sei. M. s. auch Allg. Zeitung d. Judenthums, 1878, S. 566, 650.

[2]) Schr. V, 526. In den 25 Jahren seit dem ersten Erscheinen dieser Biographie ist über Mendelssohns Leben in Vorträgen und kleineren Schriften viel im Druck erschienen. Von besonderm Werthe ist die — auch von uns mehrfach berücksichtigte — Arbeit von Dr. Jakob Auerbach, Lessing und Mendelssohn (Erster Abschnitt) (Frankfurt a. M. 1867), und dessen: Moses Mendelssohn und das Judenthum, in Geigers Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland (Braunschweig 1886) Bd. 1, Heft 1.

ſtill thätigen und ſtill duldenden jüdiſchen Frauen, denen man nicht ſelten in den jüdiſchen Familien jener Zeit begegnet, und könnte überhaupt von einem höhern Einfluß, welchen ſie auf den Knaben übte, die Rede ſein, wie ihn z. B. Schiller und Göthe, Herder und Kant der Mutter verdankten, ſo dürfte die zarte und faſt weibliche Weichheit ſeines Gemüths, die ſcheue Keuſchheit ſeines Empfindens als Erbtheil mütterlicher Tugend betrachtet werden. Sie ſah den Liebling ihres Herzens nicht zum Manne reifen, indem ſie ihm früh entriſſen wurde; wenigſtens geſchieht der Mutter von dem Sohne nirgends Erwähnung.

Moſes Vater, Mendel, war ein armer Mann, einer der ärmſten in der Gemeinde, der ſpärlich von dem lebte, was er ſich als Elementarlehrer und Geſetzesrollenſchreiber (Sopher) verdiente. Schon vermöge ſeines Berufes, ſeiner mühſamen und ſchlecht lohnenden Beſchäftigung ſtand er auf einer höhern Stufe der Bildung als die große Maſſe ſeiner Glaubensgenoſſen. Er erfreute ſich allgemeiner Achtung; dazu trug nicht wenig der Name der Familie bei, der er angehörte. Er ſtammte nämlich von R. Moſes Iſſerles, einem berühmten Rabbiner aus der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, welcher neben umfaſſender talmudiſcher Gelehrſamkeit ſich eingehend mit Philoſophie beſchäftigt, ſogar ein philoſophiſches Werk verfaßt und ſo viel Sinn für Geſchichte hatte, daß er zu der jüdiſchen Chronik des ſpaniſchen Aſtrologen Zacuto Zuſätze gemacht hat. Die Abſtammung von einer ſolchen gefeierten Autorität erfüllte die ganze Familie, zu welcher auch der Gründer der erſten hebräiſchen Druckerei in Deſſau, Moſes, Sohn des Simcha, zählte, mit einem gewiſſen Ahnenſtolze; ſowohl des letztern Sohn, der Buchdruckereibeſitzer Elia in Deſſau, als Mendels Sohn rühmen ſich ihres Stammvaters.[1])

[1]) Elia, Sohn des „angeſehenen und freigebigen" Moſes Deſſau, aus deſſen Officin u. a. der Commentar zum Jeruſal. Talmud des Deſſauer Rabbiners David Fränkel hervorgegangen iſt, nennt ſich Enkel des R. Moſes Iſſerles; ebenſo weiſt Moſes Mendelsſohn in einem

Mendels ganzes Streben war dahin gerichtet, seinen Moses, der schon früh besondere Geistesanlagen zeigte, zu einem des großen Ahnen würdigen Manne zu erziehen. Im zartesten Alter hielt er ihn zum Lernen an. Kaum fünf Jahre alt hatte sich der Knabe unter der Anleitung des Vaters die nöthigen Vorkenntnisse im Hebräischen, besonders im Verständnisse des Pentateuchs angeeignet. Auch mit den Regeln der hebräischen Grammatik machte er sich früh vertraut und schon als zehnjähriger Knabe verfertigte er hebräische Gedichte, welche er aber in reiferen Jahren wieder vernichtete. Dem Studium der Bibel lag er von früher Jugend und zwar mit solchem Fleiße ob, daß, wie einer seiner Jugendfreunde und Studiengenossen erzählte, er sie später Wort für Wort auswendig wußte.[1])

Sobald Mendel einsah, daß Moses seinem Unterrichte entwachsen war, übergab er ihn der höheren Lehranstalt, wie das Bet-Hamidrasch füglich genannt werden kann, wo anfangs ein R. Hirsch, des frühern Dessauer Rabbinats-Assessors Sohn, sein Lehrer war; noch in späteren Jahren konnte er die Frömmigkeit, den Fleiß und klaren Verstand seines Schülers nicht genug rühmen.[2]) Es ist ein rührendes Bild, wie der zärtliche Vater sein schwächliches Kind in der kalten Winterszeit schon vor Tagesanbruch in einen alten abgeschabten Mantel gehüllt in das Lehrhaus trug, um ihm den Unterricht im Talmud angedeihen zu lassen, den ein in seinem Fache berühmter Gelehrter dort ertheilte.

Es war ein Glück für Moses und entscheidend für seine ganze Geistesrichtung, der Schüler eines Mannes zu werden,

---

(1. Aufl. S. 492 abgedruckten) Schreiben, in dem er 1770 den ihm verwandten damaligen Rabbiner der Gemeinde Neuwied seinem Freunde Elkan Herz in Leipzig empfahl, darauf hin, daß er der Familie des R. Moses Isserles angehöre.

[1]) J. Euchel, Biographie Mendelssohns (hebräisch), S. 20.

[2]) 1. Aufl. S. 490; Auerbach, Geschichte der israel. Gemeinde Halberstadt (Halberstadt 1866), S. 189.

der in jener Zeit, in welcher jedes profane Wissen bei den Juden verpönt war, außer dem Talmud und den Casuisten viel gelesen, auch eine genauere Kenntniß der bedeutenderen hebräischen Werke aus der spanisch-arabischen Epoche sich angeeignet hatte. Dieser Lehrer war R. David Hirschel Fränkel, der damalige Oberrabbiner der Dessauer Gemeinde. Er beschäftigte seinen lernbegierigen, frühreifen Schüler nicht blos mit dem Talmud und der Bibel, sondern machte ihn auch mit den Commentatoren derselben bekannt und lenkte seinen jugendlichen, aber im Denken geübten Geist auf das religionsphilosophische Werk „More Nebuchim" des Spaniers Maimuni, das in scharfsinniger Weise die jüdische Lehre mit der aristotelischen Philosophie versöhnt. Der „Führer der Verirrten", der so viele jüdische Denker geistig frei gemacht hat, weckte auch in Moses „jenen philosophischen Trieb und jenen scharf unterscheidenden logischen Sinn, der ihn in seinen metaphysischen und ästhetischen Untersuchungen so ausgezeichnet hat. Er forschte darin so begierig, daß er in eine schwere Krankheit verfiel und dauernden Schaden an seinem Körper litt. „Diesem Maimuni," sagte er oft scherzend, „habe ich es zuzuschreiben, daß ich einen so verwachsenen Körper bekommen; er allein ist die Ursache davon; aber deswegen liebe ich ihn doch, denn der Mann hat mir manche trübe Stunde meines Lebens versüßt, und so auf der einen Seite mich zehnfach für das entschädigt, um was er mich in Betracht meines Körpers gebracht hat."

Mittlerweile hatte Moses das dreizehnte Jahr und somit das Alter erreicht, in welchem damals und in manchen Gegenden noch jetzt, die jüdischen Knaben, besonders die unbemittelter Eltern, dem Unterrichte entzogen und angehalten werden, sich ihren Unterhalt selbst zu erschwingen. Die Wahl eines Berufes versetzte Moses ebensowol wie die Eltern in nicht geringe Verlegenheit. Konnte der schwächliche Knabe wie die meisten seiner Alters- und Glaubensgenossen mit dem schwerbeladenen Pack auf dem Rücken von Dorf zu Dorf und von Haus zu

Haus ziehen und handeln? Der fromme ehrliebende Mendel mochte wol zuweilen den schönen Traum gehegt haben, seinen mit trefflichen Anlagen ausgestatteten Sohn weiter „lernen“ zu lassen, um in ihm einst einen Rabbiner, die höchste Stufe, welche der Jude in jener Zeit erreichen konnte, zu erblicken; aber die Kränklichkeit des Kindes und die eigene Armuth machte ihm die süße Hoffnung bald zunichte. Wie hätte sich die zärtliche Mutter auch von ihrem Lieblinge auf mehrere Jahre trennen können? Und doch war ohne Trennung vom elterlichen Hause ein ferneres „Lernen“ nicht möglich, denn der würdige Lehrer, R. David Fränkel, weilte nicht mehr in Dessau.

Das heiße Verlangen nach weiterer Ausbildung siegte über alle Schwierigkeiten. Was hatte er auch zu fürchten? An Mangel und Entbehrung war er von Kindheit an gewöhnt, und auch er mag wie sein späterer Freund Lessing gedacht haben, daß es sich „lustiger und erbaulicher in der großen Stadt als in der kleinen muß hungern lassen.“

Die lange widerstrebenden Eltern gaben den dringenden Bitten ihres Sohnes nach; mit schwerem Herzen willigten sie endlich ein. Sein fester Wille beschwichtigte den Schmerz, mit dem er von den geliebten Eltern, von seiner einzigen Schwester[1]) und einem jüngern Bruder schied.

Mit einem einzigen Dukaten in der Tasche, den ihm ein junges Mädchen im Namen ihrer Eltern geschenkt hatte,[2]) trat er den Weg nach Berlin an.

---

[1]) Die Schwester, deren Name nicht genannt ist, starb unverheirathet 1770 in Dessau.

[2]) J. A. L. Richter, Moses Mendelssohn als Mensch, Gelehrter und Beförderer echter Humanität (Dessau 1829), S. 11.

Zweites Kapitel.

Der Talmudjünger.

Es war im October 1743, im dritten Regierungsjahre des großen Friedrich, als an dem Rosenthaler Thore, dem einzigen, das damals fremde Juden passiren durften, der vierzehnjährige schwächliche Moses um Einlaß in die preußische Hauptstadt bat. Als der jüdische Thorschreiber, der als legitimer Beamte der jüdischen Gemeinde die Controle über diese Einwanderer führte, ihn nach dem Zwecke seines Aufenthaltes in Berlin fragte, antwortete er: „Lernen!“ Als aber der ernste Beamte auch über seine Subsistenzmittel Auskunft haben wollte, sah ihn der schwache Knabe scheu und verlegen an und wußte nichts zu erwidern, als: „Rabbi David Fränkel.“

So trat Moses in Berlin ein, ohne Geld, ohne Empfehlungen, ohne den Muth, sich Fremden zu nähern, ohne Freunde und Bekannte, bis auf den einzigen Rabbi Fränkel, seinen Lehrer, dem sein Commentar über den Jerusalemischen Talmud großen Ruhm und auch wenige Monate[1]) vor Moses' Ankunft die Berufung als Oberrabbiner der damals über dreihundert Mitglieder zählenden Berliner Gemeinde verschafft hatte. Groß war die Anhänglichkeit und Liebe des Knaben zu diesem würdigen Manne. Schon vor dessen Abreise aus Dessau soll er ihn gebeten haben, ihn mitzunehmen, was jener nur deshalb abgelehnt, weil Moses kränklich war und der mütterlichen Pflege bedurfte. Am Tage der Abreise selbst aber erwartete er den Lehrer am Wege und wiederholte seine Bitten so kläglich und eindringlich, daß dieser endlich zusagen mußte, ihn später unter

---

[1]) Fränkel siedelte im August 1743 nach Berlin über, s. Landshuth, Toldoth ansche schem (Berlin 1884, I, 38); im October, nach Schluß der Festtage, folgte ihm Mendelssohn, was mit dessen Angabe (Schr. V, 526) übereinstimmt. Fränkels Commentar „Korban Haëdah“ erwähnt Mendelssohn im 122. Literaturbriefe (IV, 2, 136).

ſeine Talmudjünger aufzunehmen.[1]) Ob dieſe Erzählung auf Wahrheit beruht, müſſen wir dahingeſtellt ſein laſſen; genug, Fränkel nahm ſich ſeines Schülers mit aller Liebe an. Bei einem frommen Manne, dem in der Probſtgaſſe wohnenden Heimann Bamberger, der ein Gönner und Förderer der ſtrebſamen Jugend war, verſchaffte er ihm freie Wohnung in einem Dachſtübchen und einige Freitiſche; er ſelbſt zog ihn an Sabbat- und Feſttagen an ſeinen Tiſch, und da Moſes eine ſchöne Handſchrift, das einzige Erbe ſeines Vaters, hatte,[2]) ſo übertrug er ihm das Abſchreiben ſeines von ihm zum Druck vorbereiteten hebräiſchen Werkes, wofür er ihm wöchentlich einige Groſchen bezahlte.

Das waren die Mittel einer kümmerlichen Exiſtenz, welche ſich Moſes in den erſten Jahren ſeines Berliner Aufenthaltes darboten. Reichten ſie auch häufig nicht einmal aus, die mäßigſten Forderungen des Hungers zu befriedigen, ſo konnte er ſich doch nicht entſchließen, die Mildthätigkeit anderer in Anſpruch zu nehmen. Das Bewußtſein ſeiner Mittelloſigkeit drückte ihn nieder und ſchüchterte ihn ſo ein, daß er es ſogar nicht über ſich gewinnen konnte, jemand ſeine Noth zu entdecken. Mit welchem Rechte, ſagte er ſich oft ſelbſt, dürfte ich den Menſchen zur Laſt fallen? Wie ſo viele Jünglinge meines Alters müßte auch ich mich ernähren; ſind doch die Leute wegen meines Hanges nach geiſtiger Ausbildung nicht verpflichtet, mich zu unterſtützen! Und ſo legte er ſich manche Nacht nieder, ohne ſeinen Hunger geſtillt zu haben. Auf dem Brote, das ihm zur

---

[1]) Göckingk, Friedrich Nicolais Leben und literariſcher Nachlaß, 146.

[2]) Ein Autograph Moſes Mendelsſohns in ſchöner jüdiſcher Currentſchrift, geſchrieben vor ſeinem vollendeten dreizehnten Jahre, den 21. Auguſt 1742, befindet ſich auf dem Einſchlagblatte eines der Prager iſrael. Gemeinde-Bibliothek angehörenden Exemplars der Rechtsgutachten des Iſaak ben Scheſchet. S. Dr. N. Grün, ein Autograph M. M's., im Jüd. Literaturblatt, 4. Jahrg., S. 6.

Mahlzeit diente, bezeichnete er durch ſorgſam abgemeſſene Striche den Theil, den er an dem einen Tage eſſen durfte, um den andern Tag nicht gänzlich darben zu müſſen.

Dieſe Noth, welche eine ſolche Höhe erreicht hatte, daß es ihm zuweilen ſogar an reiner Wäſche mangelte, und er ſich den Leuten aus Scham nicht zeigen wollte, beugte keineswegs den Muth ſeiner Seele nieder; ſie verlieh ihm vielmehr neue Schwingen, Höheres zu wollen und zu erreichen. Er widmete ſich nicht nur mit ungeſchwächtem Eifer dem Studium des Talmud, ſondern fing auch alsbald an, ſich im geheimen die noch ſtreng verpönte Kenntniß des Deutſch-Leſens anzueignen.

Berlin war damals noch nicht das Berlin von heute, aber es ſteuerte ſchon in jener Zeit, namentlich ſeit dem Regierungsantritte Friedrich II., darauf hin, ſich zur Metropole der Intelligenz zu erheben, und in der That galt es nächſt Leipzig für eine der gebildetſten Städte Deutſchlands. Wie aber überall, wo neue Ideen in Schwung kommen, Juden kraft ihrer leichtern Erregbarkeit gern mit thätig ſind, ſo zeigte ſich unter einzelnen Vermögenden der preußiſchen Hauptſtadt ſchon damals ein geheimes Streben nach deutſcher Bildung und wurde in ihrer Seele der Keim eines neuen friſchen Lebens geweckt. Sie fingen an, leiſe zu ahnen, daß die frühere Erziehungsweiſe ſie in zu tiefer Unwiſſenheit gelaſſen habe, daß deutſche Bildung das erſte Erforderniß ſei, um die Schranken zu durchbrechen, welche ſie in Abgeſchloſſenheit von ihren chriſtlichen Mitbürgern hielten.

Die wenigen beſſer Gebildeten unter ſeinen Glaubensgenoſſen nahm ſich Moſes zum Muſter und Vorbild. Wie aber konnte der arme Talmudjünger zu dem ihm unzugänglichen Wiſſensborn gelangen? Durfte er ja kaum ſeinen Wunſch laut werden laſſen, ſich auch nur das Verſtändniß der deutſchen Sprache anzueignen. Deutſches Wiſſen und Ketzerei war den damaligen Juden gleichbedeutend. Die polniſchen Rabbiner, die jedem Schritte zur Cultur und Bildung hemmend in den Weg traten, predigten gegen die Neuerer, wie man diejenigen nannte, welche ſtatt des üblichen

Kauderwelſchs die deutſche Sprache zu ihrer Umgangsſprache machen und ſich eines reinen deutſchen Ausdrucks bedienen wollten. Mit gleicher Strenge verfuhren die von gleichem Geiſte beſeelten Gemeinde-Aelteſten beſonders gegen die Fremden, welche in polizeilicher Hinſicht ganz unter ihrer Botmäßigkeit ſtanden. Wehe dem, der ſich mit einem deutſch gedruckten Buche ertappen ließ! So erzählte der Großvater der Familie Bleichröder in Berlin: „Ich kam im Jahre 1746 als armer vierzehnjähriger Knabe nach Berlin und fand Moſes Mendelsſohn in der jüdiſchen Lehranſtalt. Dieſer gewann mich lieb, unterrichtete mich im Leſen und Schreiben und theilte oft mit mir ſein kümmerliches Brot. Aus Dankbarkeit zeigte ich mich ihm durch kleine Dienſtleiſtungen erkenntlich, und ſo ſchickte er mich unter andern irgend wohin, um ein deutſches Buch zu holen. Mit dieſem Buche in der Hand begegnete mir ein jüdiſcher Armenvorſteher, der mich mit den Worten anfuhr: „Was haſt du da? Wol gar ein deutſches Buch!“ Sogleich riß er es mir aus der Hand und ſchleppte mich zum Vogt, dem er den Befehl ertheilte, mich aus der Stadt zu weiſen. Mendelsſohn, welcher Kenntniß von meinem Schickſale erhielt, gab ſich alle Mühe, meine Rückkehr zu bewirken, allein vergeblich. Er ſchaffte mir ſpäter ein Unterkommen in der damaligen Talmudſchule in Halberſtadt, und ich verdanke ihm mein zeitiges Wohl.“ [1])

Trotz dieſes Damoklesſchwertes, das drohender als ſelbſt der Mangel über ſeinem Haupte hing, verfolgte Moſes die einmal betretene Laufbahn der deutſchen, oder, beſſer geſagt, der nichtjüdiſchen Wiſſenſchaft mit immer glühenderem Eifer und immer ſichtbarerem Erfolge. Das Wort des römiſchen Dichters:

„Schwer nur ringt ſich empor das Talent,
Dem ſchon in der Jugend Elend ſperret den Weg!“

fand in vollem Maße auch auf ihn Anwendung. Und er rang ſich tapfer empor! Er ſcheute keine Mühe, keine Anſtrengung;

[1]) Schr. I, 9.

noch in später Nacht beim matten Lampenschimmer las er die deutschen Bücher, die er sich heimlich zu verschaffen suchte; was er an deutschen Druckschriften nur immer auftreiben konnte, wurde in unersättlicher Gier von ihm verschlungen. Es läßt sich denken, daß er in seiner Lectüre gerade nicht sehr wählerisch war. Bei einem seiner Glaubensgenossen fand er Reinbecks „Betrachtungen über die Augsburgische Confession;" es war vielleicht eins der ersten deutschen Bücher, das er überhaupt gelesen hat.[1]) Mit unaufhaltsamer Gewalt zog ihn der philosophische Theil der Betrachtungen an: er handelte von den Beweisen für das Dasein Gottes, demselben Thema, über welches er noch gegen Ende seines Lebens sich vernehmen ließ.

Die Kenntniß der deutschen Sprache, so wie eine deutsche Handschrift, die uns selbst heute noch als schön erscheint, hatte sich Moses angeeignet. Er fand nun auch alsbald Gelegenheit, seinem Wissensdurste neue Befriedigung zu verschaffen.

Zufällig machte er die Bekanntschaft eines gelehrten Rabbiners aus Galizien, der wegen seiner Liebe zu den Profanwissenschaften dem Neide und der Verfolgung sich ausgesetzt sah und deshalb seine Heimat verlassen mußte. Dieser Mann, Israel Moses Levi, auch Israel Samosz genannt, ein philosophischer Denker und guter Mathematiker, der auch poetische Begabung hatte, lebte seit 1742 in Berlin, treu der Wissenschaft ergeben, unter Leiden und Entbehrungen, bis der reiche und wohlthätige Daniel Itzig sich seiner annahm und ihm Asyl bot. In dem Itzigschen Hause in der Burgstraße zu Berlin, an dessen Stelle der geniale Hitzig, ein Enkel Daniel Itzigs, die prachtvolle Börse baute, schrieb Samosz seinen Commentar zum „Kusari"[2]) und empfing er häufig die Besuche Moses', der sich ihm näher anschloß und

---

[1]) Schr. V, 206.

[2]) Diesen Commentar zum Kusari, „Ozar Nechmad," welcher 1796 zum ersten male in Wien gedruckt wurde, schrieb Mendelssohn theilweise eigenhändig ab; ein Fragment dieser Abschrift (5. Abschnitt) befindet sich im Besitze des Hrn. Dr. A. Berliner in Berlin.

von ihm den ersten Unterricht in der Mathematik erhielt. Unter seiner Anleitung studirte er den Euklid aus einer hebräischen Uebersetzung, und wir werden später sehen, zu welcher Vollkommenheit er es auf diesem Gebiete durch ununterbrochenen Fleiß und Eifer gebracht hat.

Der Umgang mit diesem interessanten Gelehrten[1]) blieb auf die geistige Entwickelung des jungen Moses nicht ohne wesentlichen Einfluß. Mit den Werken der jüdischen Religionsphilosophie innig vertraut, erging sich Israel Samosz mit ihm in metaphysischen Speculationen, welche bald ein Band der Vertraulichkeit zwischen Lehrer und Schüler bildeten.

Die liebgewonnene Beschäftigung mit der Mathematik und den jüdischen Philosophen des Mittelalters machte den Wunsch in ihm rege, auch die classischen Sprachen zu treiben. Wollte er bei dem Studium der mittelalterlichen Philosophie nicht stehen bleiben, so mußte er nothwendig Lateinisch studiren; wer die neuere Philosophie kennen lernen und auf den Namen eines Gelehrten Anspruch machen wollte, durfte der lateinischen Sprache nicht unkundig sein. Nun war es dem bescheidenen, anspruchslosen Jünglinge allerdings nicht darum zu thun, den hochtönenden Namen „Gelehrter" zu führen; wol aber hegte er den sehnlichsten Wunsch, die Sprache der Römer kennen zu lernen, um durch sie seinen Gesichtskreis in den Wissenschaften zu erweitern.

Mangel an Geld, sich die nothwendigsten Bücher zu kaufen und sich einen Lehrer zu halten, gab ihm anfangs wenig Hoffnung, seinen neuen Studienplan in Ausführung bringen zu

---

[1]) Ueber Israel Samosz s. Schr. V, 204 f., Landshuth, Die Gegenwart (Berlin 1867), 325. In dem ehemals so berühmten Parke Daniel Itzigs — Köpnikerstraße Nr. 168 — fand man 1865 unter andern Kunstwerken eine Sonnenuhr auf einer kupfernen Platte mit detaillirten Eintheilungen nach der inschriftlichen Erfindung des Rab. Israel Moses vom Jahre 1762. Vossische Zeitung, 1865, Nr. 103, 1. Beil. S. 4. Er starb in Brody den 20. April 1772.

können. Um sich Bücher anzuschaffen, fing er an zu sparen. Sobald er einige Groschen, für Moses damals ein Capital, zusammengebracht hatte, schlich er heimlich zum Antiquar; er erstand eine alte lateinische Grammatik und ein schlechtes Lexikon. Auch für einen Lehrer war bald gesorgt. Ein junger jüdischer Arzt aus Prag, Doctor Abraham Kisch,[1]) der sich im Jesuiten-Collegium seiner Vaterstadt die Kenntniß der alten Sprachen erworben hatte, machte sich erbötig, ihm bei diesem Studium behülflich zu sein. Moses genoß wirklich ungefähr ein halbes Jahr täglich eine viertel Stunde Unterricht bei ihm, mehr aber als dieser förderte ihn sein eiserner Fleiß; in kurzer Zeit konnte er den kühnen Gedanken wagen, einige Schriften des Cicero, welche ihm in einem alten Bande zufällig in die Hände fielen, zu lesen. Seine Neigung zu philosophischen Materien mag jedoch in den Reden des römischen Consuls keine Befriedigung gefunden haben; groß war daher seine Freude, als er bei einem Verkäufer alter Bücher eine alte lateinische Uebersetzung von Lockes „Versuch über den menschlichen Verstand" erwischte. Dieses Werk suchte er, wie Nicolai aus seinen Jugenderinnerungen mittheilt, „mit unbeschreiblicher Mühe zu entziffern; er schlug jedes Wort, das er nicht verstand, und das waren die meisten, im Lexikon nach und schrieb es auf, bis ein paar Perioden beisammen waren. Alsdann dachte er über den Inhalt nach. Durch Nachdenken suchte er das Verständniß zu errathen, und wenn er es gefunden zu haben glaubte, verglich er es wieder, so weit seine Kenntniß der Sprache reichte, mit dem Wortverstande."[2]) Wer möchte da nicht mit dem alten Hesiod ausrufen:

„Vor die Thüre der Weisheit stellten die Götter den Schweiß hin."

---

[1]) Abraham Kisch, der Sohn eines Apothekers, daher auch Rokeach genannt, promovirte 1749 in Halle mit der Dissertation „Theoria et Therapia Phtyseos pulmonalis" und lebte dann als Arzt in Prag bis zu seinem, den 6. Juni 1803 erfolgtem Tode (Mittheilung des Hrn. Dr. N. Grün in Prag).

[2]) Schr. V, 206; vergl. Göckingk, a. a. O. 147.

Für Moſes gab es keine Schwierigkeiten, die er nicht durch Fleiß und Ausdauer überwunden hätte. So viel Anſtrengung das Erlernen des Lateiniſchen ihn auch anfangs koſtete, ſo kam er dem Verſtändniß deſſelben doch alsbald nahe und er konnte in kurzer Zeit den Ideenreichthum eines Plato und Ariſtoteles aus lateiniſchen Ueberſetzungen in ſich aufnehmen.

Der Autodidakt bleibt nie auf halbem Wege. Sobald Moſes einſah, daß das Lateiniſche die Baſis der neueren Sprachen ſei, faßte er den Entſchluß, auch Franzöſiſch und Engliſch zu lernen. Wieder ließ ſich ein junger Studioſus herbei, ihm hierin einige Anleitung zu geben, und dieſer junge Mann war kein anderer als der Doctor Gumpertz.

Drittes Kapitel.

Doctor Gumpertz.

Als nach dem Dresdener Frieden der junge Preußenkönig in den letzten Tagen des Jahres 1745 ſeinen Triumphzug in ſeine Hauptſtadt hielt, gaben auch die Juden, wie gewöhnlich bei ſolchen Anläſſen, in mannichfacher Weiſe ihre Freude kund. Sie erleuchteten ihre Synagoge aufs prächtigſte „von Innen und von Außen“ und veranſtalteten einen feierlichen Gottesdienſt. Bei dieſer Gelegenheit hielt Oberrabbiner Fränkel die Feſtrede und wurde ein von ihm eigens zu dieſer Feier verfertigtes hebräiſches Siegeslied unter Muſikbegleitung vorgetragen. Die Juden wünſchten dieſes Lied ins Deutſche überſetzen zu laſſen, damit auch ihren chriſtlichen Mitbürgern die Kundgebung ihrer Loyalität zu Geſichte käme, und betrauten einen zweiundzwanzigjährigen, „der Philoſophie und

mathematiſchen Wiſſenſchaft befliſſenen" jungen Mann mit der Ueberſetzung.[1]) Dieſer junge Mann war der ſpätere Doctor Aron Salomon Gumpertz, auch Aron Emmerich genannt, welcher der Lehrer unſeres Moſes wurde.

Gumpertz, ein Enkel jenes Elia Gumpertz aus Emmerich, welcher dem großen Kurfürſten als Lieferant und Agent weſentliche Dienſte leiſtete, auch zu diplomatiſchen Unterhandlungen nach Holland geſchickt wurde, war ſchon in ſeiner früheſten Jugend von ſeiner frommen Mutter zum Rabbiner beſtimmt und erhielt demgemäß von dem Rabbiner Iſrael Samosz und andern Lehrern Unterricht.[2])

Der glaubwürdigſte Berichterſtatter über ſeine Lebensverhältniſſe und ſeinen in jenen Zeiten nicht ohne Schwierigkeiten zurückgelegten Bildungsgang iſt der junge Gumpertz ſelbſt. In dem Alter von zweiundzwanzig Jahren ſchloß er ſich dem gewaltigen Führer der damaligen Gelehrten-Republik, dem Leipziger Gottſched, an und bat ihn um ſeine hohe Protection, wie er denn auch ſo lange mit ihm in Correſpondenz blieb, bis ſein ſpäterer Freund Leſſing dieſes „gefürchtete Schulhaupt des verdorbenen Geſchmacks" mit ſchneidender Schärfe und durchtriebenem Humor angriff und glücklich aus dem Felde ſchlug.

„Ich bin," heißt es in der rührenden Supplik[3]) des jüdiſchen Studenten vom 8. März 1745, „ſeit zwanzig Jahren ein Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft. Den allergrößten Theil dieſer Zeit habe ich auf die Studien gewandt, die bei meinen Glaubensgenoſſen in Gebrauch eingeführt ſind. Die Nebenſtunden ungerechnet, die zuweilen zu der franzöſiſchen Sprache, der Rechenkunſt und einer Uebung im Schreiben, wie-

---

[1]) König, Annalen der Juden in der Mark Brandenburg, 276. Das Gedicht mit einer erbärmlichen jüdiſch-deutſchen Ueberſetzung, welche Mendel Wolf Schwab zum Verfaſſer hat, wurde ganz unnöthigerweiſe wieder abgedruckt von L. Landshuth, Toldoth ansche schem, 41—48.

[2]) Ueber Gumpertz ſ. L. Landshuth, Die Gegenwart, 318 ff.

[3]) Bei Danzel, Gottſched und ſeine Zeit, 333 ff.

wohl ohne Jemandes Anführung, ſondern, wie mir es der natürliche Eifer eingab, herhalten mußten. Wie weit ich es nun herin getrieben, überlaſſe ich andern jedoch unparteiiſchen Richtern zu beurtheilen; genug, es kann mir nicht vorgerückt werden, es hätten meine Lehrmeiſter ihre Mühe unnütz verſchwendet. Die Neubegierde, welche aber in ſolcher Abſicht vor eine Tugend erkenne, zündete von meiner zarteſten Jugend in meinem Herzen eine Flamme an, die nur allein durch Erfahrung neuer Kenntniſſe genährt wird. Dieſer angeborene Zug zu den Wiſſenſchaften und freien Künſten bekam allerſt vor drei Jahren ein Licht und fand den Steg, der zu ſeinem Endzweck leitet.

Man kann leicht ermeſſen, daß ich weder Fleiß noch Mühe geſparet, ſo wenig die anmuthige Sommer- als die tiefſinnige Winterzeit verfließen laſſen, ohne im Nachſinnen in der Mathematik und Naturlehre, inſofern es meine Umſtände und die den hebräiſchen Studien gewidmete Zeit erlaubte, meinen Durſt zu löſchen und mich zu ergötzen.

Ich habe zu dem Ende und auf Anrathen der löblichen Profeſſoren hieſiger Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften einige Zeit der lateiniſchen oder Gelehrten Mutterſprache zutheilen müſſen. Darin auch nächſt göttlicher Hülfe! binnen ein halbes Jahr ſo weit gerückt, daß ich der mir nöthigen Schriftſteller Sinn begreifen kann.

Ich bin keineswegs ſo ruhmredig, dieſes alles mich groß zu machen erwähnt zu haben. Es ſei ferne! Ich würde ſo thöricht nicht ſein, in Gegenwart eines ſcharfſichtigen Auges meine Fehler zu bemänteln. Die Selbſtliebe hat ſich auch meiner noch nicht ſo bemeiſtert, daß mir bereden ſollte, den geringſten Rang unter den Muſen einzunehmen. Ich bin vielmehr vergnügt durch meine unermüdeten Bemühungen erkannt zu haben, wie viel mir noch zu einem Gelehrten mangle.

Daß aber kein Baum des Verſtandes zeitige Früchte zeuge, oder mit dem gemeinen Manne zu reden, kein Meiſter geboren werde, iſt eben ſo ausgemacht als gewiß iſt, daß mit den Jahren

auch die Weisheit zunehme und der Geist aufgeklärt werde. Ich glaube mich also keines Vergehens theilhaft zu machen, wenn ich hoffe vollkommener zu werden, als ich bin, und mir indessen den Charakter Philosoph nach seinem eigentlichen griechischen Verstande oder Freund der Weisheit anmaße.

Und dieses letztere in Ansehung meines unersättlichen Verlangens von allen Wahrheiten deutliche und vollständige Begriffe zu erlangen, das schwerlich in größerem Grade bemerkt werden mag.

Wie könnte ich aber diese meine Haupt- und heilsamste Absicht erreichen, wenn ich noch keinen Lehrer als richtigen Wegweiser gehört? Die sinnreichsten Schriften sind dennoch an vielen Orten dunkel und ohne die Erläuterung eines geschickten Unterweisers unverständlich. Jene sind erblaßte Worte, dieser hingegen eine lebendige Schrift, und wenn der letztere auch zu Zeiten den erstern nachzusetzen, so ist nichtsdestoweniger das Licht des Monds bei heiterm Himmel stärker als der in Wolken, Dunst und Nebel verwickelten Sonnen.

Ew. Wohl-Edel-Geboren durchdringende Einsicht wird bei Erwägung alles bisher Erzählten leichtlich urtheilen können, wie sehnlich ich gewünscht, bei einem akademischen Lehrer die süße Milch der Wissenschaften zu saugen. Wo kann ich aber wol mein Anliegen näher suchen, als wenn eben zu Ew. Wohl-Edel-Geboren mich in Unterthänigkeit wende? Sie sind es, der den deutschen Musen zum theuersten Beschützer geschaffen. Sie sind es, dessen unschätzbares Verdienst um die Wissenschaften so allgemein gepriesen wird. Sie sind es, dem wir Deutsche so verschiedene geistreiche Schriften zu danken haben. Ja Sie sind endlich derjenige Wunderstern, den die gesammte Gelehrtenwelt mit so großer Aufmerksamkeit bewundert. Bei einem so unvergleichlichen Weltweisen, bei einem so fürtrefflichen Redner und mit einem Worte bei einem Oberhaupte der Gelehrsamkeit muß ich billig Weisheitsschätze holen.

Ich habe daher unterthänigst anflehen sollen, es möchte

Ew. Wohl-Edel-Geboren gnädigst Sich gefallen lassen, mir zu erlauben zu Höchstdenselben nacher Leipzig mich zu verfügen, um unter Dero Schutzflügel weiden zu können. Ich will weder Mühe noch Fleiß ansehen, Ihnen nach Vermögen gehorsamst aufzuwarten. Ich werde mich glückseligst schätzen, wenn ich Ew. Wohl-Edel-Geboren, so mit meiner Wenigkeit im Schreiben, Calculiren oder sonst dergleichen meiner Dienstfertigkeit überzeugende Proben geben könne. Ich verlange nichts als Schutz und Schirm in Dero glückseligem Hause. Ich will also unter nachgesetzter Aufschrift durch einen deroselben geringsten Lehrlingen oder Bedienten Verhaltungsbefehl hierin erwarten und des Vertrauens leben, in meinem demüthigsten Ansuchen Gehör und Gelegenheit zu finden, mich bis zu meinem Grabe in tiefster Erniedrigung und Ehrfurcht zu nennen ꝛc. ꝛc."

Gottsched, der den Grundsatz hatte, man könne der Freunde nie genug haben, beantwortete den langathmigen, schwulstigen, dem Geschmacke Gottscheds und seiner Zeit entsprechenden Brief des jungen Gumpertz höchsteigenhändig und gab ihm das Versprechen, ihn „unter seinen Schutzflügeln weiden zu lassen". Aus dem Plane wurde allerdings nichts. „Die bald hernach erfolgte Uneinigkeit zwischen den Höfen zu Berlin und Dresden," heißt es in einem andern Schreiben vom 15. December 1747,[1]) „welche endlich in Thätlichkeiten ausgebrochen, zeigen hinlänglichen Grund an, warum ich meines so sehnlichen Wunsches ohnerachtet, nicht nach Leipzig gereiset." Er blieb in Berlin, knüpfte vermöge der Wohlhabenheit seiner Eltern Verbindungen mit angesehenen dortigen Gelehrten, besonders mit Maupertuis und dem Marquis d'Argens an; beiden diente er eine Zeit lang als Secretär. D'Argens, der Verfasser der „Jüdischen" und „Kabbalistischen Briefe", suchte die talmudischen und rabbinischen Kenntnisse des jungen Studiosus sich zu Nutze zu machen; er unterhielt sich täglich mit ihm und besuchte ihn zuweilen in

[1]) Bei Danzel, a. a. O. 335.

ſeinem „eigenen" Hauſe. Das war, wie Gumpertz ſelbſt verſichert, den allerwenigſten Gelehrten in Berlin ebenſowenig unbekannt als daß er mit der gefeierten Doris, der treuen Gehülfin Gottſcheds, im Briefwechſel ſtand.

Gumpertz, welcher Medicin ſtudirte und im März 1751 mit der, Maupertuis gewidmeten Diſſertation „Ueber die Temperamente" in Frankfurt a. O. den Doctorhut erwarb, wurde der Lehrer unſeres Moſes. „Durch den Umgang mit dem nachherigen Doctor der Arzneigelartheit, Herrn Aron Gumpertz," ſchreibt Mendelsſohn einige Jahre nach deſſen Tode,[1]) „habe ich Geſchmack an den Wiſſenſchaften gewonnen, dazu ich auch von demſelben einige Anleitung erhielt." Er war ſich recht wohl alles deſſen bewußt, was er ihm verdankte. Von ihm erhielt er Unterricht im Franzöſiſchen und Engliſchen; durch ihn wurde er mit dem ſpätern Akademiker Beauſobre und anderen befähigten jungen Leuten des Joachimthalſchen Gymnaſiums bekannt; durch ihn wurde ſein Intereſſe für Leibniz und Wolff, die Häupter der neuern philoſophiſchen Schule, geweckt und ſeine Bekanntſchaft mit Maupertuis, dem Präſidenten der Berliner Akademie, vermittelt. Kein anderer als Gumpertz war es, der den ſchüchternen Moſes ſpäter auch Leſſing zuführte.[2])

Moſes hört nie auf, dieſem ſeinen Wohlthäter und Förderer ein dankbares Andenken zu bewahren. Der früheſte Brief, welchen wir von ihm beſitzen, iſt an Gumpertz gerichtet. In dieſem Schreiben, auf welches wir noch zurückkommen, heißt es: „Wer Sie näher kennt, theuerſter Freund! und Ihre Talente zu ſchätzen weiß, dem kann es gewiß an keinem Exempel fehlen, wie leicht ſich glückliche Geiſter ohne Vorbild und Erziehung emporſchwingen, ihre unſchätzbaren Gaben ausarbeiten, Geiſt und Herz beſſern und ſich zu dem Range der größten Männer erheben können. Ich gebe einem Jeden zu bedenken, ob Sie,

[1]) Schr. V, 526.
[2]) Schr. V, 205, 207.

großmüthiger Freund! nicht die Rolle des Juden im Schauspiel (der Jude von Lessing) übernommen hätten, wenn Sie auf Ihrer gelehrten Reise in seine Umstände gesetzt worden wären. Ja ich würde unsere Nation erniedrigen, wenn ich fortfahren wollte, einzelne Exempel von edeln Gemüthern anzuführen. Nur das Ihrige konnte ich nicht übergehen, weil es so sehr in die Augen leuchtet und weil ich es allzuoft bewundere."[1])

Doctor Gumpertz verheirathete sich mit einer reichen Jüdin und lebte als Privatmann in Hamburg,[2]) wo er einen, auch von Mendelssohn rühmend erwähnten kurzen Ueberblick über alle Theile der Wissenschaften in hebräischer Sprache veröffentlichte.[3])

Er hatte die freudige Genugthuung, von seinem Schüler bald philosophische Schriften zu lesen.

Viertes Kapitel.

Der Hauslehrer.

Eine mehr denn siebenjährige Leidenszeit hatte Mendelssohn, wie er sich selbst nannte und wir ihn fortan nennen wollen, durchgemacht, als es ihm endlich beschieden wurde, mit hoffnungsvollern Blicken in die Zukunft schauen und einem zweiten Jakob gleich, seine Geliebte, für die er lebte, strebte und litt, die Wissenschaft, mit Innigkeit umfangen zu können.

Sein bescheidenes, anspruchsloses Wesen, seine mühsam errungenen Kenntnisse hatten die Aufmerksamkeit des Seidenfabrikanten Isaak Bernhard (Bermann Zilz) erregt; er stellte

---

[1]) Schr. III, 479.

[2]) Schweizer Briefe I, 91.

[3]) Maamar ha-Madah, zusammen mit einem Super-Commentar zu Ibn Esras Commentar zu den fünf Megilloth (Hamburg 1765), von Mendelssohn erwähnt in dem Commentar zu Milloth Higajon (Berlin 1766), Pforte 14, Einleitung.

Mendelsſohn den Antrag, als Lehrer und Erzieher ſeiner Kinder in ſein Haus zu kommen. Man denke ſich, mit welcher Freude dieſes Anerbieten aufgenommen wurde.

Mit dem Eintritt in das Bernhardſche Haus — es war dies im Jahre 1750 — beginnt in dem Leben des jungen Mannes eine neue Epoche. Er war mit einem male der drückenden Sorge um ſeine Exiſtenz überhoben und konnte nun mit größerer Ruhe an ſeine Studien und ſeine eigene Fortbildung denken.

Neben der treuen und erfolgreichen Fürſorge für die Erziehung der ihm anvertrauten Zöglinge dachte er in der That nur an ſeine wiſſenſchaftlichen Studien. Daß er nie auf einer Univerſität geweſen, nie ein Colleg hat leſen hören, war, wie er ſelbſt klagt,[1]) „eine der größten Schwierigkeiten, die er übernommen hatte“, indem er alles durch Anſtrengung und eigenen Fleiß erzwingen mußte und erzwang. Je mehr ſich ſeine äußerlichen Verhältniſſe beſſerten, deſto freier bewegten ſich die Schwingen ſeines Geiſtes. Jetzt erſt entfalteten ſich ſeine Anlagen nach den verſchiedenſten Seiten, denn „es iſt mit der Entwickelung des Geiſtes wie mit dem Frühlinge des Jahres, wenn nur erſt Ein warmes Lüftchen weht, Eine Quelle rieſelt, Eine Knospe ſchwellt, zuckt der Frühling bald auch durch die ganze Natur, und alles, was keimt, erſprießt zur vollen Blüthe“.

Mendelsſohn hat mit jedem Autodidakten das ſtolze Bewußtſein, alles durch ſich ſelbſt geworden zu ſein, und inſofern finden treffliche Anwendung auf ihn des Freundes herrliche Worte:

„Ein Geiſt, den die Natur zum Muſtergeiſt beſchloß,
Iſt was er iſt, durch ſich, wird ohne Regeln groß,
Er geht, ſo kühn er geht, auch ohne Weiſer ſicher,
Er ſchöpfet aus ſich ſelbſt. Er iſt ſich Schul' und Bücher.“

Ohne Schule und ohne Lehrer gewann Mendelsſohn in den vier Jahren, welche er im Bernhardſchen Hauſe verbrachte,

[1]) Schr. V, 526.

ein geiſtiges Bildungscapital, das zu verarbeiten nur unendlich Wenige Kraft, Energie und Fähigkeit beſeſſen haben. Seine talmudiſchen Studien ſetzte er fort; das Engliſche trieb er ſehr eifrig; ſeine bis dahin nur gering zu nennende Kenntniß des Lateiniſchen erweiterte er, ſodaß es ihm bald möglich war, ſich an einer Ode des Horaz, welcher Dichtung und Philoſophie in ſchönen Kränzen verflicht, zu ergötzen.

Um Philoſophie war es Mendelsſohn hauptſächlich zu thun, er lebte ganz in ſpeculativen Ideen und gab ſich mit Vorliebe den philoſophiſchen Studien hin. Nicht nach Kenntniſſen, welche er verwerthen wollte, ſtrebte er, ſondern nach Weisheit, und er nahm ſie auf, wo er ſie fand.

Der „Führer der Verirrten“, der „Kuſari“ und die übrigen jüdiſchen religionsphiloſophiſchen Werke haben auf ſeinen Geiſt einen unverkennbaren Einfluß geübt; die aus ihnen geſchöpften Ideen bildeten in ihm, wie hundert Jahre früher in Spinoza, die erſte Baſis einer eigentlich philoſophiſchen Anſchauung. Unwillkürlich wurde er ſo auch auf die Kabbala geleitet. Schon als zwanzigjähriger junger Mann war er zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Dunkelheit dieſer orientaliſchen Philoſopheme theils aus den im Oriente gewöhnlichen Bildern, theils aber auch aus der Armuth entſtanden ſei, welche der hebräiſchen Sprache für Ausdrücke philoſophiſcher Begriffe eigen iſt, daß ſie aber, von der Hülle entkleidet, Ideen zu Tage förderten, welche mit denen ſpäterer Denker viele Aehnlichkeit hätten.[1])

Auch auf dem Wege, ſich mit der neuern Philoſophie vertraut zu machen, begegneten wir ihm ſchon früher. Sein deutſches Leſebuch führte ihn ebenſo wol in die Schule des Leibniz-Wolffſchen Dogmatismus ein, wie er durch den alten Quartanten, aus dem er ſein Latein mühſam gelernt hatte, auf die Schar der engliſchen Freigeiſter und Deiſten hingewieſen wurde.

Betrachten wir ſeinen Bildungsgang etwas näher. Mit

---

[1]) Nicolai, Ueber meine gelehrte Bildung (Berlin 1799), 43.

Lockes „Verſuch über den menſchlichen Verſtand“ wurde er zuerſt bekannt. Wie viele ſeiner Zeitgenoſſen, nahm auch er von den Engländern ſeinen Ausgangspunkt und folgte ſomit der allgemeinen Strömung, welche ſeit dem Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts alle Veränderungen in der Politik wie in der Literatur in Bewegung ſetzte. Die ſtaatlichen Umwälzungen, welche auf der britanniſchen Inſel das Syſtem des Mittelalters zu Grabe trugen, riefen einen Kampf über die Grundlagen göttlicher und menſchlicher Ordnung hervor, deſſen Wirkungen ſich auch alsbald in Frankreich, ganz beſonders aber in Deutſchland zeigten.

Die engliſche Literatur, ſagt Danzel, iſt der Stab geweſen, an welchem ſich die deutſche den größten Theil des vorigen Jahrhunderts hindurch emporgerankt hat, bis ſie endlich im letzten Viertel deſſelben hinlänglich erſtarkt war, um nicht nur allein ſtehen, ſondern auch der bisherigen Ernährerin friſche Lebensſäfte mittheilen zu können. Das neue Element, das von England her in Deutſchland eindrang, verjüngend und belebend, war ein Hauch friſcher Seeluft, der durch die ſchwülen Gaſſen einer dichtbevölkerten Stadt weht, war die Aufforderung, aus der Verknöcherung der Formen und conventionellen Regeln zurückzukehren zu Natur und Freiheit.[1])

Locke, lange Zeit der Lieblingsſchriftſteller Mendelsſohns, fand mit ſeinem Senſualismus gleich beim erſten Auftreten einen wohlvorbereiten Boden und, einzelner Widerſprüche ungeachtet, eine überaus günſtige Aufnahme. Die ſyſtematiſchen Denker der verſchiedenen Nationen gingen von ihm aus oder kehrten zu ihm zurück; viele, ſelbſt die Bekämpfer ſeiner Lehre, haben von ihm gelernt. Leibniz, deſſen Syſtem im diametralen Widerſpruch zu dem des Engländers ſteht, iſt ehrlich genug zu bekennen, daß er „einem moraliſirenden Lord“ vieles zu danken, ja wichtige und weſentliche Geſichtspunkte ſeiner Theodicée in deſſen Werken

---

[1]) Danzel und Guhrauer, Gotthold Ephraim Leſſing. Sein Leben und ſeine Werke. 2. Aufl. (Berlin 1880—81) I, 278.

vorgefunden habe. Voltaire gab seinem frivolen Geiste die Schriften eines Locke, Pope und Newton zur Nahrung. Diderot übersetzte Shaftesbury und ist entzückt von Richardson. Rousseau vertiefte sich in Locke; sein Émile und Contrât Social sind aus ihm hervorgegangen.

Ein Geist wie Mendelssohn, der so ganz auf Lebensanschauung und unmittelbare Erkenntniß gestellt war, mußte nothwendig an dem Lockeschen Systeme Gefallen finden; er mußte sich um so mehr zu ihm hingezogen fühlen, als er, treu den Grundsätzen des englischen Constitutionalismus, der erste war, der es wagte, unbeschränkte Freiheit für jeden zu verlangen und im Namen der Gerechtigkeit jede Ausschließung von Staatsbürgern ihres religiösen Bekenntnisses wegen für ein Schandmal der menschlichen Gesellschaft zu erklären.[1])

Was Mendelssohn an Locke und die Engländer, welche sich dessen Theorie anschlossen, besonders an Shaftesbury, dessen geistreiche Schriften er ebenso wie den seiner Meinung nach seichten Hutcheson früh studirte, so gewaltig fesselte, war sicherlich nicht die freie religiöse Richtung, welche sie vertreten, oder die erbitterte Skepsis, für die seine gemäßigte Natur nur wenig geeignet war; wir müssen vielmehr die Bewunderung, welche er mit der ganzen damaligen Generation den Engländern zollte, auf den eigenthümlichen Geist beziehen, welcher sich bei den englischen Philosophen kundgab. Sie hatten sich als Menschen gezeigt, welchen das zutheil geworden ist, was Göthe das Höchste nennt, was dem Menschen zutheil werden kann, daß er ein eigenes Herz im Busen trage. Mendelssohn war ein zu subtiler Denker, als daß er diese Seite nicht bald hätte herausfinden sollen, und daß er es fand, gewissermaßen herausfühlte, erfahren wir aus einer Stelle in einem Briefe an Lessing,

---

[1]) Works, II, 259: I would not have so much as a Jew or Mahometan excluded from the civil rights of the common-wealth because of his religion. Vgl. Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, I, 384 ff.

welche lautet: „Die Franzoſen philoſophiren mit dem Witze, die Engländer mit der Empfindung.“ [1]) Dieſe Gefühls- und Moralphiloſophie mußte nothwendig den gewinnen, der ſelbſt Gefühl und Herz an ſeinem Philoſophiren theilnehmen ließ. Nur Locke, Clarke und Shaftesbury galten Mendelsſohn auch noch ſpäter als „wahre Weltweiſe“! [2])

Ueber das Studium der engliſchen Philoſophen wurde aber doch die damals ſo gefeierte und mächtig anziehende deutſche Philoſophie nicht vernachläſſigt; es war freilich keine andere als die Wolffſche. Mendelsſohn beſchäftigte ſich eingehend mit ihr, las die deutſchen und lateiniſchen Quartanten des Meiſters, verbrachte ganze Nächte bei den Schriften Hanſchs, Bilfingers und Baumgartens und war auf dem beſten Wege, ein eingefleiſchter Wolffianer zu werden. Dieſe Liebe zu dem trockenen Dogmatismus und ſeine Anhänglichkeit an die ſogenannte Schulphiloſophie, von der er ſich auch in ſpätern Jahren nicht ganz loszumachen vermochte, hat ſeinem Namen als Philoſophen nicht wenig geſchadet. Er ging aber ſchon in ſeinen erſten Studienjahren über Wolff hinaus, ging vielmehr auf Leibniz als die Quelle zurück, aus welcher dieſer ſelbſt geſchöpft hatte, und war mit deſſen Werken ebenſo wenig unbekannt geblieben, wie mit denen des Amſterdamer jüdiſchen Glasſchleifers Spinoza.

So war Mendelsſohn in den vier Jahren, welche er als Hauslehrer verlebte, ein philoſophiſch gebildeter Mann geworden.

Er fing an, ſich zu fühlen, wie man zu ſagen pflegt. In dem Grade, in welchem ſeine Bildung und ſeine Kenntniſſe zunahmen, verlor ſich ſeine Schüchternheit, und er erhob ſich allmählich, wenn auch nie gänzlich, aus dem Drucke, den ſein früheres kümmerliches Leben ihm aufgebürdet hatte. Er ſuchte jetzt auch Geſellſchaften auf, ließ ſich durch ſeinen Freund und Lehrer Gumpertz in gebildete Kreiſe einführen und bemühte ſich

---

[1]) Schr. V, 150.
[2]) Schr. V, 151.

den Ton der feinern Welt kennen zu lernen. Auch dem Marquis d'Argens und Prémontval, Sulzer und Maupertuis wurde er vorgeſtellt, dieſen bekannten Philoſophen und Berliner Akademikern, mit welchen er ſpäter häufigern Umgang pflog; die Herren ſahen ihn gern bei ſich, denn der junge Israelit, wie ſie ihn nannten, war ein vortrefflicher Kopf, ein angenehmer Geſellſchafter und, was freilich nicht ſchwer in die Wage fällt, ein guter Schachſpieler.

Dieſem Spiele verdankte er auch die Bekanntſchaft des Mannes, deſſen Name nicht ohne Ehrfurcht genannt werden kann: Leſſings.

Zweites Buch.

Der junge Philoſoph.

Fünftes Kapitel.

Leſſing.

Auf dem Nikolaikirchhofe in Berlin wohnte im Jahre 1754 in einem hohen, ſchmalen Hauſe, jetzt Hintergebäude des Hauſes Molkenmarkt 9. 10., auf einer ſehr kleinen Stube zwei Treppen hoch ein junger Dichter, der mit Mendelsſohn ſo ziemlich von gleichem Alter war, der Sohn eines proteſtantiſchen Geiſtlichen, ein Zeitungsſchreiber, wie der Akademiker Sulzer ihn wegwerfend nannte. Dieſer Zeitungsſchreiber war kein anderer als Leſſing, welcher ſchon damals bei aller Armuth einen Reichthum an Wiſſen beſaß, mit dem ſich ein Dutzend andere recht gut hätten begnügen können. Er führte während ſeines Aufenthaltes in dem Spree-Athen ein jämmerliches Literatenleben und war, wie noch oft nachher, darauf angewieſen, ſeine Zeit und ſeine Kenntniſſe zu verwerthen. Seine unermüdliche Thätigkeit hielt ihn jedoch nicht ab, eine kleine Schar von Freunden und guten Bekannten um ſich zu ſammeln, denn ſein ganzes Weſen war auf lebendigen Verkehr geſtellt und für lebhafte perſönliche Mittheilung im höchſten Grade empfänglich. In Leipzig, wo er ſtudirt hatte, waren es Schauſpieler und Schauſpielerinnen, mit

denen er verkehrte; in Berlin schloß er sich jungen Dichtern, Künstlern, Schauspielern und, was damals viel heißen wollte, Juden an. Es sah oft recht bunt auf seiner Stube aus! Da treffen wir so manchen, der auch für uns, weil mit Mendelssohn später befreundet, nicht ohne Interesse ist: den „kleinen Bauzner" Naumann, Lessings Stubengenossen, so leicht und flüchtig wie ein Schmetterling, übrigens ein gutmüthiger, heiterer Mensch, der recht geeignet war, andere witzig zu machen, und auch versprach, „eine Figur in der Welt zu bilden";[1]) den Herrn von Breitenbauch, seines Zeichens auch ein Literat und Kunstfreund;[2]) den Musiker Kirnberger, der Mendelssohn später Unterricht im Clavierspiel ertheilte, Müchler, den Doctor Gumpertz u. a. Der letztere empfahl Lessing, der gern eine Partie machte, den schüchternen Moses als guten Schachspieler, in der wohlmeinenden Absicht, ihm in dem Umgange mit einem so vielseitig gebildeten Geiste eine neue Bildungsquelle zu eröffnen. Lessing hatte eine zu große Vorliebe für alle diejenigen, welche das pedantische Gelehrtenthum von der Gemeinschaft ausschloß, für Schauspieler, Soldaten und Juden, als daß ihm nicht die Bekanntschaft mit diesem jüdischen Altersgenossen, der in seinem rastlosen Wissens- und Forschungstriebe sich unter den allergrößten Entbehrungen der Mathematik, der Philosophie, dem Lateinischen und den neuern Sprachen gewidmet hatte, von vornherein hätte willkommen sein sollen. Andererseits fühlte sich Mendelssohn bald traulich in der Gesellschaft eines deutschen Gelehrten, der so viele Kenntnisse aufgespeichert hatte und dabei so frei von allen Vorurtheilen war, daß er es sogar gewagt, die Juden auf dem Theater vor den Augen des von Haß und Verachtung gegen die jüdische Nation erfüllten Volkes zu rechtfertigen: „die Juden" sind Lessings Werk.

Dieses Lustspiel, das er schon im Jahre 1749 geschrieben

---

[1]) Schr. V, 14, 24, 30.

[2]) M. s. das Schreiben Mendelssohns an ihn vom 19. April 1757, V, 413.

hatte, bezeichnet er ſelbſt als das Ergebniß einer ſehr ernſthaften Betrachtung über die ſchimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk ſeufzen müſſe, das doch ein Chriſt nicht ohne eine Art von Ehrfurcht betrachten dürfe. „Aus ihm," ſagt Leſſing, „ſind ehedem ſo viele Helden und Propheten aufgeſtanden, und jetzt zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen ſei?" Leſſing, der auch bei ſeinen dramatiſchen Arbeiten ſittliche Zwecke verfolgte und die Bühne zur Kanzel der Humanität zu machen ſtrebte, wollte in dem Luſtſpiele „Die Juden", dem würdigen Vorläufer des „Nathan", zeigen, wie unlogiſch und unſittlich es ſei, von einer ganzen Claſſe von Menſchen, und namentlich von den Juden, nur Böſes vorauszuſetzen, die Vergehen Einzelner oder Weniger ſtets der Geſammtheit zur Laſt zu legen, die edelſten Tugenden eines Volkes unbeachtet zu laſſen, und die Fehler, welche vielleicht durch die Verhältniſſe zu entſchuldigen wären, aufs härteſte zu beurtheilen. Sind denn alle, welche über den Juden den Stab brechen, ganz frei von Fehlern? „O wie achtungswerth wären die Juden, wenn ſie alle Ihnen glichen!" läßt Leſſing den Baron in ſeinem Luſtſpiele zu dem edelmüthigen Juden ſagen. „Und wie liebenswürdig, d. h. der Liebe würdig, die Chriſten, wenn ſie alle Ihre Eigenſchaften beſäßen!" antwortete dieſer dem gleichfalls edelmüthigen Manne. In dieſer Jugendarbeit erhob Leſſing in Deutſchland zuerſt ſeine mahnende Stimme für das Volk, das damals ſelbſt in Preußen unter der Regierung des philoſophiſchen Königs, ſelbſt in Berlin, dem Hauptquartier franzöſiſcher Deiſten, noch der erſten Menſchenrechte entbehrte, deſſen Ehe und Vermehrung nicht minder wie ſein Broterwerb der ſtrengſten Beſchränkung grauſamer Geſetze unterlag, Geſetze, welche ſelbſt den theuer erkauften „Schutz" nur auf ein einziges Kind zu übertragen geſtatteten, welche den herabgewürdigten Juden zwangen, an jedem Stadtthore, das er paſſirte, ſeinen Leib einer Waare und dem Viehe gleich zu verzollen. In einer ſolchen Zeit war es ein kühner Gedanke des zwanzigjährigen

Jünglings, einen edeldenkenden Juden auf das Theater zu bringen. Es war mehr als kühn, die gewichtigen Worte auszusprechen: „Wenn ein Jude betrügt, so hat ihn unter neun malen der Christ vielleicht siebenmal dazu genöthigt. Ich zweifle, ob viele Christen sich rühmen können, mit einem Juden aufrichtig verfahren zu sein, und sie wundern sich, wenn er ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten sucht? Sollen Treue und Redlichkeit unter zwei Völkerschaften herrschen, so müssen beide gleich viel dazu beitragen. Wie aber, wenn es bei der einen ein Religionspunkt, und beinah ein verdienstliches Werk wäre, die andere zu verfolgen?“[1]) Der richtige Christ wurde damals noch gerade so an seinem Hasse gegen die Juden erkannt, wie der richtige Protestant durch seine Polemik gegen die Katholiken. Scheute sich noch zwanzig Jahre nach Lessings Lustspiel ein Schlözer nicht, den Juden eine ganz besondere Neigung und Anlage zum Straßenraub vorzuwerfen, was wunder, daß das allgemeine Verdammungsurtheil selbst bei den Aufgeklärtesten damals kaum den Glauben an irgend eine Ausnahme, an die Möglichkeit zu gestatten schien, daß ein Jude überhaupt ein achtungswerther Mensch sein könne. Von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilte der Ritter Michaelis, Professor der Theologie in Göttingen, das Stück, als es im Jahre 1754 im Drucke erschien, in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen“, und die „Jenaer Zeitung“ stimmte dieser Beurtheilung bei. Michaelis hielt es, wenn auch nicht für „unmöglich, aber doch allzu unwahrscheinlich“, daß unter einem Volke wie das jüdische, ein solch edler Charakter sich bilden könne, wie der Dichter im Reisenden ihn dargestellt.

Eine solche Verkennung rief in dem kleinen Kreise der aufstrebenden Juden Entrüstung hervor. Lessing antwortete dem Recensenten in der „Theatralischen Bibliothek“,[2]) läßt aber dann „lieber einen andern reden“, dem dieser Umstand näher ans

[1]) „Die Juden,“ 3. Auftritt.

[2]) Lessings Schriften IV, 217 ff.

Herz ging, „einen aus dieſer Nation ſelbſt“. „Ich kenne ihn zu wohl,“ fügt er hinzu, „als daß ich ihm hier das Zeugniß eines eben ſo witzigen, als gelehrten und rechtſchaffenen Mannes verſagen könnte. Dieſer andere war Mendelsſohn. In Form eines Briefes an Gumpertz wagte er ſich mit einer Vertheidigung und Ehrenrettung ſeines Volkes in die Oeffentlichkeit.

„— Iſt es nicht genug, daß wir den bitterſten Haß der Chriſten auf ſo manche grauſame Art empfinden müſſen; ſollen auch dieſe Ungerechtigkeiten wider uns durch Verleumdungen gerechtfertigt werden? Man fahre fort uns zu unterdrücken, man laſſe uns beſtändig mitten unter freien und glückſeligen Bürgern eingeſchränkt leben, ja man ſetze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt aus; nur die Tugend, den einzigen Troſt bedrängter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlaſſenen, ſuche man uns nicht abzuſprechen. —

Wie aber, ſoll es unglaublich ſein, daß unter einem Volke von ſolchen Grundſätzen und Erziehung, ein ſo edles und erhabenes Gemüth ſich gleichſam ſelbſt bilden ſollte? Welche Beleidigung! So iſt alle unſere Sittlichkeit dahin! So regt ſich in uns kein Trieb mehr für die Tugend! So iſt die Natur ſtiefmütterlich gegen uns geweſen, als ſie die edelſte Gabe unter den Menſchen ausgetheilt, die natürliche Liebe zum Guten! Wie weit biſt Du, gütiger Vater, über ſolche Grauſamkeit erhaben! —

Ueberhaupt ſind gewiſſe menſchliche Tugenden den Juden gemeiner, als den meiſten Chriſten. Man bedenke den gewaltigen Abſcheu, den ſie für eine Mordthat haben. Kein einziges Exempel wird man anführen können, daß ein Jude einen Menſchen ermordet haben ſollte. Wie leicht wird es aber nicht manchem ſonſt redlichen Chriſten, ſeinem Nebenmenſchen für ein bloßes Schimpfwort das Leben zu rauben? Man ſagt, es ſei Feigheit bei den Juden. Wohl! Wenn Feigheit Menſchenblut verſchont, ſo iſt Feigheit eine Tugend.

Wie mitleidig ſind ſie nicht gegen alle Menſchen, wie milde gegen die Armen beider Nationen? — Es iſt wahr, ſie treiben

dieſe beiden Tugenden faſt zu weit. Ihr Mitleiden iſt faſt zu empfindlich und hindert beinah die Gerechtigkeit, und ihre Milde iſt beinah Verſchwendung. Allein, wenn doch alle, die ausſchweifen, auf der guten Seite ausſchweifeten.“[1])

Es iſt das eine Abwehr, ebenſo ruhig wie nachdrücklich, ebenſo beſcheiden wie offenmüthig.

Leſſings ſcharfer Blick hatte den Freund bald durchſchaut. Wie er nach einer Bekanntſchaft von nur wenigen Monaten über ſeinen tiefen Geiſt und ſeine Kenntniſſe dachte und urtheilte, geht aus dem Briefe an Michaelis vom 16. October 1754 hervor, mit welchem er dieſem die „Theatr. Bibliothek“ zuſchickte. „Nur des eingerückten Briefes wegen,“ ſagte er, „bin ich einigermaßen in Sorgen. Wenn einige Ausdrücke darin vorkommen ſollten, die ich nicht billige, die ich aber kein Recht gehabt habe zu ändern, ſo bitte ich Ew. Wohlgeboren beſtändig auf den Verfaſſer zurückzuſehen. Es iſt wirklich ein Jude; ein Menſch von etlichen und zwanzig Jahren, welcher, ohne alle Anweiſung in Sprachen, in der Mathematik, in der Weltweisheit, in der Poeſie eine große Stärke erlangt hat. Ich ſehe ihn im Voraus als eine Ehre ſeiner Nation an, wenn ihn anders ſeine eigenen Glaubensgenoſſen zur Reife kommen laſſen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeiſt wider Leute ſeinesgleichen getrieben hat. Seine Redlichkeit und ſein philoſophiſcher Geiſt läßt mich ihn im Voraus als einen zweiten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem erſtern nichts als ſeine Irrthümer fehlen werden.“[2])

Ein Urtheil aus dem Munde eines Leſſing bedarf keines weitern Commentars. Freundſchaft hatte ihn noch nicht geblendet, als er dieſe Worte niederſchrieb. Er wurde nun dem jungen jüdiſchen Denker Führer und Förderer. Er war es der

---

[1]) Schr. III, 476 ff.; als „unbekannter Brief“ Mendelsſohns veröffentlicht: Populär-wiſſenſchaftl. Monatsblätter. Organ des Mendelsſohn-Vereins in Frankfurt a. M., 6. Jahrg. Nr. 5 (1. Mai 1886) S. 106 ff.

[2]) Leſſings Schr. XII, 27.

ihn zum tiefern Studium der Philosophie anregte und durch seine Schriften ihm neue Grundlagen für seine Forschungen bot, der ihn, um es mit einem Worte zu sagen, zum deutschen Schriftsteller machte.

Sechstes Kapitel.

Erster schriftstellerischer Versuch.

Lessing, der sich mit Mendelssohn gern in „speculativischen Betrachtungen" erging und oft philosophische Themata mit ihm besprach, gab ihm gegen Ende des Jahres 1754 eine Abhandlung Schafteburys zum Lesen. Nach einiger Zeit brachte ihm Mendelssohn das Buch zurück und antwortete auf die Frage, wie es ihm gefallen habe: „Nun ja, recht gut; aber so etwas kann ich auch machen." „So?" meinte Lessing; „nun so machen Sie doch so etwas." Mendelssohn überreichte ihm nach wenigen Wochen ein Manuscript zum Durchlesen. Es währte mehrere Monate, ehe Lessing mit dem jungen Autor darüber sprach, und als dieser ihn endlich fragte, ob er das Manuscript gelesen habe, gab ihm Lessing ein Exemplar der gedruckten Schrift; er hatte sie bei seinem Verleger Voß ohne sein Vorwissen drucken lassen. So sah sich Mendelssohn, der diesen einem Lessing ganz ähnlichen Streich seinem Sohne Joseph[1]) erzählte, freudig überrascht, und ohne daß er es ahnte, in die literarische Welt eingeführt.

„Philosophische Gespräche" ist der Titel dieser seiner ersten, im Februar 1755 anonym erschienenen Schrift, in welcher er den philosophischen Standpunkt vertritt, dem er zeitlebens treu geblieben ist.

Schon in dieser Erstlingsschrift bekennt er sich als Anhänger des Leibnizischen Systems, dessen Begründer ihm als der größte und behutsamste Denker gilt; er kann den großen Namen nicht aussprechen, ohne der Vorsehung zu danken, daß sie nach

[1]) Schr. I, 13.

ihm ihn hat geboren werden lassen,[1]) und treffend wendet er auf ihn den Satz Voltaires an, daß die Natur Jahrhunderte brauche, einen solchen Geist hervorzubringen.[2])

Nächst Leibniz fesselte Mendelssohn noch ein anderer Mann, dessen philosophisches System wegen des darin gewitterten Atheismus als gefährlich, für Staat und Religion verderblich, wie die Pest verabscheut wurde. Dieser Unglückliche, bei Lebzeiten verleumdet, gekränkt, verfolgt, nach dem Tode verwünscht und vom Banne nicht gelöst, war kein Deutscher, war, wie Mendelssohn hinzufügt, kein Christ, war der Mann mit der olivengrünen Gesichtsfarbe und dem spanischen Schnitte, wie Leibniz ihn bezeichnet, der Amsterdamer Jude Spinoza.[3])

So gut wie jeder andere wußte Mendelssohn, wie man noch damals fast achtzig Jahre nach seinem Tode über Spinoza dachte, und ihm am allerwenigsten war es unbekannt geblieben, daß ganz besonders die Juden seinen Namen als den eines Abtrünnigen kaum über die Lippen zu bringen wagten. Das hielt ihn in seiner Wahrheitsliebe jedoch nicht ab, der Persönlichkeit und dem Charakter dieses tiefen Denkers die wohlverdiente Anerkennung freimüthig zu zollen: er gehört mit Lessing zu den ersten, welche für ihn und sein System offen Partei ergriffen, um ihn nicht länger „wie einen todten Hund" am Wege liegen zu lassen. Das Unglück dieses Mannes, der auf den Weltgenuß und den Besitz der gewöhnlichen Lebensgüter, auf öffentliche Wirksamkeit und praktischen Einfluß aus reiner Liebe zur Wahrheit Verzicht leistete, das Streben und die Resignation, mit welchem er sich dieser hingab, haben, wie er selbst bekennt, ihn jederzeit heftig bewegt. „Er lebte mäßig, eingezogen und untadelhaft; er entsagte allen menschlichen Ergötzungen, widmete sein ganzes Leben dem Nachdenken, und siehe! er geräth in dem Labyrinthe seiner Betrachtungen auf Abwege und behauptet vieles

[1]) Schr. I, 219.
[2]) Philos. Gespräche (erste Ausgabe) S. 67.
[3]) Schr. I, 204.

aus Irrthum, das mit seinem schuldlosen Lebenswandel sehr wenig übereinstimmt und das der verworfenste Bube wünscht, um ungestraft seinen bösen Lüsten fröhnen zu können. Wie unrecht ist der unversöhnliche Haß der Gelehrten wider einen solchen Unglücklichen! Diese Leute glauben, der guten Sache der Religion keinen kleinen Nachdruck zu geben, wenn sie die Widersacher derselben mit Schimpf belegen und mit Lästerungen gleichsam überschütten. Allein sie richten mehr Schaden an, als sie Nutzen zu stiften glauben."[1])

Eben so richtig wie der Charakter ist in dieser Erstlingsschrift auch der philosophische Standpunkt Spinozas von Mendelssohn beurtheilt. Er ist ihm nicht allein der kühne Taucher, der in dem grundlosen Meere der Speculation die Perle der Wahrheit gefunden hat, sondern er betrachtet ihn geradezu als das Verbindungsglied zwischen den beiden Hauptsäulen der neuern Philosophie, zwischen Carteſius und Leibniz. „Bevor der Uebergang von der Carteſianischen bis zur Leibnizischen Philosophie geschehen konnte, mußte jemand in den dazwischen liegenden ungeheuren Abgrund stürzen. Dieses unglückliche Los traf Spinoza. Er war ein Opfer für den menschlichen Verstand, allein ein Opfer, das mit Blumen geziert zu werden verdient. Ohne ihn hätte die Philosophie ihre Grenzen nimmermehr so weit ausdehnen können."[2])

Dieses System, dem Mendelssohn gewissermaßen selbst zum Opfer fiel, wollte er retten. Entschiedener Gegner des im Spinozismus wurzelnden Pantheismus, war es doch seine feste Ueberzeugung, daß Spinoza aus Irrthum und nicht aus Bosheit des Herzens manche Meinung aufgestellt habe, welche der Begründung ermangele, daß aber in seinen Schriften Wahrheiten ausgesprochen seien, welche Leibniz adoptirt und auf welche dieser die richtigsten Begriffe von Gott und der Welt basirt habe.[3])

Mendelssohn bediente sich, um Spinoza zu Ehren zu bringen, des feinen Kunstgriffs, Leibniz auf Spinoza zurückzu-

[1]) Schr. I, 205.
[2]) Schr. I, 204.
[3]) Schr. I, 204.

führen; er ſuchte im erſten der vier „Geſpräche“ nachzuweiſen, daß die vorherbeſtimmte Harmonie, der Mittelpunkt des Leibniziſchen Syſtems, dem Spinoza entlehnt ſei. Muß nun auch zugeſtanden werden, daß zwiſchen beiden Syſtemen eine gewiſſe Wechſelbeziehung und Annäherung beſtehe, ſo iſt doch der kühne Verſuch Mendelsſohns ein verfehlter; er beruht auf einem Irrthum, der Spinoza eben ſo ſehr als Leibniz verkennt. Bei Spinoza iſt das Verhältniß von Denken und Ausdehnung nicht Harmonie im eigentlichen Sinne, geſchweige denn vorherbeſtimmte, und bei Leibniz verhält ſich die Seele zum Körper ganz anders als bei Spinoza.[1])

Im erſten jugendlichen Feuer hielt Mendelsſohn ſeine Anſicht für unfehlbar und jedes Widerſpruchs überhoben; ſtimmte doch Leſſing mit ihm überein und das war ihm Beweis genug für die Haltbarkeit ſeiner Idee. Erſt acht[2]) Jahre ſpäter, geraume Zeit nachdem die „Geſpräche“ zum zweiten male in den „Philoſophiſchen Schriften“ erſchienen waren, wurde Leſſing, welcher ſich während ſeines Aufenthaltes in Breslau eingehender mit Spinoza beſchäftigt hatte, irre an der Zurückführung der vorherbeſtimmten Harmonie auf Spinoza. „Ich muß Ihnen geſtehen,“ ſchreibt er am 17. April 1763, „daß ich mit Ihrem erſten Geſpräche ſeit einiger Zeit nicht mehr ſo recht zufrieden bin. Ich glaube, Sie waren damals, als Sie es ſchrieben, auch ein kleiner Sophiſt, und ich muß mich wundern, daß ſich noch niemand Leibnizens gegen Sie angenommen hat“.[3]) Mendelsſohn verſuchte allerdings auch jetzt noch, Gründe für ſeine Behauptung geltend zu machen, und beharrte bei der Meinung, daß Spinoza, deſſen Ethik er im Texte und nicht nur in der Ueberſetzung geleſen hatte,[4]) die weſentlichen Sätze der vorher-

[1]) Kuno Fiſcher, Leibniz und ſeine Schule, 177.

[2]) 1761. In dieſer zweiten Auflage hat Mendelsſohn die „Geſpräche“ theis erweitert, theils verändert; das dritte Geſpräch iſt faſt gänzlich umgearbeitet.

[3]) Schr. V, 168.

[4]) Wie Erdmann, Grundriß der Geſchichte der Philoſophie, 2. Aufl. (Berlin 1870) II, 273, meint.

bestimmten Harmonie vor Leibniz aufgestellt habe; seine Rechtfertigung ist jedoch nicht geeignet, Lessings Einwendungen zu beseitigen.[1]) Hier hätte er von seinem beliebten Satze, daß die Streitigkeiten der Philosophen immer in Wortstreitigkeiten bestehen, die umgekehrte Anwendung machen sollen, daß die Philosophen in den Begriffen abweichen und in Worten miteinander übereinstimmen können.

Wie nun in diesem ersten schriftstellerischen Versuche seine Anhänglichkeit an Leibniz, sein Zurückgehen auf Spinoza, kurz, sein philosophischer Standpunkt sichtbar wird, so findet auch schon hier seine Abneigung ebensowol gegen alle gelehrte unfruchtbare Pedanterie wie gegen flache alles Geistes bare Speculation, wie ganz besonders sein deutsches Nationalgefühl, sein Widerwille gegen das witzelnde und tändelnde Treiben der Franzosen, kräftigen Ausdruck. Zu einer Zeit, da die deutsche Literatur noch in den Windeln lag, da Franzosen die Tonangeber und Männer wie Voltaire und d'Argens Mode- und Lieblingsschriftsteller waren, wagt es ein armer Jude, der selbst erst mit vieler Mühe die deutsche Sprache und deutschen Sitten sich angeeignet hatte, über die „sklavische Nachäffung" der Deutschen, über die Seichtigkeit und Flachheit der Franzosen zu klagen. „Dieses Volk, welches seit dem P. Malebranche keinen einzigen metaphysischen Kopf aufzuweisen hat, sahe wol, daß die Gründlichkeit sein Werk nicht sei; es machte daher die Artigkeit der Sitten zu seinem einzigen Augenmerke und übte den spöttischen Witz gegen die, welche tiefsinnigen Betrachtungen nachhingen, und in der großen Welt nach einer gewissen übertriebenen Zärtlichkeit des Geschmacks nicht zu leben wußten. Die wenigen Weltweisen, die es noch hatte, fingen an, ihre runzelige Stirn aufzuheitern, und wurden artig. Endlich dachten sie auch artig. Sie schrieben Werke pour les dames, à la portée de tout le monde u. s. w., und spotteten sehr

[1]) Schr. V, 168 ff.

witzig der düstern Köpfe, deren Schriften noch etwas mehr enthielten, als das schöne Geschlecht lesen will. Die ehrlichen Deutschen spotteten mit. Und wie konnten sie auch anders? Sie, die gerne die Hälfte ihres Verstandes dahin geben, wenn ihnen die Franzosen nur zugestehen wollen, daß sie zu leben wissen. Werden denn die Deutschen niemals ihren eigenen Werth erkennen? Wollen sie ewig ihr Gold für das Flittergold ihrer Nachbarn vertauschen?“[1]) Und Mendelssohn schrieb dieses in Berlin, in der Residenz des großen Königs, der, von der überall grassirenden Gallomanie erfaßt, auf die sich mühsam aufringende Literatur seines Volkes mit Achselzucken herabsah. Gerade hier unter den Augen der französischen Hofsophisten war es Mendelssohn, der dem Beispiele seines Freundes Lessing folgte und sich an den von seiner Zeit vergötterten Voltaire wagte. „An diesem Dichter,“ sagt er von Voltaire, „ist man den Mangel an Gründlichkeit schon längst gewohnt, und außer den Großen lassen sich wenige mehr das Merkzeichen der Weltweisheit verführen, das er aushängt.“[2]) O, er wagte noch mehr! In seinem Streben, das Leibnizische System gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen und das fast erstickte Nationalbewußtsein der Deutschen neu zu beleben, machte er mit Lessing Front gegen die Gesellschaft französischer Denker, gegen das hohe Tribunal der Berliner Akademie.

Siebentes Kapitel.

Die Akademie und die Akademiker.

Als Vorerinnerung zu dem Streiche, welchen Mendelssohn, wiederum im Bunde mit Lessing, im Jahre 1755 der Berliner

---

[1]) Schr. I, 203.
[2]) Schr. I, 223.

Akademie spielte, muß das Verhältniß betrachtet werden, in welchem der sechsundzwanzigjährige junge Mann zu einzelnen Akademikern stand.

Prémontval, ein Lobpreiser der französischen Philosophie, bestritt sowol in seinen „Gedanken über die Freiheit" als auch in seinem Buche „Vom Zufall," Schriften, welche heute längst verschollen sind, die Grundbegriffe des Leibnizischen Systems, so besonders den Satz vom zureichenden Grunde, eine der Grundbedingungen, um im Geiste Leibnizens die Weltordnung zu erkennen. Das konnte ihm Mendelssohn nicht so hingehen lassen. Nicht ohne Geschick wies er seine Angriffe zurück und widerlegte im vierten „Gespräche" seine Einfälle und vagen Behauptungen.[1]) Dienstfertige Recensenten waren schnell bei der Hand, Mendelssohns Worte zu verdrehen und ihn bei dem Akademiker in Verruf zu bringen. Der Professor Michaelis behauptete in einer Recension in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" geradezu, Mendelssohn hätte den Herrn von Prémontval einen Unbesonnenen genannt, und Merian äußerte gegen Sulzer, der Verfasser der „Gespräche" hätte irgendwo gesagt, Prémontval müßte das hitzige Fieber gehabt haben.[2]) Voller Entrüstung theilt Mendelssohn dieses Mißverständniß Lessing mit. „O der junge Gelehrte liegt diesem Herrn noch in dem Kopfe! Ich werde ihm zuschwören, daß ich nur sechsundzwanzig Jahre alt bin. Wissen Sie, was ich that? Ich schrieb einen französischen Brief (Gott weiß, er ward mir recht sauer!) an den Herrn von Prémontval und betheuerte ihm, daß alle Menschen lügen und die Göttinger Anzeigen auch."[3])

Wie so viele andere Briefe, ist auch dieses, vielleicht das erste französische Schreiben Mendelssohns nicht mehr vorhanden; es erfüllte seinen Zweck, söhnte den beleidigten Akademiker vollkommen aus und bewog ihn in herzlichen Ausdrücken zu antworten. „Mr. Moses," heißt es in einem Briefe Prémontvals

---

[1]) Schr. I, 223 ff.
[2]) Schr. V, 8.
[3]) Schr. V, 8.

an Michaelis vom 6. Januar 1756, . . . „c'est ce philosophe juste, auteur du Traité des Sensations et des Entretiens Philosophiques. Je le trouve homme d'esprit et de mérite et je vous dois cette connaissance. Il m'écrivit il y a quelque tems pour se justifier de m'avoir eu en vue dans certaines qualifications fort dures, où vous n'étiez cependant pas le seul, Monsieur, qui crussiez, qu'il m'en voulait. Sur la cordialité de ma réponse il me vint voir et nous tirâmes amitié.“[1]) Dieſe Freundſchaft war jedoch nicht von Dauer, und Mendelsſohn ſtellte ſeine Beſuche bald wieder ein. Schon am 23. März 1757 ſchreibt er Leſſing: „Herr Prémontval iſt eben ſo paradox als ſeine Schriften. Heute iſt ſein Umgang angenehm und man wünſcht ſich öfters in ſeiner Geſellſchaft zu ſein, und morgen wundert man ſich, daß man je an ſeinem Umgange hat Geſchmack finden können,“[2]) und am 29. April theilt er dem Freunde mit: „Bei Prémontval bin ich ſeit langer Zeit nicht geweſen. Er hat wirklich wunderliches Zeug im Kopfe, und man thut ihm Unrecht, wenn man glaubt, er wolle nur paradox ſcheinen. In der Metaphyſik iſt auch nichts mit ihm auszurichten.“[3])

Prémontval war nicht der einzige Akademiker, deſſen Bekanntſchaft Mendelsſohn gemacht hatte. Bei Beauſobre war er ſchon durch Gumpertz eingeführt worden; durch Müchler lernte er auch Sulzer kennen. Beſonders dieſem ſchloß er ſich enger an, denn Sulzer wollte in ſeiner ſchweizeriſchen Gutmüthigkeit, daß jedes Talent, jedes Verdienſt in ihm mehr als einen Rathgeber, mehr als einen Freund, ja ſtets einen Vertrauten finde. Er hatte den talentvollen jungen Mann bald erkannt und ſuchte ihn näher an ſich zu ziehen. Im November 1755 machte er Bodmer in Zürich Mittheilung von der neuen Bekanntſchaft:

---

[1]) Literar. Briefwechſel von J. D. Michaelis, herausgegeben von Buhle, I, 114.

[2]) Schr. V, 83.

[3]) Schr. V, 90.

„Durch Leſſing habe ich einen ebräiſchen Jüngling, einen ſtarkdenkenden Kopf, kennen lernen. Er hat die „Philoſophiſchen Geſpräche“ geſchrieben, die ich Ihnen neulich zuſchickte. Dieſer Beſchnittene ſoll mir Ramlern, den ich ſehr ſelten ſehe, zehnfach erſetzen,“[1]) und noch ſechs Jahre ſpäter gibt er dem genannten Landsmanne näheren Aufſchluß über dieſen „Juden, Leſſings Freund, der weder ein Bruder noch ein Verwandter des Medicus Gumpertz iſt, ein ſeltenes Genie, der aber mit andern Leuten als mit Leſſing und Nicolai umgehen ſollte.“[2])

Die Bekanntſchaft mit Sulzer war keine vorübergehende. Mendelsſohn beſuchte ihn, ſo oft ſeine Geſchäfte es ihm erlaubten, und ſelbſt zur Zeit, als er ſich von allen Bekannten loszumachen ſtrebte, hielt er an ihn noch feſt, „denn er verdiente es wirklich, daß man ſeinen Umgang ſuchte.“[3]) In ihm fand er einen lieben Gefährten und Strebegenoſſen und er „behielt für dieſen Weltweiſen, der die Philoſophie in einem ſchönen Gewande der Welt angenehm zu machen wußte, bis an ſein Ende eine vorzügliche Hochachtung.“[4])

Wie erſtaunte aber Sulzer, Prémontval und alle die übrigen gelehrten Herren, daß der „ebräiſche Jüngling“ ſich mit dem „Zeitungsſchreiber Leſſing“ verbunden und eine kleine Schrift voller Spott und Ironie gegen ihr hochwürdiges Tribunal geſchleudert hatte.

Maupertuis, der damalige Präſident der Akademie, ging ſchon lange damit um, „dem Herrn von Leibniz und ſeinem Syſteme eins zu verſetzen“; endlich faßte er den Entſchluß, wie Wieland in einem Briefe an Zimmermann ſich ausdrückt, „einen Hauptſtreich zu wagen“. Er ſtellte zur Preisaufgabe für das Jahr 1753 eine „Unterſuchung des Popeſchen Syſtems“, welches

---

[1]) Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner. Aus Gleims literariſchem Nachlaß, herausgegeben von W. Körte (Zürich, 1804), 255.

[2]) Ebend. 349.

[3]) Schr. V, 29.

[4]) Hirzel, Ueber Sulzer den Weltweiſen (Zürich, 1779), 210.

in dem Satze „all is right“ enthalten ist. Schon in der Fragestellung lag eine Geringschätzung der Leibnizischen Philosophie, ein höhnischer Seitenhieb auf die Leibnizische Lehre von der „besten Welt“. Mendelssohn ärgerte sich, daß man der Schule, zu der er sich bekannte, zu Leibe wolle, und Lessing kam die Gelegenheit ganz erwünscht, sich an den hochmüthigen Akademikern ein wenig zu reiben; die beiden kampflustigen Freunde beschlossen daher, für den deutschen Philosophen eine Lanze einzulegen. Nichts piquanter, als die so entstandene Schrift: „Pope ein Metaphysiker,“[1]) in welcher mit der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften ein ergötzlicher Tanz aufgeführt wird. Es liegt eine wahrhaft herzerquickende Bosheit darin, wenn die Verfasser einer ganzen Gesellschaft von Philosophen die Schulmeister spielen und ihnen erklären, was eigentlich ein philosophisches System sei; sie treiben ihren Spott noch weiter, indem sie in schlagender Weise zeigen, daß von einem „System“ Popes gar nicht die Rede sein könne. „Wer ist Pope? Ein Dichter . . . . Ein Dichter? Was macht Saul unter den Propheten? Was macht ein Dichter unter den Metaphysikern?“ Jetzt erst gehen sie auf die eigenliche Frage näher ein und stellen das Ungereimte und Lächerliche der Aufgabe in der ganzen Blöße dar. Sie erinnern an die Abneigung, welche zwischen Leibniz und Lord Bolingbroke, dem Lehrer Popes, bestanden, an den beißenden Spott des englischen Diplomaten gegen die first philosophy des hannoverschen Hofmannes, und Pope, der Dichter, der Freund und Schüler des Gegners, sollte den Optimismus angenommen haben, sollte Leibnizianer sein?

Diese Schrift, zu der Mendelssohn den philosophischen Apparat, wie die Baumgartensche Erklärung eines Gedichtes, die Zurückführung auf Malebranche, den Vergleich Shaftesburys mit Leibniz, Lessing aber Form und Einkleidung lieferte, war im Februar 1755 vollendet; sie konnte jedoch als Preis-

[1]) Lessings Schr. V, 1—36.

ſchrift nicht eingereicht werden. Leſſing hielt ſie „mit Fleiß“ zurück, weil, wie er ausdrücklich bemerkt, Mendelsſohn zu beſcheiden war, ſich dabei zu nennen. „Geſetzt nun,“ heißt es in dem Briefe Leſſings an Mendelsſohn vom 18. Februar 1755, „daß wir aus dieſer gelehrten Lotterie das größte Los gezogen hätten, was meinen Sie wol, daß alsdann geſchehen wäre? Sie hätten wollen verborgen bleiben, und ich hätte es müſſen bleiben. Wenn ſich alsdann niemand genannt hätte, ſo hätten wir unſere Schrift auch nicht einmal dürfen drucken laſſen, oder wir wären doch zuletzt verrathen worden. Iſt es alſo nicht beſſer, daß wir den uneigennützigen Weltweiſen ſpielen, und unſere Entdeckungen der Welt ohne funfzig Ducaten überlaſſen? Ich hoffe binnen drei Wochen wieder in Berlin zu ſein — Leſſing hielt ſich damals zur Ausarbeitung ſeiner Miß Sara Sampſon in Potsdam auf — und ich will Ihnen nur im Voraus ſagen, daß wir ſogleich unſere Arbeiten in eben dem Formate wie Ihre philoſophiſchen Geſpräche wollen drucken laſſen.“ [1])

Unterdeſſen hatte die Berliner Akademie ihrem Präſidenten Maupertuis zu Gefallen, zum Aerger Sulzers, einer ſehr elenden Schrift des Gerichtsrathes Reinhard, welcher den Leibniziſchen Optimismus verdammte, den Preis zuerkannt.[2]) Leſſing ließ nun ſeine mit Mendelsſohn gemeinſchaftlich verfaßte vortreffliche Abhandlung ohne Namen bei einem Danziger Verleger drucken, aber ſie erregte keineswegs das Aufſehen, welches die Verfaſſer ſich davon verſprochen hatten. „Es will niemand „Pope ein Metaphyſiker“ geleſen haben,“ heißt es in dem Briefe Mendelsſohns an Leſſing vom 19. November 1755; „Profeſſor Sulzer fragte mich ſchon mehr als einmal, ob was Gutes darin wäre? Ich verſicherte ihm, dieſe kleine Schrift hätte mir gefallen, und

[1]) Schr. V, 6.

[2]) Die gegen dieſe Preisſchrift von einem Schweizer erſchienene Beurtheilung, in welcher Reinhard mit ungemeiner Bitterkeit angegriffen wurde, hat Mendelsſohn, Schr. IV, 1. 76 ff., recenſirt.

wenn ich nicht irre, so stieg ihm eine kleine Röthe in das Gesicht. Er gab mir zu verstehen, er sei weder mit der Aufgabe noch mit der Preisschrift zufrieden gewesen.“[1]) Es ging ihnen beinahe so wie Georg, dem Sohne des Vicars of Wakefield. Er schrieb Paradoxen. Der Vater fragte: „Nun, was sagte die Stadt zu Deinen Paradoxen?“ Antwort: „Nichts.“[2]) Dem Publikum war das Gewebe zu fein gesponnen, die Herren von der Akademie aber fühlten den Stich sehr wohl, und die beiden Verfasser, welche nicht lange verschwiegen blieben, begannen jetzt in den Berliner Gelehrtenkreisen geachtet und gefürchtet zu werden. Ganz anders begegneten die Akademiker dem jungen Mendelssohn jetzt als früher. Sulzer selbst begleitete ihn zu dem Präsidenten Maupertuis, bei dem ihn schon früher Gumpertz eingeführt hatte. Moses war nicht wenig neugierig, was der Herr Präsident ihm sagen würde; „ich werde ihm wol nichts sagen können,“ schreibt er Lessing; „Sie wissen, daß ich blöde bin.“[3]) Trotz des aufmunternden Rathes, welchen Lessing ihm ertheilte, „den großen Mann ja fleißig zu besuchen“,[4]) ließ er sich nicht wieder bei ihm blicken; „er scheute die aufgetreppten Schwellen und das feierliche Anmelden“.[5])

Die Anerkennung, welche Mendelssohn sich erwarb, „die Ehre, welche er seiner Nation machte“, das Bewußtsein, daß die Nation auch stolz auf die Ehre sei, bereitete niemand größeres Vergnügen als Lessing. Herzlich freute er sich, daß man auch bei Hofe neugierig wurde, seinen Freund kennen zu lernen; „die Weisheit selbst hat durch die Neugierde ihre meisten Verehrer erhalten“.[6]) Moses und bei Hofe! Man denke, was das heißen wollte im Jahre 1755.

---

[1]) Schr. V, 11. [2]) V, 210. [3]) V, 8. [4]) V, 14. [5]) V, 29. [6]) V, 16.

Achtes Kapitel.

Rouſſeau. Sendſchreiben an Leſſing.

Zu derſelben Zeit, als man bei Hofe neugierig wurde, den Juden kennen zu lernen, der deutſch redete und deutſch ſchrieb und es gewagt hatte, die Berliner Akademie anzugreifen, verſuchte ſich Mendelsſohn in Ueberſetzungen. Es wurde ihm anfangs recht ſchwer, ſich eine Gewandtheit im deutſchen Ausdrucke anzueignen, und es koſtete ihm unſägliche Mühe, der Sprache vollkommen Meiſter zu werden, in der er bereits als Schriftſteller aufgetreten war. So lange ſich Leſſing in Berlin aufhielt, war er es, der ſeine ſchriftlichen Ausarbeitungen feilte; hielt man doch die „Philoſophiſchen Geſpräche“ für ſein Product, „weil ſie das Angenehme, Scharfſinnige und Unterhaltende nebſt einigen beſondern Wendungen der Rede“ an ſich hatten, „dadurch ſonſt Herr Leſſing kenntlich wird.“ [1]) Nun ſiedelte dieſer Mentor Ende Januar 1755 nach Potsdam über, und Mendelsſohn ſah ſich verlaſſen. Er hatte ſich in den ſechs Monaten ihrer Bekanntſchaft an den täglichen Umgang Leſſings derart gewöhnt, daß er ſeine Abweſenheit ſchmerzlich entbehrte und kaum der Verſuchung widerſtehen konnte, „mit der Journalière auf einige Stunden zu ihm zu kommen.“ [2])!

Die Morgenſtunden, welche Mendelsſohn ſonſt in der Geſellſchaft Leſſings zuzubringen pflegte, waren jetzt der Arbeit gewidmet, für welche der abweſende Freund ihn gewonnen hatte, nämlich der Ueberſetzung einer Schrift des „Genfer Bürgers“.

Rouſſeau hatte wenige Jahre zuvor ſeine Laufbahn mit der größten Paradoxie begonnen, welche die gebildete Welt geſehen hat. Dieſes ganze Paradoxiengebäude, daß Bildung und Wiſſenſchaft ein Unglück für die Menſchheit ſei und daß ſie von der Religion und Moral gleichmäßig als ſolches betrachtet werden

[1]) Götting. Gel. Anzeigen, 29. Mai 1755.

[2]) Schr. V, 6.

müſſe, hatte der zweiundzwanzigjährige Leſſing in einem einzigen Aufſatze freilich in Trümmer zerſchlagen; nichtsdeſtoweniger geſtand er, „daß er eine geheime Ehrfurcht vor dem Manne empfinde, welcher der Tugend gegen alle gebilligten Vorurtheile das Wort rede, auch wenn er zu weit gehe“, und pries Frankreich glücklich, „wenn es viele dergleichen Prediger hätte“. Dieſes Predigers neueſte gekrönte Preisſchrift: „Ueber den Urſprung der Ungleichheit unter den Menſchen“, in welcher er die ganze Civiliſation des Menſchengeſchlechts für eine Entartung deſſelben erklärt, empfahl Leſſing ſeinem Freunde in einer Ueberſetzung dem deutſchen Publikum zugänglich zu machen. Ein beſſeres Muſter hätte er dem nach Ausdruck ringenden jungen Manne nicht empfehlen können, als Rouſſeau mit dem „hinreißenden Feuer der Beredſamkeit“. Aber bei einer bloßen Uebertragung ließ es Mendelsſohn nicht bewenden; er hatte Leſſing verſprochen, mündlich und ſchriftlich,[1]) in einem Anhange „ſeine Gedanken von den ſeltſamen Meinungen dieſes Weltweiſen beizufügen“, und hielt Wort.

In ein „Sendſchreiben an den Herrn Magiſter Leſſing in Leipzig“ kleidete er den verſprochenen Anhang ein, damit der Freund, wie er ſich ausdrückte, wenigſtens ſeinen Anhang leſe, wenn er die Ueberſetzung auch nicht leſen wolle.

Es verging beinahe ein volles Jahr bis die Ueberſetzung fertig wurde. Am 26. December 1755 ſchrieb er Leſſing: „Die Ueberſetzung meines Rouſſeau iſt bald fertig. Noch drei Bogen ſind ungefähr zu drucken. Der Schwanz iſt nicht ſo fett, wie Sie aus Gefälligkeit glauben wollen. Ich kann in ſehr wenigen Stücken mit Rouſſeau uneins ſein . . .“[2]) Am 10. Januar 1756 war er endlich im Stande, die Schrift,[3]) welche ihm,

---

[1]) Schr. I, 373; V, 8.

[2]) Schr V, 18.

[3]) Sie führt den Titel: J. J. Rouſſeaus, Bürgers zu Genf, Abhandlung von dem Urſprunge der Ungleichheit unter den Menſchen und worauf ſie ſich gründet. Ins Deutſche überſetzt, mit einem Schreiben

ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, ſehr viel Vergnügen bereitet hatte, dem Freunde zuzuſchicken. Auch einen Brief Voltaires an Rouſſeau hat er der Schrift angehängt, ſo „elend“ er auch war. „Wollen doch einige gern ihre Bäuche ſchütteln, nachdem ſie ein wenig ernſthaft ausgeſehen haben. Laſſen Sie Voltaire immer die luſtige Perſon machen. Rouſſeau iſt doch tragiſch genug.“ [1])

Mendelsſohn hatte wahrlich keinen Grund, die auf dieſe Arbeit verwendete Mühe zu bereuen. Die Ueberſetzung war ſo vortrefflich, daß man kaum dem Titel trauen und ſie für eine ſolche halten wollte.[2]) Und nun erſt das meiſterhafte Sendſchreiben! Treffend vergleicht er Rouſſeau mit ſeinen Paradoxien, daß der Menſch aus der Geſelligkeit geriſſen und ſeinem natürlichen Zuſtande wieder zugeführt werden müſſe, mit einem erwachſenen Kinde, dem ſeine Pflegemutter die Geſchichte ſeiner Kindheit erzählt. „Er hört die Beſchäftigung ſeines ſpielenden Alters, er hört ſogar die loſen Streiche, die er nicht ſelten dem Bedienten geſpielt hat, mit Vergnügen, und iſt nicht ungeneigt, dieſen Stand der Unſchuld ſeinen männlichen Jahren vorzuziehen. Bald darauf aber erblickt er ſein eigenes Kind, ein eben ſo unſchuldiges Mündel, und wünſcht es erwachſen zu ſehen.“ [3]) Mendelsſohn erkannte richtig, daß Rouſſeaus Abſicht niemals geweſen ſei, die wahre Würde der Menſchlichkeit mit Füßen zu treten und das unvernünftige Thier über ſich ſelbſt zu ſetzen; er wollte nur den wahren Urſprung der Ungleichheit unter den Menſchen erklären, die Greuel einer despotiſchen Regierung mit gebührenden Farben ſchildern und auf gewiſſe Mißbräuche mit

---

an den Herrn Magiſter Leſſing und einem Briefe Voltaires an den Verfaſſer vermehrt. 8. Berlin, Chriſt. Friedrich Voß, 1756. 16 Bogen.

[1]) Schr. V, 10.

[2]) Vermiſchte Abhandlungen und Urtheile über das Neueſte aus der Gelehrſamkeit, Berlin, Voß, 1756. Vgl. die Recenſion in der Berliner Privil. Zeitung vom 10. Januar 1756.

[3]) Schr. I, 375.

dem Finger zeigen, die sich in die Staatsverfassung Frankreichs eingeschlichen hatten. „Der Strom seiner Einbildungskraft hat ihn so sehr mit sich fortgerissen, daß er nicht selten über das vorgesteckte Ziel hinwegrennt und uns auf die Gedanken bringt, er habe mehr verheeren, als aufbauen wollen.“ Er wollte verheeren, mit der ganzen Gewalt eines stürmischen und feurigen Gefühls in Staat und Erziehung, in Moral und Religion, Aberglaube und Vorurtheil bekämpfen, damit eine spätere Generation mit verjüngter Kraft ein neues Gebäude auf den gereinigten Grund aufrichten könnte.

Mendelssohn, der es Rousseau nicht verzeihen konnte, daß er dem gesitteten Menschen alle Moralität absprach, zeigt, daß das Gefühl, das, wie jener einräumte, auch dem Wilden inne wohnt, das Mitleid, das sich auf Liebe gründet, der Grund der Geselligkeit, die Quelle aller Cultur und aller höhern sittlichen Tugenden von jeher gewesen sei. In einer dem „Sendschreiben“ angehängten „Nachschrift“ fügte er einige besondere Bemerkungen hinzu, auf welche er bei der Uebersetzung der Schrift hie und da gefallen, so seine Ansichten über den Ursprung der Sache, welche noch zwölf Jahre später von Herder der Beachtung werth gefunden wurden.

Dem „wunderlichen“ Rousseau, den Mendelssohn seinem ganzen Werthe nach schätzte und verehrte, — „mit Begierde griff er zu, sobald er nur den Namen des Genfer Bürgers auf der Stirn eines kleinen Aufsatzes glänzen sah“ —,[1]) kam die deutsche Uebersetzung seiner Preisschrift zu Gesichte. Als der Leipziger Weiße, ein Jugendfreund Lessings, zu Anfang der siebziger Jahre sich in Paris aufhielt, überreichte er Rousseau bei einem Besuche, den er ihm abstattete, ohne Wissen Mendelssohns die Uebersetzung sammt dem „Phädon“. „Er mußte ihm alles erzählen, was er von diesem trefflichen Manne wußte“, worauf Rousseau versicherte, er würde sich die Anmerkungen Mendels-

[1]) Schr. IV, 2, 260.

sohns übersetzen lassen, „denn lese er auch sonst kein Buch in der Welt, so wolle er diese Anmerkungen doch lesen, weil sie von Moses kämen.“ [1])

Mehr als an dem Beifalle Rousseaus lag Mendelssohn an dem Urtheile Lessings. Dringend erbittet er sich von ihm ein strenges Urtheil sowohl über die Uebersetzung als über das Sendschreiben. „Wenn Sie alles gut heißen werden, so werde ich ganz gewiß glauben, Sie haben gar nichts davon gelesen; und wahrlich! Sie müßten meine Gemüthsart gar nicht kennen, wenn Sie dieses für ein bloßes Compliment halten sollten.“ [2]) Ihm zu gefallen und nachzueifern, seiner Freundschaft immer würdiger zu werden, war sein sehnlichster Wunsch. Wie fest die innigste Freundschaft diese beiden, sich gewissermaßen ergänzenden Männer verband, zeigt der Briefwechsel, welchen sie mit kurzen Unterbrechungen über fünfundzwanzig Jahre unterhielten. Wie sehr sie sich aber schon nach dem ersten Jahre ihrer Bekanntschaft gegenseitig schätzten und wie freudig das Herz Mendelssohns schlug, der Freund eines Lessing zu sein, ergiebt sich deutlich aus folgender Stelle des Sendschreibens: „Verzeihen Sie, bester Freund, meine Unachtsamkeit! Welch ein Unglück, wenn Sie hieraus die Folge zögen, daß ich der Freundschaft abgestorben sei. Jedoch Sie können dieses nicht. Mein empfindliches Herz ist Ihnen allzu sehr bekannt, und Sie wissen, wie weit es dem Gefühle der Freundschaft offen steht. Sie haben allzu oft nicht ohne Vergnügen bemerkt, wie viel Macht ein freundschaftlicher Blick von Ihnen auf mein Gemüth gehabt hat; wie er vermögend gewesen ist, allen Gram aus meiner Brust zu verbannen, und mein Gesicht plötzlich mit fröhlichen Mienen zu beziehen. Sollte Ihre kurze Abwesenheit mein Herz in einen Stein verwandelt haben? Nein, theuerster Lessing! die allmächtige Macht der Freundschaft hat mich in Verwirrung gesetzt.“ [3])

---

[1]) Chr. Felix Weißens Selbstbiographie (Leipzig 1806), 71.

[2]) Schr. V, 22.

[3]) Schr. I, 380.

Und welch wonniges Gefühl beſchlich das Herz Leſſings, als er den gedruckten Brief, wie er das „Sendſchreiben“ nannte, zum erſten male las. „Noch habe ich den gedruckten Brief nur zweimal geleſen,“ ſchreibt er unmittelbar nach dem Empfange deſſelben, am 21. Januar 1756. „Das erſte mal beſchäftigte mich der Freund ſo ſehr, daß ich den Philoſophen darüber vergaß. Ich empfand zu viel, um dabei denken zu können. Mehr ſage ich Ihnen nicht, denn ich habe es nicht gelernt, in dieſem Punkte ein Schwätzer zu ſein. Ich will es nicht wagen, der Freundſchaft, noch Ihnen eine Lobrede zu halten; ich will nichts, als mich von ihr hinreißen laſſen. Möchte ich Ihrer Wahl ſo würdig ſein, als Sie der meinigen ſind!“ [1])

Mendelsſohn war der edelſte, aufrichtigſte Freund. Offen und freimüthig tadelte er an ſeinem Freunde was ihm tadelnswerth ſchien; er beurtheilte ihn ſtets nach dem Maße, mit dem er ſelbſt gemeſſen werden wollte. Breitenbauch erzählte ihm, daß Leſſing in Leipzig „unter den Schauſpielern“ lebe; Mendelsſohn tadelte es, weil er in ſeiner ſtrengen Sittlichkeit ſich von dem beſtändigen Umgang mit Leuten, „welche erſt in der neuern Zeit die Freiheit erhalten haben, auf der Schaubühne zu erſcheinen“,[2]) nichts Gutes verſprach. Ihm mißfiel die grenzenloſe Bücherſucht Leſſings, der oft nur Bücher kaufte, um ſeine geringe Barſchaft zuſammenzuhalten, und der ſie daher zu einer andern Zeit wieder eben ſo billig verkaufte; er tadelte es. Ihm mißfiel der übermüthige Kitzel, mit dem Leſſing den eingebildeten Hochgelehrten nicht wie einem Fuder Heu aus dem Wege ging, ſondern muthwillig mit ſeinen Beobachtungen in den Weg trat, und tadelte es.[3]) Mehr als alles mißfiel ihm das unſtete Leben ſeines Freundes. „Mit euch Schwindligen iſt gar nichts anzufangen,“ ſchreibt er ihm auf die Nachricht, daß er Winkler, einen jungen Leipziger Kaufmannsſohn, auf Reiſen begleite. „Ihr

[1]) Schr. V, 25.
[2]) Schr. V, 13.
[3]) Karl Leſſing, Leſſings Leben, I, 179; Gervinus, a. a. O. IV, 296.

habt niemals eine bleibende Stelle, und wenn euch dann das Queckſilber recht herumtreibt, ſo wünſcht Ihr euch noch wohl Glück dazu . . . Reiſen Sie immer! Streifen Sie die Welt durch. Lernen Sie tauſend Narren kennen, um ſich von noch größern Narren auslachen zu laſſen. Lernen Sie tauſend Elende kennen, um noch Elendere zum Mitleiden zu bewegen. . . . Der Himmel weiß es, ich habe recht wenig Muße, aber viel Langeweile.“ [1])

Mendelsſohn lernte in der Abweſenheit ſeines theuerſten Freundes „neue Geſichter“ kennen; er ging mit Müchler und dem Lieutenant Jacobi um, beſuchte von Zeit zu Zeit den kleinen Bauzner Naumann, machte mit von Breitenbauch Spaziergänge, traf mit Joſeph, dem „kleinen und dem großen“, häufig zuſammen: er fand aber keinen, mit welchem er ſeine Mußeſtunden ſo angenehm und ſo nützlich hätte zubringen können wie mit ihm; ſeinen Leſſing vermochte ihm niemand zu erſetzen. Er hatte ihn noch nie ſo ſehr geliebt als jetzt, da er ſich mit dem Gedanken quälte, ihn vor ſeiner Reiſe nicht wiederzuſehen; denn hatte Leſſing auch in Ausſicht geſtellt, ſeinen Weg vielleicht über Berlin zu nehmen, ſo kannte Mendelsſohn den Freund doch zu genau und wußte, daß ſein „Vielleicht“ nicht weniger iſt als eines andern „ganz gewiß nicht“. Er kam auch „ganz gewiß nicht“ nach Berlin, und Mendelsſohn ſah ihn vor ſeiner Abreiſe nicht mehr. „Ich bat Sie, Sie ſollten mir beizeiten melden, daß Sie nicht nach Berlin kommen würden, ſo wollte ich ſelbſt eine Reiſe nach Leipzig thun, um Sie allda noch zu ſprechen. Was war leichter, als in dieſer Kleinigkeit nicht nachläſſig zu ſein?“ [2])

Gern will er den Kummer über die Trennung ertragen, wenn dieſer „beſte Freund und treueſte Rathgeber“ nur fortfahren will, ihm die Verſicherung zu geben, daß er ihn noch liebt, daß er ihn noch ſo zärtlich liebt als damals, da ihm eine jede Unterredung mit ihm eine neue Aufmunterung war, ſeinen

[1]) Schr. V, 17.
[2]) Schr. V, 28.

Verſtand und ſein Herz zu beſſern. „Noch eine einzige Verſicherung wünſche ich mir von Ihnen, und wenn ich dieſe erlange, ſo will ich mich gern in die Nothwendigkeit zu ſchicken wiſſen. Wenn Sie Ihre Reiſe vollendet und einmal genug die Welt angegafft haben werden; wenn Sie ſich dereinſt entſchließen werden, alle Ihre neugierigen Blicke auf Ihr eigenes Herz und auf das Herz Ihrer Freunde einzuſchränken: wollen Sie alsdann dieſe ruhigern Tage bei uns zubringen? Wenn es Ihnen doch möglich wäre, hierauf mit Gewißheit Ja zu antworten.“ [1])

Drei volle Jahre wollte der unſtete Freund fern bleiben, wollte mit ſeinem Gefährten Deutſchland, Holland, Frankreich, bereiſen; es waren jedoch kaum fünf Monate verfloſſen, als ihn ſein Mißgeſchick wieder nach Leipzig zurücktrieb.

Mendelsſohn blieb ſeinem vor Leſſings Abreiſe gefaßten Entſchluſſe treu; er ſagte ſich, ſo gut es ſich thun ließ, von allen frühern Bekannten los. Der einzige, mit dem er jetzt mehr als bloße Bekanntſchaft machte, mit dem es bald zur Freundſchaft kam, war Nicolai. [2])

---

[1]) Schr. V, 32.
[2]) Schr. V, 28.

Drittes Buch.

Neue Studien und Verſuche.

Neuntes Kapitel.

Nicolai.

Kurze Zeit vor Leſſings Ueberſiedelung von Berlin nach Leipzig lernte Mendelsſohn auch Friedrich Nicolai, den zweiten ſeiner Herzensfreunde, kennen.

Nicolai, ein Berliner Kind, war vier Jahre jünger als Mendelsſohn und gleich ihm ein reiner Autodidakt. Er hatte zwar in Halle ein Gymnaſium beſucht und war in Berlin auf der Realſchule geweſen, aber erſt in Frankfurt an der Oder, wo er den Buchhandel erlernte, entſtand in ihm ein lebendigeres wiſſenſchaftliches Streben. Mit ungeduldiger Haſt verſchlang er hier förmlich alle Bücher, die er in ſeinem Laden fand, er verſchaffte ſich durch „Entäußerung, Fleiß und Beharrlichkeit“ ohne mündliche Anweiſung die Kenntniß verſchiedener Sprachen, ſchöpfte aus dem Umgange mit Profeſſoren und Studenten mancherlei Unterricht in der Mathematik und Philoſophie und trieb mit beſonderer Vorliebe das Studium der engliſchen Literatur. Der frühe Morgen und die ſpäten Stunden der Nacht, oft ſogar die wiederkehrende Morgenröthe fanden ihn noch bei ſeinen lieben Büchern.

Durch die im Jahre 1755 erschienenen „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland,“[1]) in welchen er mit überraschender Freimüthigkeit die Einseitigkeiten der beiden großen sich befehdenden Literaturparteien, der Gottschedianer und Schweizer, aufzudecken suchte, gewann er die Freundschaft Lessings und ihm verdankte er auch die Bekanntschaft des „in der höchsten Bedeutung des Wortes edeln und vortrefflichen Mendelssohn“.[2]) Nach wenigen Monaten waren Mendelssohn und Nicolai zur großen Freude Lessings vertraute Freunde.

Allwöchentlich kamen sie wenigstens zwei- oder dreimal zusammen. Der Umstand, daß sie beide in der gelehrten Welt gar keinen Stand, keine Absichten, keine Verbindungen, keine Aussichten auf Beförderung hatten oder suchten, daß sie selbst in ihrer bürgerlichen Stellung ohne alle Bedeutung waren, schloß sie enger an einander. Beide gehörten dem Kaufmannsstande an. Nicolai war Buchhändler, Mendelssohn seit einem Jahre Buchhalter in der Fabrik des Mannes, dessen Kinder er unterrichtet und erzogen hatte.

Ihre freundschaftlichen Beziehungen waren für beide nicht ohne wesentliche Vortheile. Ihre Studien und Unterhaltungen hatten einzig und allein die Erweiterung ihrer Kenntnisse und die Schärfung ihrer Beurtheilungs- und Denkkraft zum Zweck. Es galt bei ihnen keinerlei Autorität; von Vorurtheilen konnte bei so vorurtheilslosen Männern überhaupt nicht die Rede sein. Irgend ein wissenschaftliches Thema wurde discutirt, das Pro und Contra beständig erwogen, niemals aber darauf ausgegangen, den Einen zur Meinung des Andern schlechterdings zu bereden; jeder blieb selbständig und ging aus dem freundschaftlichen Dispute nur vorurtheilsfreier und mit hellern und bestimmtern Ideen nach Hause.

---

[1]) Sonderbar, daß Mendelssohn (Schr. V, 19) von diesen Briefen spricht, als ob er den Verfasser gar nicht kenne.

[2]) Nicolai, Ueber meine gelehrte Bildung (Berlin, 1799), 40.

So oft sich Lessing in Berlin aufhielt, nahm er an den Unterhaltungen der Freunde theil; sie wurden durch ihn noch lebhafter, weil, wie im Leben, so auch im Disputiren, er sich gern der schwächern Partei anzunehmen pflegte. Ueberhaupt fand zwischen Mendelssohn und Lessing, wiewol verschieden an Erziehung und Denkungsart, besonders darin eine hervorstechende Aehnlichkeit statt, daß sie beide gleich reinen Herzens waren, gleich edelmüthig, gleich frei von aller Prätension, gleich scharfsinnig im schnellen Entwickeln, im genauen Unterscheiden und deutlichen Bestimmen der Begriffe. Lessing war lebhaft beim Suchen nach Wahrheit und bot seinen Scharfsinn nicht selten auf, blos um zu vertheidigen oder zu widerlegen, was etwa noch nicht stark genug vertheidigt oder widerlegt zu sein schien; Mendelssohn war bedächtiger, mit deutlicherer Rücksicht auf die Resultate. Nicolai hatte wenigstens die Aehnlichkeit mit ihnen, daß auch er von aufrichtiger Wahrheitsliebe, von gutem Willen und von dem Streben beseelt war, durch Deutlichkeit der Begriffe Erkenntnisse zu erlangen.[1])

Die Freundschaft zwischen Mendelssohn und Nicolai, welche nur wenige Häuser von einander entfernt wohnten, war in der That eine recht innige, wie aus den Briefen beider an den gemeinsamen Freund Lessing hervorgeht. So schreibt Mendelssohn am 2. August 1756: „Ich besuche Herrn Nicolai sehr oft in seinem Garten. Ich liebe ihn wirklich, theuerster Freund! und ich glaube, daß unsere Freundschaft noch dabei gewinnen muß, weil ich in ihm Ihren wahren Freund liebe. Wir lesen Gedichte; Herr Nicolai liest mir seine eigenen Ausarbeitungen vor; ich sitze auf meinem kritischen Richterstuhl, bewundere, lache, billige, tadle, bis der Abend hereinbricht. Dann denken wir noch einmal an Sie und gehen, mit unserer heutigen Verrichtung zufrieden, von einander.“[2]) „Herr Moses, der mir Ihre Ab-

[1]) Nicolais Selbstbiographie in Lowes Bildnissen jetztlebender Gelehrten (Berlin, 1806), 16 f.

[2]) Schr. V, 32.

weſenheit etwas erträglicher macht, würdigt mich ſeiner Freundſchaft," meldet Nicolai Leſſing den 31. Auguſt. „Ich habe ihm die vergnügteſten Stunden des vergangenen Winters und Sommers zu danken, und bin, ſo oft wir auch zuſammen geweſen ſind, niemals von ihm gegangen, ohne entweder beſſer oder gelehrter zu werden."[1]) Er gewann durch Mendelsſohn an philoſophiſchen und mathematiſchen Kenntniſſen, worin er ihm weit überlegen war. Er hatte mit ihm fortdauernde Unterhaltungen über die mathematiſch-philoſophiſchen Werke Newtons, „welche wol Lehrſtunden verglichen, ja vorgezogen zu werden verdienten, denn ich konnte durch meinen Freund, verſicherte Nicolai, alles was mir dunkel war, ſogleich erläutert, meine Zweifel ſogleich aufgelöſt ſehen."[2]) Auch über die Philoſopheme Shaftesburys, Humes, Spinozas und die Grundanſchauungen der Kabbaliſten erhielt er von ihm lichtvolle Erläuterungen.

Mendelsſohn hingegen wurde durch ihn in den Studien der neuern Sprachen gefördert und vorzüglich durch ihn zur Erlernung des Griechiſchen aufgemuntert. Was er von der Literatur der Hellenen wußte, das hatte er nur aus Ueberſetzungen. Er hielt die Sprache dieſes Volkes für ſehr ſchwer und glaubte nicht, daß es ihm vergönnt ſein werde, bis in das Weſen derſelben zu dringen. So kam er eines Tages zu Nicolai, als dieſer gerade dabei beſchäftigt war, den Demoſthenes in der Urſprache zu leſen. „Wollte Gott, ich ſelbſt verſtände Griechiſch, oder es wäre noch möglich, es zu lernen! Ich würde wahrhaftig alle Redner ruhig liegen laſſen und den Plato leſen, für den ich ſchon durch die lateiniſche Ueberſetzung äußerſt eingenommen bin." Nicolai verſicherte ihm, er könne mit dem ihm eigenen Fleiße und einer nur mäßigen Anſtrengung in zwei Jahren es recht gut dahin bringen. Er rieth ihm, ſich nur nicht lange mit der Grammatik zu quälen, ſondern einen leichten Autor gleich curſoriſch mit Hülfe des Wörterbuches zu leſen.

[1]) Leſſings Schr. XIII, 25.

[2]) Nicolai, Gelehrte Bildung, 29.

Aber Mendelssohn schüttelte bedenklich den Kopf. „Ja," rief er, „wenn ich immer einen Mann vor mir hätte, der mir ein lebendiges Lexikon wäre, dann wollte ich schon damit fertig werden." Nicolai dachte sogleich an Damm, den Rector des Köllnischen Gymnasiums, den er als guten Graecisten kannte und beschloß mit ihm zu sprechen.

Damm willigte freudig ein, die beiden jungen Männer zu unterrichten; auch das Honorar war bald verabredet.[1]) Jeden Mittwoch und Sonnabend sah man zur bestimmten Stunde das „lebendige Lexikon" nach der Schloßfreiheit wandeln, wo Nicolais Wohnung sich befand und wo auch Mendelssohn immer pünktlich zur Stelle war. Sie begannen mit dem Homer. Mit Rücksicht auf Mendelssohn widmete Damm jedesmal eine Viertelstunde der Grammatik; das war aber bald nicht mehr nöthig, da der fleißige Schüler sich leicht zurechtfand. Zwei Stunden waren eigentlich festgesetzt; bei dem Eifer, mit welchem man dem Studium oblag, kam es jedoch nicht selten vor, daß das Zeitmaß auch um das doppelte überschritten wurde.

In der Regel trug Damm den griechischen Text laut vor, übertrug ihn dann ins Deutsche, erklärte schwierige Stellen, und beantwortete Mendelssohns und Nicolais Fragen. Oft aber lasen und übersetzten auch die letztern selbst, während er verbesserte, wenn sie fehlten. Für Mendelssohn waren diese Uebungen höchst fördernd. Als Nicolai vom Sommer 1759 ab verhindert war, an dem Unterrichte theilzunehmen, las er mit Damm noch mehr als ein Jahr lang den Plato; und der Nutzen, den er daraus zog, war so beträchtlich, daß er sämmtliche Werke dieses Philosophen später ohne jede Beihülfe in der Ursprache studiren konnte. Dem alten unglücklichen Rector Damm, seinem Lehrmeister, bewahrte er stets dankbare Erinnerung.[2])

Mendelssohn lebte noch immer hauptsächlich in speculativen

---

[1]) 1. Aufl. S. 540.

[2]) Neue Berliner Monatsschrift, 1800, 3, 338 ff; G. Malkewitz, Sonntags-Beilage zur Voss. Zeitung vom 29. Mai 1881.

Ideen. Wollten ihn doch gerade in jener Zeit einige überreden, die ganze Metaphyſik „nach ſeiner Art“ zu bearbeiten! Er gab dieſem Wunſche jedoch nicht nach, denn er war feſt entſchloſſen, ein ſolches Werk nicht früher zu unternehmen, als bis er das Vergnügen haben würde, mit Leſſing zuſammen zu leben. „Die Welt wird meine Metaphyſik nicht vermiſſen, wenn ſie auch gar ausbleiben wird, und ich würde mich ſchwerlich beruhigen können, wenn ich eine herausgegeben hätte, ohne einen freimüthigen Leſſing zum Beurtheiler gehabt zu haben.“ Er wollte vor allem ſeine philoſophiſchen Begriffe zur gehörigen Reife gedeihen laſſen und ſich ein wenig in der Mathematik feſtſetzen.[1])

Zehntes Kapitel.

Das gelehrte Kaffeehaus und Mendelsſohns mathematiſche Studien.

Die öffentliche Geſelligkeit war damals in Berlin eine ganz andere als in unſerer atomiſtiſchen Zeit.

Zu Anfang des Jahres 1755 wurde auf Veranlaſſung des Profeſſors Büchler oder, man weiß es nicht genau, des ſpätern Abts Reſewitz,[2]) der damals als Candidat in Berlin lebte und mit Mendelsſohn in Briefwechſel ſtand, ein Kaffeehaus für eine geſchloſſene Geſellſchaft von hundert Perſonen, größtentheils Gelehrten, angelegt. Mehrere namhafte Mathematiker, wie Euler, Martini, der Lieutenant Jacobi, „ein ſehr geſchickter Mann, ein guter Mathematikus und ein gründlicher Metaphyſiker“,[3]) der mehrerwähnte Doctor Gumpertz, Wilke, ſpäter Secretär der ſchwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften, Aepinus, Oberſt Möller,

---

[1]) Schr. V, 23.

[2]) Nicolai, Meine gelehrte Bildung, 44; Schr. V, 214.

[3]) Schr. V, 28.

der in der Schlacht bei Roßbach sich ausgezeichnet hat, Bamberger, Nicolai u. a. waren Mitglieder dieser Gesellschaft. Auch Mendelssohn, der im Rufe eines tüchtigen Mathematikers stand — die seltensten mathematischen Werke fanden sich in seiner Bibliothek — wurde aufgenommen. Hier traf er mit alten Freunden zusammen, knüpfte neue Verbindungen an, unterhielt sich über wissenschaftliche Gegenstände, und spielte er auch wol selbst nicht, so sah er doch zuweilen dem Spiele anderer zu. In dieser Gesellschaft spielten Euler, Gumpertz und der Lieutenant Jacobi einmal eine Partie Tarock. Sie hatten irgend ein Mißverständniß über die gespielten Tarocke, und nahmen Mendelssohn, der eben in der Nähe stand, zum Schiedsrichter. „Welches Wunder!“ rief er aus; „drei Mathematiker können nicht richtig einundzwanzig zählen.“[1])

Im heitern Gespräche schlug man eines Abends vor, daß jeder der Anwesenden seine Fehler besingen solle. Mendelssohn, der verwachsen war und einen starken Höcker hatte, außerdem auch stotterte, schrieb schnell nieder:

Groß nennt ihr den Demosthen,
Den stotternden Redner von Athen,
Den höckrigen Aesop haltet Ihr für weise —
Triumph! Ich werd' in Eurem Kreise
Doppelt groß und weise sein,
Denn Ihr habt bei mir im Verein,
Was man bei Aesop und Demosthen
Hat getrennt gehört und geseh'n.[2])

Spiel und Amüsement waren aber nicht der alleinige Zweck der Gesellschaft. Alle vier Wochen mußte ein Mitglied eine Abhandlung mathematischen, physikalischen oder philosophischen Inhalts vorlesen. Für diese Gesellschaft arbeitete auch Mendelssohn eine mathematische Abhandlung aus; er las sie aber nicht selbst vor, denn er traute sich des mündlichen Vortrages aus

[1]) Schr. V, 214.
[2]) Aus Müchlers kl. philos. Schriften; Schr. I, 37.

Aengſtlichkeit und Beſcheidenheit nicht; ſein Stottern mag ihn beſonders davon zurückgehalten haben. Er erſuchte alſo einen andern, das Vorleſen ſeiner Arbeit zu übernehmen. Ein Mitglied der Geſellſchaft, ein Schottländer namens Middleton, der ſich damals in Berlin aufhielt, um die deutſche Literatur zu ſtudiren, und auch Mendelsſohns Briefe „Ueber die Empfindungen" ins Engliſche überſetzte, trat in den Saal, als eben die Vorleſung begann. Nachdem er eine Weile zugehört hatte, ſtellte er ſich neben Mendelsſohn und fragte ihn leiſe, wer der Verfaſſer dieſer Arbeit ſei. Mendelsſohn winkte ihm, die Vorleſung nicht zu unterbrechen, und zeigte auf den Vorleſer als Verfaſſer. Middleton ſchüttelte den Kopf, weil er dem Vorleſer eine ſolche Abhandlung nicht zutrauen mochte. Er hörte ferner aufmerkſam zu, und nachdem noch ein paar Seiten vorgeleſen waren, raunte er ſeinem Nachbar Mendelsſohn ins Ohr, er ſei der Verfaſſer, er möge es nur nicht weiter leugnen. Dieſer ſchüttelte abermals den Kopf und wies wiederholt auf den Vorleſer. Plötzlich erſcholl ein lautes Gelächter. Als nämlich der Vorleſer an die Stelle der Abhandlung kam: „Der Grad der göttlichen Präſcienz ſei = 0 (Null)," las er ſtatt Null, o. Auf dieſes ganz unvermuthete, ſehr vernehmlich ausgeſprochene O! fingen die Zuhörer an zu lachen, denn es kamen zwar die Buchſtaben a, b, n, ξ, ψ vor, aber kein o. Jetzt fragte Middleton den ſelbſt lachenden Mendelsſohn wieder, ob er noch die Autorſchaft in Abrede ſtellen wolle.[1])

Mendelsſohn war in der That der Verfaſſer, die vorgeleſene Arbeit eine Frucht ſeiner mathematiſchen Studien, die Abhandlung „Ueber die Wahrſcheinlichkeit". Auf Leſſings wiederholt geäußerten Wunſch ließ er ſie aus den „Vermiſchten Abhandlungen und Urtheilen über das Neueſte aus der Gelehrſamkeit",[2]) in welchen ſie zuerſt im Drucke erſchien, für ihn

---

[1]) Schr. V, 215 f.

[2]) Berlin, Voß, 1756, III, 3—27.

abſchreiben, um ſie ihm zu ſchicken. Leſſing, der von vornherein verſicherte: „Ich will gewiß keine Zero für ein O anſehen“,[1]) las ſie mit „recht großem Vergnügen“. „Wenn ich ſie noch ein paar mal werde geleſen haben,“ heißt es in ſeinem Briefe vom 18. December 1756, „hoffe ich, ſie ſo weit zu verſtehen, daß ich ſie um einige Erläuterungen fragen kann. Wenn ſich von ſolchen Dingen ſo gut ſchwatzen ließe, wie von der Tragödie.“[2])

Ohne zu neuen Aufſchlüſſen zu gelangen, ſtellt Mendelsſohn in dieſer Abhandlung, in welcher er von der Wolffiſchen Definition vom Wahrſcheinlichen ausgeht, die mathematiſchen Unterſuchungen jener Zeit über die Wahrſcheinlichkeit ſorgfältig zuſammen und beleuchtet Humes Kritik der Cauſalität im polemiſchen Sinne. Er will jedoch die Gültigkeit der Erfahrungsſchlüſſe in Bezug auf Urſächlichkeit nachweiſen, ohne zu bemerken, daß ſein Gegner ihnen nicht Wahrſcheinlichkeit, ſondern nur unbedingte Gültigkeit abgeſprochen hatte.

Dieſer Abhandlung, aus der er das Weſentliche in den „Morgenſtunden“ wiederholt,[3]) widerfuhr die unerwartete Ehre, daß der Akademiker Profeſſor Aepinus, ein heftiger Gegner der Wolffiſchen Philoſophie, den es ſchmerzte, den Satz des zureichenden Grundes in Anſehung der freiwilligen Handlungen des Menſchen auf eine ſo neue Art bewieſen zu ſehen, ſie zu widerlegen ſuchte. Aepinus las ſeine Gegenſchrift in der Geſellſchaft des gelehrten Kaffeehauſes vor, und da Mendelsſohn ſeinerſeits die Antwort auch nicht ſchuldig blieb, ſo entſpann ſich zwiſchen ihnen eine literariſche Fehde, welche über ein Jahr währte und in welcher endlich, vielleicht auf Mendelsſohns Vorſchlag, der Profeſſor Baumgarten in Frankfurt an der Oder als Schiedsrichter angerufen wurde.[4])

---

[1]) Schr. V, 35.
[2]) Schr. V, 69.
[3]) Schr. II, 253 ff.
[4]) Schr. V, 60, 82.

Baumgarten, der einflußreichste Vertreter der Wolffischen Philosophie und der Begründer der Wissenschaft der Aesthetik, war Mendelssohn persönlich bekannt. Als sich der Professor vom December 1755 an mehrere Monate krankheitshalber in Berlin aufhielt, besuchte er ihn mehrere male.[1]) An ihn wandte er sich in seinem Streite mit Aepinus. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er fand, daß Baumgarten nicht allein ein Mathematiker und „starker Metaphysiker", sondern auch ein recht orthodoxer Mann voller Vorurtheile sei. Orthodoxie witterte er gleich bei seinem ersten persönlichen Zusammentreffen mit ihm, so daß er Lessing fragte, ob Baumgarten wirklich orthodox sei, oder ob er sich nur so stelle.[2]) Sobald er seine Antwort in Händen hatte, zweifelte er nicht mehr, „daß das Herz dieses Mannes mit seinem Verstande in keiner genauen Verbindung stehe". Sollte der Aesthetiker, der unter pietistischen Einflüssen erzogen und von denselben nie ganz frei war, etwa Versuche gemacht haben, Mendelssohn, den Philosophen, zu bekehren? Wie käme sonst das dreißigste Kapitel der Sprüche Salomonis in ihren Briefwechsel, und was könnte Mendelssohn mit der Frage meinen, die Baumgarten an ihn gerichtet und die „unmöglich Verstellung sein konnte?" Mit Widerwillen dachte er an den von ihm erhaltenen Brief, dessen tiefsinniger philosophischer Theil ihm auch nicht sonderlich gefiel. „Was er darin sagt," schreibt er im November 1757 Lessing, dem er auch die Baumgartensche Antwort sammt seinem Schreiben schickte, „paßt gar nicht auf die Frage, welche ich gethan habe, und er scheint mir durch Winkelzüge entwischen zu wollen.[3]) Erst nach langem Zaudern entschloß er sich ihm zu antworten; die „wunderbare Frage" ließ er freilich ganz unerwähnt und beschränkte sich auf die seine mathematische Abhandlung betreffenden Punkte.[4])

---

[1]) Schr. V, 18, 28.
[2]) Schr. V, 18.
[3]) Schr. V, 137.
[4]) Schr. V, 145; der Brief an Baumgarten V, 415 ff.

Der Streit mit Aepinus war beendet. Sie wechſelten noch einige Schriften über die Materie, wie es in dem Briefe an Baumgarten heißt, und endlich hatte der Gegner die Ehre, das letzte Wort zu behalten.

Elftes Kapitel.

Der Künſtler und Dichter.

Das Studium der Mathematik, welches er jahrelang, bis die Umſtände ihn nöthigten, dieſer Wiſſenſchaft zu entſagen, mit Liebe betrieb, leitete ihn auch auf die mathematiſche Muſik. Er hatte ſich mit Eulers großem Werke über die neue Theorie der Muſik längere Zeit beſchäftigt und war dadurch auf den Gedanken gekommen, ſich auch praktiſch etwas von der Kunſt anzueignen. Es dauerte auch gar nicht lange, ſo ſaß der Großvater des großen Tonkünſtlers, deſſen Schöpfungen eine Herz und Seele ergreifende Wirkung hervorbringen, am Clavier. Bei dem Muſiker Kirnberger, der nach ſeiner Geſchicklichkeit in der Muſik ein beſſeres Schickſal verdient hätte, nahm er Unterricht. Kirnberger dünkte ſich ein philoſophiſcher Muſiker zu ſein. Hatte er auch über ſeine Kunſt mehr nachgedacht, als viele andere ſeinesgleichen, ſo ging ihm doch die Deutlichkeit der Begriffe, beſonders aber die Gabe ab, ſich andern verſtändlich zu machen. Mendelsſohn unterhielt ſich nun mit dem philoſophiſchen Muſiker über den philoſophiſchen Theil der Muſik, zu dem er auch einen kleinen literariſchen Beitrag „Verſuch, eine vollkommen gleichſchwebende Temperatur durch die Conſtruction zu finden“,[1]) geliefert hatte; er glaubte ihn zu verſtehen, weil ſein eigener Scharfſinn Kirnbergers Undeutlichkeit erſetzte, und der Lehrer ihn verſicherte, daß er alles Muſikaliſche trefflich faſſe. Bei Be-

[1]) Schr. IV, 1, 3—14.

ginn des Unterrichtes wollte Kirnberger seinem Schüler die verschiedenen Taktarten erklären; über den Unterschied von $^3/_4$ und $^6/_8$ Takt konnten sie sich durchaus nicht verständigen. Mendelssohn fragte, wie es denn zugehe, daß $^3/_4$ nicht $^6/_8$ machen sollten? „Weil der eine ein Tripeltakt, und der andere ein gerader Takt ist," erwiderte Kirnberger. So oft er aber nach dem Warum gefragt wurde, setzte er sich ans Clavier, spielte $^3/_4$ und $^6/_8$ gegeneinander vor und sagte belehrend: „Nicht wahr? Nun hören Sie doch, daß das Erstere Tripeltakt ist?" „Nein," erwiderte Mendelssohn, „ich kann keinen Unterschied hören." Wohl auf sechserlei Art spielte er die beiden Taktarten vor; es blieb mit dem Schüler wie vorher. Endlich sagte der kluge Meister ungeduldig: „Ich kann nicht begreifen, wie Sie ein Mathematiker sein und nicht $^3/_4$ abmessen können, daß es ein Tripeltakt ist." Mendelssohn blieb bei seiner Behauptung, daß er als Mathematiker keine $^3/_4$ kenne, die nicht auch $^6/_8$ wären, „aber da dies in der Musik unterschieden sein soll," fügte er hinzu, „so fange ich an zu glauben, daß ich kein musikalisches Gehör habe, um den Unterschied zu empfinden." [1]) Nach Verlauf von wenigen Monaten stellte er den Musikunterricht ein, doch trug er eine kleine reizende Minuet davon, die er ziemlich langsam auf dem Clavier spielen konnte. „Es ist doch sonderbar," sagte er oft lächelnd, „ich kann den Tripeltakt spielen, aber nicht hören." [2]) Und dabei hatte er ein gutes musikalisches Gehör! Ohne ein Instrument im eigentlichen Sinne des Wortes spielen, oder die Töne im Singen treffen zu können, war er im Stande, alle Verhältnisse in der Musik, die Versetzungen der Accorde, die

---

[1]) „Als ich Musik lernen wollte," schreibt Mendelssohn noch im August 1764 an Abbt (V, 331) „und im Spielen sehr oft wider den Takt sündigte, sagte mein kluger Meister: Mein Gott! Wissen Sie denn nicht, daß $^6/_8$ so viel sind als $^{12}/_{16}$? Prägen Sie sich das doch ein: $^3/_4$, $^6/_8$, $^{12}/_{16}$. Der gute Mann! Theoretisch wußte ich es so gut und wohl noch besser als er."

[2]) Schr. V, 217.

verſchiedenen Combinationen der Töne u. ſ. w. leicht auszurechnen.[1])

Es gab überhaupt eine Zeit, in der Mendelsſohn auf beſtem Wege war, ein echter Bel-Esprit zu werden: er nahm Clavier-Unterricht, beſuchte Theater und Concerte und machte Gedichte.

Hebräiſche Gedichte hatte er, wie bereits erwähnt, ſchon als zehnjähriger Knabe verfertigt, dieſelben aber vernichtet und, weil nach ſeinem Dafürhalten poetiſches Talent ihm abgehe, den Vorſatz gefaßt, nie wieder zu dichten; ſpäter verſuchte er ſich in kleinen hebräiſchen Gelegenheitsgedichten, von welchen einzelne, wie ein Carmen auf Michel David, deſſen Gaſt er war, ſo oft er nach Hannover kam, uns erhalten ſind.[2])

Der Umgang mit Nicolai, der ihm zuweilen ſeine Gelegenheitsgedichte vorlas, regte eine poetiſche Ader in ihm an und er machte auch deutſche Verſe. „Hier iſt was!“ heißt es in der Nachſchrift zu einem Briefe an Leſſing vom 29. April 1757. „Zu Anfange des Winters hatte ich an einem Abende folgende Verſe gemacht. Ich habe gelogen. Ich mag wohl mehr als ſechs Abende darüber zugebracht haben; allein Poeten müſſen wacker lügen.“ Und was war das? Das Fragment eines ſelbſtverfertigten didaktiſchen Gedichtes!

Jetzt liegt der träge Schwarm, von ſteten Qualen matt,
Nachläſſig hingeſtreckt, auf weicher Lagerſtatt.
Das Thieriſche iſt todt. Empfindung, Sinn, Beſtreben
Hört plötzlich auf, und nur die Pflanze hat noch Leben.
Der rege Trieb entſchläft, der ſie durchs Leben jagt.
Als Pflanze ruht der Menſch, als Menſch iſt er geplagt.
Wer niemals denkt, wer ſich nur ſo wie Thiere weidet,
Verfehlt des Schöpfers Zweck; wer immer denkt, der leidet.
Die ſteinerne Vernunft wetzt jenen Stachel ab,
Der uns zum Fühlen reizt, und wird der Freuden Grab.

---

[1]) Mendelsſohns Bemerkungen über Burkes philoſophiſche Unterſuchungen in K. Leſſing, Leſſings Leben II, 228.

[2]) Sammler, 1784, S. 130, wieder abgedruckt Bikure Haittim (Wien, 1821), S. 82 ff.

Verſucht's, o Sterbliche! bekämpft der Thorheit Götzen,
Die Sucht nach eitlem Ruhm, den Durſt nach feilen Schätzen . . .[1])

Es läßt ſich denken, daß ein Leſſing, der von didaktiſchen Gedichten überhaupt nichts wiſſen wollte, von dieſen Verſen, deren ähnliche der junge Dichter noch mehr liegen hatte, nicht ſonderlich erbaut war. Er mag ihm auch kein Wort des Lobes oder Tadels darüber geſchrieben haben, und Mendelsſohn war einſichtsvoll genug, die Aufmunterung des Freundes: „Schreiben Sie, mein lieber Moſes, ſo viel als Ihre geſunde Hand nur immer vermag, und glauben Sie ſteif und feſt, daß Sie nichts Mittelmäßiges ſchreiben können . . . denn ich habe es geſagt!“[2]) am allerwenigſten auf ſeine Verſe zu beziehen. Die Danklieder, welche er einige Monate ſpäter, zur Feier der Schlacht bei Roßbach, aus dem Hebräiſchen ins Deutſche überſetzte, ſchickte er Leſſing nicht, weil ſie ihm nicht wichtig genug ſchienen: „ſie haben zwar den Leuten allhier gefallen, allein wie viel Leute haben hier Geſchmack?“[3]) Leſſing fand die Ode, die er durch Nicolai erhielt, recht ſchön, er wollte deshalb alle ſeine poetiſchen Arbeiten, beſonders die Fortſetzung des Lehrgedichtes und auch die Danklieder ſehen, welche er nach der ſiegreichen Schlacht Friedrich des Großen bei Leuthen aus dem Hebräiſchen ins Deutſche überſetzt hatte.[4])

Mit der Poeſie hatte es bald ein Ende; ſeine poetiſchen Producte beſchränkten ſich meiſtens auf Uebertragungen. So verfertigte er im Jahre 1758 für Kirnberger einen Bußpſalm, welchen dieſer in Muſik ſetzte, und wovon die Partitur, für vier Singſtimmen mit Generalbaß, ſich handſchriftlich in der königl.

---

[1]) Schr. V, 91.

[2]) Schr. V, 113.

[3]) Schr. V, 139.

[4]) Schr. V, 140, 141. Dieſe Danklieder, welche in den Geſ. Schr. nicht aufgenommen wurden, finden ſich in meiner Schrift: Zum Siegesfeſte. Dankpredigt und Danklieder von Moſes Mendelsſohn. Eine Reliquie. (Berlin 1866), S. 16—21.

lichen Bibliothek zu Berlin befindet.[1]) Er überſetzte Gedichte Popes, den herrlichen Monolog Hamlets, Ueberſetzungen, welche muſterhaft zu nennen ſind,[2]) verfertigte ein „Brautlied auf die Vermählung der Prinzeſſin Wilhelm von Preußen mit dem Prinzen von Oranien", das am Laubhüttenfeſte 1767 unter Muſikbegleitung in der Berliner Synagoge vorgetragen wurde,[3]) ein Danklied der Judenſchaft bei Entbindung der Prinzeſſin von Preußen"[4]) u. a., welche ſich über das Niveau gewöhnlicher Gelegenheitsgedichte erheben.

Dichter im eigentlichen Sinne war Mendelsſohn nicht. „Die Muſen, dieſe Schweſtern, die oft den jungfräulichen Eigenſinn haben, dem Jünglinge günſtig zu ſein und dem Manne den Rücken zuzuwenden, dieſe Mädchen ſind mir nie recht gut geweſen, und wie ich glaube, aus Eiferſucht gegen ihre Schweſter Kritika, der ich manchmal die Aufwartung gemacht habe. Seitdem mir aber das Höllenkind Mammon zuweilen mit eiſernen Fingern die Ohren zupft und fragt: Was bringt es ein? ſeitdem haben mich Muſen und Kritik verlaſſen und ich bin der Poeſie wie abgeſtorben. Ich habe faſt kein Gefühl mehr für Poeſie. Ich löſe mir die Gedanken in ſchlichte Proſa auf . . ." So ſchrieb Mendelsſohn vier Jahre vor ſeinem Tode an den unglücklichen Dichter Ephraim Moſes Kuh, einen Neffen des reichen Veitel Ephraim, der das Manuſcript ſeiner Gedichte Mendelsſohn, mit dem er während ſeines mehrjährigen Aufenthaltes in Berlin häufig verkehrte, auf Leſſings Empfehlung zur Beurtheilung überſandte. „Ich, Poeſie beurtheilen, der ich mich gewöhnt, ſie mehr mit der logiſchen Brille als mit dem äſthetiſchen Operngucker zu betrachten? Ich, Richter über ſchalkhafte, niedliche, ſcherzhafte Riens (vergeben Sie! ich kann dieſes nachdrückliche Wort nicht überſetzen); über poetiſches Dragée, das

[1]) Schr. VI, 401.
[2]) Schr. VI, 391 ff., I, 322, 328.
[3]) Schr. VI, 393 ff. S. Berliner Priv. Zeitung vom 24. Oct. 1767.
[4]) Schr. VI, 398 ff.

blos den Gaumen kitzelt, ohne den Magen zu befriedigen? Vergeben Sie, Freund Leſſing! Da haben Sie unſerm Freunde Kuh nicht den beſten Rath ertheilt, daß Sie ihn an mich gewieſen."

Mit dieſem Dichter, „den bald das ſchnöde Glück, bald auch der Schurken Tücke geneckt" und der im Wahnſinn aus der Welt ſchied, wurde Mendelsſohn in Mißhelligkeiten verwickelt — durch eine Ode. Kuh hatte ihm dieſelbe zur Verbeſſerung eingeſchickt. Mendelsſohn verbeſſerte, veränderte, fügte einige Strophen hinzu und theilte ſie einigen Freunden als eine Dichtung Kuhs mit. Dieſe Ode galt — man weiß nicht wie — von jeher für das beſte unter den Gedichten Mendelsſohns. Die von ihm in dieſer Ode vorgenommenen Verbeſſerungen ſind allerdings ſo weſentlich, daß von dem urſprünglichen Gedichte nicht viel mehr geblieben iſt als — die Ueberſchrift.[1])

Eben ſo früh wie in Gedichten verſuchte ſich Mendelsſohn in Predigten: er iſt der erſte deutſche Jude, welcher deutſche Predigten zu gottesdienſtlichen Zwecken, wenn auch nicht gehalten, ſo doch geſchrieben hat. Am 25. November 1757 überraſchte er Leſſing mit der Neuigkeit, „daß es ſchon ſo weit gekommen ſei, daß er eine Predigt ſchreibe und einen König lobe."[2]) Dieſer Predigt, auf den Sieg der Preußen bei Roßbach, welche der Oberrabbiner David Fränkel am 10. November 1757 in der Synagoge zu Berlin vortrug und welche Leſſing ſehr ſchön fand, folgte vier Wochen ſpäter aus Veranlaſſung der Schlacht bei Leuthen ſeine „Dankpredigt," welche unter David Fränkels Namen mit dem Zuſatze „Ins Deutſche überſetzt" im Drucke erſchien.[3]) Dann brachte er ſechs Jahre ſpäter noch ein homiletiſches Product zur Welt: eine Friedenspredigt,

[1]) M. ſ. mein Der Dichter Ephraim Kuh. Ein Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Literatur (Berlin, 1864). Der Brief Mendelsſohns an Kuh, der in den Geſ. Schr. fehlt, daſ. S. 27 ff. Ueber die „Ode zum Lobe Gottes" (Schr. VI, 396 ff.), daſ. S. 30 f.

[2]) Schr. V, 139.

[3]) Berlin 1757. Dieſe Predigt, 100 Jahre für verloren gehalten, wieder veröffentlicht in: Zum Siegesfeſte, ſ. S. 66, Note 4.

über welche, wie es in einem Briefe an Leſſing heißt, „Doctor Slop wol hätte einſchlafen und Vetter Toby ſein Lillabulero noch zweimal ſo laut pfeifen mögen.[1]) Dieſe Predigt, zur Feier des Hubertburger Friedens,[2]) wurde Sonnabend den 12. März 1763 in der Synagoge zu Berlin von dem Rabbiner Aron Moſesſohn gehalten[3]) und unter deſſen Namen bei Nicolai gedruckt. Der Verfaſſer, welcher auf die Ehre verzichtete, auch als Prediger bekannt zu ſein, ſetzte aus Scherz auf den Titel: „Ins Deutſche überſetzt von R. S. K.," denn, meinte er, „da der Rabbi Samſon Kalir ſich meine — 1761 erſchienene — hebräiſche Logik zugeeignet hat, ſo mag er nun auch meine Predigt auf ſich nehmen."

Wie immer man Mendelsſohns poetiſche und homiletiſche Verſuche bekritteln und belächeln mag, Sinn für Schönheit und Kunſt, bedeutende Begabung für äſthetiſche Kritik wird ihm niemand abſprechen können. Leſſings und Nicolais Freundſchaft brachte es dahin, daß er der grübelnden Metaphyſik, ſeiner ehrwürdigen Matrone, wie er ſie nennt, einen Theil ſeiner Liebe entzog und ſie auf die ſchönen Wiſſenſchaften übertrug.[4]) Er gehört nächſt Sulzer zu den erſten ſeiner Zeit, welche den Aufbau einer damals neuen philoſophiſchen Disciplin merklich förderten, und ſeine Arbeiten auf dieſem Gebiete ſicherten ihm den Namen und den Rang eines eleganten Aeſthetikers.

---

[1]) Schr. V, 173.

[2]) Sonnabend den 12. März begann die hieſige Judenſchaft das Friedensfeſt in ihrer Synagoge, bei welcher Gelegenheit der hieſige Rabbiner Aron Moſes eine „erbauliche und wohlgefaßte Rede" hielt. Auch in Potsdam hielt R. Michael Hirſch eine „erbauliche Predigt, welche mit nächſtem im Drucke erſcheinen ſoll." Berliner Priv. Zeitung vom 15. und 29. März 1763.

[3]) Die Friedenspredigt erſchien in Berlin 1763, hebr. und deutſch herausgegeben von Hartog Leo, Berlin 1764; hebr., Sammler 1789, 14 ff., deutſch, Schr. VI, 407—415.

[4]) Schr. V, 32.

Viertes Buch.

Der Aesthetiker.

Zwölftes Kapitel.

Die Briefe über die Empfindungen.

Die Aesthetik, der erst kurz vor Mendelssohns Auftreten als selbstständige Disciplin eine Stellung in der Philosophie eingeräumt wurde, hat an dem sechsundzwanzigjährigen jungen Manne einen sehr eifrigen Förderer gefunden; nächst Baumgarten, dem bereits genannten Begründer der Aesthetik, nächst Lessing und Sulzer, gehört er zu den Männern, welche der noch jungen Wissenschaft den folgenreichsten Aufschwung gaben. Auf diesem Gebiete liegen seine werthvollsten Leistungen, welche in Folge der Wechselwirkung zwischen ihm und Lessing einen tiefgehenden Einfluß auf die ganze damalige Literaturrichtung ausgeübt haben.[1])

Sein frühester Versuch auf diesem Gebiete waren die „Briefe über die Empfindungen".[2])

---

[1]) Mendelssohn als Aesthetiker, mit Zugrundelegung dieser Biographie, gewürdigt in: Die Stellung Moses Mendelssohns in der Geschichte der Aesthetik von G. Kanngießer (Frankfurt a. M. 1868).

[2]) Berlin, Voß, 1755; Schr. I, 103—190. Th. Abbt übersetzte die Briefe unter dem Titel: Recherches sur les Sentiments etc. Genève et Berlin 1764 (Schr. V, 277).

Sie erschienen vier Monate nach den „Philosophischen Gesprächen“ und wurden ebenfalls durch Lessing an die Oeffentlichkeit gezogen, der in dem „Vorberichte“ zu denselben laut gegen die Ehre protestirte, daß man die „Gespräche“ auf seine Rechnung geschrieben habe. „Folgende Unterredungen,“ heißt es in diesem charakteristischen Vorberichte, „die die Freunde über die Natur des Vergnügens gewechselt haben, sowol, als die letzthin ohne Benennung des Verfassers herausgekommenen „Philosophischen Gespräche“, die in der Gesellschaft eben dieser Freunde gehalten worden, sind mir durch einen seltenen Zufall in die Hände gerathen, und ich konnte mich nicht enthalten, die kleine Verrätherei zu begehen, sie der Welt bekannt zu machen. Man wollte dieses im Vorübergehen erinnern, um dem Ansuchen eines bekannten Schriftstellers Genüge zu leisten, auf dessen Rechnung man die „Philosophischen Gespräche“ hin und wider geschrieben hat. Er glaubt (dieses sind seine eigenen Worte), daß man es ihm als eine plagiarische Eitelkeit auslegen müsse, wenn er diese Vermuthung nicht von sich ablehnte.“ [1])

Dem „bekannten Schriftsteller“, der kein anderer als der Professor Michaelis, der Recensent der „Gespräche“ in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen, war, hatte Mendelssohn am 7. September 1755 die „wenigen Bogen, mit denen er sich wiederum in die gelehrte Welt gewagt“, direct und von einem besonderen Schreiben begleitet, zugesandt. Er dankte dem Herrn Professor zunächst für das gütige Urtheil, das er über die „Gespräche“ gefällt, und ersuchte ihn in seinem Namen und in dem des „Herrn Mag. Lessing“, den beifolgenden wenigen Bogen eine müßige Stunde zu schenken. „Wollen Sie einen Unbekannten, der sehr viel Hochachtung für Ihre Einsichten hat, verbinden, so bitte ich, lesen Sie bei müßigen Stunden diese wenigen Blätter und melden Sie dem Herrn Mag. Lessing, an

---

[1]) Die letzte Hälfte des hier aus dem Vorberichte in der Original-Ausgabe der Briefe Mitgetheilten fehlt in den Ges. Schr. I, 110.

den Sie sonst nicht selten zu schreiben pflegen, Ihr Urtheil darüber. Ihr Beifall wird mich erfreuen, Ihr Tadel belehren, und beide zu fernerem Nachdenken aufmuntern. So gewöhnlich und abgenutzt Ihnen dieses Autorcompliment scheinen dürfte, so ungeheuchelt muß es doch in dem Munde eines Juden sein, dessen zeitliche Umstände es erfordern, Niemanden, außer sehr wenigen Freunden, für etwas mehr als einen Buchhalter bekannt zu sein.“ [1])

Michaelis kündigte die ihm geschickten „Briefe“ schon am 9. October 1755 mit wenigen Worten in den Götting. Gelehrten Anzeigen [2]) an, und erklärte sie für „eine Schrift, die einen sehr nachdenkenden und philosophischen Verstand, dabei aber einen Schüler und Vertheidiger Leibnizens und Wolffens entdeckt, einen von den Schülern Wolffens, der besser ist als die Meisten, so er erlebt hat.“

---

[1]) Schr. V, 412. Infolge dieses Schreibens erschien von Michaelis am 2. October 1755 in den Gött. Gel. Anzeigen (S. 1107) folgende Erklärung: „Wir haben S. 586 in unserer Vermuthung gefehlt, da wir die „Gespräche“ für eine Arbeit des Herrn Mag. Lessing angesehen haben. Wir haben seit der Zeit den wahren Verfasser, von dem wir nächstens eine andere Schrift anzeigen werden, kennen lernen, und ob wir gleich noch Bedenken tragen, ihn völlig bekannt zu machen, weil er uns selbst meldet, seine zeitlichen Umstände erfordern es, Niemanden außer sehr wenigen Freunden für einen Schriftsteller bekannt zu sein, so dürfen wir doch unsern Lesern nicht verschweigen, daß er seiner äußern Lebensart nach gar nicht zu den Gelehrten gehört, daß man ihn auch nicht unter denen, die sich zum Christenthum bekennen, zu suchen habe, sondern unter den Juden. Diese Neuigkeit hat uns sein Buch noch weit angenehmer gemacht, als es vorhin war, da wir blos auf Sache und Ausdruck sahen und nicht wußten, aus was vor einer unerwarteten Feder eine so wohl gerathene Schrift geflossen war.“ Kanngießer, a. a. O. S. 27 und Mor. Brasch in der Einleitung zu den „Briefen über die Empfindungen“ in den von ihm herausgegebenen Schriften Moses Mendelssohns (Leipzig 1881) II, 4, haben diese Stelle, in der 1. Aufl. S. 83 mitgetheilt, mißverstanden. Nicht die Autorschaft der „Briefe“, sondern die der „Philos. Gespräche“ vindicirte der Recensent Lessing; mit der „wohl gerathenen Schrift“ sind die „Gespräche“ gemeint.

[2]) Götting. Gelehrt. Anzeigen, 1755, 1127.

Als Schüler Wolffs, oder vielmehr Baumgartens, erscheint Mendelssohn allerdings in seinen ästhetischen Abhandlungen und speciell in den „Briefen über die Empfindungen".

Ohne sich über principielle Fragen der Kunst auszulassen, thut er unmittelbar in die Tiefen der Empfindungen einen spähenden Blick, und giebt damit deutlich zu verstehen, daß auch nach ihm die Aesthetik wesentlich auf Psychologie beruhe. Der Gegenstand seiner Philosophie ist vorzugsweise das menschliche Subject, ein Wesen, in welchem sich dunkle und deutliche Vorstellungen, niedere und höhere Erkenntnisse zu gleicher Zeit finden.

Von zwei Freunden, dem Jüngling Euphranor und dem Weltweisen Palemon oder Theokles, wie er in den späteren Auflagen genannt wird, läßt Mendelssohn in funfzehn Briefen die Theorie der Schönheit entwickeln. Die Schönheit, das Vergnügen, beruht nach dem Ausspruche Wolffs und Baumgartens in der dunkeln oder undeutlichen Vorstellung einer Vollkommenheit. Wir fühlen nicht mehr, sobald wir denken. Der Affect verschwindet, sobald die Begriffe aufgeklärt werden.[1]) Dieser einseitigen Auffassung gegenüber wird von Theokles, der die Ansichten Mendelssohns vertritt, geltend gemacht, daß Klarheit der Vorstellung das Vergnügen befördere. „Die Wahrheit stehet fest: kein deutlicher, auch kein völlig dunkler Begriff verträgt sich mit dem Gefühle der Schönheit; jener, weil unsere eingeschränkte Seele keine Mannichfaltigkeit auf einmal deutlich zu fassen vermag, dieser, weil die Mannichfaltigkeit des Gegenstandes in seine Dunkelheit gleichsam verhüllt und unserer Wahrnehmung entzogen wird. Alle Begriffe der Schönheit müssen zwischen den Grenzen der Klarheit eingeschlossen sein; denn je ausgebreitet klarer die Vorstellung des schönen Gegenstandes, desto feuriger ist das Vergnügen." Im Augenblicke des Genusses muß kein besonderer Begriff deutlich bleiben wollen. Durch das Anschauen des Ganzen werden die Theile ihre hellen Farben

[1]) Schr. I, 114.

verlieren, oder Spuren hinter ſich laſſen, die das Ganze aufklären und das Vergnügen lebendiger machen. Dieſer allgemeine Grundſatz wird dann auf die Kunſt angewandt. Der Künſtler darf im Augenblicke des Schaffens ſeine Regeln nicht allzu deutlich vor Augen haben; ſie ſind Vorbereitungen, ſollen die Einbildungskraft nicht im Zügel halten, ſondern ihr nur von ferne den Weg zeigen, und nachrufen, wenn ſie in Gefahr iſt, ſich zu verlieren.[1])

Aber nicht nothwendig müſſen die angenehmen Empfindungen aus dunklen Begriffen entſtehen, ſonſt wäre der aufgeklärte, höhere Geiſt ärmer an Freude als der niedere, und Weſen von höherer Art würden zu der bittern Klage gegen die Vorſehung berechtigt ſein: „Du haſt uns mit deinem Fluche beladen, indem du uns aufgeklärte Geiſter verliehen haſt; es fehlt uns an dunkeln Empfindungen, an der Quelle des Vergnügens, mit welcher die unteren Weſen reichlich verſehen ſind.“

Es iſt daher nicht das dunkle Gefühl Quelle des Angenehmen, ſondern je größere Mannichfaltigkeit ein Weſen deutlich faſſen kann, um ſo glücklicher iſt es, weil die Gegenſtände alsdann mit mächtigerem Reize auf daſſelbe wirken können.[2])

Mendelsſohn zieht nun im fünften Briefe, im Gegenſatz zu Baumgarten, die Grenze zwiſchen Schönheit und Vollkommenheit. Die Schönheit beſteht in der gefälligen äußern Verknüpfung, d. h. in der Form, die Vollkommenheit in dem vernünftigen innern Zuſammenhange und der Geſetzmäßigkeit. Die Einheit im Mannichfaltigen iſt ein Eigenthum der ſchönen Gegenſtände. Sie müſſen eine Ordnung oder ſonſt eine Vollkommenheit darbieten, die, und zwar ohne Mühe, in die Sinne fällt. Die Sinne ſollen begeiſtert ſein, und von ihnen ſoll ſich die Luſt auf die müßige Vernunft ausbreiten.[3])

Was folgt hieraus? „Daß das Vergnügen an der ſinn-

[1]) Schr. I, 119 f.
[2]) Schr. I, 120.
[3]) Schr. I, 123.

lichen Schönheit, an der Einheit im Mannichfaltigen blos unſerm Unvermögen zuzuſchreiben ſei. Wir ermüden, wenn unſere Sinne eine allzu verwickelte Ordnung auseinanderſetzen ſollen. Weſen, die mit ſchärferen Sinnen begabt ſind, müſſen in unſeren Schönheiten ein ekelhaftes Einerlei finden, und was uns ermüdet, kann ihnen Luſt gewähren. Gott, der alles Mögliche mit einmal überſieht, muß die Einheit im Mannichfaltigen durchaus verwerfen; nur die äußere Geſtalt der Dinge iſt von ihm mit ſinnlicher Schönheit bedeckt. Die Schönheit der menſchlichen Bildung, die annehmlichen Farben, die gewundenen Züge, die in ſeinen Mienen bezaubern, ſind nur der äußern Schale eingeprägt. Sie gehen nicht weiter als unſere Sinne reichen. Unter der Haut liegen gräßliche Geſtalten verborgen. Alle Gefäße ſind ohne ſcheinbare Ordnung ineinander verſchlungen; die Eingeweide halten einander das Gleichgewicht, aber kein Ebenmaß, keine ſinnlichen Verhältniſſe; lauter Mannichfaltigkeit, nirgends Einheit; lauter Beſchäftigung, nirgends Leichtigkeit in der Beſchäftigung. Wie ſehr würde der Schöpfer ſeinen Zweck verfehlt haben, wenn er nichts als Schönheit geweſen wäre!“

Nicht Schönheit war Endzweck der Schöpfung, ſondern „himmliſche vortrefflichſte Vollkommenheit“; nicht wie ſie die Sinne faſſen, ſondern wie ſie die Vernunft begreift. Sie gewährt Mannichfaltigkeit, aber keine Einheit, keine Leichtigkeit in der Beſchäftigung, aber erfordert vernünftigen Zuſammenhang, Uebereinſtimmung, Einhelligkeit.

Dieſe „himmliſche Venus“ muß der Denker ſich hüten mit der „irdiſchen, der Schönheit“, zu verwechſeln. Dieſe beruht auf der „Einſchränkung, dem Unvermögen“; aber das Gefallen an der Uebereinſtimmung des Mannichfaltigen gründet ſich auf eine poſitive Kraft unſerer Seele. Wenn es Weſen, die eine Vorſtellungskraft haben, natürlich iſt, ſich nach Vorſtellungen zu ſehnen, ſo iſt es auch vernünftigen Weſen eigenthümlich, nach ſolchen Vorſtellungen zu ſtreben, die ineinander gegründet ſind. Zerrüttete Begriffe, Mißhelligkeiten, Widerſprüche ſtreiten eben-

ſo wol wider die Natur und das urſprüngliche Bedürfniß aller denkenden Weſen, als der Mangel, der völlige Tod aller Vorſtellungen. Hierin liegt der mächtige Reiz, mit welchem die Vollkommenheit alle Geiſter an ſich zieht, und ſo weit eine poſitive Kraft über ihre Einſchränkung erhaben iſt, ſo weit iſt das Vergnügen der verſtändlichen Vollkommenheit über das Vermögen der ſinnlichen, über das Vergnügen der Schönheit hinweg.[1])

Die Quelle des Vergnügens iſt eine dreifache: die Einheit im Mannichfaltigen oder die Schönheit, die Einhelligkeit des Mannichfaltigen oder die verſtändliche Vollkommenheit, und endlich der verbeſſerte Zuſtand unſerer Leibesbeſchaffenheit oder die ſinnliche Luſt. Aus dieſen Quellen haben alle ſchönen Künſte zu ſchöpfen; ſie werden ihr Ziel um ſo mehr erreichen, je mehr ſie dieſe verſchiedenen Arten harmoniſch zu vereinigen wiſſen. Eine beſondere Art der Harmonie iſt für jeden Sinn beſtimmt; nur die Tonkunſt allein vermag uns mit allen Arten der Vergnügungen, mit Vollkommenheit, Schönheit und ſinnlicher Luſt zu überraſchen. Aehnliches kann für's Auge auch durch die Harmonie der Farben erreicht werden, wenn es ihr gelingt, die Linie der Schönheit oder des Reizes, die in der Malerei tauſendfaches Vergnügen gewährt, mit der Farbenharmonie zu verbinden.[2])

In ſeinen „Briefen über die Empfindungen", in welchen er auf Leibniz zurückgeht und über ihn hinausgreift und die Leibniziſche Schule durch die Philoſophie der Engländer zu ergänzen ſucht, ſtellt Mendelsſohn mehr eine pſychologiſche Theorie auf, inſofern er die reine äſthetiſche Luſt von der ſinnlichen nicht grundſätzlich ſondert; aber ſeine Auffaſſung zeigt doch auch eine überraſchende Aehnlichkeit mit der ſpätern ſpeculativen Aeſthetik und bildet ſomit ein wichtiges Mittelglied zwiſchen Baumgarten und Kant.

---

[1]) Schr. I, 124.
[2]) Schr. I, 148 ff.

Man thut überhaupt in neuerer Zeit, wo wir es „so herrlich weit gebracht“ haben, den äſthetiſchen Arbeiten Mendelsſohns entſchieden Unrecht, ſie als veraltet und unbrauchbar der Vergeſſenheit anheimfallen zu laſſen. Während Leſſing in ſeiner Recenſion über die „Briefe“ darauf hindeutete, daß ſich wol ein ganzes Syſtem (der Aeſthetik) „in dem Kopfe des Verfaſſers zuſammenfinden ſollte“,[1]) und er ſelbſt im „Laokoon“ an ſie anknüpfte; während Herder,[2]) Schiller u. a. Mendelsſohns Beiträge zur „Wiſſenſchaft des Schönen“ mit Nutzen ihren Forſchungen zu Grunde legen, wenden ſich viele unſerer modernen Kunſtrichter mit ſchnöder Wegwerfung von ihnen ab, zumeiſt wol deshalb, weil ſie nicht begreifen, wie ein unter Druck und Armuth, ohne Schule und ohne Bildung aufgewachſener Jude gar ein ſo lebhaftes, fruchtbringendes Intereſſe für Aeſthetik und äſthetiſche Kritik hatte entwickeln können. Merkwürdig bleibt dieſe Erſcheinung immerhin. Sein Intereſſe hatte einen tiefern, im gewiſſen Sinne praktiſchen Grund. Er ſelbſt ſagt in einem Schreiben an den Schweizer Iſelin: „Die Trockenheit zu vermeiden, erlaubt ſich mein Gemüth manchen Spaziergang in die anmuthigen Gefilde der ſchönen Wiſſenſchaften, welche in der That mit der ſpeculativen Weltweisheit in einer genauern Verbindung ſtehen, als man insgemein zu glauben pflegt.“[3])

Außer dem Vergnügen und der Erholung, welche die Behandlung äſthetiſcher Fragen ihm boten, maß er der praktiſchen Anwendung derſelben große Bedeutung für das Leben bei. Deutlich äußert er ſich hierüber in ſeiner Anzeige des Meierſchen „Auszuges aus den Anfangsgründen der ſchönen Wiſſenſchaften“, in der er ſeine Gedanken über Aeſthetik überhaupt darlegt. „Man müßte auf die Erfindung dieſer Wiſſenſchaft neidiſch ſein oder ſie nicht verſtehen, wenn man an dem Nutzen oder an der

---

[1]) In der Berlin. Zeitung vom 4. September 1755; ſ. Leſſings Schr. V, 61 ff.

[2]) Herders Lebensbild I, 3, 2, S. 442 ff.

[3]) Schr. V, 437.

Vortrefflichkeit derſelben zweifeln wollte. Die Verbeſſerung des Geſchmacks und der unteren Kräfte der Seele überhaupt iſt für die ſchönen Wiſſenſchaften, für die Sittenlehre und vielleicht für alle Wiſſenſchaften von allzugroßer Wichtigkeit, als daß ſie nicht einem jeden in die Augen leuchten ſollte."[1]) Dieſes Streben nach praktiſcher Anwendung führte ihn, wie Sulzer, Eſchenbach und andere ſeiner Zeit zu jener Vermiſchung ethiſcher und äſthetiſcher Elemente, welche als ein Kennzeichen der Popularphiloſophie gilt; er trug ſich ſogar, wie aus einem Briefe Nicolais an Herder hervorgeht, mit dem Plane, „ein Werk über die Verbindung der ſchönen Wiſſenſchaften, des Naturrechts und der Moral zu ſchreiben".[2]) Eine natürliche Folge dieſer Praxis war die Erweiterung des Begriffes der Aeſthetik. Sie ſollte, nach Mendelsſohns Anſicht, die Wiſſenſchaft der ſchönen Erkenntniß überhaupt, die Theorie aller ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte enthalten; alle Erklärungen und Lehrſätze derſelben ſollten daher ſo allgemein ſein, daß ſie ohne Zwang auf jede ſchöne Kunſt insbeſondere angewendet werden könnten.

In der That hat Mendelsſohn, deſſen Theorie der Schönheit ein Gemälde ſeiner ſanften, Geräuſch fliehenden Muſe iſt, allen Theilen der Aeſthetik ganz beſondern Fleiß zugewandt.

Ehe wir jedoch dieſe verſchiedenen Theile näher betrachten, müſſen wir bei dem äſthetiſchen Briefwechſel verweilen, welchen Nicolai und hauptſächlich Mendelsſohn mit Leſſing unterhielten.

---

[1]) Schr. IV, 1, 314.

[2]) Ungedruckte Briefe aus Herders Nachlaß (Leipzig 1861), I, 332.

Dreizehntes Kapitel.

Der äſthetiſche Briefwechſel.

Zwiſchen Nicolai, Mendelsſohn und dem wieder nach Leipzig zurückgekehrten Leſſing hatte ſich ſeit Auguſt 1756 ein Briefwechſel entſponnen, der freilich mit den Briefen, welche Schiller und Körner über denſelben Gegenſtand gewechſelt haben, an Tiefe der Auffaſſung und Neuheit der Geſichtspunkte nicht verglichen werden kann, an literarhiſtoriſcher Wichtigkeit aber ihnen kaum nachſtehen dürfte. Veranlaſſung zu dieſem Briefwechſel gab eine Abhandlung über das Trauerſpiel, mit welcher Nicolai ſeine neu begründete Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften[1]) eröffnet hatte. Nicolai hatte den Zweck der Tragödie in die Erregung der Leidenſchaften geſetzt, wogegen Leſſing, zu Ariſtoteles zurückkehrend, behauptete, die einzige Leidenſchaft, welche das Trauerſpiel erregen ſolle, ſei das Mitleid, indem es die Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitere. Raſch war Mendelsſohn bei der Hand, auf die von Leſſing angeregten Unterſuchungen einzugehen; hatte er doch ſchon zwei Jahre früher ihn zu gelehrten Disputen aufgefordert,[2]) ihn ſogar in dem gedruckten Sendſchreiben wiederholt eingeladen, ſich mit ihm in „ſpeculativiſche Betrachtungen“ einzulaſſen. Es iſt charakteriſtiſch für ihn, daß er in dieſem Streite wieder als der Philoſoph erſcheint, dem es um die Wurzel der verwandten Begriffe mehr zu thun iſt, als um die Begrenzung der Arten gegen einander, worauf bei dem kritiſchen Leſſing Alles ankommt. Mendelsſohn greift zunächſt den Theil von Leſſings Behauptungen heraus, bei welchem es ſich um die Natur der einzelnen Empfindungen, das damalige Lieblingsſtudium ſeiner Reflexionen, zu handeln ſchien; er beſtreitet die untergeordnete Stellung der Bewunderung und des Schreckens zum Mitleid; jene, meint er, müſſe doch, weil ſie

[1]) Danzel-Guhrauer, a. a. O. I, 341, 351 ff.

[2]) Schr. V, 21.

Vollkommenheit zum Gegenſtande habe, ſchon an und für ſich und ohne Abſicht auf das Mitleid, das die bewunderte Perſon errege, in dem Gemüthe des Zuſchauers ein Vergnügen zu Wege bringen. Uebrigens verweiſt er ihn auf ſeine Gedanken von der Wirkung der theatraliſchen Illuſion, welche er mit Nicolai in Ordnung bringen will, ſobald „der ſiebenjährige Krieg die Handlung ſo ſehr zu Grunde gerichtet haben wird, daß den beiden Freunden einige Stunden zur Speculation übrig bleiben“.[1])

Die von Mendelsſohn hingeworfene Bemerkung über Bewunderung wird nunmehr Veranlaſſung, daß Leſſing ſeine Anſicht ausführlicher entwickelt, Bewunderung von Verwunderung genau ſcheidet und ebenſo von Mitleid trennt, inſofern Bewunderung vermittelſt der Nacheiferung beſſert, Mitleid jedoch unmittelbar, ohne Hinzuthun von unſerer Seite, das Beſſerwerden eines Jeden, „des Mannes vom Verſtande wie des Dummkopfes“, bewirkt.[2])

Es handelte ſich für Leſſing nicht eigentlich um eine Feſtſtellung der Begriffe; er wollte vielmehr ſeinen gleich anfangs ausgeſprochenen Grundſatz, die Bewunderung müſſe in dem Trauerſpiele nichts ſein als der Ruhepunkt des Mitleids, conſequent verfolgend, nicht nur das auf Bewunderung baſirte franzöſiſche Trauerſpiel verwerfen, ſondern auch als das einzig wahre, ſeinem Begriffe und ſeinem Zwecke entſprechende dasjenige hinſtellen, welches er ſelbſt cultivirt hatte, die in jeder Scene Mitleid erregende, rührende, bürgerliche Tragödie, die Gattung der Miß Sara Sampſon.[3])

Von welcher Wichtigkeit dieſe Angelegenheit für Leſſing war, zeigt die ganze Art und Weiſe, wie er dabei verfuhr. Er hatte ſeine Anſichten in einem Briefe entwickelt, der dem „kleinen Buche“ ähnlich ſah, das er einmal ſcherzweiſe dem mit kleinen Briefen unzufriedenen Mendelsſohn als Brief verſprochen

[1]) Schr. V, 44 f.
[2]) Schr. V, 51 f.
[3]) Danzel-Guhrauer, a. a. O. I, 355.

hatte. Allem Anſchein nach hatte der Streit, der jetzt nur noch zwiſchen Leſſing und Mendelsſohn geführt wurde, mit dem langen Briefe ein Ende. Mendelsſohn meldete dem Gegner, daß er in den Hauptpunkten ſeiner Meinung ſei, nichtsdeſtoweniger aber noch einige andere ſtreitige Punkte finde. Zunächſt beruft er ſich auf die äſthetiſche Illuſion, über welche er ſeine Gedanken verſprochenermaßen zu Papier gebracht und dem Briefe beigelegt hatte. Die Kunſt ſolle auch in dem Trauerſpiele eine Nachahmerin der Natur werden; keine einzige Leidenſchaft dürfe vom Theater ausgeſchloſſen bleiben, denn ſobald ſie nur anſchauend von der Vortrefflichkeit der Nachahmung überzeugen könne, ſo verdiene ſie auf der Bühne nachgeahmt zu werden. Die Luſt an den ſchönen Gegenſtänden führt er auf die Illuſion zurück, weicht aber von den hergebrachten Begriffen derſelben darin ab, daß die Gegenſtände nicht als wirkliche, ſondern als dem Urbilde ähnliche erſcheinen. Leſſing, der ſich mit dieſer an die Theorie der franzöſiſchen Dramatiker erinnernden Anſicht nicht befreunden konnte, war willens, ſich in einem ungewöhnlich langen Briefe über dieſes Thema auszulaſſen, wurde aber durch Unpäßlichkeit daran verhindert. Ganz vortrefflich ſchienen ihm die zugleich mit dem Aufſatze „Ueber die Illuſion“ geſchickten kleinen Arbeiten: „Von der Herrſchaft über die Neigungen“, „Von der Gewohnheit“, „Von der anſchauenden Erkenntniß“, wenige Blätter voll anregender Ideen;[1]) ſie haben ihn, ſeiner eigenen Verſicherung nach, ſo überzeugt, „daß ihm auch nicht einmal ein logiſcher Fechterſtreich dawider übrig gelaſſen war.“[2])

Die Correſpondenz über die äſthetiſchen Fragen hörte damit auf, daß Mendelsſohn die ſtreitigen und ausgemachten Punkte in einer Tabelle überſichtlich zuſammenſtellte.[3]) Für Leſſing gab

---

[1]) Schr. V, 72 ff.

[2]) Dieſe kleinen Arbeiten, von welchen Fragmente uns erhalten ſind (Schr. IV, 1, 38–45), entſtanden nicht 1755, ſondern Ende des Jahres 1756.

[3]) Schr. V, 93—103.

es bald neue Verwirrungen und Verlegenheiten, sodaß ihm keine Zeit blieb, an die „lieben Streitigkeiten" noch zu denken; aber der Vortheil, welchen die Freunde aus denselben zogen, war von großer Bedeutung und von den fruchtbarsten Folgen, sowol für Lessing als auch für Mendelssohn.

Schon das ist von Wichtigkeit, daß Mendelssohn durch eine Berufung auf Winckelmann, mit dessen kunsthistorischen Werken er sich eifrig beschäftigte, und durch eine gelegentliche Hindeutung auf „Laokoon", „welchen Virgil poetisch entworfen und ein griechischer Künstler (vielmehr drei) in Marmor gehauen hat,"[1]) in den Geist des Freundes den Anfang zu einer neuen und fruchtbaren Gedankenreihe legte! Wie sehr Lessing überhaupt Mendelssohn als Aesthetiker verehrte und seine Ansichten schätzte, geht aus mehreren Stellen in seinen Briefen an ihn hervor: „Ich bitte Sie, alles zu überdenken, zu prüfen und zu verbessern. Erfüllen Sie nun meine Bitte, so ist es eben das, als ob ich es selbst nochmals überdacht, geprüft und verbessert hätte. Ihre besseren Gedanken sind weiter nichts, als meine zweiten Gedanken."[2]) „Sie sind mein Freund," heißt es in einem andern Briefe vom 28. November 1756, „ich will meine Gedanken von Ihnen geprüft, nicht gelobt haben. Ich sehe Ihren ferneren Einwürfen mit dem Vergnügen entgegen, mit welchem man der Belehrung entgegensehen muß."[3]) Strebte er doch auch in dem ontologischen Theile des „Laokoon," wie Guhrauer aus den Verbesserungen des Entwurfs, welcher sich in Lessings Nachlaß befand, nachweist, nach vollkommener Uebereinstimmung mit dem Freunde; mit ihm sprach er nach seiner Rückkehr aus Breslau den philosophischen Theil der Materie in mündlichen Unterredungen durch, und nutzte die Bemerkungen, welche sein Freund sowol über die Eintheilung der Gegenstände

---

[1]) Schr. V, 58.
[2]) Schr. V, 42.
[3]) Schr. V, 51.

der Malerei und Poesie, als über einzelne Begriffe dem ersten Entwurfe beigefügt hatte.[1])

Die reifste Frucht, welche Mendelssohn aus dem ästhetischen Briefwechsel erntete, ist die Abhandlung „Von den Quellen und Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften", welche Ende Juni 1757 in der „Bibliothek" erschien und welche unter dem Titel „Ueber die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften" den „Philosophischen Schriften" später einverleibt wurde.

Vierzehntes Kapitel.

Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften.

„Ich habe weder den Willen noch die Fähigkeit, ein ganzes Lehrgebäude der Kunst aufzuführen, und bin zufrieden, wenn ich nur die ersten Grundlinien eines Lehrgebäudes mit einiger Richtigkeit gezeichnet habe," äußert Mendelssohn im Anfange dieser Abhandlung,[2]) welche zu den wichtigsten Erscheinungen der vorkantischen Aesthetik gehört.

Die Nachahmung der Natur, welche der Franzose Batteux und sein deutscher Uebersetzer Ramler als Grundsatz der Poesie und schönen Künste aufgestellt haben, wird von Mendelssohn als unfruchtbar und unzulänglich verworfen. Weit entfernt, die Natur blos nachzuahmen, steht ihm die Kunst der Natur, in ihrer Selbstständigkeit und Würde gegenüber. Aehnlich wie Mendelssohn gegen Baumgarten Schönheit von Vollkommenheit unterschieden, unterscheidet er gegen Batteux Kunst von Natur.

---

[1]) Danzel-Guhrauer, a. a. O. II, 9.

[2]) Schr. I, 281–305. Diese Abhandlung erschien in den „Philosophischen Schriften", und besonders: Erlangen 1777. Carlo Ferdinandi übersetzte sie ins Italienische: Principi generali delle belle lettere e belle arti, Losanna 1779.

Schönheit, die ſinnliche Erkenntniß der Vollkommenheit, iſt der Endzweck der menſchlichen Kunſt; alles was den Sinnen als eine Vollkommenheit vorgeſtellt werden kann, iſt auch geeignet, einen Gegenſtand der Schönheit abzugeben. „Das Weſen der ſchönen Künſte beſteht alſo in einer künſtlichen, ſinnlich vollkommenen Vorſtellung oder in einer durch die Kunſt vorgeſtellten ſinnlichen Vollkommenheit.“ [1])

Nun führt aber jede Nachahmung, ſobald ſie ihr Urbild erreicht, an und für ſich den Begriff der Vollkommenheit mit ſich. „Der Künſtler wählt ſich einen Umfang, der ſeinen Kräften angemeſſen iſt. Sein ganzer Endzweck iſt, die Schönheiten, die in die menſchlichen Sinne fallen, in einem eingeſchränkten Bezirke vorzuſtellen. Er wird alſo den idealiſchen Schönheiten näher kommen können, als die Natur in dieſem oder jenem Theile gekommen iſt, weil ihn keine höheren Abſichten zu Abweichungen veranlaſſen. Was ſie in verſchiedenen Gegenſtänden zerſtreut hat, verſammelt er in einem einzigen Geſichtspunkte, bildet ſich ein Ganzes daraus, und bemüht ſich, es ſo vorzuſtellen, wie es die Natur vorgeſtellt haben würde, wenn die Schönheit dieſes begrenzten Gegenſtandes ihre einzige Abſicht geweſen wäre. Der Künſtler muß ſich alſo über die Natur erheben, und weil die Schönheit ſein einziger Endzweck iſt, ſo ſteht es ihm frei, dieſelbe allenthalben in ſeinen Werken zu concentriren.“ [2])

Somit hat Mendelsſohn durch den Grundſatz, daß der Endzweck der menſchlichen Kunſt die Schönheit iſt, die naturaliſtiſche Auffaſſung durchbrochen, der Kunſt eine von der Natur unabhängige ſelbſtſtändige Stellung angewieſen und ſich zu dem durch Winckelmann begründeten Idealismus erhoben. Seine Schönheit iſt Ideal, ſeine Kunſt keine Naturnachahmung, ſondern eine Naturvollendung.

Nachdem er dergeſtalt das Princip für die ſchönen Künſte

---

[1]) Schr. I, 285.
[2]) Schr. I, 289.

festgestellt hat, wendet er sich zu der Eintheilung derselben in ihre besonderen Classen. Diese beruht auf dem Gegensatze der natürlichen und willkürlichen Zeichen. „Natürlich sind sie, wenn die Verbindung des Zeichens mit der bezeichneten Sache in den Eigenschaften des Bezeichneten selbst gegründet ist; ihrer bedient sich, wer eine Gemüthsbewegung durch die ihr zukommenden Töne, Geberden und Bewegungen ausdrückt. Hingegen werden diejenigen Zeichen willkürlich genannt, welche vermöge ihrer Natur mit der bezeichneten Sache nichts gemein haben; von dieser Art sind die articulirten Töne aller Sprachen, die Buchstaben, die hieroglyphischen Zeichen der Alten.“ [1])

Hieraus fließt die erste Haupteintheilung des sinnlichen Ausdrucks in schöne Künste und Wissenschaften; unter den letzteren versteht man Poesie und Rhetorik. „Der Dichter kann alles ausdrücken, wovon sich unsere Seele einen klaren Begriff machen kann. Alle Schönheiten der Natur in Farben, Figuren und Tönen, die ganze Herrlichkeit der Schöpfung, der Zusammenhang des unermeßlichen Weltgebäudes, die Rathschlüsse Gottes und seine unendlichen Eigenschaften, alle Neigungen und Leidenschaften unserer Seele, unsere subtilsten Gedanken, Empfindungen und Entschließungen können der poetischen Begeisterung zum Stoffe dienen.“ [2])

Anders verhält es sich mit den schönen Künsten, zu welchen die Musik, die Mimik und die bildenden Künste im engern Sinne, Malerei, Sculptur, Architektur, gehören; bei ihnen wird keine Willkür vorausgesetzt, um verstanden zu werden. Der Maler und der Bildhauer müssen, weil sie die Schönheit in der Folge neben einander ausdrücken, den Augenblick wählen, der ihrer Absicht am günstigsten ist; sie müssen die ganze Handlung in einem einzigen Gesichtspunkte versammeln und mit vielem Verstande austheilen. [3])

---

[1]) Schr. I, 290 f.
[2]) Schr. I, 292.
[3]) Schr. I, 294.

Die Grenzen der Kunst und Poesie laufen aber, gemäß der Regel von der zusammengesetzten Schönheit, häufig ineinander. Hier sucht sich nun Mendelssohn durch die Allegorie, im Sinne Winckelmanns, auszuhelfen. „Auch die allersubtilsten Gedanken, die abgezogensten Begriffe können auf der Leinwand ausgedrückt und durch sichtbare Zeichen in das Gedächtniß zurückgebracht werden. Nur muß sich der Künstler hüten, daß seine Allegorien nicht allzu spitzfindig werden," d. h. die Uebereinstimmung des Zeichens und des Bezeichneten müssen wir mit so leichter Mühe einsehen können, daß wir mehr an die bezeichnete Sache als an das Zeichen selbst denken.[1])

Auch auf die Verbindung zweier oder mehrerer Künste nimmt er gebührende Rücksicht und erklärt sie aus der Natur der zusammengesetzten Vollkommenheiten. Als die schwerste und fast unmögliche Verbindung der Künste aber erscheint es ihm, wenn Künste, welche Schönheiten in der Folge neben einander vorstellen, mit solchen, welche Schönheiten in der Folge aufeinander vorstellen, vereinigt werden sollen. Dies Geheimniß hat sich allein die Natur vorbehalten; sie verbindet in ihrem unermeßlichen Plane die Schönheiten der Töne, Farben, Bewegungen und Figuren durch unendliche Zeichen in der vollkommensten Harmonie. Die menschliche Kunst hingegen kann die Malerei, Bildhauer- und Baukunst mit Musik und Tanzkunst nur uneigentlich verknüpfen.

„Meine Materie ist noch ungemein fruchtbar," sagt Mendelssohn am Schlusse dieser trefflichen Abhandlung, „allein ich bin in die Geheimnisse der Künste nicht eingeweiht genug, mich ohne Gefahr tiefer in ihr Heiligthum zu wagen."[2])

Der Erfolg, welchen der bescheidene Verfasser mit dieser

---

[1]) Schr. I, 295 ff. Die beiden kleinen Aufsätze: „Künste" und „Nachahmung", um deren Rücksendung er Lessing mit dem Zusatze bittet (V, 109): „Ich will aus der kleinen Uhr einen Bratenwender machen," sind verloren gegangen oder in dieser Abhandlung enthalten.

[2]) Schr. I, 305.

Arbeit errungen, war ein weit größerer, als er selbst hoffen mochte; die in ihr ausgesprochenen Ideen wurden im Wesentlichen von Lessing zum „Laokoon" benutzt, sodaß sie als eine Vorarbeit zu dieser epochemachenden Schöpfung betrachtet werden muß. Diese Abhandlung ist nach dem Urtheile Mansos[1]) unstreitig die bedeutendste Erscheinung auf ästhetischem Gebiete nach Baumgarten und bildet „ein wichtiges Mittelglied in der Entwickelung der Ideen, deren reife Frucht uns im ‚Laokoon' geboten ist".[2])

Lessing nahm auch keinen Anstand, sich von Mendelssohn belehren zu lassen, wie dieser es nicht verschwieg, daß er durch den Freund auf neue Gesichtspunkte geführt worden ist. Unverkennbar ist Lessings Einfluß in den folgenden ästhetischen Arbeiten.

Fünfzehntes Kapitel.

Mendelssohns übrige ästhetische Abhandlungen.

„Hier kommt Ihr Aufsatz ‚Vom Erhabenen' wieder zurück. Ich wüßte auch nicht das Geringste dabei zu erinnern, ob ich ihn gleich mehr als einmal durchgelesen habe," heißt es in dem Briefe Lessings an Mendelssohn vom 13. August 1757.[3]) Diese Abhandlung „Ueber das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften", welche zuerst im vierten Stücke der „Bibliothek" erschien, schrieb Mendelssohn im April 1757, lange bevor er das Buch des Engländers Burke „Ueber den Ursprung unserer Ideen über das Erhabene und Schöne" kennen lernte.

---

[1]) Manso in den Nachträgen zu Sulzers allgem. Theorie der schönen Künste, VIII, 1, 173.

[2]) Danzel-Guhrauer, a. a. O. II, 25.

[3]) Schr. V, 123.

In dieſer klar und ſchön geſchriebenen Arbeit[1]) ſucht er für das Erhabene und Naive ein beſonderes Syſtem aufzuſtellen.

Er geht von der Grenzbeſtimmung des Schönen aus, welche nicht überſchritten werden darf. Wenn nun die Grenzen der Ausdehnung immer weiter geſetzt werden, ſo können ſie endlich für die Sinne ganz verſchwinden und alsdann entſteht das Sinnlichunermeßliche, „deſſen Nachahmung in der Kunſt ſchlechtweg das Große genannt wird und ein angenehmes Schauern zu erwecken im Stande iſt. So wie es ein Unermeßliches der ausgedehnten Größe nach giebt, ebenſo giebt es ein Unermeßliches der Stärke nach. Die Macht, das Genie, die Tugend haben ihr unausgedehntes Unermeßliche, das gleichfalls eine ſchauervolle Empfindung erregt, dabei aber den Vorzug hat, daß es nicht in Sättigung und Ekel übergeht. Das intenſiv Große, das Starke, und das Starke in der Vollkommenheit nennt man das Erhabene und die durch daſſelbe hervorgerufene Empfindung Bewunderung.“[2])

Dieſe Bewunderung, ſowie die durch ſie vorgeſtellte Vollkommenheit kann in den Werken der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften von zweierlei Gattung ſein; ſie bezieht ſich entweder auf das Object ſelbſt, oder auf den Künſtler, der die Geſchicklichkeit beſitzt, die Eigenſchaften ſeines Objects „empor zu heben und in einem ungemeinen Lichte zu zeigen“: zu der erſten Art gehört das Erhabene in der Poeſie, in den Geſinnungen und Leidenſchaften, bei welchen der Grund zur Bewunderung in dem Objecte ſelbſt anzutreffen iſt; bei der zweiten Gattung fällt die Bewunderung mehr auf den Künſtler, auf ſein Genie und ſeine außerordentlichen Fähigkeiten.[3]) Durch eine Reihe treffender Beiſpiele aus alten und neuern Dichtern, aus den Pſalmen und den Klageliedern Jeremias, aus Horaz und Virgil, aus Klopſtock und vor allen aus Shakeſpeare, aus deſſen Hamlet er

[1]) Schr. I, 309—347.
[2]) Schr. I, 310 f.
[3]) Schr. I, 313 ff.

einzelne Stellen meisterhaft übersetzt, aus Lessing und Haller wird jede Gattung besonders erläutert.

Mit dem Erhabenen in genauer Verbindung steht das Naive, für das die deutsche Sprache kein zutreffendes Wort hat. Wenn ein Gegenstand edel, schön, oder mit seinen wichtigen Folgen gedacht und durch ein einfältiges Zeichen angedeutet wird, so heißt die Bezeichnung naiv. Das Naive des sittlichen Charakters besteht also in der Einfalt im Aeußerlichen, welche, ohne es zu wollen, innerliche Würde verräth, in jenem zuversichtlichen Wesen, das nicht Dummheit und Mangel der Begriffe, sondern Edelmuth, Unschuld, Güte des Herzens und die liebreiche Ueberredung zum Grunde hat, daß andere gegen uns nicht schlimmer gesinnt sein werden, als wir gegen sie sind. Sobald das Naive mit Bewußtsein verbunden wird, nimmt es den Charakter des Gesuchten, des Affectirten an und hört auf, naiv zu sein.[1])

Auch die „Grazie" oder die Schönheit in der Bewegung ist mit dem Naiven verbunden, „da die Bewegungen des Reizenden natürlich, leichtfließend und sanft aufeinander hinweggleiten und ohne Vorsatz und Bewußtsein zu erkennen geben, daß die Triebfedern der Seele, die Regungen des Herzens, aus welcher diese freiwilligen Bewegungen fließen, ebenso ungezwungen spielen, ebenso sanft übereinstimmen und ebenso kunstlos sich entwickeln." Je mehr die Unschuld zurücktritt und die Bewegung mit Vorsatz und Bewußtsein geschieht, desto mehr weicht sie von dem Naiven ab und erlangt den Charakter des Gesuchten, des Affectirten.[2])

Diese Abhandlung,[3]) welche für den damaligen Stand der Aesthetik nicht ohne Bedeutung war, hat wol hauptsächlich Lessing zu dem Entschluß gebracht, Burkes „Ueber das Schöne

---

[1]) Schr. I, 340.

[2]) Schr. I, 341 ff.

[3]) Van Goens übersetzte sie ins Holländische, Utrecht 1769; von Mendelssohn selbst angezeigt in der Allg. Deutschen Bibliothek, Bd. 14 S. 230 (Schr. IV, 2, 560).

und Erhabene“ ins Deutſche zu überſetzen. Da er dieſes für die Aeſthetik ſo wichtige Werk auch mit Anmerkungen verſehen wollte, ſo erſuchte er Mendelsſohn, „alles fein“ aufzuſchreiben, was er bei dem Studium deſſelben gedacht habe.[1]) Es ſollte gerade mit dem Drucke begonnen werden, als er auf einmal in eine Arbeit gerieth, in der er ſich auf keine Weiſe wollte unterbrechen laſſen, denn er mußte ſeine erſte Hitze zu nützen ſuchen, wenn er etwas zu Stande bringen wollte. Er ſchickte daher den Engländer unterdeſſen zu Mendelsſohn. „Unterhalten Sie ſich ſo lange mit ihm, bis ich mich aus dem Wuſte von Gelehrſamkeit, in welchen ich jetzt verſunken, wieder herausgearbeitet habe. Meine Ueberſetzung kann zur Meſſe nunmehr doch nicht fertig werden, und ich habe Sie ohnedem über verſchiedene Punkte derſelben vorher zu Rathe zu ziehen. Ich erwarte von Ihnen wichtige Anmerkungen über das ganze Syſtem des Verfaſſers. Schreiben Sie mir alles, was Ihnen darüber einfällt. Ich hebe Ihre Briefe heilig auf und werde alle Ihre Gedanken zu nützen ſuchen, ſobald ich mich der Sphäre der Wahrheit wieder nähern werde.“[2]) Mendelsſohn machte auch wirklich ſeine Bemerkungen, die mit den beſcheidenen Worten ſchließen: „Es ſind bloße Embryonen von Gedanken, die ein Leſſing erſt entwickeln und beſeelen muß. Vielleicht kann er auch einigen von meinen Mißgeburten eine regelmäßige Geſtalt geben und ein Leben einhauchen.“[3]) Da er merkte, daß Leſſing die Arbeit nicht wieder aufnahm, erklärte er ſich, im Juni 1761 bereit, das Werk zum Druck zu befördern. „Wenn Sie nicht Zeit oder nicht Luſt haben,“ ſchreibt er Leſſing, „den Druck

---

[1]) Schr. V, 147.

[2]) Schr. V, 154.

[3]) Dieſe „Bemerkungen über Burkes philoſophiſche Unterſuchungen“, welche uns Karl Leſſing in der Biographie des Bruders (Schr. II, 201 bis 232) aufbewahrt hat, und welche in den Geſ. Schr. Mendelsſohns fehlen, ſollten im Anhange zur 1. Aufl. dieſer Biographie abgedruckt werden, daher das Citat S. 102, Note 2 ohne Angabe der Quelle.

ſelbſt zu beſorgen, ſo ſchicken Sie mir das Manuſcript und die Erlaubniß, es in Ihrem Namen zu thun. Es wäre ewig ſchade, wenn Ihnen ein Stümper zuvorkäme und das ſchöne Buch ſo weghudelte.“[1])

Dieſes „ſchöne Buch“, aus dem Mendelsſohn in der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften“ einen Auszug lieferte,[2]) führte Mendelsſohn wieder zu der Theorie der Empfindungen, vielmehr zu der letzten größern äſthetiſchen Schrift, der 1761 erſchienenen „Rhapſodie über die Empfindungen“, in welcher er manche in den „Briefen“ ausgeſprochene Idee theils verbeſſert, theils weiter ausführt und tiefer begründet.

Anknüpfend an die „Briefe über die Empfindungen“ ſucht er die Theorie der gemiſchten Empfindungen, über deren Natur er früher einen „leichten Begriff“ hatte, eingehender darzulegen. Er unterſcheidet die Luſt an der Vollkommenheit der Objecte von der Luſt an der Entwickelung unſerer Vorſtellungen, die objective von der ſubjectiven Vollkommenheit, und zeigt, wie Mißfallen an dem Gegenſtande mit Wohlgefallen an der Vorſtellung zugleich beſtehen könne. Daß wir über die Vorſtellung reflectiren, inſofern ſie eben ein Product unſerer Seele iſt, macht nach Mendelsſohns Theorie das Weſen des Aeſthetiſchen aus. Wir empfinden über die Einrichtung und Beſchaffenheit der Sache Luſt oder Unluſt, je nachdem wir Realitäten oder Mängel an derſelben wahrnehmen. In Beziehung auf das denkende Subject, auf die Seele hingegen, iſt das Wahrnehmen und Erkennen der Merkmale, ſo wie die Bezeugung des Wohlgefallens und Mißfallens an denſelben, etwas Sachliches, das in derſelben geſetzt wird, eine bejahende Beſtimmung, die der Seele zukommt; daher muß jede Vorſtellung, wenigſtens in Beziehung auf das Subject, als ein bejahendes Prädicat des denkenden Weſens, etwas Wohlgefallendes haben.[3])

---

[1]) Schr. V, 167; Leſſings Schr. XIII, 226.

[2]) Schr. IV, 331—350.

[3]) Schr. I, 239.

Zu dieſer von Mendelsſohn begründeten Theorie waren nun zwar in jener Zeit ſchon manche Elemente vorhanden. Er ſelbſt ſagt in der Recenſion des erwähnten Burkeſchen Buches „Ueber das Schöne und Erhabene", derſelbe nehme für die Erklärung des letztern ſeine Zuflucht zu dem bekannten Syſteme, daß eine jede Beſchäftigung der Nerven, die ſie wirkſam erhalte, ohne ſie zu ermüden, angenehm ſei, welches man in einer franzöſiſchen Schrift: „Theorie der angenehmen Empfindungen" ausgeführt finde; allein die geiſtigere Auffaſſung iſt das Eigenthum Mendelsſohns, der von Leſſing die Anregung dazu erhielt.[1])

Hätte Mendelsſohn ſeine Theorie mit Conſequenz verfolgt, ſo wäre es ihm ein Leichtes geweſen, zu der Lehre vom Schönen zu gelangen, welche Kant in der Kritik der Urtheilskraft etwa dreißig Jahre ſpäter aufſtellte; arbeitete er doch dem Königsberger Alten wie in manchem andern auch darin vor, daß er die Aeſthetik zur Empfindungslehre erhob, ein Verdienſt, das ihm der Aeſthetiker Viſcher[2]) ſehr hoch anſchlägt. Er konnte aber der allgemeinen Strömung der Zeit nicht völlig Widerſtand leiſten und machte, wie bereits erwähnt, das Aeſthetiſche der Beförderung der Moralität dienſtbar. Unterſcheidet er ſich nun allerdings eben ſo vortheilhaft von den Popularäſthetikern, wie in der Philoſophie von den Popularphiloſophen, ſo läßt er ſich doch bei ſeinen Unterſuchungen von moraliſchen Zwecken leiten und zieht die Sittenlehre mit in die ſchönen Wiſſenſchaften. Sie ſind von unſchätzbarem Nutzen für die Moral „nicht nur für gemeine Köpfe, die für die Tiefe der Demonſtration zu ſeicht ſind, ſondern ſogar für den Weltweiſen ſelbſt, wenn er kein Mittel verſäumen will, die todte Erkenntniß der Vernunft zum wahren ſittlichen Leben zu erwecken." „Die Dichtkunſt, die Malerei, die Bildhauerkunſt, wenn ſie der Künſtler nicht zu einem unedeln Zwecke mißbraucht, zeigen uns die Regeln der

---

[1]) Schr. I, 241 ff., Danzel, Geſammelte Aufſätze, 97.

[2]) Aeſthetik oder Wiſſenſchaft des Schönen, Reutlingen 1856, I.

Sittenlehre in erdichteten und durch die Kunst verschönerten Beispielen, wodurch die Erkenntniß belebt und jede trockene Wahrheit in eine feurige und sinnliche Anschauung verwandelt wird.“[1])

Soweit über Mendelssohns ästhetische Arbeiten, an welchen Lessing und Herder lernten und deren Einfluß sich bis auf Kant und Schiller erstreckte. Aus seiner Abhandlung „Ueber das Erhabene“ schöpften Philosophen wie Kritiker bis zum Ende des Jahrhunderts Anregung und Belehrung, und noch Schiller, obgleich er sich zu den Grundsätzen Kants bekannte, nutzte Mendelssohns Darlegung. Ebenso zog aus seiner Theorie über die Empfindungen, wie er sie namentlich in der „Rhapsodie“ aufstellte, erst Kant die letzten entscheidenden Consequenzen.

Sowol die größeren ästhetischen Abhandlungen Mendelssohns als auch viele kleinere Aufsätze erschienen zuerst in Journalen und wurden erst später von ihm gesammelt. In Journalen und Zeitschriften entwickelte er überhaupt manche treffliche Idee. Seine Theilnahme an der Tages- und Zeitliteratur bildet die Periode der beginnenden Reife.

---

[1]) Schr. I, 275 f.

Fünftes Buch.

Die Periode der beginnenden Reife.

Sechzehntes Kapitel.

Der Buchhalter.

„Sie haben Recht," schreibt Mendelssohn dem spätern Kammerrath von Breitenbauch am 19. April 1757, „mein Leben in dem Reiche der Gelehrsamkeit hat eben nicht lange gedauert. Aber ganz todt bin ich noch nicht! Ich bin jetzt vielmehr in meiner Verwandlung, und wenn diese vorüber ist, wer weiß, ob ich nicht gar alsdann noch Flügel haben werde."[1]) Mit welchem Beifall seine ersten schriftstellerischen Versuche auch aufgenommen wurden, über den engen Kreis der Berliner Freunde und einiger auswärtiger Bekannten trugen sie seinen Namen nicht. Seine „Gespräche" und die „Briefe über die Empfindungen" waren anonym erschienen; ohne sich zu nennen lieferte er seine Beiträge zu den Journalen, weil es in seiner Absicht lag, „niemanden, außer sehr wenigen Freunden, für etwas mehr als einen Buchhalter bekannt zu sein".[2])

Der Philosoph und feinsinnige Aesthetiker war seines Faches Buchhalter. Mit dem spätestens zu Anfang des Jahres 1754

[1]) Schr. V, 413.
[2]) Schr. V, 412.

erfolgten Eintritte in die Bernhardſche Seidenwaarenfabrik war über ſeinen fernern Lebenslauf entſchieden, und der Plan, den er wol in früheren Jahren gehegt hatte, Rabbiner zu werden, vollſtändig aufgegeben. Der Gedanke, daß ſeine wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen ihn für etwas anderes könnten gelten laſſen als er ſeiner innerſten Ueberzeugung nach war, ſchreckte ihn von einem rabbiniſchen Amte ab und bewog ihn, ſich „hinter ſeine Bücher und in ſein Comptoir zurückzuziehen".

Bernhard hatte allen Grund, mit Mendelsſohn, dem Buchhalter, eben ſo zufrieden zu ſein, wie er es mit Mendelsſohn, dem Hauslehrer, war. Es wurde dem jungen Manne freilich nicht leicht, ſich in die neue Stellung hineinzuarbeiten. Im Winter 1755 war er von morgens acht bis abends neun an den Schreibtiſch gebannt; er arbeitete daran, „ſich für den Sommer ein wenig von den Geſchäften losreißen zu können".[1]) In der That wurde ſeine Stellung bald eine angenehmere. Schon im März 1756 meldete er ſeinem Leſſing, daß er künftigen Sommer in ſeiner Lebensart die Aenderung treffen werde, „zu welcher er ihm ſo oft gerathen habe. Ich arbeite nicht länger in dem Comptoir als ſechs Stunden, von acht Uhr morgens bis zwei Uhr nachmittags. Alle übrigen Stunden ſind für mich".[2])

Auch ſeine äußeren Verhältniſſe geſtalteten ſich allmählich zum Beſſern. Im Sommer 1757 lebte er ſchon mit aller Bequemlichkeit in ſeinem Garten. „Ich habe einen überaus ſchönen Garten, darin Sie logiren können," meldet er Leſſing den 1. Juli 1757. „Er iſt von Herrn Nicolai ſeinem nicht weit abgelegen, und Sie können alle Bequemlichkeiten darin haben, die Sie nur wünſchen. Ich komme alle Abende um ſechs Uhr heraus und werde blos von einigen meiner Freunde begleitet,

---

[1]) Schr. V, 19.
[2]) Schr. V, 29.

die Sie gewiß nicht stören werden."[1]) Regelmäßig morgens sechs Uhr stellte er sich bei Freund Nicolai zu gemeinsamen Studien ein.[2])

Er hatte sich auch schon ein kleines Sümmchen erspart und war im Stande, seine armen Freunde aus peinlichen Verlegenheiten zu ziehen. Als Lessing in eben dieser Zeit mit bitterer Noth zu kämpfen hatte, stand er ihm als Freund hülfreich zur Seite. Schulden fesselten ihn in Leipzig, was er keinem verrathen wollte, als seinem guten Mendelssohn, den er um ein Darlehn von sechzig Thalern ersuchte. Sechzig Thaler waren nun allerdings für den Buchhalter keine kleine Summe. Mit der Freimüthigkeit wahrer Freundschaft schrieb er ihm, daß er sechzig Thaler unmöglich auf einmal schicken könne. „Ich kann Ihnen jetzt, ohne die geringste Beschwerlichkeit, dreißig Thaler, und irgend in vier Wochen noch dreißig Thaler schicken, wenn es Ihnen so gefällt. Ich würde auch heute das Geld mitgeschickt haben, wenn man nicht seit gestern den Weg von hier nach Leipzig für unsicher hielt. Seien Sie also so gütig, allda durch jemanden dreißig Thaler auf mich assigniren zu lassen, entweder an Herrn Voß oder sonst einen Kaufmann allhier. Ich zahle contant; mit den übrigen dreißig Thalern müßte es alsdann noch einige Wochen Anstand haben. Sie sehen, daß ich kein Bedenken trage, Ihnen dasjenige abzuschlagen, was mir beschwerlich fällt."[3]) Die zweite Anweisung auf Voß blieb nicht aus; freilich bemerkte der Aussteller in seinem Avis, daß Mendelssohn nicht gehalten wäre, sie anzunehmen, wenn es seine Umstände nicht erlaubten. „Sie müssen, um mir eine Gefälligkeit zu erweisen, sich nicht in Verlegenheit setzen. Das will ich durchaus nicht."[4]) Und als Voß die Anweisung präsentirte, — war Mendelssohns Kasse leer, aber er versprach, die

[1]) Schr. V, 112.
[2]) Schr. V, 117.
[3]) Schr. V, 128.
[4]) Schr. V, 132.

Summe binnen vierzehn Tagen gewiß zu bezahlen, ein Versprechen, das er auch unfehlbar hielt.“[1])

Jedenfalls hatten sich die äußern Verhältnisse Mendelssohns derart günstig gestaltet, daß er ruhig und zufrieden hätte leben können, wenn nicht sein nach Wissen dürstender Geist ihm das Geschäftsleben verleidet hätte. Ein Gelehrter ist selten ein guter Geschäftsmann. Mendelssohn konnte es nicht verschmerzen, eingekerkert zu sein in den dumpfen Räumen seines Comptoirs; unaufhörlich klagte er über Geschäfte und wurde ob der Klagen eine Zeit lang nie recht froh. Welche Unzufriedenheit spricht sich in dem Briefe an Lessing vom 27. Februar 1758 aus.[2]) „Ein guter Buchhalter ist gewiß ein seltenes Geschöpf. Er verdient die größte Belohnung, denn er muß Verstand, Witz und Empfindung ablegen, und ein Klotz werden, um richtig Buch zu führen. Verdient ein solches Opfer zum Besten der Finanzen nicht die größte Belohnung? Wie ich heute auf diesen Einfall komme, fragen Sie? Sie können es wol unmöglich errathen, daß mir des Herrn von Kleist neue Gedichte dazu Anlaß gegeben haben. Ich ließ sie mir des Morgens um acht Uhr kommen. Ich wollte unserm lieben Nicolai eine unvermuthete Freude damit machen und sie mit ihm durchlesen. Allein ich ward verhindert — die ungestümen Leute! Was bringt Er, mein Freund? und Sie, Gevattern? und Er, Geselle? Lassen Sie mich heute, ich kann nicht. „Sie haben ja nicht irgend Feiertage?“ Das wol eigentlich nicht, aber ich bin krank. Es verschlägt Ihnen ja nichts. Kommen Sie morgen wieder. — Diese Leute waren gefällig, allein mein Principal war es nicht. Ich bekam Arbeit bis gegen Mittag. Ich las indessen unter der Arbeit hier und da ein Fleckchen; und da merkte ich es, wie schwer es ist, Empfindung zu haben und ein Buchhalter zu sein. Ich fing an, in Handlungssachen schön zu denken, und

[1]) Schr. V, 133.
[2]) Schr. V, 149 f.

machte in meine Bücher eine von den Schönheiten, die man von einer Ode zu rühmen pflegt. Ich verwünschte meinen Stand, schickte die Gedichte unserm Esquire (Nicolai), der von seinen Geldern lebt, ha, nicht ohne Neid! und ward verdrießlich."

Er beneidete den Freund wahrlich nicht um sein Vermögen, wol aber um die günstige Lage, welche es ihm möglich machte, sich ungestört den Wissenschaften hingeben zu können. Das war es gerade, was ihm fehlte und was ihm seinen Stand oft unerträglich machte. Wäre ihm nur mehr Muße zum Studiren geblieben, „er wäre glücklicher gewesen als der weise Memnon, bevor dieser sein Geld, seine Unschuld und seine Augen verlor."[1]) So aber folgte er mit innerm Widerstreben der Nothwendigkeit, denn Nothwendigkeit nannte er jede Beschäftigung, die mit den Neigungen streitet, und noch in spätern Jahren hören wir ihn klagen über die „Last von tausend unangenehmen Geschäften", über „die vielen gedankenlosen, ermüdenden und dummmachenden Dinge", und über den „Mangel an Zeit für seine Studien."[2]) „Die Geschäfte! die lästigen Geschäfte!" jammert er in einem Briefe an Lessing im Mai 1763,[3]) „sie drücken mich zu Boden und verzehren die Kräfte meiner besten Jahre. Wie ein Lastesel schleiche ich mit beschwertem Rücken meine Lebenszeit hindurch, und zum Unglück sagt mir die Eigenliebe ins Ohr, daß mich die Natur vielleicht zum Paradepferd geschaffen hat. Was ist zu thun, mein lieber Freund? Wir wollen uns einander bedauern, und zufrieden sein. So lange die Liebe zu den Wissenschaften bei uns nicht erkaltet, haben wir noch eine gute Hoffnung."

Und diese Liebe hatte von dem jugendlichen Feuer noch nichts verloren. Die drei Freunde, Lessing, Mendelssohn und Nicolai, standen damals in der vollen Kraft jugendlicher Frische,

[1]) Schr. V, 270.
[2]) Schr. V, 270, 346.
[3]) Schr. V, 171.

ſie waren alle drei voll Wahrheitsliebe und Eifer, alle drei unbefangenen Geiſtes und hatten keine andere Abſicht, als die deutſche Literatur neu zu beleben und deutſches Nationalgefühl zu wecken und zu heben. Zu dieſem Zwecke verbanden ſie ſich zu gemeinſamen literariſchen Unternehmungen in Zeitſchriften und Journalen.

Siebzehntes Kapitel.

Der Journaliſt.

Den erſten journaliſtiſchen Verſuch machte Mendelsſohn im Alter von einundzwanzig Jahren. Um ſeine Glaubensgenoſſen moraliſch und äſthetiſch zu läutern, ſchritt er ſchon 1750, in demſelben Jahre, in dem er als Hauslehrer bei Bernhard eintrat, unterſtützt von Tobias Bock, einem jungen Strebegenoſſen, zur Herausgabe einer moraliſchen Wochenſchrift in hebräiſcher Sprache; er gab ihr den Titel „Der Sittenprediger" (Kohelet Muſar). In dieſen halb poetiſchen, halb philoſophiſchen Betrachtungen, die immer an einen talmudiſchen Spruch anknüpfen, pries er die Schönheit der Natur oder ſprach nach der Weiſe der Leibniz-Wolffiſchen Philoſophie über die Vollkommenheit der Welt, über die Nichtigkeit des Uebels u. dgl. m. So unverfänglich der Inhalt und ſo vorzüglich auch die Form war, ſo erregte doch das Unternehmen großen Anſtoß; ſchon mit dem zweiten Blatte ging die Wochenſchrift wieder ein.[1])

Bald nach dieſem erſten mißglückten Verſuch betheiligte er ſich mit kleinen Beiträgen an den Zeitſchriften, welche ſein Freund Müchler theils ſelbſt redigirte, theils unterſtützte. Auf beſondern Werth können dieſe jugendlichen Producte keinen Anſpruch machen; es ſind moraliſche Betrachtungen, welche nur zu ſehr den Ge-

[1]) Die Aufſätze ſind theilweiſe wieder abgedruckt: Sammler, 1785, S. 90 ff., 93 f., 103 ff.

ſchmack der Zeit verrathen, in welcher ſie entſtanden. Wol aber verdient der Umſtand die volle Anerkennung, daß Mendelsſohn ſchon damals bemüht war, die Geiſtesproducte jüdiſcher Dichter in deutſcher Ueberſetzung bekannt zu machen. Stücke aus Penini Bedraſis „Prüfung der Welt“ und die oft bewunderte Elegie des ſpaniſchen Dichterfürſten Jehuda Halevi, von der Goethe behauptet: es iſt eine Gluth der Sehnſucht in dieſer Elegie, wie in wenig Gedichten“[1]), erſchienen 1755 in einer von Müchler herausgegebenen Zeitſchrift.

Durch Leſſing, welcher ihn zur kritiſchen Lectüre ſchönwiſſenſchaftlicher Schriften anregte, wurde er auch für die Hebung der deutſchen Literatur gewonnen.

Um die deutſche Literatur von den Schlacken fremdartiger Elemente zu ſäubern, hatte Leſſing ſchon im Jahre 1755 die Herausgabe der Zeitſchrift „Das Beſte aus ſchlechten Büchern“ mit ihm verabredet; er hatte ihm dazu eine umfangreiche Beſprechung einer ſchlechten Pſychologie verſprochen. „Sie ſollen in acht Tagen den erſten Bogen des Journals ſehen,“ heißt es in dem erſten Briefe Leſſings an Mendelsſohn; „ſchicken Sie mir alſo Ihre Recenſion mit nächſtem. Mendelsſohn hatte ſeine Arbeit auch eingeſchickt, wie ſich aus folgender unter den Papieren Leſſings vorgefundenen Notiz ergiebt. „Mein Freund Moſes hatte mir ein paar ſchöne Beiträge aus einigen ſchlechten Compendien der Carteſianiſchen Philoſophie gegeben, von welchen ich bedauere, daß ich ſie nicht mehr zu finden weiß.“[3]) Die Zeitſchrift kam nicht zuſtande, weil Leſſing vermuthete, daß ihm die Fortſetzung zu ſchwer werden würde.

Die Begründung einer neuen Zeitſchrift war dem andern Freunde Mendelsſohns vorbehalten. Im Jahre 1756 begründete Nicolai die „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte“ und forderte Mendelsſohn, der ſich damals,

---

[1]) Aus Herders Nachlaß I, 130.

[2]) Schr. V, 7.

[3]) K. Leſſing, Leſſings Leben, I, 162.

wie Leſſing halb ironiſch bemerkte, „von einem Metaphyſiker in einen Bel-esprit ausdehnte“,[1]) zum Mitarbeiter auf. Mendelsſohn wurde nicht allein der fleißigſte Mitarbeiter der „Bibliothek“, welche unter Leſſings Aufſicht in Leipzig gedruckt wurde, er nahm auch an den Redactionsarbeiten den lebhafteſten Antheil. Die Zuerkennung des Preiſes, den Nicolai für das beſte Trauerſpiel ausgeſetzt hatte, beſchäftigte ihn nicht minder als Leſſing, und als die „Bibliothek“ einen Preis für ein in Proſa auszuführendes Thema auszuſchreiben beſchloß, entwarf er die „Vorſchläge zu einer Aufgabe in der Beredſamkeit“;[2]) er galt bald als die Seele des literariſchen Unternehmens, welches, wie Danzel behauptet, eins der größten Verdienſte Nicolais iſt. Die „Bibliothek“ war die erſte literariſche Zeitſchrift von Bedeutung, die nicht von dem allmächtigen Gottſched ausging und geradezu Front gegen ihn machte, und auch die erſte, welche das Gebiet der ſchönen Künſte in das Gebiet der allgemeinen Bildung zog.

Es iſt nicht zu viel behauptet, daß die „Bibliothek“, ſo lange ſie von Nicolai herausgegeben wurde, größtentheils Mendelsſohn ihr Beſtehen verdankte. Kein Stück erſchien, das nicht Beiträge von ihm brachte. In dieſem Journale veröffentlichte er die meiſten ſeiner äſthetiſchen Abhandlungen; er lieferte größere Recenſionen, oft von drei und vier Bogen, über neue engliſche Erſcheinungen, wie Lowths Vorleſungen über die heilige Dichtkunſt der Hebräer, Akenſides Ergötzungen der Einbildungskraft, über die philoſophiſche Unterſuchung des Urſprungs unſerer Ideen vom Erhabenen und Schönen, Popes Schriften u. a. m.,[3]) Recenſionen, in welchen er gewiſſe allgemeine, aus den anerkannten Meiſterwerken, zumal der Alten, abgezogene Regeln auf die beſonderen Fälle anwandte.

---

[1]) Schr. V, 41.

[2]) Schr. IV, 1, 25 f.

[3]) Die Beiträge Mendelsſohns zur Bibliothek ſind geſammelt, Schr. IV, 1, 157—496.

Sobald Mendelsſohn Miene machte, ſich von der „Bibliothek“ zurückzuziehen, ließ ſie der Herausgeber auch fallen. Sie hatte kaum das erſte Jahr erlebt, als Mendelsſohn ihr den Abſchied zu geben beſchloß. „Herr Nicolai kann verſichert ſein, daß ich die ſchönen Wiſſenſchaften nächſtens abdanke,“ kündigte er ſchon im November 1757 Leſſing an,[1]) der das Journal von Anfang an nicht in ſeinem Sinne fand und ihn in ſeinem Vorhaben beſtärkte, denn er meinte, „den ſchönen Wiſſenſchaften ſollte nur ein Theil unſerer Jugend gehören; wir haben uns in wichtigern Dingen zu üben,“[2]) und ſo war auch der Entſchluß Nicolais alsbald gefaßt, die Bibliothek fallen zu laſſen.

Er traf Anſtalten zu einem neuen Unternehmen, das eine wahrhaft revolutionäre Bewegung hervorzubringen beſtimmt war und dem Mendelsſohn ſo wenig wie Leſſing ſeine Hülfe verſagte. Dieſes Unternehmen ſind die berühmten „Literaturbriefe“. Sie wollten die neueſte deutſche Literatur einer gründlichen Prüfung unterwerfen; Kampf gegen alles Veraltete, Mittelmäßige und zumal gegen alles Geiſtloſe war ihr Loſungswort. Sie beugten ſich vor keiner Autorität, fürchteten keinen Namen, waren auf niemand geſtützt als auf die Wahrheit der Sache und ihre eigene unbefangene Kritik, und nahmen im Kleinen eine Stellung ein, nicht unähnlich jener, welche zur ſelben Zeit Friedrich der Große auf dem großen Theater der Politik behauptete.

Von Mendelsſohn, der ſich damals mit der Idee trug, philoſophiſche Briefe zu ſchreiben, mag für die Darſtellung die Briefform in Vorſchlag gebracht worden ſein. In Briefen an einen im Felde verwundeten befreundeten Offizier wollte man die bedeutendſten literariſchen Erſcheinungen beſprechen; Leſſing dachte dabei an ſeinen Kleiſt, Mendelsſohn an niemand anders als an ſeinen beſten Freund Leſſing. „Sie müſſen alle Briefe

---

[1]) Schr. V, 138.
[2]) Schr. V, 140.

über die Literatur, welche nicht ganz leer von neuen Gedanken sind, ansehen, als wenn sie an Sie gerichtet werden," schreibt er ihm am 11. Februar 1761. „Für meinen Theil kann ich Sie versichern, daß ich weder den eingebildeten Offizier, noch das Publikum in den Gedanken habe, so oft ich nicht blos abschreibe, sondern selbst zu denken wage. Sie sind der Mann, den ich anrede und dessen Urtheile ich meine unreifen Einfälle unterwerfe."[1]) Die Briefe sollten wöchentlich erscheinen, die Verfasser unbekannt bleiben; sie verbargen sich unter Zeichen und Buchstaben. Mendelssohns Chiffre war zuerst ein D., das auf Dessau, seinen Geburtsort, hindeutete, dann auch M., Fll. und andere willkürlich gewählte Buchstaben. Solche Anonymität war damals sehr beliebt.

Die „Literaturbriefe" sind die wichtigste und folgenreichste Erscheinung nicht allein der deutschen Journalistik, sondern auch der deutschen Literatur. In ihnen gewann die deutsche Kritik den männlichen Ernst, der auf den Kern und das Wesen der beachtenswerthen Erscheinungen eingeht und das Urtheil über dieselben nicht nach Einzelnheiten, sondern nach dem Ganzen bemißt. Die Nachlässigkeit in der Behandlung der Sprache, die seichte Vielschreiberei der gedankenlosen Mittelmäßigkeit wollten sie aufdecken und verbannen. Sie drangen vor allem auf Gründlichkeit der Untersuchung, auf Schönheit des Ausdrucks, auf edle, aber einfache Schreibart. „Ich bin so unsinnig nicht," lautet Mendelssohns Bekenntniß, „die strenge Methode und die Gründlichkeit an unsern deutschen Schriftstellern zu tadeln, oder zu verlangen, daß sie von dieser Strenge, der Welt zu Gefallen, nur das mindeste vergeben sollten. Der Schriftsteller muß erst an die Forderung der Wissenschaft, und hernach an die Bequemlichkeit seiner Leser denken. Jene gehen vor, weil der Leser selbst verpflichtet ist, ihnen seine Bequemlichkeit aufzuopfern. . . . Mich dünkt immer, wenn unsere Weltweisen die Schul-Etiquette

[1]) Schr. V, 160.

vergeſſen, und ſich einen freiern und ungezierten Ton angewöhnen wollten, ſo würde der allgemeine Beifall, den ſie verdienen, nicht ausbleiben.“ [1])

Der neue Boden, auf deſſen Gewinnung es Mendelsſohn wie Leſſing mit den kritiſchen Literaturbriefen abgeſehen hatte, war kein anderer, als der Boden für eine im wahren Sinne nationale, d. h. eine eigenartig deutſche, aus dem innerſten Weſen und Leben der Nation hervorgehende Literatur. Als treuer Bundesgenoſſe an der Seite Leſſings, half er den Augiasſtall der deutſchen Literatur gründlich reinigen. Die Kritik, die er im Bunde mit Leſſing in die Literatur einführte, war keine blos reproducirende, keine blos negative, ätzende und zerſetzende; ſie war eine poſitive, ſchöpferiſche, entſchieden Schlechtes und Schädliches abweiſende, die Bildung einer nationalen Literatur anſpornende, echt deutſche Kritik.[2]) Er übte ſie ſowol auf dem Gebiete der ſchönen Künſte als ganz beſonders auf dem der Philoſophie: die philoſophiſchen Briefe hatte er zu liefern übernommen. Gleich der erſte Brief, in welchem er es mit deutlichen Worten ausſprach, daß die neueſten philoſophiſchen Schriften der Deutſchen kaum noch dieſen Namen verdienten, mußten den Schade, Cruſius, Lieberkühn und wie die armen Sünder weiter heißen, keinen kleinen Schreck einjagen. „Sorgen Sie nicht! Sie ſollen zeitig genug mit unſern neuen Weltweiſen bekannt werden. Sie werden zeitig genug das traurige Schauſpiel, eine Wiſſenſchaft in ihrem Verfall, erblicken; und eine ſolche Wiſſenſchaft, in welcher wir vor kurzem ſo wichtige Progreſſen gemacht, in welcher Deutſchland die größten Männer aufzuweiſen hatte: eine Wiſſenſchaft, die dem unbeſtimmten Nationalcharakter der Deutſchen etwas eigenthümliches zu geben ſchien. Die Königin der Wiſſenſchaften, die ſich ſonſt aus Herablaſſung ihre Magd nannte, iſt jetzt, dem Wortverſtande nach, zu den niedrigſten

[1]) Schr. IV, 2, 59 f.

[2]) A. Bodek, Moſes Mendelsſohn als deutſcher Nationalſchriftſteller, in Leſſing-Mendelsſohn-Gedenkbuch (Leipzig 1879).

Mägden heruntergestoßen worden. Die arme Matrone! sagt Shaftesbury; man hat sie aus der großen Welt verbannt und auf die Schulen und Collegien verwiesen. Nunmehr hat sie auch diesen staubigen Winkel räumen müssen ... Der Schauplatz ist ledig, und dem Anscheine nach wird Crusius bald der Weltweise nach der Mode werden."[1])

Deutschland national zu heben, das wahre Selbstgefühl der Nation zu stärken, lag ihm in seinen Kritiken besonders am Herzen. Er konnte es dem so hoch von ihm verehrten Winckelmann nicht verzeihen, daß er sich auf den Umgang mit Cardinälen so kindisch viel zu gute that und auf jeden deutschen Professor mit schnöder Verachtung herabsah.[2]) Er macht es dem deutschen Publikum zum Vorwurf, daß es, allzu sorglos für seine nationale Ehre, den Werth seiner großen Geister nicht zu schätzen wisse. Diesen Undank der Deutschen geißelt er, indem er ausruft: „Leibniz und Newton, deren unsterblicher Ruhm bis in die spätesten Zeiten dauern wird, lebten zu einerlei Zeit und erweiterten die Grenzen der Wissenschaften gleichsam mit vereinigten Kräften. Der große Newton starb; und es ist bekannt, mit welchem Pompe, mit welchen fast königlichen Ehrenbezeugungen sein Leichnam beigelegt worden sei. Der wenigstens ebenso große Leibniz verschied, und ward nicht würdiger beerdigt, als der schlechteste Einwohner einer Stadt, dessen Verlust man nicht weiter verspürt, als an dem Tische wo er gegessen hat. Ja, was noch mehr ist, vielleicht hat der Herr von Fontenelle diesem großen Deutschen eine würdigere Lobrede gehalten, als alle seine Mitbürger, die noch dazu in gewissem Verstande seine Lehrlinge waren."[3])

Mit solchem Freimuthe traten in jener Zeit außer Lessing sehr wenige auf.

---

[1]) Schr. IV, 1, 499.
[2]) Aus Herders Nachlaß, II, 225.
[3]) Schr. IV, 1, 262.

Mendelsſohn, der heimatloſe Jude, kämpfte mit patriotiſchem Eifer für die Wiederaufrichtung des geſunkenen deutſchen Nationalgefühls, für Deutſchlands nationale Ehre und Größe. Darum verurtheilte er in ſeiner Kritik jede Nachäfferei der Ausländer. Er erkannte das Gute an, wo er es fand, ermunterte durch Lob, wo er ein ehrliches Streben entdeckte, tadelte am Meiſter wie am Anfänger, ohne Anſehen der Perſon ſah er als unerbittlicher Richter nur auf die Sache.

Achtzehntes Kapitel.

Der Kritiker.

Mendelsſohn unterzog in den „Literaturbriefen", weniger in der „Allgemeinen deutſchen Bibliothek", welche im Jahre 1765 unter Nicolais Leitung ihren Anfang nahm und in den erſten Jahren ihres Beſtehens auch ihn zu ihren Mitarbeitern zählte, nicht blos philoſophiſche Schriften ſeiner Beurtheilung, er ſtellte auch die zeitgenöſſiſchen Meiſter deutſcher Poeſie vor ſeinen Richterſtuhl.

Das bewunderte Genie des Tages war Klopſtock, der gefeierte Regenerator der deutſchen Nationalliteratur. Mendelsſohn verkannte die Bedeutung der „Meſſiade" nicht; daß ihm der zweite Theil dieſer Dichtung nicht allenthalben gleich gefiel, ſchrieb er ſeiner Religion zu. Der zehnte Geſang ſchien ihm alle vorhergehenden zu übertreffen; einige Hymnen, einige entworfene Charaktere, und das Geſpräch Satans mit Adramelech waren in ſeinen Augen wahre Meiſterſtücke. Dabei entgingen ihm nicht die innern Mängel und unüberwindlichen Schwierigkeiten, die ſich dem Dichter boten: „alle die Heiligen, die er

aus den Gräbern ruft, können ja doch nichts anders thun als anschauen, heilige Hände falten und beten.“[1])

Einer sehr strengen Kritik unterzog er das 1757 erschienene Trauerspiel „Der Tod Adams“, an dem er nichts fand, das Klopstocks würdig sei. „Ich weiß nicht,“ schreibt er Lessing den 11. August 1757, „wie Klopstock solch Zeug hinschreiben kann, das weder Zusammenhang noch Handlung, weder Leidenschaften noch irgend etwas anders, außer einer kleinen Nüance von Charakteren, hat. Ich sage meine Meinung ziemlich zuversichtlich; aber ich bin gewiß, daß ein Lessing nie ein solches Gewäsch dem Drucke bestimmt haben würde, gesetzt, es wäre ihm möglich gewesen, so was zu schreiben.“[2])

Zurückhaltender mit seinem Urtheile über diesen völlig mißlungenen Versuch war er gegen Gleim, den schwärmerischen Verehrer Klopstocks. „Je öfter ich den Tod Adams lese,“ heißt es in seinem Briefe an Gleim, „desto mehr werde ich in der Vermuthung bestärkt, daß ich nicht in der gehörigen Verfassung bin, dieses Stück zu empfinden oder zu beurtheilen. Mir fehlet gleichsam das ABC derjenigen Empfindungen, die der Dichter erregen will. Ich weiß nicht, was des Todes sterben hieße,[3]) ich weiß nicht was der Fluch eines Bösewichtes so sehr Schreckendes habe u. s. w“. Zugleich mit dem Briefe schickte er Gleim einige Bemerkungen, welche dieser dem Dichter mittheilte und welche in einer spätern Auflage des Trauerspiels auch Berücksichtigung fanden. Das Urtheil Mendelssohns war auch einem Klopstock nicht gleichgültig.[4])

Noch viel schlimmer als der „Tod Adams“ kam das Trauerspiel „Salomo“ weg, das der Dichter selbst für ein tragisches Meisterstück hielt. „Ich habe mich gemartert, dieses Stück zu

---

[1]) Schr. V, 33.

[2]) Schr. V, 120.

[3]) Klopstock gebraucht mit Vorliebe diesen Ausdruck, so I, 3, 7; II, 1.

[4]) M. s. mein Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes (Leipzig 1883) S. 23.

verſtehen," ſchreibt er den 20. Juli 1764 an Abbt. „Vergebens! Ich ſchmeichle mir, Stücke des Sophokles leichter verſtehen zu können."[1])

Geßners „Tod Abels" wird ganz und gar verurtheilt; es fehlen ihm die Triebfedern der Handlung und Charaktere. Hingegen räumt er dem unnachahmlichen Idyllendichter gern ein, daß ſeine Poeſie durchgehends wohlklingend und lieblich, oft ſogar zu lieblich und zu ſchwulſtig iſt.[2])

Die Verſuche anderer deutſcher Dichter werden von Mendelsſohn unparteiiſch beurtheilt. In Withof erblickt er einen Nachahmer Hallers, der in ſeinen „Moraliſchen Gedichten", in einzelnen Oden, ſein Vorbild noch übertrifft. Den Poeſien Hallers und Withofs ſetzt er einige Gedichte Duſchs an die Seite, obgleich er nicht verhehlt, daß der Dichter aus Klopſtocks „Meſſias" ganze Verſe declamiren läßt.

Uz' Lehroden, beſonders ſeine aus einer begeiſterten Auffaſſung der Leibniziſchen Religionsphiloſophie hervorgegangne „Theodicee" ſind in ſeinen Augen ſo meiſterhaft, daß er an allen anderen Poeſien dieſes Dichters den höchſten Maßſtab anzulegen ſich für berechtigt hält. Dieſes gilt beſonders von dem Lehrgedichte „Die Kunſt fröhlich zu ſein", das nur einige Stellen enthält, die Uzens nicht unwürdig ſind. „Wenn ich das Glück hätte," ſchreibt der Recenſent, „ein Freund des Herrn Uz zu ſein, ſo möchte ich ihm rathen, ein Feld nicht zu verlaſſen, auf welchem er unter den Deutſchen ein Original geworden, um ein anderes zu betreten, auf welchem man ſchwerlich mehr als leidlicher Nachahmer werden kann."[3])

Eingehend beſchäftigte ſich Mendelsſohn mit den Gedichten der Karſchin, dieſer Natur- und Volksdichterin, welche eine ſo ungemeine Reimfertigkeit beſaß, daß ſie in kurzer Zeit einen

---

[1]) Schr. V, 325.
[2]) Schr. IV, 1, 483.
[3]) Schr. IV, 2, 172.

„ganzen Band von Gedichten hingeschrieben." Mendelssohn war ihr nichts weniger als gewogen und so recht eigentlich bemüht, den Enthusiasmus ihrer Freunde, welche sie allen Dichtern gleichschätzten, herabzustimmen. In der redlichen Absicht sie zu einer guten Dichterin zu machen, sagte er ihr derbe Wahrheiten,[1]) und dabei hat „strengen Kunstrichtern die Recension noch viel zu gelinde erschienen".[2])

Für Cronegks preisgekröntes Trauerspiel „Codrus" mit den höchst tugendhaften oder höchst lasterhaften Charakteren und der Einförmigkeit in den Gesinnungen der handelnden Person hat er scharfen Tadel. Weit besser gefiel ihm desselben Dichters unvollendetes Trauerspiel „Olint und Sophronia", das viele vorzügliche Schönheiten hat, während das Lustspiel „Der Mißtrauische" seines Erachtens kaum mehr als mittelmäßig ist.[3])

Hochgerühmt werden Joh. Elias Schlegels Trauerspiele, obgleich er richtig herausfühlt, daß „Die Trojanerinnen" nur Nachahmung ist; dem Lustspiele „Triumph der guten Frauen" weiß er wenige deutsche Lustspiele an die Seite zu stellen.

Zuletzt nahm sich Mendelssohn noch des verschrienen Lohenstein an, in dessen „Arminius" er einen historischen Stil fand, den sich unsere Geschichtsschreiber zum Muster nehmen sollten. „Gedrungene Kürze, runde Perioden, kernhafte Ausdrücke und eine Beredsamkeit, welche an das Erhabene grenzt, wird man in diesem Roman finden."

Das war die letzte Recension, welche von ihm in den „Literaturbriefen" erschien, und am 14. Juni 1765 konnte er füglich Abbt ankündigen: „Literaturbriefe" schreibe ich nicht mehr, die „Bibliothek" geht mich nichts an."[4])

Mendelssohn war in seiner Kritik immer unparteiisch; er

---

[1]) Schr. IV, 2, 420—444.
[2]) Schr. V, 323.
[3]) Schr. IV, 2, 299 ff.
[4]) Schr. V, 350.

achtete weder die Perſon des Verfaſſers noch den Rang und die Stellung, die er als Schriftſteller einnahm. „Ein König, ein Frauenzimmer, ein Jude, was thut dieſes zur Sache? Wer die Ehrbegierde hat, Schriftſteller zu ſein, muß, alle Nebenbetrachtungen bei Seite geſetzt, als Schriftſteller beurtheilt werden.“[1]) Er tadelte was ihm mittelmäßig oder ſchlecht ſchien, er tadelte ſogar Friedrich den Großen.

Neunzehntes Kapitel.

Mendelsſohn und Friedrich der Große.

Zu den enthuſiaſtiſchen Preußenfreunden und zu den blinden Verehrern des großen Friedrich gehörte Mendelsſohn nicht. Wie hätte er auch einen Monarchen lieben können, der die Ausbreitung und Vermehrung der Juden in ſeinem Lande geſetzlich verbot und ſeine Abneigung gegen die jüdiſchen Unterthanen ſo häufig an den Tag legte! Der ſkandalöſe Proceß, welchen Voltaire, des Königs Liebling, mit dem Berliner Juden Abraham Hirſch führte, und der dem ſchriftſtelleriſchen Regenten ſelbſt zu einer Komödie Stoff bot, vermehrte noch Friedrichs Abneigung gegen die jüdiſche Nation, ſodaß er in einem Edicte vom 28. Auguſt 1752 die in ſeinem Lande anſäſſigen Juden auf eine gewiſſe Anzahl Köpfe reſtringirte; neue Judenfamilien ſollten ſich unter keinem Vorwande einſchleichen und anſetzen.

Es läßt ſich denken, daß eine ſolche ſchmachvolle Unterdrückung einen Mendelsſohn nicht mit Liebe für Friedrich erfüllen konnte. War ihm die freie Denkweiſe des Königs doch ſonſt zur Genüge bekannt! Vorſichtig wie er war, hielt er ſeine politiſche Geſinnung ſtets geheim. Nur gegen Leſſing äußerte

---

[1]) Schr. IV, 2, 424.

er ſich über den ſiebenjährigen Krieg, „den wundervollſten Feldzug, der unter der Anführung eines Weltweiſen vielleicht je iſt gethan worden“,[1]) indem er ihm ſchrieb: „Kommen Sie zu uns! Wir wollen in unſerm einſamen Gartenhauſe vergeſſen, daß die Leidenſchaften der Menſchen den Erdball verwüſten. Wie leicht wird es uns ſein, die nichtswürdigen Streitigkeiten der Habſucht zu vergeſſen!“[2])

Und doch wagte es Mendelsſohn, der ausländiſche, kaum geduldete Jude, die Gedichte des großen Königs in den „Literaturbriefen“ zu tadeln!

Als nämlich Friedrich im Jahre 1760 ſeine bis dahin nur dem Vertrauen der Freundſchaft geweihten Gedichte wegen eines in Frankreich veranſtalteten Nachdrucks aller Welt überlaſſen mußte, gab Mendelsſohn von dieſen „Poésies diverses“ in den Literaturbriefen eine Beurtheilung, welche ein nicht geringes Aufſehen erregte. Man erkundigte ſich nach dem Recenſenten und erfuhr, daß der Deſſauer Jude es ſei. Es iſt ein Meiſterſtück von Recenſion! „Sie werden ſelten“ — ſo ſchrieb er — „bei einem Dichter ſo viel Philoſophie, erhabene Geſinnungen, Kenntniß des menſchlichen Herzens, Natur in den Gemälden und Gleichniſſen, und ſo viel Zartheit in den Empfindungen angetroffen haben als hier; und, was an einem Werke des Genies die größte und ſeltenſte Zierde iſt, die reine Sprache des Herzens, welche ſich nie verleugnet und ſich nie durch die Kunſt nachahmen läßt.“ Er entwarf ſodann ein Bild des Königs, in dem frei von aller Schmeichelei, in wenigen Zügen der ganze Charakter deſſelben, „ſeine große Seele, ſein noch größeres Herz und ſeine Schwachheiten ſelbſt“, geſchildert ſind. „Die Nachwelt,“ heißt es, „wird das Vergnügen haben, den Helden und den Landesvater, den ſie in ſeinen öffentlichen Thaten nicht genug wird bewundern können, hier in ſeinen

---

[1]) Schr. IV, 1, 502.

[2]) Schr. V, 70.

Ergötzungen als den liebenswürdigsten Privatmann kennen zu lernen. Kaum ist den Pflichten des Regenten, in ihrem weitesten Umfange, Genüge geschehen, so legt er Krone und Scepter und den Zwang der Majestät vor dem Throne der Weisheit nieder, und begiebt sich in den kleinen Cirkel von Freunden, ist selbst der zärtlichste Freund, der angenehmste Gesellschafter, der gütigste Hausherr und der strengste Sittenrichter; verabscheut den Schmeichler, züchtigt den Wollüstling, scherzt über den Unzufriedenen, bestraft seine eigenen Fehler, und haßt niemand als den Tyrannen und den Heuchler, die Feinde der menschlichen Glückseligkeit."[1])

Bei aller Anerkennung, welche er dem Regenten und philosophischen Dichter zollte, kann er sein Bedauern nicht unterdrücken, daß ein deutscher Fürst sich der französischen Sprache in seinen Schriften bedient: „Welcher Verlust für unsere Muttersprache, daß sich dieser Fürst die französische geläufiger gemacht! Sie würde einen Schatz besitzen, um den ihre Nachbarn Ursache hätten sie zu beneiden." Streng rügte er die in den Episteln an Marschall Keith und an Maupertuis dargelegte philosophische Anschauung. Die Gründe, welche der König wider die Unsterblichkeit der Seele vorbringt, schienen ihm so unerheblich und machten, wie er sich ausdrückt, so schlechte Figuren, daß sie kaum beantwortet zu werden verdienen! Ja Mendelssohn ging in seiner Aufrichtigkeit noch weiter und behauptete geradezu: „Mich dünkt, ein Friedrich, der an der Unsterblichkeit zweifelt, ist eine bloße Chimäre, ein viereckter Zirkel, oder ein rundes Viereck!"[2])

Diese Recension benutzte ein charakterloser Vielschreiber, von Justi genannt, welcher später wegen Unterschleife nach der Festung Küstrin geschickt wurde und, aus der Haft zurückgekehrt, in den ärmlichsten Verhältnissen lebte, sich an den Literaturbriefen, welche ein von ihm herausgegebenes schlechtes Buch

---

[1]) Schr. IV, 2, 67 f.
[2]) Schr. IV, 2, 70 ff.

gerecht beurtheilt hatte, zu rächen. Er schrieb an den Staatsrath: „Es erscheine in Berlin eine schändliche Schrift, Briefe die neueste Literatur betreffend, worin ein Jude in einem Aufsatze wider den Hofprediger Cramer die Gottheit der christlichen Religion, auch durch ein freies Urtheil über die Poésies diverses die Ehrfurcht gegen des Königs allerhöchste Person aus den Augen gesetzt habe".[1]) Es erfolgte sofort, am 18. März 1762, durch den Generalfiscal von Uhden das Verbot der Literaturbriefe, und Mendelssohn war auf dem besten Wege, ein Märtyrer der Kritik zu werden. Er wurde aufgefordert, am nächsten Vormittag vor dem Generalfiscal zu erscheinen. Die finstere Amtsmiene, mit welcher ihm Uhden entgegentrat, schreckte ihn nicht.

Einen Theil des Gespräches, welches sich bei dieser Gelegenheit zwischen dem Philosophen und dem Generalfiscal entwickelte, hat Nicolai wörtlich wiedergegeben. So mag es hier folgen:

Generalfiscal: Hör' Er, wie kann Er sich unterstehen, wider Christen zu schreiben?

Mendelssohn: Wenn ich mit Christen Kegel schiebe, so werfe ich alle Neune, wenn ich kann.

G. Untersteht Er sich zu spotten? Weiß Er wol mit wem Er redet?

M.: O ja! Ich stehe vor dem Herrn Geheimen Rath und Generalfiscal Uhden, vor einem gerechten Manne.

G.: Ich frage Ihn noch ein mal: wer hat Ihm erlaubt, wider einen Christen und noch dazu wider einen Hofprediger zu schreiben?

M.: Ich muß nochmals wiederholen und wahrlich ohne Spott: wenn ich mit einem Christen Kegel schiebe, wäre es auch ein Hofprediger, so werfe ich alle Neune, wenn ich kann. Das Kegelspiel ist eine Erholung für meinen Leib, wie die Schrift-

[1]) Preuß, Friedrich der Große, III, 257.

ſtellerei eine Erholung für meinen Geiſt. Jeder, welcher ſchreibt, macht es ſo gut, wie er immer kann. Uebrigens wüßte ich nicht, daß ich je wider einen Hofprediger, noch einen andern Prediger geſchrieben hätte.

G.: O ich merke, Er will leugnen. Man wird Ihm ſchon ſeine Künſte abfragen. Er hat wider die chriſtliche Religion geſchrieben.

M.: Wer Ihnen dieſes geſagt hat, hat Ihnen eine große Unwahrheit geſagt.

G.: Leugne Er nur nicht, man weiß es ſchon beſſer. Dies iſt wider das Judenprivilegium, Er hat den Schutz verwirkt.

M.: Ach, ich habe hier keinen Schutz zu verwirken, ich habe kein Privilegium, ich bin Buchhalter beim Schutzjuden Bernhard.

G.: Deſto ſchlimmer! Die geringſte Strafe für Seinen Frevel wird ſein, daß man ihn aus dem Lande verweiſet.

M.: Wenn man mich gehen heißt, ſo werde ich gehen. Ich habe mich nie den Geſetzen widerſetzen wollen und der Gewalt kann ich mich noch weniger widerſetzen.

In dieſer Weiſe dauerte die Unterredung noch eine Weile fort.[1])

Nach einer andern Verſion wurde Mendelsſohn infolge der Denunciation Juſtis aufgefordert, an einem Sonnabend vor dem Könige in Sansſouci zu erſcheinen. Bei ſeinem Eintritte in das Schloßthor fragte ihn ein Junker, ſobald er hörte, daß der Eintretende ein Jude namens Mendelsſohn ſei, wie er in aller Welt zu der Ehre käme, an den Hof gerufen zu werden. Worauf ihm der Befragte die ſarkaſtiſche Antwort gab: „Ich ſpiele aus der Taſche". „Das iſt etwas anders," ſagte der Junker, und ließ den Taſchenſpieler Mendelsſohn ohne weiteres paſſiren.[2])

---

[1]) G. Malkewitz, Voſſiſche Zeitung, Sonntag den 23. April 1882, Beilage; Allg. Zeitung d. Judenthums, 1882, S. 348 ff.

[2]) Fedderſen und Wolfrath, Nachrichten von dem Leben und Ende gutgeſinnter Menſchen (Halle 1790), 154. Mendelsſohn ſoll dieſe Be-

Durch Verwenden des Sohnes des Generalfiscals, des Kammergerichtsraths Uhden, der mit der neuesten Literatur und mit den Verdiensten Mendelssohns bekannt war, wurde die Sache beigelegt und der fiscalische Proceß eingestellt. Mit großer Befriedigung las später Friedrich der Große die denuncirte Recension, welche Venino, ein italienischer Kaufmann, der mit den Gelehrten der Hauptstadt freundschaftlich verkehrte und auch bei Hofe gut gelitten war, für ihn ins Französische übersetzt hatte.

Die nächste Folge dieses unliebsamen Vorfalles war, daß Mendelssohn, der, weil kein geborener Preuße, nach dem Juden-Reglement von 1750 nur unter dem Schutze eines ansässigen Juden sich im Lande aufhalten durfte, um das Privilegium eines Schutzjuden nachsuchte.

Als der Marquis D'Argens, der als philosophischer Gesellschafter Friedrichs in Potsdam lebte und mit Mendelssohn seit Jahren verkehrte, von der incrimirten Recension hörte und zugleich erfuhr, daß fremde Juden nicht im Lande bleiben durften, war er nicht wenig überrascht. „Aber," sagte er, „notre cher Moise trifft dieses doch nicht?" „O ja!" war die Antwort, „er wird blos geduldet, weil er im Dienste des Fabrikanten Bernhard steht. Wenn dieser ihn heute entläßt, und er keinen andern Schutzjuden findet, der ihn in Dienst nehmen will, so würde die Polizei ihn zwingen, noch heute die Stadt zu verlassen." Der Marquis wollte nicht glauben, daß ein so weiser und gelehrter Mann, den jeder Rechtschaffene hochschätzen müßte, täglich in der Gefahr einer so schimpflichen Behandlung sein sollte und sprach darüber mit Mendelssohn. Dieser bekräftigte es und sagte: „Sokrates bewies ja seinem Freunde Kriton, daß der Weise schuldig ist zu sterben, wenn es die Gesetze des Staates fordern. Ich muß also die Gesetze des Staates, in welchem ich lebe, noch für milde halten, daß sie mich blos aus-

---

gebenheit selbst erzählt haben. Menzel hat (deutsche Literatur I, 269) wolweislich Mendelssohns Antwort verdreht und ihm andere Worte in den Mund gelegt.

treiben, im Falle mich in Ermangelung eines andern Schutzjuden auch nicht ein Trödeljude für seinen Diener erklären will." D'Argens, der eifrigste und dienstfertigste Freund aller Gelehrten, wollte sofort darüber an den König schreiben. Nur mit Mühe brachte man ihn davon ab, weil man voraussah, daß jetzt — es war im Jahre 1762 während des Krieges — nicht die rechte Zeit sein würde.

Nach erfolgtem Frieden dachte der Marquis selbst daran und verlangte, Mendelssohn solle eine Bittschrift aufsetzen, die er selbst übergeben wollte, obgleich er sich sonst mit dergleichen Dingen nicht befaßte. Dieser wollte sich anfangs nicht dazu verstehen. Er sagte: „Es thut mir weh, daß ich um das Recht der Existenz erst bitten soll, welches das Recht eines jeden Menschen ist, der als ruhiger Bürger lebt. Wenn aber der Staat überwiegende Gründe hat, Leute von meiner Nation nur in gewisser Anzahl aufzunehmen, welches Vorrecht kann ich vor meinen übrigen Mitbrüdern haben, eine Ausnahme zu verlangen?" Indessen gab Mendelssohn der Vorstellung der Freunde, daß er es für das Wohl seiner Familie thun müsse, nach und reichte folgende aus den Acten gezogene Bittschrift ein:

„Ich habe seit meiner Kindheit beständig in Ew. Majestät Staaten gelebt und wünsche mich auf immer in denselben niederlassen zu können. Da ich aber im Auslande geboren bin und das nach dem Reglement erforderliche Vermögen nicht besitze, so erkühne ich mich allerunterthänigst zu bitten, Ew. Majestät wolle allergnädigst geruhen, mir mit meinen Nachkommen Dero allergnädigsten Schutz nebst den Freiheiten, die Dero Unterthanen zu genießen haben, angedeihen zu lassen, in Betracht, daß ich den Abgang an Vermögen durch meine Bemühungen in den Wissenschaften ersetze, die sich Ew. Majestät Protection zu erfreuen haben."

Der Marquis selbst überreichte im April 1763 diese Vorstellung dem Könige, aber Mendelssohn bekam keine Antwort. Wir, so erzählt Nicolai, waren alle darüber betroffen, und der

ſonſt ſo ſanfte Mann war hierüber ziemlich empfindlich und machte uns, die wir ihn zu dem Schritte verleitet hatten, einigermaßen Vorwürfe. Die Sache blieb ſo, weil Mendelsſohn durchaus weiter keinen Schritt thun, auch nichts darüber an den Marquis gelangen laſſen wollte. Dieſer erfuhr zufällig, daß Mendelsſohns Bittſchrift keinen Erfolg gehabt und daß der König nicht geantwortet habe. Er war darüber äußerſt entrüſtet und als er denſelben Abend zum Könige kam, fing er ſchon beim Eintritt in das Zimmer an zu ſchelten. Der König, der nicht wußte, was er wollte, bezeigte ihm ſein Befremden. „Ach!“ rief der Marquis aus; „Sire! Sie ſind doch ſonſt gewohnt, Wort zu halten. Nun habe ich einmal um etwas von Ihnen gebeten, nicht für mich, ſondern für den würdigſten, rechtſchaffenſten Mann, Sie verſprachen mir, es zu gewähren, und hernach thun Sie es doch nicht. Nein, das iſt zu arg!“

Der König verſicherte, Mendelsſohn habe das Schutzprivilegium erhalten; der Marquis aber betheuerte, er ſei auf ſeine Bittſchrift ſogar ohne Antwort geblieben. Endlich fand es ſich, daß ein bloßes Mißverſtändniß bei der Sache war. Der König behauptete, die Bittſchrift müſſe durch einen ungewöhnlichen Zufall verloren gegangen ſein. Moſes möge nur noch eine Supplik einreichen, ſodann wolle er das Privilegium auszufertigen befehlen. „Gut,“ ſagte der Marquis, „ich werde Ihnen ſelbſt eine machen, verlieren Sie ſie aber nicht wieder.“ Mendelsſohn ſchrieb auf wiederholtes Verlangen des Marquis am 12. Juli 1763 die Bittſchrift noch einmal, und d'Argens fügte unter ſeinem eigenen Namen hinzu:

„Un Philosophe mauvais catholique supplie un Philosophe mauvais protestant de donner le privilège à un Philosophe mauvais juif. Il y a trop de Philosophie dans tout ceci que la raison ne soit pas du côté de la demande.“

Nun erhielt Mendelsſohn am 26. October 1763 das Privilegium.

Die Chargencaſſe verlangte von ihm verordnungsmäßig

tausend Thaler, welche ihm der König im Jahre 1764 erließ; die Bitte jedoch, das Privilegium auf seine Nachkommen auszudehnen, schlug er ihm ab, wiewol er ihn als Gelehrten schätzte und bewunderte.[1])

Zwanzigstes Kapitel.

Heirath.

Eine schöne glückliche Zeit war für Mendelssohn dahin. Er hatte nun wieder das Glück gehabt, drittehalb Jahre mit Lessing in der engsten Verbindung vertrautesten Umgangs und gemeinsamer geistiger Interessen zu verleben; es waren das die Jahre, an welche sich die Freunde noch oft mit Entzücken erinnerten.

Gegen Ende des Jahres 1760 verließ Lessing Berlin und ging als Secretär des Generals Tauentzien nach Breslau; Mendelssohn sah seinen besten Freund von sich scheiden. Mitten in der großen Stadt lebte er nun „wie in einer Einsiedelei", und was seinen Aufenthalt noch einsamer machte, war, daß auch ein anderer Freund, der als Ichthyologe später so berühmt gewordene Markus Bloch, an dessen Gesellschaft er sich gewöhnt hatte, zur selben Zeit die Universität Frankfurt bezog.[2])

Der Gedanke, daß er niemand angehörte, beschäftigte ihn schon lange, und an Sabbat- und Festtagen mehr als sonst. Solche Tage, an welchen die reine Freude in den jüdischen Familien in so trauter Weise sich kund giebt, boten ihm keine Freude. Auf den Gesichtern seiner ihn umgebenden Glaubensgenossen malte sich Frohsinn und Heiterkeit, in der Brust des alleinstehenden Mannes aber regten sich schmerzliche Gefühle,

[1]) Schr. I, 49 ff.
[2]) Schr. V, 159.

und in einer trüben Stunde ſchrieb er ſeinem Leſſing die oft gemißdeuteten Worte: „Wenn Sie wüßten, daß wir acht Feiertage gehabt haben, in welchen man, wie Sie wiſſen, zu nichts anders Luſt hat als verdrießlich zu ſein.“[1])

In dieſer Einſamkeit fand die volle große Liebe endlich Eingang in ſein liebebedürftiges Herz. Er hatte das einunddreißigſte Jahr überſchritten und dachte nun ernſtlich daran, dem eheloſen Stande zu entſagen, ein Haus zu gründen. Er ſehnte ſich endlich auch nach Ruhe; wußte er es doch, „daß am Ende es nur das häusliche Leben iſt, in welchem der Menſch Glück und Beruhigung findet, daß ſelbſt das Unangenehme und Beſchwerliche des häuslichen Standes, wenn wir zu gewiſſen Jahren gelangen, weniger Fürchterliches für uns hat, als das Vacuum eines eheloſen Alters.“[2])

In der Wahl ſeiner Lebensgefährtin ſah Mendelsſohn nicht auf das Glänzende oder Nichtglänzende der äußeren Umſtände; ſobald ſich ihm der Weg zeigte, auf welchem er mit Ehren durchzukommen Hoffnung hatte, ſobald er für ſeinen Unterhalt geſorgt zu haben glaubte, trat die Natur in das Recht wieder ein, aus welchem Kleinmuth und Aengſtlichkeit ſie verdrängt hatte. Mochte ihm auch hin und wieder der Gedanke gekommen ſein, eine der reichen Berlinerinnen zu heirathen, welche ihm verſchiedene male angetragen worden waren, ſo blieb er dennoch ſeinem Grundſatze treu, „auf diejenige Verbindung zu beſtehen, welche mit ſeinen Neigungen am beſten übereinſtimmte.“[3])

Mendelsſohn heirathete aus Neigung. Im April 1761 unternahm er eine Reiſe nach Hamburg[4]) und verlobte ſich:

---

[1]) Schr. V, 89.

[2]) Schr. V, 671.

[3]) Schr. V, 672.

[4]) In einem Briefe Abbts an Boie vom 25. April 1761 heißt es: „Moſes iſt in Hamburg, von da er erſt in vierzehn Tagen zurückkommen wird.“ Deutſches Muſeum, 1778, Juli, S. 55.

Fromet Gugenheim, „ein blauäugiges Mädchen", die Tochter des Abraham Gugenheim in Hamburg, wurde seine Braut.[1])

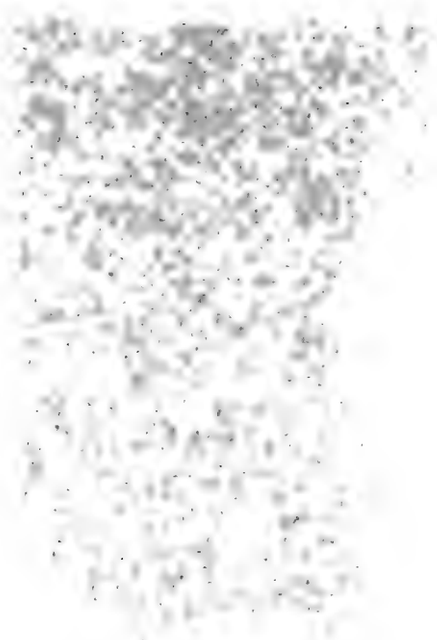
Der glückliche Bräutigam verblieb in der Elbstadt über drei Wochen; er lernte mehrere dortige Gelehrte persönlich kennen: den Doctor Pauli, bei dem der kleine Bautzner Naumann, Lessings Stubengenosse, eine Zeit lang wohnte und den ganz Hamburg, wie Lessing sich äußert, für einen würdigen Candidaten des Tollhauses hielt;[2]) Joh. Bode, Literat und Buchdrucker, der ein vorzüglicher Uebersetzer aus dem Englischen, Französischen und Italienischen war und dem sich Lessing später enger anschloß; Moses Wessely, Hartwig Wesselys Bruder, ein einsichts- und geschmackvoller Mann, der mit Gelehrten und Staatsmännern umging und mit Schauspielern Abendcirkel hielt, De Castro u. a. m. Mendelssohn ließ es sich nicht nehmen, auch Jonathan Eibenschütz, den hochgeachteten Hamburger Oberrabbiner, zu besuchen. Eibenschütz, ein scharfsinniger Talmudist, der auch mathematische und philosophische Kenntnisse in sich aufgenommen hatte, wußte den „Mann Moses" seinem vollen Werthe nach zu schätzen; er unterhielt sich mit ihm und gewann zu seiner Freude die Ueberzeugung, daß „Moses Dessau auch in den Talmuden wohl bewandert sei". Um ihm ein Zeichen der Anerkennung zu zollen, beehrte ihn der einundsiebzigjährige Rabbiner, allerdings nicht mit dem Morenutitel, dem rabbinischen Doctordiplom, das nach damaliger Sitte Unverheiratheten nicht ertheilt wurde, wol aber mit einem sehr schmeichelhaften Schreiben.[3])

---

[1]) Die von Berthold Auerbach entworfene, oft gedruckte, auch in Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch S. 198 aufgenommene Erzählung: „Wie der Weltweise Moses Mendelssohn seine Frau gewann", ist nichts als Dichtung. Auerbach läßt Mendelssohn den Kaufmann Gugenheim in Pyrmont kennen lernen und läßt ihn auf der Reise nach Hamburg seinen großen Freund Lessing in Braunschweig besuchen! Mendelssohn war vor 1773 nie in Pyrmont, und Lessing, welcher erst 1770 seine Stelle in Wolfenbüttel antrat, war 1761 noch in Breslau.

[2]) Schr. V, 113.

[3]) Das Schreiben (Kerem Chemed III, 224 f., Orient IX, 543) ist datirt vom Neumondstage des Jjar 5621 = 4. Mai 1761.



Digitized by Google

Fromet Mendelssohn geb. Gugenheim.

Digitized by Google

Leſſing war der erſte, dem Mendelsſohn einige Tage nach ſeiner Rückkehr ſein Herz ausſchüttete. „Unſer Briefwechſel iſt lange genug unterbrochen geweſen,“ ſchreibt er ihm im Mai 1761; „ich muß ihn nunmehr erneuern. Ich würde nimmermehr ſo lange haben ſchweigen können, wenn ich nicht eine Reiſe nach Hamburg gethan hätte, die mich in tauſend Zerſtreuungen verwickelt hat. Ich habe das Theater beſucht, ich habe Gelehrte kennen lernen, und, was Sie nicht wenig befremden wird: ich habe die Thorheit begangen, mich in meinem dreißigſten[1]) Jahre zu verlieben. Sie lachen? Immerhin! Wer weiß, was Ihnen noch begegnen kann? Vielleicht iſt das dreißigſte Jahr das gefährlichſte, und Sie haben dieſes ja noch nicht erreicht. Das Frauenzimmer, das ich zu heirathen willens bin, hat kein Vermögen, iſt weder ſchön noch gelehrt, und gleichwol bin ich verliebter Geck ſo ſehr von ihr eingenommen, daß ich glaube, glücklich mit ihr leben zu können. An Unterhalt, hoffe ich, ſoll es mir nicht fehlen, und an Muße zum Studiren werde ich mir's gewiß nicht fehlen laſſen. Zum Hochzeitscarmen ſollen Sie noch ein ganzes Jahr Zeit haben, aber alsdann muß Ihre reimfaule Muſe die ſtaubige Leier wieder ergreifen; denn wie könnte ich unbeſungen Hochzeit machen?“[2])

Fromet Gugenheim beſaß in der That kein Vermögen, ſie war weder ſchön noch gelehrt, nichtsdeſtoweniger erfüllte ſie ſein Herz mit der zärtlichſten Liebe. Seine Briefe an Fromet, geſchrieben in jüdiſcher Currentſchrift und auf einer Papierſorte, welche man damals Poſtpapier nannte, ſind voll tiefer Empfindungen. Man leſe nur das folgende Schreiben, das er am 29. Juli 1761 an die Geliebte richtete:[3])

---

[1]) Dieſe Angabe muß entweder als ein ungefährer Ausdruck oder als ein Gedächtnißfehler angeſehen werden, vgl. V, 423. Daß dieſer Brief an Leſſing vom Mai — nicht aber Juni — 1761 zu datiren iſt, ergiebt ſich aus der Mittheilung Abbts an Boie, ſ. S. 119, Note 4.

[2]) Schr. V, 165.

[3]) Ueber das Original dieſes Briefes ſ. 1. Aufl. S. 130.

„Allerliebſte Fromet!

Ich habe in Ihres Vaters Schreiben eine Entdeckung gemacht, die mich nicht wenig vergnügt. Der gütige Mann verſichert mich, ſeine Tochter Fromet ſei eben ſo ſchön als tugendhaft. Was meinen Sie? Man kann das einem ehrlichen Manne auf ſein Wort glauben? Der gute Herr Abraham Gugenheim muß doch wiſſen, daß die Philoſophen auch gern was Schönes haben. Doch das mag er mir verzeihen. Ich kenne ſeine Fromet beſſer als er. Sie iſt ſchön, aber ſo ſchön nicht als ſie tugendhaft iſt, ſo ſchön nicht als ſie zärtlich iſt. Ich beneide Sie, liebſte Fromet! um die glückliche Art, wie Sie Ihre ſanfte Liebe auszudrücken wiſſen. Ihre kleinſten Briefe ſind voller Zärtlichkeit, voller Empfindungen. Die Sprache des Herzens iſt Ihre natürliche Sprache, und Ihre edlen Geſinnungen vertreten die Stelle des froſtigen Witzes, dadurch andere ihre Briefe ſo häßlich entſtellen. Fahren Sie fort, liebſte und zärtlichſte Fromet! mich mit Ihren liebenswürdigen Briefen zu vergnügen; ich merke, daß es mir faſt unmöglich wird, einen Poſttag nicht zu ſchreiben oder einen Poſttag ohne Ihre Briefe vergnügt zu ſein, und was iſt der Menſch, wenn er nicht vergnügt iſt? Nein, ſo lange wir uns getrennt ſehen müſſen, wollen wir uns ſo oft als möglich Gelegenheit geben, an einander zu denken. Es macht mir kein geringes Vergnügen, wenn ich denken kann, jetzt lieſt Fromet meine Briefe, jetzt ſchreibt Fromet an mich, jetzt iſt ſie verdrießlich, daß ſie geſtört wird, und jetzt freut ſie ſich, daß ihr ein Ausdruck gelungen. — Sie lachen, mein Herr Doctor! und werfen mir vielleicht abermals vor, ich ſei verliebt? Nun ja, ich geſtehe es. Habe ich denn nicht jederzeit danach geſtrebt, Ihnen nachzuahmen?

Adieu, meine Liebe! Grüßen Sie mir Ihre Freundin, die mich mit einem Schreiben beehrt, das ihrer Denkungsart Ehre macht.

In inniger Liebe Ihr
Moſes Deſſau.

Meine Empfehlung an Herrn De Caſtro und an den Herrn Bode.

Ich wollte an den Herrn Doctor mit dieſer Poſt apart ſchreiben; ich merke aber, daß es nicht angehen wird. Haben Sie die Gewogenheit, mich alſo zu entſchuldigen; ich bekomme ſo eben Geſchäfte."

Die ganze „liebenswürdige und gutmüthig-witzige Perſönlichkeit" Mendelsſohns weht uns in dem folgenden Briefe an, welchen er kaum vier Wochen ſpäter, den 25. Auguſt, an ſeine Braut ſchrieb:[1])

„Liebſte Fromet!

Ich habe noch niemals gemerkt, daß in meinem Zimmer kein Spiegel iſt, bis Sie mir in Ihrem letzten Schreiben befahlen, mich ſogleich im Spiegel zu ſehen. Ich wollte gehorſamen, und ſiehe, es war kein Spiegel zu ſehen. Sie können ſich alſo leichtlich vorſtellen, wie wenig ich mein Geſicht kenne, ob es freundlich oder trocken ausſieht. Ich muß andern Leuten glauben, und ich weiß nicht, welcher niedliche Herr mich hat bereden wollen, ich ſehe trocken aus. Nun, da Sie mich das Gegentheil verſichern, bin ich ſchon wieder gut . . .

Glauben Sie nicht, liebe Fromet! daß ich Entſchuldigung ſuche, Ihnen meine Schriften nicht zu ſchicken. Sobald ſolche fertig, erfolgen drei Exemplare nach Hamburg, für Sie, für den Herrn Doctor und für Herrn Bode.[2]) Dem letztern bitte ich mich zu empfehlen. Ich ſchicke Ihnen hiermit einen Brief von Herrn Herz Deſſau, meinem Verwandten; ſein Sohn Saul hat in Hamburg gelernt, und, wie er ſchreibt, will er die Ehre haben, Sie zu kennen. Den Brief belieben Sie an den Herrn Doctor zu überreichen. Er wird ſich wundern über deſſen Brief.

---

[1]) Dieſer Brief, datirt vom 25. Ab 5521 = 25. Auguſt 1761, wurde von Hrn. Dr. Ad. Jellinek zuerſt mitgetheilt: Leſſing-Mendelsſohn-Gedenkbuch S. 200 ff.

[2]) Der in den beiden Briefen erwähnte Doctor iſt der Doctor Pauli.

Leben Sie wohl, meine liebste und theuerste Fromet! Wenn es doch möglich wäre, Sie bald wiederzusehen. Dieses ist vor der Hand mein innigster Wunsch, der zwar durch Ihre Briefe in etwas befriedigt wird, doch wenn Sie so vortrefflich schreiben, wie es in Ihrem letzten Briefe geschehen, so möcht' ich immer gern die Hand küssen, die solche schöne Gedanken niederschreiben kann. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir öfters so natürliche und dennoch gedankenvolle Briefe. Ich wünsche Ihnen nur durch meine Briefe so viel Vergnügen zu verursachen, wie ich von den Ihrigen habe. Ich bin

Ihr treuester Verehrer und Freund
Moses Dessau."

An „seine liebe" Brendl, der Braut Schwester, fügte er diesem Schreiben einige Zeilen hinzu. Er machte ihr das Compliment, daß ihr letzter Brief an ihn ausnahmsweise sehr nachlässig geschrieben war. „Ein oder zwei Einfälle, das war der ganze Brief, das bin ich an Ihnen nicht gewohnt."

Außer diesen beiden Briefen sind uns aus dem über ein Jahr währenden Brautstande nur noch drei erhalten; sie verbreiten sich über recht schlichte und alltägliche Dinge. So wenig wie in der Correspondenz zwischen Lessing und seiner Eva König findet sich hier etwas von jener thränenströmenden Weichlichkeit, von jener künstlich gesteigerten Ueberschwenglichkeit des Ausdrucks und von jener schwärmerischen Sentimentalität, welche uns in Briefen dieser Art so oft entgegentreten. Mendelssohn ist auch in seinen Briefen an seine Braut ganz er selbst, dieser fröhlich scherzende Mann voll Witz und Laune. In dem Schreiben vom 2. October 1761 giebt er ihr eine Lection über die Perrüke, der er sich von seinem dreißigsten Jahre bis etwa zehn Jahre vor seinem Tode selbst bediente, und schließt mit den Worten: „Wenn ich das Glück haben werde, die Ehre der Perrüken wider Sie mündlich zu vertheidigen, so

hoffe ich Ihren Beifall.“[1]) Ein anderes mal scherzt er über Verzierungen, mit welchen seine Geliebte die Laubhütte schmückt, und in einem dritten Schreiben beruhigt er sie über den vorjährigen Besuch der Russen in Berlin. „Nur nicht so ängstlich, liebes Kind! Die Furcht vor den Russen ist verschwunden, und wir leben gottlob! vergnügt. Und den schlimmsten Fall vorausgesetzt, wenn wir auch einen feindlichen Besuch bekommen hätten, so wäre ich immer ganz unerschrocken hier geblieben. Man stellt sich das Ding schrecklicher vor, als es in der That ist. Die Leute, welche flüchten wollen, leben in großer Unruhe; sie stehen beständig wie auf dem Sprung und genießen die gegenwärtige Stunde nicht. Indessen ist diese Moral für dieses Jahr gottlob! nicht mehr nöthig. Und wenn ich flüchte, sagen Sie, soll ich Sie nicht im Verdacht haben, daß Sie mich aus Eigennutz dazu beredet. Gut gegeben! Wenn Sie dieses Eigennutz nennen, so muß ich leider gestehen, daß ich sehr eigennützig bin, denn ich werde Sie zu einer andern Zeit sehr inständig bitten, ja nirgend anders als zu mir nach Berlin zu kommen; bedenken Sie, wie interessirt!“[2])

Zugleich mit diesem Briefe schickte er ihr als Festgeschenk die schon mehrere male versprochenen, erst jetzt erschienenen „Philosophischen Schriften“,[3]) wie er die früher von uns betrachteten gesammelten Gespräche, Briefe und Abhandlungen betitelte, und denen er, freilich nur in sehr wenigen Exemplaren, ein Blättchen an Freund Lessing hatte vordrucken lassen. Dieser

---

[1]) Schr. V, 419.

[2]) Schr. V, 420.

[3]) Philosophische Schriften, 2 Bände, mit Titelkupfer und Vignette, Berlin 1761; 2. Aufl. ebd. 1771; 3. Aufl. ebd. 1777; ferner Carlsruhe, 2 Theile in 1 Bande, 1780; Reutlingen 1783. Ins Lateinische übersetzt von Jos. Grossinger: Mos. Mend. opera philosophica, quae ex germania lingua in latina trad., 2 tom. Wien 1784. G. Brander von Brandis lieferte eine holländische Uebersetzung mit Anmerkungen (Amsterdam 1786, 2. Theil 1789); Franc. Pizetti übersetzte sie ins Italienische: Opere filosofiche volgarizzate e fornite di annotazione e di memoria spett. alla sua vita (Venezia 1801. Vol. 2).

ſah ſich nämlich in Breslau plötzlich in einen „Wirbel von leeren geſellſchaftlichen Vergnügungen hineingezaubert“; dem Spiele leidenſchaftlich ergeben, verbrachte er ganze Nächte mit den Offizieren am Pharaotiſche.

Niemand betrübte das mehr als ſeinen mit unendlich liebevoller Treue an ihm hängenden Mendelsſohn, der ein geſchworener Feind jedes Spiels war, weil es „in ſeinen Augen nicht einmal das leidige Verdienſt hatte, die Zeit zu verkürzen“. Das zerſtreute Leben ließ Leſſing lange Zeit weder auf den Brief Mendelsſohns, ſelbſt des eigenen Vaters antworten, noch auf die Mahnungen ſeiner Freunde achten. Da machte ſich Mendelsſohn einen Spaß, wie er ſeiner Fromet ſchreibt, und richtete an den Freund, „den Herr Moſes Weſſely auch kennt“, eine eigene Dedication, welche er dem für ihn beſtimmten Exemplare vorſetzte. Sie lautete:

„Zueignungsſchrift an einen ſeltſamen Menſchen“.

Die Schriftſteller, die das Publikum anbeten, beklagen ſich, es ſei eine taube Gottheit; es laſſe ſich verehren und anflehen; man rufe von Morgen bis an den Mittag, und da wäre keine Stimme noch Antwort. Ich lege meine Blätter zu den Füßen eines Götzen, der den Eigenſinn hat, ebenſo harthörig zu ſein. Ich habe gerufen und er antwortet nicht. Jetzo verklage ich ihn vor dem tauben Richter, dem Publico, das ſehr oft gerechte Urtheile fällt, ohne zu hören.

„Die Spötter ſagen: Rufe laut! Er dichtet, hat zu ſchaffen, iſt über Feld oder ſchläft vielleicht, daß er erwache! — O, nein! Dichten kann er, aber leider! will ja nicht; Reiſen möchte er, aber das kann er nicht. Zum Schlafen iſt ſein Geiſt zu munter, und zu Geſchäften zu faul. Sonſt war ſein Ernſt das Orakel der Weiſen, und ſein Spott eine Ruthe auf dem Rücken der Thoren; aber jetzt iſt das Orakel verſtummt, und die Narren trotzen ungezüchtigt. Er hat ſeine Geißel andern übergeben, aber ſie ſtreichen zu ſanft, denn ſie fürchten Blut zu ſehen. — Und er,

„Wenn er nicht hört, noch ſpricht, nicht fühlt,
Noch ſieht; was thut er denn? — Er ſpielt.“ [1])

Damit der Spaß, den er ſich dem Freunde gegenüber wol erlauben durfte, nicht bekannt werde, erſuchte er ſeine Braut, ſie möchte das Blättchen für ſich behalten und nicht wegkommen laſſen. „Auch die Verſe, die ich Ihnen in Ihr Exemplar eingeſchrieben, ſind nur für Sie, denn,“ fügte er hinzu, „ich weiß, daß Sie mit meiner ſchlechten Poeſie zufrieden ſind.“ [2])

Mendelsſohn blieb, ſeinem Vorſatze gemäß, ein volles Jahr verlobt; gab es ja noch ſo mancherlei zu ordnen, ehe er ſein blauäugiges Mädchen heimführen konnte. Vor allem mußte er für eine ausreichende Exiſtenz ſorgen. Widerwärtigkeiten verſchiedenſter Art ſtörten ſeine Gemüthsruhe und führten ihn zu der bittern Klage: „Wer ein menſchliches Herz hat und die Seinigen mit ihrer Tugend darben ſieht, zu einer Zeit, da die verworfenſten Buben in ihrem Ueberfluſſe faſt erſticken; wer dieſes ſieht, und aus Mitleiden ſich ſchmiegen und ein kleiner verächtlicher Schmeichler werden muß: mit welchen Augen kann ein ſolcher den Muſen oder der Freundſchaft unter die Augen treten und ihres freien und edlen Umgangs genießen?“ [3])

Veitel Ephraim und Conſorten, welche im ſiebenjährigen Kriege im Auftrage Friedrich des Großen die Münzverſchlechterung zu beſorgen hatten, machten ihm die glänzendſten Anerbietungen, um ihn als Disponenten zu gewinnen, er aber wollte in ſeiner ſtrengen Rechtlichkeit von dem ganzen, als Unrecht gehaßten Unternehmen nichts wiſſen; das einzige was er ihnen zu Gefallen that, war, daß er zu ein paar Denkmünzen, welche ſie prägen ließen, die Idee angab. [4]) Er hatte ſich an ſeine

---

[1]) Danzel-Guhrauer, a. a. O. I, 463. Ueberſchrift und Schluß der Zueignung ſind der bekannten Lichtwerſchen Erzählung von den Spielern entlehnt; vergl. Leſſings Schr. XIII, 455.

[2]) Schr. V, 421.

[3]) Schr. V, 245.

[4]) K. Leſſing, a. a. O. I, 216; Schr. V, 173, 224.

Beſchäftigung in der Bernhardſchen Fabrik allmählich ſo gewöhnt, daß er den Entſchluß faßte, mit Bernhard feſten Contract zu ſchließen. Das geſchah denn auch zu Ende des Jahres 1761.

Endlich hatte er das Ziel ſeiner Wünſche erreicht: im Juni 1762 feierte er in der Geburtsſtadt ſeiner Braut ſeine Vermählung, zu der ihm Abbt ſchon am 28. April gratulirt hatte,[1]) und an eben dieſen Freund richtete er als glücklicher Gatte bald nach ſeiner Rückkehr folgende Worte: „Seit einigen Wochen habe ich keinen Freund geſprochen, an keinen Freund geſchrieben, nicht gedacht, nicht geleſen, nicht geſchrieben; nur getändelt, geſchmauſt, heilige Gebräuche beobachtet, mich bald hier, bald da zur Schau ausſtellen laſſen und unter tauſend andern vielbedeutenden Kleinigkeiten meine Zeit hinbringen müſſen. Denn die Stunde iſt gekommen, mein beſter Freund! welche mir die Muſe des Abälardi Virbii (Hamann) längſtens angekündigt hat. Ein blauäugiges Mädchen, das ich nunmehr meine Frau nenne, hat das eiskalte Herz Ihres Freundes in Empfindungen zerlaſſen und ſeinen Geiſt in tauſend Zerſtreuungen verwickelt, aus welchen er ſich nunmehr nach und nach wieder loszuwinden ſucht."[2])

Er hatte „nach ſeiner Denkungsart glücklich geheirathet"[3]) und allen Grund, mit ſeiner Wahl zufrieden zu ſein. Blieb Fromet auch an Bildung weit hinter ihrem Gatten zurück, wie ſie auch an Liebenswürdigkeit ihm nicht ähnlich war, ſo tritt ſie uns doch als eine jener biedern und geſinnungstüchtigen Frauen entgegen, welche das Glück ihrer Gatten und ihrer Familie bildeten. Wie ſchlicht und einfach ſie geweſen, zeigt folgendes Schreiben, welches ſie am Vorabende des Neujahrstages 5526 (15. Septbr. 1765) an eine Freundin in Leipzig richtete:[4])

---

[1]) Abbts Correſpondenz 98.
[2]) Schr. V, 259.
[3]) Schr. V, 171.
[4]) Auch Fromet bediente ſich der jüdiſchen Currentſchrift.

„Meine werthe Freundin!

Ich bin von Ihrer Güte zu sehr überzeugt, als daß ich denken werde, daß Sie böse über mich sein werden, weil ich Ihnen auf Ihren freundschaftlichen Brief nicht geantwortet habe. Ich könnte Ihnen tausend Entschuldigungen anführen, die mich daran verhindert haben, aber ich bin nicht gewohnt, etwas zu sagen, was nicht die Wahrheit ist, und die Wahrheit ist (ich muß meine Schande nur selbst gestehen), ich bin eine faule Schreiberin; ich weiß, Sie nehmen mir mein aufrichtiges Geständniß nicht übel.

Ueberbringer dieses Briefes wird Ihnen zugleich das Geld (6 Thlr. 15 Sgr.) für die Enveloppe zustellen; ich muß noch einmal um Entschuldigung bitten, daß ich es Ihnen nicht ender (eher) geschickt habe. Mein lieber Mann hat schuld; er hat geglaubt, daß er es von dort kann auszahlen lassen, er hat aber keine Gelegenheit finden können. Ich bitte Sie nochmals, mir es nicht übel zu nehmen.

Ich muß schließen, weil den Augenblick der Feiertag angeht. Mit Wünschung einer חתימה טובה[1]) an Sie und Ihren werthen Mann und Ihre lieben Schwiegereltern, bin ich

Ihre

ergebene Dienerin und Freundin

Fromet, Frau des Moses Dessau."

„An Herrn Student Bär[2]) meine Empfehlung, ich werde ihm nächstens selbst schreiben."

Mendelssohn liebte seine Frau mit der ganzen Glut seiner Seele. Seiner Zärtlichkeit für die treue Lebensgefährtin giebt er in einem Briefe an Abbt vom 11. Juni 1766 Ausdruck mit den bedeutsamen Worten: „Ich habe beinahe die ganze Zeit über in der äußersten Gemüthsruhe gelebt. Ich habe einen

---

[1]) „Besiegelung zum Guten" ist ein bei den Juden üblicher Glückswunsch.

[2]) Bär gab als Studiosus der Medicin Mendelssohns Commentar zur Logik des Maimonides im Jahre 1765 zum zweiten male heraus.

alten Vater, ich habe ein zartes Kind von einigen Monaten verloren; ich bin in Gefahr gewesen, meine Frau zu verlieren, die ich mehr liebe als Vater und Kind.“[1])

Wahrlich sie verdiente diese Liebe! Wie hegte und pflegte sie ihn während seiner mehrjährigen Krankheit! Gab es für sie aber auch ein höheres Glück, als die Frau eines Mannes zu sein, dessen Name mit den Edelsten, Besten und Weisesten genannt wurde?

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Preisaufgabe.

Noch in den Flitterwochen, mitten unter den tausend Zerstreuungen, welche ihn kaum zu sich selbst kommen ließen, war Mendelssohn mit einer Arbeit beschäftigt, welche ihn zu einer hohen Stufe öffentlicher Geltung erhoben und seinen Namen als philosophischen Schriftsteller eigentlich begründet hat.

Die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin hatte nämlich für das Jahr 1763 als Preisaufgabe gestellt: „Ob die metaphysischen Wissenschaften einer solchen Evidenz fähig sind wie die mathematischen“, ein Thema, das für Mendelssohn das höchste Interesse hatte, sodaß sein Entschluß bald gefaßt war, sich um den Preis zu bewerben. Mit Freuden ergriff er die Gelegenheit, sich im Geiste des Leibnizischen Systems über die Grundlagen der Mathematik und Metaphysik, der Religionsphilosophie und Ethik einer gelehrten Gesellschaft gegenüber

---

[1]) Schr. V, 362. Mendelssohns Vater starb Sonnabend, den 10. Mai (2. Siwan) 1766 in Dessau; die Aufschrift auf dem Leichensteine Mendel Sophers theilte Hr. Dr. Salfeld im Jüd. Literaturblatt 8. Jahrg., Nr. 38 mit. Seine Mutter starb, wie wir vermuthen, im Jahre 1756. Im November 1756 schreibt Nicolai an Lessing (Schr. XIII, 31), daß Moses der Aufführung der Miß Sara Sampson „wegen seiner Trauer“ nicht hat beiwohnen können.

einmal offen auszusprechen. „Wäre ich nicht von häuslichen Geschäften unterbrochen worden, so hätte meine Abhandlung schon fertig und vielleicht in eine andere Sprache übersetzt sein können", heißt es in seinem Schreiben vom 4. Juli 1762 an denselben mehrerwähnten Freund, mit dem er seit anderthalb Jahren in einem innigen Geistesverkehre stand, an den jungen, talentvollen Thomas Abbt, dessen Freundschaft ihm einige Jahre seinen Lessing ersetzte.

Niemand außer Lessing war ihm so theuer als Abbt. Sie waren für einander geschaffen, so ähnlich waren sie sich in Ansichten und Bestrebungen. Wie Mendelssohn hielt auch Abbt, wiewol selbst Universitätslehrer — erst zu Frankfurt, dann zu Rinteln — unendlich wenig von der akademischen Gelehrsamkeit und von der ganzen pedantischen Sippschaft der damaligen Professoren; auch er gehörte keiner Partei ausschließlich an; auch er blieb bei keiner Fachwissenschaft stehen: von der Theologie hatte er sich zur Philosophie hinübergewandt, zugleich auch Geschichte getrieben und den schönen Wissenschaften gehuldigt. Auch er hatte ein sehnsüchtiges Verlangen nach praktischer, unmittelbarer Thätigkeit; in seinem vierundzwanzigsten Jahre wollte er noch anfangen Jura zu studiren, um einmal von der Universität weg und in ein Justizcollegium zu kommen. Erst dreiundzwanzig Jahre alt schrieb er sein „Vom Tode für das Vaterland". Als Mendelssohn, dem er sich während seines längern Aufenthaltes in Berlin enger anschloß, das Werkchen vor dem Drucke gelesen hatte, erkannte er sein schriftstellerisches Talent und gewann ihn als Mitarbeiter für die Literaturbriefe, in welchen er selbst die merkwürdige Schrift anzeigte.[1]) Er machte ihn auf die bedeutenderen Neuigkeiten des deutschen Büchermarktes aufmerksam, feilte an seiner nicht immer correcten Diction und war eine Zeit lang der einzige, mit dem er sich über literarische Sachen unterhielt.

---

[1]) Schr. IV, 2, 284 ff.

Mendelsſohn liebte den ſchwärmeriſchen jungen Gelehrten mit der ganzen Glut ſeines empfindungsvollen Herzens, und dieſer war mit ſeltener Treue ihm zugethan. Ihre fünf Jahre lang unterhaltene Correſpondenz iſt das Denkmal einer echt philoſophiſchen Freundſchaft und verdient den trefflichſten Briefen der Weltweiſen des Alterthums an die Seite geſetzt zu werden. Es wechſeln hier die tiefſten Unterſuchungen mit den traulichſten Herzensergießungen, häusliche Angelegenheiten mit Belehrung und Zurechtweiſung.[1])

Und mit dieſem Freunde ſollte er um den Preis ringen! Edel und hochherzig benahmen ſich beide. „Als ich aus Ihrem Schreiben erſah," meldet ihm Mendelsſohn, „daß Sie um den Preis ſich bewerben wollen, war mein erſter Einfall, meine Arbeit einzuſtellen und das fertige Manuſcript nach Rinteln reiſen zu laſſen. Der Gedanke, daß meine Ausarbeitung mit der Ihrigen ringen ſollte, machte mich ſchüchtern. Jedoch der Rath unſeres Freundes und meine reifere Ueberlegung bewogen mich, dieſen Entſchluß zu ändern. Ich geſtehe es, daß ich den Helden lieber nicht gekannt hätte, mit dem ich zu kämpfen habe. Da er ſich aber einmal zu erkennen gegeben hat, ſo erfordern die ritterlichen Geſetze, daß ich auch meinen Helm aus den Augen rücke, und meinen Freund vor dem Zweikampfe noch einmal umarme. Zu Anfange des künftigen Jahres wollen wir unſere Waffen vertauſchen. Ich ſchicke Ihnen meine Ausarbeitung, und Sie mir die Ihrige, aber nicht eher, damit wir uns einander nicht verwirren, und alsdann das Vergnügen haben, zu ſehen, was für Wege wir einſchlagen, wenn wir, uns einander unbekannt, über dieſelbe Materie ſchreiben. Unterliege ich, ſo iſt es doch mein Freund, der den Sieg davon trägt. Sie ſehen, ich ſpreche immer, als wenn ich wüßte, daß niemand um den Preis eifern könnte, als Sie und ich."[2])

---

[1]) Ueber Abbt ſ. auch Robert Prutz, Thomas Abbt, in Prutz Liter. Taſchenbuch, IV.

[2]) Schr. V, 261 f.

Dieſe Zeilen machten auf Abbt einen ſo tiefen Eindruck, daß er in ſeiner Antwort nur ſein Bedauern ausdrücken konnte, nicht dieſelben Worte an Mendelsſohn gerichtet zu haben; „Sie haben alles geſagt, was jetzt in dieſem Briefe ſtehen ſollte, ſodaß ich mich ſchäme, den Ihrigen abzuſchreiben.“ Er rieth ihm entſchieden ab, die Arbeit ins Lateiniſche überſetzen zu laſſen, ſie würde auch durch die Ueberſetzung unſtreitig verlieren; er wiſſe, daß die Akademie ebenſo gern deutſche Abhandlungen ſehe.[1])

Verſprochenermaßen theilte Mendelsſohn dem Freunde und Kampfgenoſſen die Abhandlung in Abſchrift mit.[2]) Auch Leſſing wurde ſie zur Beurtheilung nach Breslau geſchickt, und dieſer ſprach ſich ſo günſtig darüber aus, daß der Verfaſſer ihm erwiderte: „Sie urtheilen von meiner Abhandlung wie ein Bruder in Leibniz. Die Akademie wird vermuthlich anderer Meinung ſein. Indeſſen habe ich mein Los immer eingelegt: Junge ſei nicht toll.“[3])

Mendelsſohns in deutſcher Sprache eingereichte Abhandlung „Ueber die Evidenz in metaphyſiſchen Wiſſenſchaften“ wurde von der Akademie in öffentlicher Sitzung gekrönt. Sonnabend, den 4. Juni 1763 verkündete die Berliner Zeitung:

„Donnerſtag hielt die Akademie ihre öffentliche Sitzung. Den Preis erhielt der ſchon zur Genüge durch ſeine Schriften bekannte hieſige Jude Moſes Mendelsſohn.“

Ihm, dem feinen und eleganten Eklektiker, wurde der Preis, funfzig Dukaten, ertheilt, während ſeinem Kampfgenoſſen, deſſen Abhandlung an Schärfe der Beweisführung die ſeinige weit übertraf, nur das Acceſſit zuerkannt wurde. Er trug über keinen geringern den Sieg davon als über den Königsberger Philoſophen Kant.

„Glauben Sie ja nicht, daß ich mir einbilde, geſiegt zu

---

[1]) Schr. V, 265.
[2]) Schr. V, 272, 304.
[3]) Schr. V, 170.

haben, weil die Akademie mir den Preis zuerkannt hat," schreibt er in seiner Bescheidenheit den 20. November 1763 an Abbt, der den Termin zur Einreichung der Arbeit, vielleicht nicht ohne Absicht, versäumt hatte, „ich weiß gar wol, daß im Kriege nicht selten der schlechtere General den Sieg davon trägt. Wir müssen den Streit unter uns ausmachen. Wenn ich Sie nicht überzeuge, so ist dieses Beweises genug, daß meine Gründe die erwünschte Evidenz nicht haben."[1])

In dieser Preisschrift „Ueber die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften", welche zusammen mit der Kantschen gedruckt[2]) und ins Lateinische wie ins Französische übersetzt wurde, sucht Mendelssohn das Leibniz-Wolffische System neu zu begründen und in seinen einzelnen Theilen weiter auszubauen, er nimmt darin ganz den theistischen Standpunkt ein, den er auch später, besonders in den „Morgenstunden", festhält. Die Evidenz, oder vielmehr die Gewißheit und Faßlichkeit in den mathematischen Wissenschaften beruht nach ihm in den Begriffen der Quantität. Derselben Gewißheit wie die mathematischen sind auch die metaphysischen Wahrheiten fähig, nicht aber derselben Faßlichkeit, weil die speculative Philosophie immer auf die Anfangsgründe zurückgehen und für jeden ihrer Schlüsse eine Menge von Voraussetzungen und Erklärungen zu Hülfe nehmen muß. Die Anwendung hiervon wird dann auf die Religionsphilosophie und Ethik oder natürliche Theologie und Sittenlehre, welche er in „reine" und „angewandte" eintheilt, gemacht und des weitern ausgeführt.

Fast zu gleicher Zeit, als Mendelssohn den Preis der Akademie erhielt, wurde ihm auch eine ganz besondere Auszeichnung seitens seiner Glaubensgenossen zutheil.

Den 10. April 1763 faßten die Vertreter der Berliner Gemeinde den ehrenvollen Beschluß, „den würdigen Herrn

---

[1]) Schr. V, 278.

[2]) Berlin 1764; 2. Aufl. 1786; Schr. II, 1—64.

Moſes Mendelsſohn als Anerkennung und Belohnung für ſeine großen Verdienſte, beſonders für die Anfertigung und Ueberſetzung der Predigt und der Geſänge beim Friedensfeſte, für immer von allen Gemeindeabgaben zu befreien", und acht Jahre ſpäter, den 1. April 1772, wurde von den Vertretern der genannten Gemeinde mit Zuſtimmung des Rabbiners feſtgeſetzt, „daß Moſes Mendelsſohn ausnahmsweiſe zu allen Gemeindeämtern, ſelbſt mit Uebergehung aller vorſchriftsmäßigen Abſtufungen und üblichen Beſchränkungen, wählbar und berechtigt ſei, ſie ſofort anzutreten und zu verwalten." Ausdrücklich heißt es in dieſem Beſchluſſe, daß „einem ſo ausgezeichneten Manne gegenüber Statuten keine Anwendung finden und weichen müſſen."[1])

Die Anerkennung, welche Mendelsſohn fand und die Auszeichnung, welche ihm durch die Löſung der Preisaufgabe zutheil wurde, beſtärkten ihn im Vertrauen auf ſeine Kräfte und Fähigkeiten; ſie ermuthigten ihn zur Vollendung eines Werkes, das ſeinen Namen weit über Deutſchlands Gauen trug: dieſes Werk iſt der „Phädon".

---

[1]) 1. Aufl. S. 147. Die Beſchlüſſe aus dem Gemeinde-Protokolle mitgetheilt von Landshuth, a. a. O. 64 f.

Sechſtes Buch.

Phädon.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Entſtehung des Phädon.

Die höchſte Aufgabe, welche die Anhänger der Leibniz-Wolffiſchen Schule zu löſen ſich bemühten, beſtand darin, durch genaue Beobachtung der menſchlichen Natur das für den Menſchen erreichbare und zu ſeiner Glückſeligkeit nothwendige Wiſſen zu gewinnen. Der Menſch an ſich galt ihnen als der vorzüglichſte Gegenſtand der Philoſophie. In jener Zeit des Individualismus ging man immer auf das Ich, auf die Aſſociation von Vorſtellungen und Begriffen zurück und ſuchte zu ergründen, ob dieſes reine Ich immer in ſeiner Weſenheit exiſtiren werde. Daher die Frage nach der Unſterblichkeit ein Hauptproblem der Zeit bildet: die ſchottiſchen Philoſophen, die franzöſiſchen Encyklopädiſten, die Anhänger der Leibniz-Wolffiſchen Philoſophie ſtellen Unterſuchungen über die Exiſtenz der Seele an.

Der allgemeinen Zeitſtrömung willig folgend, machte auch Mendelsſohn die Seele und ihre Exiſtenz zum Gegenſtande ſeines Forſchens. War doch ſeine Philoſophie in ihrem Weſen Pſychologie, und ſein philoſophiſches Intereſſe in vorderſter Reihe den Gegenſtänden zugewandt, welche die Glückſeligkeit des Menſchen

zum Endzweck hatten. Der Mensch mit seinen Kräften und Fähigkeiten, mit seinen Rechten und Obliegenheiten trat mit dem ganzen unermeßlichen Meere von Erkenntnissen in den Vordergrund seines Denkens und es war bei ihm gewissermaßen Grundsatz, die Philosophie müsse bei jedem Schritte, den sie thut, einen Blick auf den Menschen zurückwerfen, denn ihr letztes Ziel, auf das alle ihre Bemühungen hinführen sollten, sei die Glückseligkeit des Menschen.[1]) Sowol bei Leibniz, als bei allen Philosophen der Aufklärung, als deren Repräsentanten wir besonders Mendelssohn in der Folge näher kennen lernen, galt Glückseligkeit als das absolute Ziel alles menschlichen Strebens und aller menschlichen Hoffnungen, deren Erfüllung in dem Glauben an Unsterblichkeit ruht.

Eine Bearbeitung des Platonischen Phädon gehört zu den frühesten Plänen Mendelssohns.

Sowol Lessing als dem Professor Baumgarten theilte er schon im December 1760 sein Vorhaben mit;[2]) nach der Besorgung der neuen Ausgabe seiner philosophischen Schriften wollte er sofort an die Ausarbeitung gehen. Es verstrichen jedoch mehrere Jahre, ehe er an sein Lieblingsthema ernstlich denken konnte. Häusliche Angelegenheiten, die Literaturbriefe, welche seine Mußestunden vollständig ausfüllten und deren Aufhören er vielleicht eben deshalb so sehnlichst wünschte,[3]) so wie die Ausarbeitung der akademischen Preisschrift ließen den Plan lange Zeit nicht zur Ausführung gelangen.

Erst zu Anfange des Jahres 1764 wurde er durch einen äußern Anlaß an die Unsterblichkeitsfrage wieder erinnert.

Der junge Abbt, der sich beständig mit Todesgedanken trug, erbat sich, nachdem er die damals Aufsehen machende Schrift des aufgeklärten Berliner Theologen Spalding „Ueber die Bestimmung des Menschen" gelesen hatte, von Mendelssohn die

[1]) Schr. II, 72; IV, 1, 67.
[2]) Schr. V, 160, 163.
[3]) Schr. V, 159.

Erlaubniß, ihm, dem theuersten Freunde, seine Gedanken und Zweifel über die wichtigsten Dinge, „worauf endlich alles Lernen sich beziehen muß", vortragen, über die Bestimmung des Menschen, über die für ihn so viele Wolken lagen, in seinen Briefen sprechen zu dürfen.[1]) Obgleich es nun Mendelssohns fester Vorsatz war, sich mit niemand außer mit Lessing, in einen Briefwechsel über metaphysische Materien solcher Art einzulassen, so mochte er doch dem zärtlich von ihm geliebten Freunde die Bitte nicht abschlagen. „Ich sehe Ihren Anmerkungen über die Bestimmung des Menschen mit der äußersten Ungeduld entgegen," antwortete er ihm am 9. Februar 1764,[2]) „und damit unsere Freiheit zu denken desto uneingeschränkter sei, so wünsche ich, daß wir in unserem Dispute die Namen zweier griechischen Weltweisen annehmen möchten. Wir dürfen uns aber deswegen an kein System binden und können allenfalls von dem Lehrgebäude der Neuern, so viel als nöthig sein dürfte, als bekannt voraussetzen. Auf solche Weise werden wir unsere kühnsten Zweifel, die wir öfters uns selbst nicht gern offenbaren, auf Rechnung eines Gestorbenen ungescheut vorbringen können. Ich hoffe, daß dieser Briefwechsel für uns beide nicht ohne Nutzen sein soll."

Es entspann sich auch wirklich ein Briefwechsel über diese Materie, aus welchem die kleinen Aufsätze genommen sind, welche in dem neunzehnten Theile der Literaturbriefe[3]) unter dem Titel: „Zweifel und Orakel, die Bestimmung des Menschen betreffend" vorkommen. Mendelssohn hatte das Vergnügen, über einige der wichtigsten Punkte seines Freundes Zustimmung zu erhalten. Abbt, der, wie Herder meint, so recht ein Philosoph des Menschen war, goß mit der Offenherzigkeit eines wahren Freundes die geheimsten Empfindungen seiner Seele, sein ganzes Herz in

---

[1]) Schr. V, 279.
[2]) Schr. V, 282.
[3]) Abgedruckt Schr. V, 288—301, 305—313.
[4]) Schr. II, 67; V, 344.

Mendelssohns Busen aus. „Seine philosophischen Betrachtungen erhielten durch die sanften Empfindungen des guten Herzens einen eigenen Schwung, ein reges Feuer, wodurch sie die Liebe zur Wahrheit in der kältesten Brust würden entzündet haben; und seine Zweifel selbst unterließen niemals neue Aussichten zu entdecken, und die Wahrheit von einer noch unbemerkten Seite zu zeigen." Als der Briefwechsel im besten Zuge war, wurde Abbt durch sein Werk „Vom Verdienste", das er Mendelssohn vor dem Drucke zur Durchsicht oder eigentlich zur Correctur zugeschickt und mit dem dieser „ganz entsetzlich gewirthschaftet" hatte, darin unterbrochen; später ließ ihn Mendelssohn ganz fallen. „Da ich, wie Sie längst wissen," schreibt er Abbt den 16. Februar 1765, „ein Werkchen über die Unsterblichkeit der Seele unter der Feder habe, so bin ich willens, den zweiten Theil desselben mit Betrachtungen über unsere Bestimmung auszufüllen; und will mir also Zeit lassen, gehörig darüber nachzudenken. Fahren Sie fort, liebster Freund! mir Einwürfe zu machen und Zweifel zu erregen."[1]) Durch Abbts Fragen und Zweifel war der Entschluß bei ihm zur Reife gekommen, „eine Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele, die er vor vielen Jahren einmal angefangen, völlig auszuarbeiten". „Meine Gründe lege ich dem Sokrates in den Mund," heißt es in dem Briefe an Abbt vom 22. Juli 1766. „Ich muß einen Heiden haben, um mich auf die Offenbarung nicht einlassen zu dürfen".[2]) Die Schrift, im Umfange von ungefähr zehn Bogen, war bald ausgearbeitet. Schon den 2. August 1766 meldete Nicolai, in dessen Verlag sie erschien, Johann G. Zimmermann in Hannover: „Nach Michaelis kommt meines liebsten Freundes Moses ‚Phädon' bei mir unter die Presse."[3])

Das Erscheinen des Buches, das so hohes Interesse für ihn hatte, erlebte Abbt nicht.

---

[1]) Schr. V, 344.

[2]) Schr. V, 366.

[3]) Bodemann, Joh. G. Zimmermann (Hannover 1878), 298.

„Es hat der Vorsehung gefallen, das aufblühende Genie vor der Zeit der Erde zu entziehen. Kurz und rühmlich war die Laufbahn, die er hienieden vollendet hat. Sein Werk ‚Vom Verdienste' wird den Deutschen ein unvergeßliches Denkmal seiner eigenen Verdienste bleiben; mit seinen Jahren verglichen, verdient dieses Werk die Bewunderung der Nachkommenschaft. Was für Früchte konnte man nicht von einem Baume hoffen, dessen Blüte so vortrefflich war? Er hatte noch andere Werke unter der Feder, die an Vollkommenheit, wie er an Erfahrenheit und Kräften des Geistes zugenommen haben würden. Alle diese schönen Hoffnungen sind dahin! Deutschland verliert an ihm einen trefflichen Schriftsteller, die Menschheit einen liebreichen Weisen, dessen Gefühl so edel, als sein Verstand aufgeheitert war; seine Freunde den zärtlichsten Freund, und ich einen Gefährten auf dem Wege zur Wahrheit, der mich vor Fehltritten warnte."[1])

Herrliche Worte, mit welchen Mendelssohn dem in der Blüte der Jahre hinweggerafften Freunde, der als gräflich Schaumburg-Lippescher Regierungs- und Consistorial-Rath den 3. November 1766 in Bückeburg starb, in der Vorrede zum „Phädon" ein Denkmal setzte.

So wie dort der weise Idiot Griechenlands sich aus Athen an seinen Zauberort schlich, neben einer murmelnden Quelle unter dem Schatten eines Ahorns niedersank, an der Seite seines Lieblings sein Gesicht verhüllte, und Geheimnisse der Schönheit sah, und sprach dithyrambische Worte: so sehe ich unsern Sokrates mit gesenktem Haupte über der Asche seines Freundes sitzen und über die großen Worte: menschliche Bestimmung, Unsterblichkeit der Seele, denken.[2])

---

[1]) Schr. II, 68.

[2]) Herder, Ueber Thomas Abbts Schriften (1768), 6.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Sokrates.

Um bei dem Leſer das Andenken an den Weltweiſen aufzufriſchen, der in den Geſprächen über die Unſterblichkeit die Hauptrolle hat, hielt es Mendelsſohn für zweckmäßig, eine Lebensbeſchreibung und Charakteriſtik des Sokrates ſeinem „Phädon“ in der Einleitung vorauszuſchicken; er hatte ſich ſowol mit den Quellen als auch mit den Schriften, welche gerade in jener Zeit über den Weiſen von Athen erſchienen, wie die „Sokratiſchen Denkwürdigkeiten“, Wielands „Geſpräche Sokrates und ſeiner Freunde“, Diderots „Trauerſpiel über den Tod des Sokrates“, eingehend beſchäftigt.[1])

Dieſe Charakteriſtik liegt ganz in den Feſſeln Wolffiſcher Denkart; alle jene äſthetiſchen und dunkeln Eigenthümlichkeiten, welche die hiſtoriſche Individualität des griechiſchen Philoſophen ausprägen, ſind in dem deutſchen Nachbilde ausgelöſcht. Als die Grundlage, worauf des Sokrates ſittliche Größe beruhte, bezeichnet Mendelsſohn „das unverletzliche Pflichtgefühl gegen den Schöpfer und Erhalter der Dinge, den er durch das unverfälſchte Licht der Vernunft auf eine lebendige Art erkannte“. Darum empfiehlt auch dieſer Sokrates allen ſeinen Freunden, ſich in die eleuſiniſchen Geheimniſſe einweihen zu laſſen, denn, meint Mendelsſohn, „man hat ſehr guten Grund zu glauben, daß die Geheimniſſe von Eleuſis nichts anderes waren, als die Lehren der natürlichen Religion.“ Warum aber trug Sokrates ſelbſt Bedenken, in die Myſterien eingeweiht zu werden? Um dieſe Geheimniſſe ungeſtraft ausbreiten zu dürfen, die ihm die Prieſter durch die Einweihung zu entziehen ſuchten.

Des Sokrates Liebe zum Alcibiades, dieſen philoſophiſchen

---

[1]) M. ſ. die Recenſionen Mendelsſohns in den Literaturbriefen (113—119), Schr. IV, 2, 99—183.

Eros, der im platoniſchen „Gaſtmahl“ ſo hinreißend und wunderbar geſchildert wird, nennt Mendelsſohn eine „unnatürliche Galanterie“, die er damit entſchuldigt, daß ſie „damals die Modeſprache geweſen, wie etwa der ernſthafteſte Mann in unſeren Zeiten ſich nicht entbrechen würde, wenn er an ein Frauenzimmer ſchreibt, wie verliebt zu thun.“ „Nichts anderes,“ ſetzt er unbefangen hinzu, „beweiſen die Ausdrücke Platos, ſo fremd ſie auch in unſeren Ohren klingen.“[1])

Am fremdeſten aber klang ihm, was Sokrates ſeinen Genius oder ſeinen Dämon nannte. Weil man bei Plato ſowol als bei Xenophon „verſchiedene Vorfälle findet, wo dieſer Geiſt dem Sokrates Dinge vorher geſagt haben ſoll, die ſich aus keiner natürlichen Kraft erklären laſſen, ſo muß Sokrates, der außerdem zu Entzückungen aufgelegt war, ſelbſt Schwachheit oder ſchwärmende Einbildungskraft genug gehabt haben, dieſes lebhafte moraliſche Gefühl, das er nicht zu erklären wußte, in einen „vertraulichen Geiſt“ umzuſchaffen, und ihm hernach auch diejenigen Ahnungen zuzuſchreiben, die aus ganz anderen Quellen entſpringen.“ „Muß denn,“ fragt Mendelsſohn, „ein vortrefflicher Mann nothwendig von allen Schwachheiten und Thorheiten frei ſein? In unſeren Tagen iſt es kein Verdienſt mehr, Geiſtereingebungen zu verſpotten! Vielleicht hat zu den Zeiten des Sokrates eine Anſtrengung des Genies dazu gehört, die er nützlicher angewendet hat. Er war ohnedem gewohnt, jeden Aberglauben zu dulden, der nicht unmittelbar zur Unſittlichkeit führen ſollte.“[2])

Mendelsſohn ſieht nur den moraliſchen Sokrates; die äſthetiſchen und dämoniſchen Züge des geſchichtlichen Charakters ſind ihm gänzlich verſchloſſen. Jenen hohen und äſthetiſchen Enthuſiasmus, welcher den Sokrates zu dem ſchönſten genialſten Jüngling Athens unwiderſtehlich hinzog, verſtand er ebenſo wenig, als

[1]) Schr. II, 83. Vgl. Kuno Fiſcher, Leibniz und ſeine Schule (Mannheim 1855), 546 ff.

[2]) Schr. II, 84.

das was Gellius von dem griechiſchen Weiſen erzählt, daß er zuweilen vierundzwanzig Stunden auf eben der Stelle mit unverwandten Blicken in Gedanken vertieft geſtanden hätte, als wenn der Geiſt von ſeinem Körper abweſend wäre. Mendelsſohn erklärt dieſe „Entzückungen", wie er ſie nennt, für eine entfernte Anlage zur Schwärmerei, für eine unſchädliche Schwärmerei, die weder Hochmuth, noch Menſchenhaß zum Grunde hatte, und die dem Weiſen, in der Verfaſſung, in welcher er ſich befand, auch ſehr nützlich geweſen ſein mochte.

Unbegreiflich war ihm auch, daß die äußere Erſcheinung eines Sokrates, die Art und Weiſe ſeines Auftretens äſthetiſche Mängel und Widerſprüche mit ſich führen konnte, die einem Luſtſpieldichter das künſtleriſche Recht gaben, den Philoſophen zu komödiren. „Man kann ſich kaum etwas Ungezogeneres denken!" Ariſtophanes gilt ihm als ein „feiler Komödienſchreiber", „den eine geſchloſſene Partei, der kein Mittel zu ſchaden zu niederträchtig war", gemiethet hat, um ihren Gegner verhaßt und lächerlich zu machen, und in den „Wolken", dieſer unübertrefflichen Komödie, ſieht er nur eine „poſſenhafte Fratze", „die ſich zur Ehre des verfolgten Philoſophen bis auf unſere Zeit erhalten hat".[1])

Zur völligen Würdigung des Sokrates fehlte Mendelsſohn wie Nicolai und anderen Philoſophen der Aufklärung die Berückſichtigung der ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe, kurz der geſchichtliche Sinn, welcher bei ihm noch mit dem Mangel an geſchichtlichem Wiſſen zuſammenhängt. „Was weiß ich von Geſchichte?" klagt er noch 1765 ſeinem Freunde Abbt. „Was nur den Namen von Geſchichte hat: Naturgeſchichte, Erdgeſchichte, Staatsgeſchichte, gelehrte Geſchichte, hat mir niemals in den Kopf kommen wollen; und ich gähne allezeit, wenn ich etwas Hiſtoriſches leſen muß, es müßte mich denn die Schreibart aufmuntern. Ich glaube, die Geſchichte iſt eines der Studien,

[1]) Schr. II, 75, 81.

welche nicht ohne Unterricht erlernt werden können.“[1]) Er hatte lange Zeit gar keine Idee von ihrem Nutzen und konnte nicht begreifen, daß ein Mann von Leſſings feuriger Einbildungskraft und ſchneidendem Scharfſinne ſich ſo viel mit Sammlung und Beurtheilung der Varianten alter Schriftſteller, mit Unterſuchung der Alterthümer, mit Collectaneen über Gelehrte und ihre Schriften und mit alten verlegenen Büchern beſchäftigen konnte.[2]) Unterhielt ſich Leſſing mit Nicolai oder mit anderen zuweilen in ſeiner Gegenwart über hiſtoriſche Gegenſtände, ſo lachte er gewöhnlich und meinte, das Ganze ſei unnützer Kram. Unüberwindliche Schwierigkeiten ſtellten ſich ihm in den Weg, als er ſich in reiferen Jahren auch etwas von dieſem „unnützen Kram“ zu eigen machen wollte. „Sagen Sie mir doch, liebſter Freund!“ heißt es am Schluſſe ſeines letzten Briefes an Abbt, „wie fange ich es an, wenn ich mir von der Geſchichte der alten und neuern Zeit nur einigen Begriff machen will? Ich habe bisher die Geſchichte mehr für die Wiſſenſchaft des Bürgers als des Menſchen gehalten, und geglaubt, ein Menſch, der kein Vaterland hat, könnte ſich von der Geſchichte keinen Nutzen verſprechen. Ich merke aber, daß die Geſchichte der bürgerlichen Verfaſſung mit der Geſchichte der Menſchheit ineinander fließt und daß es unanſtändig iſt, in jener ganz unwiſſend zu ſein. Aber wo fange ich an? Gehe ich zur Quelle oder begnüge ich mich an den allgemeinen Welthiſtorien, die ſeit einiger Zeit ſo ſehr im Schwange ſind? Und zu welcher rathen Sie mir? Vergeſſen Sie nicht, mir auf dieſen Punkt zu antworten.“[3])

Der von Mendelsſohn ſelbſt angegebene Grund mag die Urſache geweſen ſein, daß er das Studium der Geſchichte ſo ganz vernachläſſigte. Er ging mit innerem Widerſtreben an eine Arbeit, von der er ſich keinen Nutzen verſprach, weil er als

---

[1]) Schr. V 342.
[2]) Göckingk, a. a. O. 19.
[3]) Schr. V, 368.

Jude sich ohne Vaterland und ohne Heimat fühlte. Jedes Blatt der Geschichte erinnerte ihn an die Leiden und Verfolgungen, welche sein Stamm jahrhundertelang erduldet hatte, an seine eigene Heimatlosigkeit.

Man muß es ihm bei dem Mangel an historischem Sinn daher auch zugute halten, daß er den Tod des Sokrates nicht als ein tragisches Schicksal, sondern nur als einen Justizmord auffaßt, den die Priester, Sophisten und Redner auf ihrem Gewissen haben.

Den sterbenden Sokrates, der, wie Mendelssohn selbst im Anhange des „Phädon" erklärt, „nicht der Sokrates der Geschichte ist", läßt der Anhänger der Leibniz-Wolffischen Philosophie die Gründe und Beweise für die Unsterblichkeit der Seele vortragen. Die Einkleidung, Anordnung und Beredsamkeit Platos macht er sich zu Nutze, er behält die formalen Schönheiten des Platonischen Dialogs bei, nimmt sogar ganze Stellen, welche er, ohne der Deutlichkeit zu schaden, hätte übergehen können, der bloßen Schönheit wegen mit auf und sucht die metaphysischen Beweise durch neue und seinen Vorgängern entlehnte Ideen dem Geschmacke seiner Zeit anzupassen. Er setzte Leser voraus, „die keine Metaphysiker sind, aber gesunden Menschenverstand haben und nachdenken wollen"; deshalb berief er sich auch auf kein besonderes System. „Wenn ich hätte Schriftsteller anführen mögen," sagt er in der Vorrede seiner Schrift, „so wären die Namen Plotin, Des Cartes, Leibniz, Wolff, Reimarus, Baumgarten u. a. oft vorgekommen. Allein dem bloßen Liebhaber ist es einerlei, ob er einen Beweisgrund diesem oder jenem zu verdanken hat, und der Gelehrte weiß das Mein und Dein in so wichtigen Materien doch wol zu unterscheiden."[1])

Dergestalt ist der aus drei Gesprächen bestehende Mendelssohnsche „Phädon" nach den eigenen Worten des Verfassers ein

---

[1]) Schr. II, 69.

„Mittelding zwiſchen einer Ueberſetzung und eigenen Ausarbeitung"; es iſt ein deutſches Product des achtzehnten Jahrhunderts in griechiſcher Form.[1])

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Mendelsſohn über den Selbſtmord.

Unter dem Namen des griechiſchen Weltweiſen hören wir im Gefängniſſe Athens einen deutſchen Philoſophen aus dem achtzehnten Jahrhundert einen Vortrag über Tod, Beſtimmung, Unſterblichkeit halten.

Im Anfange des erſten Geſprächs folgt Mendelsſohn genau ſeinem Vorbilde, dem Plato. Die Schüler des zum Giftbecher Verurtheilten unterreden ſich von der letzten Stunde ihres heldenmüthig ſterbenden Lehrers.

Sodann erörtert er die Frage über die Zuläſſigkeit oder Unzuläſſigkeit des Selbſtmordes, eine Frage, welche beſonders in der für Preußen denkwürdigen Zeit des ſiebenjährigen Krieges viele Köpfe beſchäftigte.

Friedrich der Große ſoll ſich nämlich mit dem Gedanken getragen haben, im Falle einer ganz ungünſtigen Wendung des Feldzuges und einer gänzlichen Niederlage, durch einen Gifttrank, welchen er gleich jenem Helden des Alterthums beſtändig bei ſich trug, ſeinem Leben ein Ende zu machen. Daß ſich ein ſolcher Schritt mit der Denkungsart des großen Königs vertrug, iſt genugſam bekannt. Wie er die Unſterblichkeit für ein Zauberſchloß hielt, welches man von ferne ſehe, aber nicht betreten könne, ähnlich Heinrich Heine, der dieſe die Menſchheit beglückende Lehre mit einem Markknochen vergleicht, den der

[1]) Der Mendelsſohnſche Phädon in ſeinem Verhältniß zum Platoniſchen wurde neuerdings behandelt von Friedrich Kampe (Halle 1880).

Fleiſcher mit in den Korb unentgeltlich ſchiebt,[1]) ſo vertheidigte er auch conſequenterweiſe den Selbſtmord; es müſſe, meinte er, dem Menſchen frei ſtehen, aus einem Zimmer zu fliehen, in welchem man vom Rauche erſtickt würde. Den Unglauben des Königs theilten noch viele mit ihm, und ebendies führte die verſchiedenſten Denker ſeiner Zeit auf eine genaue Prüfung dieſer Frage. Auch Mendelsſohn hat ſich ihrer Löſung nicht entzogen. In den „Briefen über die Empfindungen", in einem Schreiben vom 1. Mai 1756, das an Reſewitz gerichtet iſt,[2]) und dann im „Phädon" hat er über dieſe „knotige Materie" ſeine Anſichten dargelegt.

Der Trieb zum Guten, meint er, kann mit dem Selbſterhaltungstrieb für Augenblicke in Streit gerathen, wenn wir keinen Blick in unſer zukünftiges Daſein ohne Entſetzen thun können und uns jeder Moment mit Ueberdruß und innerlichem Aufruhre drohet. Der Trieb zum Guten behauptet ſodann allein ſein Recht, drängt auf die Abkürzung des Lebens und auf die Flucht aus der überläſtigen Welt. Der Tod als das Zero erſcheint uns wünſchenswerth, wenn in der Vermiſchung von Gut und Uebel nach gegenſeitiger Berechnung eine negative Größe übrigbleibt, wenn die Stimme der Freundſchaft, des Vaterlandes, der menſchlichen Geſellſchaft kein Gewicht mehr für uns hat, wenn die Warnung vor Eingriffen in die göttlichen Rechte durch Berufung auf die uns von Gott verliehene Freiheit beſeitigt wird.[3])

Geſetzt die Gründe der Religion gegen den Selbſtmord wären ohne alle Kraft der Ueberzeugung, und wir hielten uns verſichert, der Tod ſei Vernichtung des Daſeins, auch dann müſſen wir zugeſtehen, daß der geringſte Grad der Wirklichkeit unſere Vollkommenheit unendlich mehr befördert als Vernichtung.

[1]) Heine, Romanzero, 306.
[2]) Schr. IV, 1, 12—24.
[3]) Schr. I, 142 ff.

Denjenigen aber, welche den Tod nicht für Vernichtung des Daseins, sondern für einen Uebergang in eine andere Art von Fortdauer halten und die Verbindung zwischen dem künftigen Zustande und dem jetzigen somit gelten lassen, zeigen sich noch weniger Gründe für die Zulässigkeit des Selbstmordes. Die abwechselnden Zustände, die jenes Leben mit diesem verbinden, müssen ineinander gegründet sein; wer also diese Welt anders verläßt, muß auch jene anders betreten, wer das Ende der ihm in dieser Welt beschiedenen Dauer nicht abwartet, stürzt sich in einen ganz andern Zustand, als der ist, in welchen er nach dem Laufe der Natur versetzt worden wäre. Nur was mit den Kräften, die Gott in die Natur gelegt hat, übereinstimmt, das muß uns statt eines Orakels dienen, bis ein ausdrücklicher Befehl oder der Ausgang der Sache uns eines Bessern belehrt. So lange also die Kräfte der Natur zur Erhaltung des Lebens übereinstimmen, so lange ist es ein Verbrechen, sich den Absichten Gottes zu widersetzen; so lange ist es eine sträfliche Empörung, die große, entzückende, wundervolle Harmonie zwischen den Handlungen des Endlichen und den Absichten des Unendlichen zu zerstören, bis Gott uns den ausdrücklichen Befehl zuschickt, das Leben zu verlassen.[1]) In dieser Beweisführung hat der deutsche mit dem griechischen Philosophen das gemein, daß er die sittliche Nothwendigkeit der Fügung in den göttlichen Willen betont.

Ein Umstand eigenthümlicher Art veranlaßte Mendelssohn noch später zu einem interessanten Gespräche über dieses Thema.

In Berlin lebte nämlich als Inspector des Joachimsthalschen Gymnasiums ein Mann namens Johann Peter Drieß. Gleich Edelmann, „ein hölzerner Mensch, der ebenso viel Blei in seinem Gehirn als Eisen an seinen Stiefeln trug“[2]) und, wie Mendelssohn, der in der Jugend mit ihm zusammenzukommen

---

[1]) Schr. I, 164 ff.; II, 106 ff.

[2]) Schr. V, 11.

pflegte, den 29. Juli 1779 an Hemings ſchrieb, als „ein unſchuldiges Opfer der altdeutſchen Aufrichtigkeit fiel“,[1]) gleich dem unglücklichen Rector Damm, huldigte auch er atheiſtiſchen Grundſätzen, welche durch den damaligen Miniſter von Zedlitz ſeine Entlaſſung herbeiführten. Seine unbegrenzte Eitelkeit und die Begierde, in einer höhern Sphäre zu glänzen, ſtürzten ihn vollends ins Verderben. Er gerieth in die äußerſte Dürftigkeit und es blieb ihm zuletzt nichts weiter übrig, als ein Bett und ein Hemd. Mit dem Erdenleben war er überworfen und ſein Entſchluß war gefaßt, durch einen Selbſtmord aus der Welt zu ſcheiden. Die Stiche, welche er ſich beibrachte, waren nicht tödtlich, und nun wählte er den Hungertod. Mehrere Tage dauerte dieſer ſchreckliche Verſuch, als ſein Unternehmen ruchbar wurde. Mendelsſohn erfuhr es, ſuchte ihn auf und fand außer einem Glaſe Waſſer auch nicht das mindeſte vor, ihn ſelbſt aber in einem ſo geſchwächten Zuſtande, daß er kaum die Hoffnung hegen konnte, eine Antwort von ihm zu erhalten. Er gab ſich für einen polniſchen Arzt aus, der zur Ausübung ſeiner Kunſt nach Berlin gekommen ſei; allein der Kranke wollte weder von einem Arzte noch von irgend einer Hülfe etwas wiſſen. Endlich errieth Drieß, wer der fremde Arzt ſei, und fragte ihn: Sind Sie nicht Mendelsſohn? Dieſer bejahte es, indem er ihm die Hand reichte. Der Kranke wollte über philoſophiſche Gegenſtände disputiren, fand ſich aber zu ſchwach. Dieſe Gelegenheit benutzte Mendelsſohn, indem er ihm zuredete, ſich erſt durch den Genuß von etwas Speiſe ſo weit zu erholen, daß er anhaltend reden könnte. Er ſprach ihm Troſt zu: „Warum fürchten Sie Armuth und Elend? Warum erröthen Sie, Wohlthaten anzunehmen? Es hat Arme gegeben, deren Zuſtand ich beneide. Der Stoiker Epiktet war der Sklave eines Barbaren; Sokrates war ſo arm, daß er nur einen Mantel für ſich und ſeine Frau hatte. Cimon, Ariſtides, Epaminondas verbanden Armuth mit

[1]) 1. Aufl. S. 143.

den größten Tugenden. Anaxagoras hatte in seinem Alter keine andere Zuflucht, als den Tod zu erwarten, und, wie Sie, legte er sich hin, zu sterben; in diesem Zustande fand ihn Perikles, sein Schüler, der im Taumel der Staatsgeschäfte seines Lehrers vergessen hatte. Perikles machte ihm sanfte Vorwürfe. Freund, sagte ihm Anaxagoras, es ist nicht hinreichend, eine Lampe zu haben, man muß auch Oel hineingießen. Der Beherrscher Athens verstand ihn, führte ihn mit sich nach Hause und sorgte für seinen Unterhalt. Kommen Sie mit mir, lieber Drieß, ich will Ihnen noch nicht rathen zu leben; lassen Sie uns eine Zeit lang miteinander wohnen und über Ihren Vorsatz uns unterhalten; wenn Sie nach Verlauf von einem Jahre noch bei Ihrem Vorsatze verharren, so führen Sie ihn aus."

Mendelssohns sanfte Beredsamkeit drang in das Innerste der Seele seines Hörers; er nahm Abschied von ihm mit dem Versprechen, ihn recht bald wieder zu besuchen.

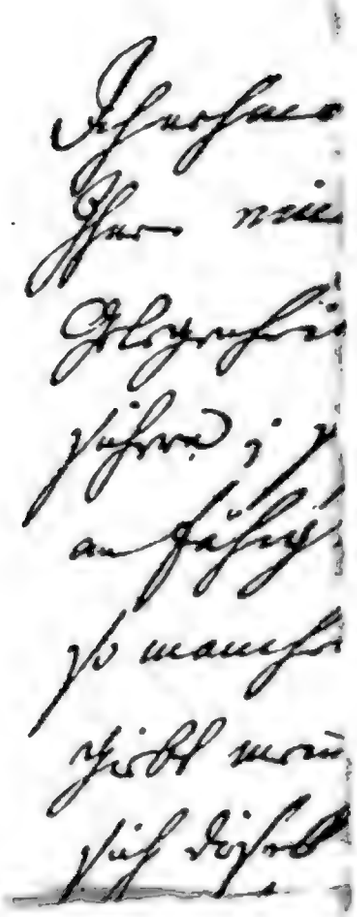
Eines Tages kam unvermuthet ein vornehm gekleideter Herr zu Mendelssohn, um ihm anzuzeigen, daß er beim Prinzen Heinrich als Vorleser angestellt sei. Es war Drieß. „Ich bin der Elende," redete er ihn an, „den Sie einmal Ihres Besuches gewürdigt haben. Nennen Sie es Eitelkeit, wie Sie wollen; genug ich fühlte, daß ich für eine größere Sphäre bestimmt war. Nun bin ich glücklich!"

Wie bald aber erwachte der neue Glückliche aus seinem Traum! Er glaubte seinen Stolz beleidigt, bildete sich ein, man habe Komödie mit ihm gespielt, verfiel in Raserei und wurde ins Irrenhaus gebracht, wo er mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte und so seinem Leben ein Ende machte.[1])

Nachdem Mendelssohn das Unsittliche des Selbstmordes dargelegt, schreitet er, seinem griechischen Vorbilde folgend, zu dem Beweise für die Unsterblichkeit.

---

[1]) Hennings, Sittliche Gemälde; Allg. Archiv des Judenthums (Jedidja, n. F.), 2. B., 53 ff.; Lessings Schr. XIII, 503.



An

Herrn Bibliothekar Dörf.

dorf. z.

Dresden

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Beweis für die Unsterblichkeit.

Hätte ich nicht gerechte Hoffnung, spricht der dem Tode entgegenlächelnde Sokrates zu seinen ihn umstehenden, in Traurigkeit versunkenen Schülern, da wohin ich komme, auch ferner noch unter der Fürsorge des allgütigen Gottes zu stehen und mit den reinen Geistern meiner mir vorangegangenen Freunde wieder vereint zu werden, so wäre es freilich Thorheit, das Leben so wenig zu achten und dem Tode so willig in die Arme zu rennen.

Was ist denn der Tod? Gründlicher als Plato, nach dem der Tod eine Trennung der Seele von dem Leibe ist, definirt ihn Mendelssohn als eine natürliche Veränderung des menschlichen Zustandes. Zu einer jeden natürlichen Veränderung, argumentirt Mendelssohn weiter, ganz im Sinne der Monadologie, wird dreierlei erfordert: der vorhergehende Zustand des Dinges, das verändert werden, das aufhören, ein anderer, der an seine Stelle treten soll, und die zwischen beiden liegenden Zustände, welche der Natur von dem einen auf den andern gleichsam den Weg bahnen, die Uebergänge, damit die Veränderung nicht plötzlich, sondern allmählich geschehe.

Bei der stets wirksamen Thätigkeit der Naturkräfte kann aber nichts Veränderliches auch nur einen Augenblick unverändert bleiben. Wie die Zeit immer forteilt, ohne zu ruhen das Künftige zu dem Vergangenen sendet, so verwandelt sich alles Veränderliche. In dem Naturprocesse giebt es weder Stillstand noch Sprünge; er bildet eine beständige und ununterbrochene, also stetige oder continuirliche Veränderung; in einer stetigen ununterbrochenen Reihe folgen die Augenblicke der Zeit. Es giebt daher ebenso wenig zwei Zustände, zwischen denen nicht noch ein dritter anzutreffen wäre, wie es zwei Augenblicke giebt, die sich einander die nächsten wären.[1])

---

[1]) Schr. II, 121 ff.

Leben und Tod sind Glieder einer steten Reihe von Veränderungen, welche durch stufenweise Uebergänge auf's genaueste mit einander verbunden sind, allmähliche Auswickelungen und Einwickelungen ein und desselben Dinges, das sich in unzähligen Gestalten einhüllet und entkleidet. „Sagen wir, die Seele stirbt, so müssen wir eins von beiden setzen: entweder alle ihre Kräfte und Vermögen, Wirkungen und Leiden hören plötzlich auf, sie verschwindet gleichsam in einem Nu; oder sie leidet wie der Leib allmähliche Verwandlungen, unzählige Umkleidungen, die in einer stetigen Reihe fortgehen, und in dieser Reihe giebt es eine Epoche, wo sie keine menschliche Seele, sondern etwas anderes geworden ist.“ [1])

Die Seele kann also nur plötzlich oder allmählich sterben. Plötzlich kann sie nicht untergehen, denn die Natur kann keine Vernichtung hervorbringen; zwischen Sein und Nichtsein ist eine entsetzliche Kluft, die von der allmählich wirkenden Natur der Dinge nicht übersprungen werden kann. Aber sollte sie nicht von einer übernatürlichen Macht, von der Gottheit selbst, vernichtet werden? Eine unmittelbare Hand des Wunderthäters haben wir nicht zu fürchten, denn der gütige Schöpfer und Erhalter der Dinge kennt keine Vernichtung, die der Natur widerspricht. Aber auch allmählich kann das Dasein der Seele nicht aufhören, da dieses wieder eine ewige Vernichtung voraussetzen würde. Untergehen kann also die Seele in Ewigkeit nicht, denn der letzte Schritt, man mag ihn noch so weit hinausschieben, wäre immer noch vom Dasein zum Nichts, ein Sprung, der weder in dem Wesen eines einzelnen Dinges, noch in dem ganzen Zusammenhange gegründet sein kann. Sie wird also ewig fortdauern, ewig vorhanden sein, wirken, leiden und Begriffe haben, denn Empfinden, Denken und Wollen sind die einzigen Wirkungen und Leiden, die dem denkenden Wesen zukommen können; sie wird ewig fortleben und nach ihrer wahren

---

[1]) Schr. II, 130.

Glückſeligkeit, nach Weisheit, Tugend, Schönheit, Harmonie und Vollkommenheit ſtreben, um ſo allmählich dem Urquell ſich zu nähern.[1])

Dieſer Beweis für die Unſterblichkeit der Seele iſt klar und überzeugend, weit überzeugender als die Argumente Platos, vom welchen das eine, die Hypotheſe einer Seelenwanderung, von Mendelsſohn ebenſo verworfen wird, wie die Annahme des Leibniziſchen Auferſtehungsglaubens. „Was für Grund haben wir, die Erfahrung, daß wir hier in dieſem Leben niemals ohne ſinnliche Eindrücke denken können, über die Grenzen dieſes Lebens auszudehnen und der Natur ſchlechterdings abzuſprechen, die Seele ohne dieſen gegliederten Leib denken zu laſſen?“[2])

Trotz dieſes Beweiſes fühlte Mendelsſohn ſelbſt, daß demſelben zur völligen Deutlichkeit noch verſchiedenes fehle.

In der That wirft er im zweiten Geſpräche, in dem er ſeinen griechiſchen Führer verläßt, das Bedenken auf, ob denn unſer Vermögen zu empfinden und zu denken ein beſonderes ſelbſtſtändiges Weſen und daſſelbe nicht vielmehr die Eigenſchaft eines künſtlich gebildeten Körpers ſei. Das leitet ihn auf den Beweis für die Harmonie und Immaterialität der Seele, welchen er in einer unübertroffenen Vollkommenheit liefert. Wie ſehr auch Ordnung und Entwickelung der einzelnen Beſtandtheile eines Dinges durch ihren Zuſammenhang verändert werden mögen, ſo muß doch immer eine Kraft im Ganzen beſtehen, die nicht in der Wirkſamkeit der einzelnen Theile ihren Grund hat. Nun iſt aber zu der Auffaſſung des zuſammengeſetzten Ganzen eine Vergleichung erforderlich. Dieſe Vergleichung und Gegeneinanderhaltung iſt aber nichts anderes als eine Wirkung des Denkvermögens und wird außer bei dem denkenden Weſen nirgends in der Natur anzutreffen ſein. Da alſo ein jedes Ganze, fährt Mendelsſohn fort, das aus Theilen beſteht, ein

---

[1]) Schr. II, 134.
[2]) Schr. II, 134.

Zusammennehmen und Vergleichen der Theile zum Voraus setzt, diese Thätigkeit aber die Verrichtung eines Vorstellungsvermögens sein muß, so kann der Ursprung dieses Vermögens selbst nicht in ein Ganzes gesetzt werden, das aus solchen verschiedenen Theilen besteht. Es muß also in unserm Körper, so schließt die Beweisführung, wenigstens eine Substanz vorhanden sein, die nicht ausgedehnt, nicht zusammengesetzt, sondern einfach ist, Vorstellungskraft hat, und alle unsere Begriffe, Begierden und Neigungen in sich vereinigt; eine Mehrheit solcher immaterieller Substanzen für einen und denselben Leib vorauszusetzen, würde zu den größten Widersprüchen und Ungereimtheiten führen.[1])

Dieser Beweis für die Unkörperlichkeit und Einfachheit der Seele aus der Einheit der Vorstellung hat Mendelssohn bereits im Jahre 1760 in der, den Materialismus d'Alemberts bekämpfenden Abhandlung „Von der Unkörperlichkeit der menschlichen Seele", welche erst nach seinem Tode im Druck erschien,[2]) kurz entworfen. Hat er nun auch die Grundidee, wie er im Anfange des „Phädon" selbst angiebt, dem Neuplatoniker Plotin entlehnt, so ist doch die in ihrer Art scharfsinnige Ausführung, die Sonderung der Neben- und Hauptgründe, die künstlerische Vertheilung von Licht und Schatten, sein Verdienst.

Nachdem Mendelssohn nun bewiesen, daß die Seele ein einfaches, für sich bestehendes, untheilbares, unkörperliches, unvergängliches Wesen sei, berührt er im dritten Gespräche die Frage, ob dieses Wesen in einem wachenden, des Gegenwärtigen und Vergangenen wohl bewußten Zustande, in Ewigkeit fortdauern, oder ob es mit dem Hintritte des Körpers in einen dem Schlafe ähnlichen Zustand versinken würde, um niemals zu erwachen. Aus der Voraussetzung, daß alle ähnlichen Wesen auch ähnliche Bestimmungen haben, daß in dem großen Plane

[1]) Schr. II, 150 ff, 159, 202.

[2]) Die Abhandlung erschien zuerst in Mendelssohns Kl. philos. Schriften, herausgegeben von Müchler (Berlin 1789), S. 171—230; abgedruckt Schr. II, 207—232.

der Schöpfung alles nach den Regeln der allervollkommensten Harmonie angeordnet ist, wird die Folge gezogen: Geister, denkende und wollende Wesen, durch ursprünglichen unvertilglichen Trieb auf unbegrenzte Vervollkommnung, ins Unendliche fortschreitende Annäherung an das Vollkommene der Gottheit gerichtet, können unmöglich nach dem Plane des allgütigen Schöpfers in den Abgrund zurückgestoßen, oder auf halbem Wege zurückgehalten werden. Das geistige Wesen fährt in Ewigkeit fort, die Absichten Gottes in der Stufenfolge zu erfüllen, die ihr in dem allgemeinen Plane angewiesen worden. Sonst wäre jeder Trieb nach Vervollkommnung und Veredlung, den wir überall in der Natur wahrnehmen, ein Spiel der Phantasie; unser Schicksal wäre ein grausames und Gott selbst lieblos und ungerecht. „Wenn kein zukünftiges Leben zu hoffen ist, so ist die Vorsehung gegen den Verfolger zu rechtfertigen als gegen den Verfolgten." Wie in dem Bereiche der physischen Welt Stürme, Ueberschwemmungen, Erdbeben u. s. w. zur Harmonie des Weltalls beitragen, so dienen in der sittlichen Welt, auf dem Gebiete des gesellschaftlichen Lebens Leiden und Mängel zu Mitteln fortschreitender Verbesserung, zu Uebungen für die Erlangung der Glückseligkeit. Vernünftige nach Vollkommenheit strebende Wesen sind nicht zu einer zeitlichen Dauer geschaffen.[1])

Will man noch weiter dringen und wissen, wo die abgeschiedenen Geister sich aufhalten, womit sie sich beschäftigen, auf welche Art die Tugendhaften belohnt und die Lasterhaften zur bessern Erkenntniß gebracht werden, so darf man im „Phädon" nach einer Antwort nicht suchen. Hier endigt sein Beruf; die Vernunft tritt bescheiden mit dem Finger auf dem Munde zurück; die Offenbarung selbst kann uns hierüber keine Auskunft geben.

---

[1]) Schr. II, 171 ff, 185 f; III, 263.

Anfangs April 1767 verließ der „Phädon" die Presse. Bald nach dem Erscheinen ließ der Verfasser durch einen Schaumburgischen Justizrath, der ihm einige Wochen früher die nach dem Tode Abbts erschienene Uebersetzung des Sallust im Auftrage des Grafen zu Schaumburg-Lippe geschickt hatte, diesem Beschützer und Verehrer seines ihm unvergeßlichen Freundes, dem der „Phädon" gewidmet werden sollte, ein Exemplar überreichen.[1])

An Zuschriften und Bemerkungen über das Buch fehlte es nicht. Einer der ersten, der sich über dasselbe vernehmen ließ, war Raphael Levi in Hannover, der treueste Schüler Leibnizens. Er stellte Mendelssohn den Antrag, an Stelle Abbts einen Briefwechsel über die Bestimmung des Menschen mit ihm zu unterhalten. Dieser war nicht abgeneigt, auf den Vorschlag einzugehen, nur fürchtete er, sie würden zu bald eins werden, „denn unserer beider Philosophie ist auf einem Leisten geschlagen". Wie sich aus seinem Briefe an Raphael ergiebt, beabsichtigte Mendelssohn, eine Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele auch in hebräischer Sprache zu schreiben. „Uebersetzen läßt sich der „Phädon" nicht; wenigstens würde er im Hebräischen aufhören verständlich zu sein; deswegen möchte ich gern eine andere Einkleidung wählen, in welcher ich die Sachen unseren Glaubensgenossen verständlich machen könnte."[2])

Er machte in der That einen Auszug aus dem „Phädon" und schrieb eine Abhandlung „Ueber das Commerz zwischen Seele und Körper", beides in hebräischer Sprache, für diejenigen, welche des Deutschen unkundig sind. Diese Abhandlungen, welche sich unter Mendelssohns Papieren vorfanden,

---

[1]) Schr. V, 442 ff.

[2]) Schr. V, 449. Wie Auerbach, Moses Mendelssohn und das Judenthum, a. a. O., S. 8 richtig vermuthet, war dieser Brief M.s „an einen Unbekannten" an Raphael Levi gerichtet.

wurden 1787 von David Friedländer veröffentlicht;[1]) die eine derſelben überſetzte ein H. J.,[2]) die andere Sal. Anſchel, „Candidat der Philoſophie auf der Univerſität zu Bonn" ins Deutſche.[3])

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Wirkung.

In einer Zeit, da Freidenker wie Lamettrie, Helvetius, Holbach u. a. mit ihrer materialiſtiſchen Lehre Staat und Religion bedrohten und alles Geiſtige, beſonders die Unſterblichkeit der Seele für Wahn erklärten, erſchien der Mendelsſohnſche „Phädon" als ein wahrer Glaubenshort. Die Wirkung, welche er hatte, war eine außerordentliche; er wurde als ein epochemachendes Werk gefeiert und ſicherte ſeinem Verfaſſer einen Platz unter den deutſchen Claſſikern. Es war des Lobes für den beſcheidenen Mann faſt zu viel! So ſagt er im Anhange zur zweiten Auflage: „Ich habe mich über keinen unbilligen Tadel zu beſchweren, vielleicht eher über unbilliges Lob, davon mich die Selbſtkenntniß verſichert, daß es übertrieben iſt."[4])

Aus allen Gegenden liefen Zuſchriften ein, in welchen das Buch gerühmt und der Verfaſſer um weitere Erläuterungen angegangen wurde. Philipp Hensler, der ſpäter Däniſcher Leibarzt und Profeſſor in Kiel war, wandte ſich an Nicolai mit der

---

[1]) ס' הנפש, Berlin 1787, Brünn 1798; unter dem Titel שלמות וצורת הנפש mit Widerlegungen und Bemerkungen über Prophetie, Vergeltung u. ſ. w., von M. Fürth, Deſſau 1811.

[2]) M. Mendelsſohns kurze Abhandlung über die Unſterblichkeit der Seele, aus dem Ebräiſchen. Berlin 1787; Brünn 1798; Geſ. Schriften Mendelsſohns (Wien 1838) 364—373.

[3]) Dieſe Ueberſetzung wieder abgedruckt in den Geſ. Schriften (Wien 1838) 350—363. Beide Abhandlungen fehlen in den Geſ. Schriften (Leipzig).

[4]) Schr. II, 191.

Bitte, einen neuen Beweis für die Unsterblichkeit von dem Dänischen General, Grafen von S., Mendelssohn zur Beurtheilung vorzulegen.[1]) Der Herr von Platen auf Rügen, ein philosophirender Landedelmann, knüpfte mit ihm über den „Phädon" eine Correspondenz an; „denn in einem so sehr gepriesenen Buche will man gern alles verstehen".[2])

Eines solchen Erfolges hatten sich wenige Schriften ähnlichen Inhalts zu erfreuen gehabt. In den ersten drei Jahren nach dem Erscheinen wurden drei neue Auflagen davon veranstaltet — in Wien hatte man das Buch confiscirt[3]) — und zwanzig Jahre nach dem Erscheinen hatte der „Phädon" durch die verschiedenen Uebersetzungen einen europäischen Charakter und eine europäische Wirksamkeit gewonnen: er wurde nicht allein Eigenthum der deutschen Nation, sondern Franzosen und Engländer, Holländer und Italiener sprachen mit gleicher Bewunderung von diesem Dialog und seinem Verfasser.

Der „Phädon", welcher, außer in verschiedenen Ausgaben der „Gesammelten Schriften", funfzehn mal besonders erschien,[4]) wurde 1769 ins Holländische, durch den französischen Prediger A. Burja in Berlin 1772 und durch den Professor Junker in Paris 1778 ins Französische, durch Carlo Ferdinandi 1773 ins Italienische übersetzt. J. A. Heiberg in Kopenhagen, der Vater des Etatsraths und Dichters, der Napoleon als Secretär nach Deutschland begleitete, übersetzte den „Phädon" 1779 ins Dä-

[1]) Schr. V. 449 ff.

[2]) Schr. V, 460—484.

[3]) Lessings Schr. XII, 233; XIII, 185, 190.

[4]) „Phädon" oder „Ueber die Unsterblichkeit der Seele", in 3 Gesprächen. Berlin 1767; 2. Aufl. ibid. 1768; 3. verb. Aufl. mit einem Anhange vom Verf., ibid. 1769; 4. Aufl. ibid. 1776; 5. Aufl. herausgegeben und eingeleitet von David Friedländer, ibid. 1814; 6. Aufl. ibid. 1821; 7. Aufl. ibid. 1856. Sonst erschienen: Frankfurt 1776, Karlsruhe 1780, Reutlingen 1784, Aachen 1815; Bibliothek der deutschen Nationallitertur des 18. und 19. Jahrhunderts. 28. Band mit Einleitung und Anmerk. von Arnold Bodek, Leipzig 1869; Universalbibliothek, 335. Bändchen.

niſche. Jeſaia Beer-Bing, ein junger jüdiſcher Schriftſteller aus dem Elſaß, veranſtaltete 1787 eine hebräiſche Ueberſetzung, welche N. H. Weſſely mit einer Vorrede verſah; ſie erſchien 1789 in neuer Auflage und wurde 1862 und ſpäter nachgedruckt. 1798 übertrug ihn Cullen ins Engliſche und 1793 ein Patriot ins Ungariſche; dieſer widmete ſeine Arbeit dem Grafen Teleki de Szeki, k. k. Kämmerer und Obergeſpan des Ugotſer Comitats; eine neue ungariſche Ueberſetzung lieferte 1884 Regina Glück, eine Jüdin. Der „Phädon" wurde durch Jakob Tugendhold 1843 ins Polniſche, 1837 und dann 1854 (Tiflis) durch Mysnikow ins Ruſſiſche und 1866 durch Johann Hadjits, der als der größte Legislator Serbiens gilt und unter dem Namen Johann Svetits mehrere ethiſche und äſthetiſche Schriften verfaßt hat, ins Serbiſche überſetzt.[1])

Was ihm aber bei Gelehrten und Ungelehrten eine ſolche

---

[1]) Die Titel der Ueberſetzungen lauten:

Phedon of over de Onsterflykheid der Ziele, in drie t'zamenspraaken, door Moses Mendelzoon, naar den tweeden verbeterden Druk, uit het hoogduitsch vertaald in's Graavenhaage, Pieter van Cleef, 1769.

Von Mendelsſohn ungünſtig beurtheilt in Allg. D. Bibliothek, Bd. 14, St. 1. 1771 (Schr. IV, 2, 559), vgl. V, 508.

Phédon, ou Dialogues socratiques sur l'immortalité de l'ame. Ecrit en Allemand par M. Moïse, Fils de Mendel, et traduit par Mr. A. Burja à Berlin. En comm. chez Haude et Spener, 1772.

Phédon, ou Entretiens sur la spiritualité et l'immortalité de l'ame, par M. Moïse Mendelssohn. Traduit de l'allemand par Mr. Junker. Paris 1778.

Fedone. O dell' immortalità dell' anima. In tre dialoghi di Moise Mendelssohn. Tradotto dal tedesco in italiano, da Carlo Ferdinandi. Coira, pr. Giacomo Otto, 1773.

Dieſe Ueberſetzung ſchien Mendelsſohn „ſehr ſchulmeiſterhaft, etwa das Exercitium eines Sprachmeiſters, der, ſeine Lehrlinge im Ueberſetzen zu üben, eine deutſche Schrift gewählt hat, welche weder er noch ſeine Lehrlinge recht verſtehen". Schr. V, 684.

Pheedon, Mer om Szieleus Udödelighed i tre Samtaler af Moſes Mendelsſohn. Overſat af det Tydske. Kjöbenhavn p. Chriſt. Gottlob Proſts, 1779.

Anerkennung verſchaffte, war nicht nur die Faßlichkeit, mit welcher hier ein die geſammte Menſchheit intereſſirendes Problem ſeiner Löſung näher geführt wurde, nicht die Tiefe und Erhabenheit der entwickelten Ideen, ſondern ganz beſonders die vollendete Form des Stils. Man fand hier eine Eleganz und Klarheit, eine Reinheit und Trefflichkeit des Ausdrucks, eine Leichtigkeit und ſpielende Anmuth in der Behandlungsweiſe, von der man in Deutſchland bis dahin kaum eine Ahnung hatte. Hohe Muſter hatte Mendelsſohn ſich geſtellt, Plato und Shaftesbury;[1]) er hat ſie erreicht. Seine Proſa fließt ſo ſanft, in ſo ſtiller Majeſtät, daß wer das Handwerk nicht verſteht, glauben könnte, der Ausdruck habe ihm gar nichts gekoſtet. Dieſe muſterhafte Darſtellung, verbunden mit der aus dem tiefſten Innern hervorſtrömenden Wärme der Ueberzeugung und dem edlen religiöſen Gefühl, das war es, was dieſem Werke einen ſo unwiderſtehlichen Reiz verlieh und Eingang in die Gemüther verſchaffte. „Sokrates führte die Weltweisheit unter die Menſchen, Moſes iſt der philoſophiſche Schriftſteller unſerer Nation, der ſie mit der Schönheit des Stils vermählt. Ja er iſt's, der ſeine Weltweisheit in ein Licht der Deutlichkeit zu ſtellen weiß, als hätte es die Muſe ſelbſt geſagt!" ruft der junge Herder aus,[2]) dem

---

Eine größere Recenſion dieſer Ueberſetzung erſchien in Kjobenhavnske Rue Efterretninger for A. 1779, Nr. 31 p. 481 ff.

פיידון הוא ספר השארת הנפש . . . . העתיקו משפת אשכנזית ר' יצי בער.
Berlin 1787; 2. Aufl. Brünn 1798; Lyk 1862; Johannisberg, o. J.

Phaedon, or the death of Socrates. London 1789.

Fédon, vagy a lélek halhatatlanságáról. Három beszélgetésben, irta német nyelven Mendelsohn Moses. Magyarra forditatott egy hazafi által. Pesten 1793.

Phödon, vagy a lélek halhatatlanságáról. Irta Mendelssohn M. Forditotta Farkas Glück Regina. Debreczen, Jfj. Csáthy Károly 1881.

Федон о бесмртности душе написао Феликс Менделсон превео Јован Хаџић-Светић. У Новом Саду, Штампарија Игњата Фукса.

[1]) Schr. IV, 2, 116; V, 260.

[2]) Herder, Fragmente über die neuere deutſche Literatur (1767), I, 154.

der „Phädon" dadurch noch theurer wurde, daß seine Braut so selige Stunden bei der Lektüre dieses Buches verbrachte; der „Phädon" ruhte in ihren Händen, als der von Liebe entbrannte Prediger die süß schwärmende Karoline Flachsland zum ersten male erblickte.[1])

Man könnte eine ganze Blumenlese von Aussprüchen zusammenstellen, in welchen diese berühmte Schrift verherrlicht wird. „Ihr Philosoph," schreibt Winckelmann aus Rom, „der Phädon von Moses Mendelssohn, ist eins von den besten Büchern, welche ich gelesen habe; schade, daß es ein Deutscher ist, würde der Potsdamische Held sagen."[2])

Der talentvolle, früh verstorbene Meinhard, der Freund Lessings, las den „Phädon" fast noch in der Todesstunde.[3])

August von Platen kannte keinen höhern Genuß, als sich mit diesem Buche zu beschäftigen. „Mendelssohns Phädon begeistert mich!" heißt es in seinem Tagebuche.[4]) „Mit welcher steigenden Eloquenz wird man da von Beweis zu Beweis getragen!"

Die erste philosophische Schrift, welche der junge Göthe las, ja studirte, war Mendelssohns „Phädon"; er gab sich die Mühe, ihn mit dem platonischen zu vergleichen und diesen Jugendversuch in sein, „Ephemerides" überschriebenes Tagebuch zu verzeichnen.[5])

Das Lieblingsbuch der, durch den Terrorismus ihrer

---

[1]) Herders Lebensbild (Erlangen 1846), III, 50.

[2]) Winckelmanns Werke (Berlin 1824), X, 205. Winckelmann hat an Mendelssohn als an einen von ihm hochgeschätzten Mann einmal geschrieben, aber keine Antwort erhalten (X, 360); der Brief ist wahrscheinlich verloren gegangen.

[3]) Riedel, Denkmal des Herrn Joh. Nicol. Meinhard (Jena 1768), 64.

[4]) Platens Tagebuch (Stuttgart 1860), 165.

[5]) Schöll, Briefe und Aufsätze von Göthe aus den Jahren 1766 bis 1786 (Weimar 1846), 89 ff. Schöll theilt die dürftige Vergleichung vollständig mit.

theuerſten Verwandten beraubten Marquiſe de Beaumont, das ſie immer und immer wieder las und aus dem ſie Troſt und Ueberzeugung ſchöpfte, war der „Phädon" von Mendelsſohn.[1])

Der Mendelsſohnſche „Phädon" hat ſich lange behauptet; er war der Zeit bequemer und zugänglicher als der Platoniſche; es ſchien als wenn ihn kein „Antiphädon", keine „Kritik der reinen Vernunft" ſollte verdrängen können, denn er hat in ſeinem Inhalte einen unſichtbaren Bundesgenoſſen, der für ihn ſtreitet und ſiegt. Der Geſchmack hat ſich mit der Zeit geändert. So wie von Plato bis Mendelsſohn, ſo auch von Mendelsſohn bis heute hat die Wiſſenſchaft neue Geſichtspunkte gewonnen, neue Probleme gefunden, neue Gründe und Gegengründe aufgeſtellt; nicht die Gewißheit oder Ungewißheit der Antwort, ſondern die Beſtimmtheit der Frage hat ſich mannichfach geändert. Aber ſo lange, wie der Platoniſche „Phädon" eine Quelle der Belehrung und Erholung für denjenigen ſein wird, der an großen und hohen Gedanken ſeine Seele bilden und ſein Gemüth veredeln will, ſo lange, meint der Verfaſſer des „Lebens der Seele",[2]) wird auch das Mendelsſohnſche Werk den gleichen Werth und die gleiche Kraft beſitzen.

Durch den „Phädon" war Mendelsſohn eine deutſche Celebrität geworden; als Denker, als ein Schriftſteller, der die geläuterſte Philoſophie auf alles anzuwenden wußte, war ſein Ruhm über ganz Deutſchland und weit über die Grenzen Deutſchlands verbreitet.

Jeder rechnete es ſich zur Ehre, den deutſchen Plato, wie Mendelsſohn vorzugsweiſe genannt wurde, zu ſprechen oder mit ihm in Correſpondenz zu ſtehen. Aus nah und fern wandte man ſich an ihn, bedeutende Perſönlichkeiten traten zu ihm in nähere Beziehung und ſchloſſen ſich ihm an.

---

[1]) Allg. Zeitung des Judenthums, 1883, S. 730.

[2]) M. Lazarus, Literaturbl. zum deutſchen Kunſtblatt, 1857, Nr. 3, wieder abgedruckt: Leſſing-Mendelsſohn-Gedenkbuch 101 ff.

Siebentes Buch.

Zeitgenossen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Mendelssohn und Hamann.

Johann Georg Hamann in Königsberg gehört zu den frühesten Bekannten Mendelssohns.

Sein erstes Zusammentreffen mit diesem ihm an Alter fast gleichen, in Charakter und Geistesrichtung grundverschiedenen Manne fällt schon ins Jahr 1756. Mit einem Juden, „einem umgänglichen und geselligen jungen Menschen, der in Halberstadt zu Hause gehörte, studirt hatte und auf Handel ausging", reiste Hamann von Danzig aus im October 1756 nach Berlin, „wo er außer Sulzer, Ramler, Merian und Prémontval den Juden Moses nebst einem andern seines Glaubens und seiner Fähigkeit oder Nacheiferung, vielleicht Doctor Gumpertz, kennen lernte."[1])

Während des folgenden Jahres hat Hamann gewiß nur selten des Berliner jüdischen Philosophen gedacht. Er, der Zeit seines Lebens nicht aus Nahrungssorgen herauskam, wurde ganz besonders in diesem Jahre von dem Schicksale förmlich gepeitscht; er trieb sich in London herum: „er fraß umsonst, er

[1]) Hamanns Schriften, herausgegeben von Roth, I, 191.

ſoff umſonſt, er buhlte umſonſt, er rann umſonſt, Völlerei und Nachdenken, Lehre und Büberei, Fleiß und üppiger Müſſiggang wurden umſonſt abgewechſelt".[1]) In ſeinem Freunde erkannte er, nachdem die ihm anvertrauten Briefe heimlich von ihm erbrochen und geleſen worden waren, den ſchändlichſten Verbrecher, und nachdem er hundertundfunfzig Pfund Sterling durchgebracht, „grundtief in die Kloake des Londoner Lebens geſchaut hatte", ſchlug er plötzlich zum Bibelleſen und Beten um: er wurde fromm, ein eifriger Pietiſt.

In ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt, warf er ſich auf die Schriftſtellerei. Seine „Sokratiſchen Denkwürdigkeiten" ſind das erſte Produkt, durch welches er gewiſſermaßen die Aufmerkſamkeit ſeiner Zeitgenoſſen rege machte und auch wieder in Beziehung zu Mendelsſohn trat.

Die „Literaturbriefe" hatten ihm die Ehre erwieſen, die „Denkwürdigkeiten" zu beſprechen. Mendelsſohns ſcharfer Blick erkannte in Hamanns Schreibart viele Aehnlichkeit mit der Winckelmannſchen: „denſelben kernigen aber dunklen Stil, denſelben feinen und edlen Spott, dieſelbe vertraute Bekanntſchaft mit dem Geiſte des Alterthums."[2])

Die ſtrenge Kritik, welche Mendelsſohn an Rouſſeaus „Neue Heloiſe" geübt hatte, veranlaßten Hamann, an den „äſthetiſchen Moſes" ein, Abälard Virbius unterzeichnetes öffentliches Sendſchreiben zu richten. Der angegriffene Kritiker blieb die Antwort nicht ſchuldig: unter dem Namen Fulbert Kulmius erwiderte er ihm in ſeinem Tone und gab dadurch den Literaturbriefen „neue Munterkeit".[3]) Die liebenswürdige Art, mit welcher er Hamann begegnete, bewog dieſen, mit ihm in Correſpondenz zu treten. Am 11. Februar 1762 ſchrieb er ihm: „Sie haben recht, mein lieber Mendelsſohn, daß Sie mich für Ihren Freund anſehen und der Ahndung des Herzens mehr als dem Blend-

[1]) Hamanns Schriften, I, 204.
[2]) Schr. IV, 2, 99—105.
[3]) Schr. IV, 2, 312—323.

werke des Witzes trauen," und gab ihm gleichzeitig die Versicherung, daß er ihn „bei der ersten Stunde ihrer zufälligen Bekanntschaft mit einem entscheidenden Geschmacke geliebt habe."[1])

Doch wie erwiderte Mendelssohn dieses Geständniß der Liebe und Freundschaft? Gleich in der Ueberschrift des Antwortschreibens rief er ihm die schönen Worte aus Molières Misanthrope zu:

„Moi, votre ami? Rayez cela de vos papiers!"

„Unser öffentlicher sowol als Privatcharakter zeigt angeborene Gramschaft. Schriftsteller und Kunstrichter, Abälard und Fulbert, Hamann und ein hartnäckiger Mardochai

Ὡς οὔκ ἔστι λέουσι καὶ ἀνδράσιν ὅρκια πιστά.

Die güldenen Tage sind meines Glaubens noch nicht da, von welchen es heißt: Es weilt der Wolf neben dem Lamme und der Panther lagert neben dem Bocke."[2])

In diesem Briefe, in welchem ihm Mendelssohn die Freundschaft von vornherein kündigt und welchen Hamann für die treffendste Antwort halten konnte, fordert der für die Literaturbriefe werbende Mendelssohn ihn zugleich auf, Dienste zu nehmen, d. h. Mitarbeiter zu werden; er ging jedoch auf die Einladung nicht ein. Das einladende Schreiben mag ihn abgeschreckt haben.[3])

Somit hörte die Correspondenz zwischen beiden bald wieder auf. Nichtsdestoweniger nahm Hamann an allem lebhaften Antheil, was den Berliner Freund betraf. Als die Stunde gekommen war, welche er ihm längst angekündigt hatte, und er sich mit seiner Fromet verheirathete, gratulirte er ihm in der herzlichsten Weise. „Ich habe meine vermischten Empfindungen über die Vermählung des Herrn Moses nicht besser auszudrücken gewußt," heißt es in einem seiner Briefe an einen Unbekannten, „als durch eine schwärmerische Parenthese, und

[1]) Schr. V, 427 ff.
[2]) Schr. V, 429.
[3]) Schr. V, 433.

wünſche demſelben im Namen einer herzlichen und redlichen Freundſchaft bei ſeiner gegenwärtigen Verfaſſung ſo viel Zufriedenheit, daß aller Zorn der neun unbarmherzigen Schweſtern, die man Muſen nennt, dadurch vereitelt werden möge.“[1])

Seine grenzenloſe Eitelkeit brachte ihn jedoch wenige Wochen ſpäter gegen den redlichen Freund wieder auf. Hamann, welcher, um mit Gervinus[2]) zu reden, ſich durch die unwürdigſten Kleinigkeiten des Privatlebens zu hundert Flugblättern zerſtreuen und zerſplittern ließ, und durch verwirrte Reminiscenzen aus einer confuſen Beleſenheit zu jenem ſpringenden Stil in ſeinen Fragmentchen verführt wurde, den er ſelbſt ſeinen Heuſchreckenſtil taufte, war ſelbſt gegen ſeine Freunde grob, neckiſch-tyranniſch und, erhielt er nicht die verlangte Ehre und Schmeichelei, aufs höchſte gereizt. Man denke ſich Hamanns Wuth, daß Mendelsſohn es gewagt hatte, wenige Wochen nach Empfang des Gratulationsſchreibens, das „Geſuchte und Gekünſtelte, das Räthſelhafte und Geheimnißvolle ſeiner Schreibart“ zu tadeln, daß der ehrliche Jude ihn für einen Schriftſteller erklärte, der „vermöge ſeiner Eigenſchaften einer der beſten hätte werden können, durch die Begierde aber, ein Original zu ſein, verführt, einer der tadelhafteſten geworden ſei.“[3]) Durch den ihm von Mendelsſohn ertheilten Rath, klarer und deutlicher zu ſchreiben, fühlte er ſich aufs tiefſte verletzt und brach alle Verbindung mit ihm ab.

An ſeinen „äſthetiſchen Moſes“ wurde er erſt durch den „Phädon“ wieder erinnert. Er las ihn und meinte, „daß die Vorrede ſchöner geſchrieben als gedacht ſei“, ja er zweifelte in einem Briefe an Herder, daß der „Phädon“ in der trefflichen Geſtalt verbeſſert werden könne.[4])

---

[1]) Gildemeiſter, Hamanns Leben und Schriften (Gotha 1857), I, 372.

[2]) Gervinus, Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Deutſchen, IV, 437.

[3]) Schr. IV, 2, 403 ff.

[4]) Herders Lebensbild, I, 2, 243, 257.

Ob der launenhafte Hamann durch den „Phädon“ auch veranlaßt wurde, ſich des edlen Weiſen, welcher ihm bei ſeiner zweiten Anweſenheit in Berlin ſo bereitwillig das Geld zur Fortſetzung der Reiſe vorgeſchoſſen hatte,[1]) wieder anzunehmen? Nicht gering mag Mendelsſohns Ueberraſchung geweſen ſein, als er plötzlich im September 1770[2]) einen Brief von ihm erhielt, der dazu noch in dem Tone der achtungsvollſten Vertrautheit geſchrieben war: „Vergeben Sie es einem alten guten Freunde, der ſich ehemals um Ihre Buhlſchaft bekümmerte, daß er ſich nach ſieben oder zehn Jahren ein wenig Ihrer Vaterſchaft annehmen darf. Wenn Sie Ihre Kinder lieb haben und für ſelbige noch die Plage der Blattern fürchten müſſen, ſo tragen Sie keinen Augenblick Bedenken, ſie dem geſchickten und würdigen Manne, dem engliſchen Arzte anzuvertrauen, den ich hierdurch zugleich Ihrer ſympathetiſchen, philoſophiſchen und äſthetiſchen Denkungsart auf das nachdrücklichſte empfehle. Geſetzt, daß Sie auch eben nicht neugierig wären, liebſter Freund, ſich um meine gegenwärtige Verfaſſung zu erkundigen, ſo werden Sie es theils meinem Mangel an Welt, theils meiner Hypochondrie zu gute halten, mich hierüber zu erklären.“ Er giebt ihm kleinliche Details über ſeine Beſchäftigung, ſeine Häuslichkeit u. dgl. und ſchließt mit den Worten: „Ich beſorge nicht, liebſter Freund, daß Ihnen dieſer vertrauliche Ton ekel und beſchwerlich ſein werde. Vergelten Sie mir bei einer müſſigen Stunde mit gleicher Münze und laſſen Sie mich auch etwas von Ihrer jetzigen Lage wiſſen.“

Mendelsſohn antwortete nicht. Gerüchte über das Privatleben Hamanns, über das Verhältniß, in welchem er zu ſeinem Bauernmädchen geſtanden, deſſen „vollblütige, blühende und etwas vierſchrötige, eigenſinnige, dumme Ehrlichkeit und Standhaftigkeit ſo vielen Eindruck auf ihn gemacht hatte“, mögen ihn in ſeiner ſtrengen Sittlichkeit davon abgehalten haben.

---

[1]) Hamanns Schriften, III, 300.

[2]) Ebend. V, 3 f.

Wie sich der proteusartige Hamann in späteren Jahren gegen Mendelssohn benommen, wird uns später beschäftigen; zunächst wollen wir die freundschaftlichen Beziehungen betrachten, welche zwischen Herder, dem Landsmanne und Freunde Hamanns, und Mendelssohn sich bildeten.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Mendelssohn und Herder.

Mendelssohns klar eindringender Verstand übte auf den noch jugendlichen Herder den lebhaftesten Eindruck; er stand neben Lessing als scharfer Denker, gleichsam als Musterbild vor der Seele des nach lebendiger Durchbildung unermüdlich ringenden Jünglings. Schon früh betrachtete er ihn als den edlen Gehülfen des als Ideal von ihm verehrten Lessing; er liebte Mendelssohn, weil er der Freund Lessings war; vor diesen beiden Männern hegte er die höchste Verehrung, weil sie „hell an Geist und rein im Herzen" die Wahrheit suchten und wollten.[1])

Durch die „Literaturbriefe", welche er für das beste deutsche Journal erklärte,[2]) war er mit dem fast funfzehn Jahre ältern Mendelssohn zuerst bekannt geworden. „Vor allem bezeuge ich," heißt es in einem Briefe vom 19. Februar 1767 an den gemeinsamen Freund Nicolai, „dem würdigen Verfasser der „Literaturbriefe" an Abbts Seite meine Hochachtung: es ist Herr Moses Mendelssohn."[3])

Seine Zuneigung zu dem Berliner Weisen wuchs, nachdem er den, durch Nicolai ihm geschickten „Phädon",[4]) dieses „für

[1]) Herder, Zerstreute Blätter, 407.
[2]) Herders Lebensbild, I, 3, 2, 444.
[3]) Ebend. I, 2, 223.
[4]) Ebend. I, 2, 258.

Menſchheit, Geſellſchaft, Staat und Philoſophie ſo wichtige Werk", wie er es bezeichnet,[1]) mit Aufmerkſamkeit geleſen hatte. „Kein Menſch in der Welt kann Moſes' Phädon mit näherm Anhalten, mit Herz und Seele geleſen haben als ich, ſelbſt Meinhard nicht. Mal nach mal, geſteht er Nicolai am 10. Januar 1769, habe ich mir vorgenommen, an Herrn Moſes deshalb zu ſchreiben, aber immer, da einer meiner Briefe verunglückte,[2]) die Feder weggenommen. Ich habe einen Hauptzweifel, der mir außerordentlich wichtig ſcheint, der ſich von den älteſten Zeiten unter mancherlei Geſtalten herab fortgepflanzt, der ſogar im Alterthume der Welt mehr Ohr gefunden hat, als jetzt, da ihn unſere Falte nach unſerer Religion, in die wir von Jugend an, ohne zu wiſſen wie weit gekommen ſind, betäubet — betäubet, aber vielleicht nicht widerlegt." Er hätte ſeine Zweifel längſt in einem Privatbriefe an Mendelsſohn vorgetragen; er wollte aber nicht den „Schatten von einem Zudringlichen borgen", ſondern lieber ſeine Bedenken in ein Sokratiſches Geſpräch einkleiden und ihm im Manuſcript einſenden. „Würde Herr Moſes," fragt er Nicolai, „wol nochmals ein Orakel werden, den Sokrates von den Todten erwecken wollen, um mich zu belehren?"[3])

Herder hielt treulich Wort. Im April 1769 richtete er einen Privatbrief an den neuen Sokrates. Darin ſtimmt er mit dem Verfaſſer des „Phädon" überein, daß die Seele als denkende Subſtanz unzerſtörbar iſt; unmöglich kann er aber annehmen, daß ſie körperlos fortdauere. „Alles bleibt in der Natur was es iſt; meine menſchliche Subſtanz wird wieder ein menſchliches Phänomenon, oder, wenn wir Platoniſch reden wollen, meine Seele baut ſich wieder einen Körper." Daß fort-

[1]) Herders Lebensbild II, 104.

[2]) Herder hatte Mendelsſohn im Mai 1768 geſchrieben, der Brief iſt jedoch verloren gegangen, vgl. Lebensbild I, 2, 317, 323; II, 1, 323.

[3]) Ebend. I, 2, 409 f.

[4]) Der Brief handſchriftlich in der Weimariſchen Bibliothek, ſ. Haym, Herder nach ſeinem Leben und ſeinen Werken (Berlin, 1880) I, 296 f.

gehende Entwickelung unsere Bestimmung sei, beweist nichts dawider, denn jede Kraft entwickelt sich nur bis zu einer bestimmten Stufe und macht dann einer andern Platz. „Ich sehe," schreibt Herder, „bei keinem Geschöpfe ein Aufsteigen, ich sehe ein Wechseln, bei Ihnen fließt der Strom bergan."

Mendelssohn anwortete am 2. Mai 1769 in einem langen Briefe, in dem er die Einwürfe Herders zu entkräften sucht. Auch er ist völlig überzeugt, daß kein Geist ganz ohne Körper sein könne. Eine von aller Sinnlichkeit befreite Seele hält er mit ihm für eine bloße Chimäre. Das eine begriff er nicht, wie Herder der Satz befremden konnte, daß die Ausbildung der Seelenfähigkeiten des Menschen Bestimmung auf Erden sei. Zum Schluß bittet er, den „entscheidenden Ton, den er zuweilen angenommen", zu entschuldigen; „er ist das Salz des metaphysischen Disputs".[1])

Mendelssohns Antwort hat den jungen Theologen, der in dieser Frage eine mittlere Stellung zwischen Materialismus und Spiritualismus einnimmt, nicht befriedigt; sie ist, wie er von Nantes aus einem Königsberger Freunde schrieb, „einem Theile nach unnütz, der andere zu sehr auf Stelzen eines Systems, auf das sich Herr Moses oft zu gravitätisch stützt."[2])

Die Correspondenz hatte vorläufig ihr Ende erreicht, wiewol Herders Verehrung vor Mendelssohn stets zunahm; er schätzte seine Aufrichtigkeit, „die sich in jedem Federzuge schildert", erachtete es für das höchste Glück, von einem solchen Manne persönlich zu lernen und durch den lebendigen Umgang mit ihm gebildet und zum Streben aufgemuntert zu werden. Daß es zu keinem innigern Verhältnisse für jetzt kam, lag in Herders doppelartiger Natur. Wie er in einem beständigen Schwanken zwischen Hamann-Lavaterschem Prophetenthum und Lessingscher Geistesklarheit, zwischen poetischer Sinnigkeit und verständiger Kritik, zwischen ästhetischer Vorliebe für die Offenbarungsreligion und

[1]) Schr. V, 484 ff.

[2]) Herders Lebensbild, II, 40, 54.

praktiſcher Anerkennung des Humanitätsprincips ſich befand, wie überhaupt der Dichter und Theologe in dem wunderbarſten Wechſel ſich bald bekämpften, bald verſöhnten, ſo wandte er ſich bald dem einen, bald dem andern zu. Herder gehört zu den eigenthümlichen Naturen, deren Empfindungen in Haß oder Liebe beſtehen. Er liebte Hamann und Lavater zu ſehr, als daß er ſich Mendelsſohn näher hätte anſchließen können.

Es vergingen nun mehrere Jahre, ohne daß beide in nähere Beziehung zu einander traten. Die neue Ausgabe der „Philoſophiſchen Schriften" zog den jungen Geiſtlichen, der nach ſeiner Rückkehr aus Frankreich als Regierungsrath und Hofprediger an Abbts Stelle nach Bückeburg berufen war, ſehr an, und während der Krankheit, in welche Mendelsſohn verfiel, erkundigte er ſich ſehr theilnehmend nach ſeinem Befinden. „Wie geht es Herrn Moſes?" ſchreibt er im December 1771 an Nicolai, „und hat man nicht Hoffnung, daß er verſprochenermaßen ſeine Papiere ſammeln und ſeine Schriften einmal bei beſſerer Geſundheit fortſetzen werde? Deutſchland verliert immer im äſthetiſchen und philoſophiſchen Fache an ihm den erſten Denker."[1])

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Mendelsſohn und Gleim, Jacobi, Knebel und Weiße, Schiller und Göthe.

Als eine der ſüßeſten Belohnungen, welche Mendelsſohn für ſeine Bemühungen und Leiſtungen in den Wiſſenſchaften genoß, betrachtete er den Umgang mit den beſten Köpfen Deutſchlands. Jede neue Bekanntſchaft vermehrte ſein Vergnügen und gewährte ihm neue Zufriedenheit.[2]) Und wer ihn

[1]) Herders Lebensbild, III, 96.

[2]) Schr. V, 440.

nur einmal gesprochen hatte, war entzückt von seiner liebenswürdigen Geselligkeit, staunte über die feine Urbanität, welche ihm eigen war, und schied mit der größten Hochachtung von ihm.

Der biedere gutmüthige Gleim, früh mit Lessing befreundet, suchte auch die Freundschaft Mendelssohns zu gewinnen.

Schon durch die „Briefe über die Empfindungen" und durch seine Beiträge in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" war er einer seiner größten Verehrer geworden.[1]) Gleim schickte Mendelssohn die 1757 von ihm erschienenen „Lieder, Fabeln und Romanzen", welche dieser in der „Bibliothek" als mustergültig in der Erzählung preist.[2]) Im Jahre 1762 machte er die persönliche Bekanntschaft des „Vaters Gleim",[3]) und als dieser einige Jahre später längere Zeit in Berlin krank daniederlag, besuchte er ihn häufig.[4]) Wie freute sich Gleim, den „großen Mann Mendelssohn" einen Abend bei sich zu sehen! „Ich hatte Mittwoch Abend den großen Mann Mendelssohn bei mir," schreibt er Knebel am 29. November 1770 von Berlin aus; „ich wollte ihn nach Hause begleiten, setzte mich zu ihm in den Wagen, mein Bedienter wollte mitfahren, ich wollte ihm sagen, zu Hause zu bleiben, und stieß mit dem Kopf an das aufgezogene Fenster, zerbrach es und machte mir dadurch eine kleine Wunde, so ergiebig an Blut, daß ein Held, der die Hälfte davon für das Vaterland vergossen hätte, wahrlich ein großer Held gewesen wäre. Der arme Mendelssohn hatte davon einen großen Schrecken."[5]) Die Freundschaft Gleims und des durch ihn eingeführten Joh. G. Jacobi, Bruders des Philosophen, war an-

---

[1]) Schr. V, 114.

[2]) Schr. IV, 1, 350 ff.

[3]) N. Berl. Monatsschrift 1804, S. 33.

[4]) Abbts Correspondenz 336.

[5]) Knebels literarischer Nachlaß und Briefwechsel, herausgegeben von Varnhagen v. Ense und Theodor Mundt (Berlin 1835), II, 59, 62; Lessings Schr. XIII, 273.

fangs so feurig, so lebhaft, daß Mendelssohn glaubte, sie könnten nicht vierundzwanzig Stunden ohne ihn vergnügt sein, und am Ende reisten sie ab, ohne es ihn auch nur wissen zu lassen. „Ich muß es in der That womit verdorben haben," heißt es in einem Briefe Mendelssohns an Lessing; „vielleicht, daß ich mich der Sache der Kunstrichter zu sehr annahm, denn diese sind jetzt der Gegenstand ihrer üblen Laune. Indessen kannte ich diese Leute allzu gut und sah bei der lichtesten Flamme den Rauch mit ziemlicher Gewißheit vorher".[1])

Durch Gleim wurde auch Knebel, Göthes intimer Freund, mit Mendelssohn bekannt; er besuchte ihn häufiger und fand in ihm stets mehr „den würdigsten Weisen."[2])

Den Dichter Christian Felix Weiße lernte Mendelssohn durch Lessing im Jahre 1757 kennen. Es entspann sich auch bald ein Briefwechsel zwischen beiden, der uns nicht mehr erhalten ist. So viel geht aus den erhaltenen Bruchstücken deutlich hervor, daß Mendelssohn mit seiner gewohnten Offenherzigkeit auch gegen ihn verfuhr und besonders seine überreiche Productivität scharf tadelte; unter anderm schreibt er ihm einmal: „Sie scheinen mit gar zu großer Leichtigkeit zu dichten. Boileau hat den Racine gelehrt, sich die Verse sauer werden zu lassen. Ich wünsche Ihnen einen Boileau."[3])

Als Weiße 1769 zum ersten male Berlin und seinen dortigen Freund, den Probst Teller, besuchte, sprach er auch bei Mendelssohn vor und war sehr erfreut, ihn einige Monate später in Leipzig begrüßen zu können. „Die größte Freude," schreibt er am 5. Mai 1769 an Herder, „hat mir der Besuch des ehrlichen Moses Mendelssohn gemacht, der mich diese Messe unvermuthet überraschte."[4]) Mendelssohn verfehlte auch nicht,

[1]) Schr. V, 186.
[2]) Knebels Nachlaß, II, 26.
[3]) Weißens Selbstbiographie (Leipzig 1806), 49, 153, 168.
[4]) Herders Lebensbild I, 3, 2, 531.

ſo oft er nach Leipzig kam, den fleißigen Weiße ein Stündchen zu ſtören.

Den Koryphäen Weimars, einem Schiller und Göthe, ſtand Mendelsſohn fern. Schiller intereſſirte er als Aeſthetiker; ſeine äſthetiſchen Schriften befanden ſich in ſeiner Bibliothek und die in dieſelben niedergelegten neuen Ideen wurden von ihm benutzt.

Göthe ſchätzte Mendelsſohn als klaren eleganten Schriftſteller, der bei ſeinem Auftreten „allgemeine Theilnahme und Bewunderung erregte“;[1]) er hob an ihm beſonders das Vertrauen auf das eigene Wiſſen, auf die Autodidaxis, auf die Entfernung von der Schulphiloſophie hervor, weil er ſelbſt jener Empirie anhing, die das Leben einfach anſchauen mochte und auf eigene Anſchauung eigene Philoſophie gründete. Die Begeiſterung, mit welcher Göthes „Werther“ in ganz Deutſchland aufgenommen wurde, riß auch Mendelsſohn hin; er las dieſes wunderbare Erzeugniß deutſcher Sprache und Poeſie gleich nach dem Erſcheinen mit innigem Vergnügen. Hören wir, was Auguſt von Hennings darüber berichtet.

„An einem Sonntagmorgen des Jahres 1774 oder 1775 beſuchte ich Mendelsſohn in Berlin. Ich fand ihn bewegt. Haben Sie, ſagte er mir, ſchon unſern neuen Roman geleſen? (Damals waren Romane noch mehr als jetzt etwas Neues.) Nein, ſagte ich. Nun ſo waffnen Sie ſich, fuhr er fort, mit Ueberlegung, wenn Sie ihn leſen, mich hat er ſehr angegriffen. Was wollen die Leute, die nichts als Glut erregen, und der erhitzten Phantaſie keinen Führer laſſen, um ſicher hindurch zu kommen. Ich bat mir das Werk aus, es waren „Werthers Leiden“, ich fing an zu leſen. Wie? ſagte ich und las weiter und hörte nicht auf zu leſen und las, bis ich zu Ende war; das iſt ja die Geſchichte eines meiner vertrauteſten Freunde, Käſtner in Hannover, der als Legations-Secretär bei der Reviſion des Kammergerichts in Wetzlar mir ſeine Liebe mit ſeiner Lotte

[1]) Göthes Werke XXI, 76.

geſchrieben und ihre häusliche Lage ganz ſo geſchildert hat, als ich ſie hier finde. Mir iſt geſagt, erwiderte Mendelsſohn, daß es die Geſchichte des jungen Jeruſalem iſt, der ſich in Regensburg erſchoſſen hat, weil er, wie es hieß, in einer adelichen Geſellſchaft nicht zugelaſſen werden konnte. Nein, es iſt Käſtner! rief ich aus; ich will es Ihnen aus ſeinen Briefen beweiſen. Ich glaubte ihn in Hannover glücklich verheirathet, und jetzt ſehe ich, daß Lotte den kalten Albrecht nicht liebt, folglich er nicht glücklich ſein könne.“[1])

Zu den Dichtern, welche Mendelsſohn perſönlich kennen lernte, gehört außer Leiſewitz, dem Verfaſſer des „Julius von Tarent“, den ihm Leſſing als einen „guten jungen Mann“ aufs wärmſte empfohlen,[2]) auch noch der Wiener Alxinger. Dieſer junge Poet beſuchte ihn im Winter 1784 und richtete ſpäter einige Briefe an ihn. Er gefiel ihm außerordentlich wohl. „Es iſt ein junger Mann von guter Geſinnung, der mehr geſunden Verſtand hat, als er in ſeiner überſpannten Sprache der Empfindung zu haben ſcheint. Wenn Zeit und Umgang ſeinen Enthuſiasmus herunterſtimmen werden, ſo verſpricht er viel Gutes.“[3])

Dreißigſtes Kapitel.

Mendelsſohn und Wieland.

Zu den Schriftſtellern, welche Wieland beſonders verehrte und mit welchen er in Verbindung zu treten ſehnlichſt wünſchte, gehörte, ſeiner eigenen Verſicherung nach, außer Leſſing und Gleim noch Moſes Mendelsſohn. Seine Verehrung für ihn grenzte faſt an Schwärmerei, obgleich Mendelsſohn „Johanna Gray“ in der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften“ ſcharf

[1]) Hennings, Souvenirs de Berlin (Handſchriftl.).
[2]) Schr. V, 196.
[3]) Schr. V, 682, 683.

getadelt und „Clementina von Porretta“, das „Ding, das Herr Wieland ein Trauerſpiel nennt“, in den „Literaturbriefen“ geradezu für ein verfehltes Product erklärt hatte.[1]) Mit den beſſeren Schriften Wielands beſchäftigte er ſich gern und viel und zollte ihnen auch bereitwillig ſeinen Beifall. Von „Don Sylvio von Roſalva“ war er ganz entzückt; nach ſeinem Dafürhalten machte dieſer neue Don Quixote „Wielanden mehr Ehre, als ſein ganzer Wuſt von Heldengedichten“.[2]) Noch mehr ergötzte ihn ſeine ſtaats- und geſchichtsphiloſophiſche Erzählung „Der goldene Spiegel“. „Was für ein außerordentlicher Mann iſt Ihr Freund Wieland!“ ſchreibt er Zimmermann in Hannover den 25. Juni 1772: „ſeit vielen Jahren hat mich kein Buch ſo ergötzt, als der dritte Theil ſeines „Goldenen Spiegels“. Man ſieht, der Mann darf nur wollen. Hier zeigen ſich der Weltweiſe, der Verehrer der Gottheit, der Lehrer der Tugend und der unnachahmlichſte Schriftſteller in ihrem ſtärkſten Lichte“.[3]) Zimmermann machte aus dieſem ſchmeichelhaften Urtheile Wieland kein Hehl; wußte er doch, welche Freude er dem Freunde damit bereitete, denn nichts war dieſem angenehmer, als Mendelsſohn zu gefallen und von ihm gelobt zu werden. „Es ſind mir wenige Geiſter in Europa bekannt,“ heißt es in ſeinem Briefe an Zimmermann, „deren Beifall für mich ſo vielen Reiz haben könnte, als des Herrn Mendelsſohns, und wenn etwas wäre, das mich ſtolz machen könnte, ſo wäre es gewiß, von einem Mendelsſohn gelobt zu werden.“[4]) Aehnlich äußerte er ſich gegen Riedel bald nach dem Erſcheinen des „Agathon“: „Es ſoll mir genug ſein principibus placuisse viris, und ich habe das Vergnügen, Ihnen zu ſagen, daß Mendelsſohn unter dieſen iſt“.[5])

[1]) Schr. IV, 1, 484 ff.; IV, 2, 141 ff.

[2]) Schr. V, 343.

[3]) Bei Bodemann, Joh. G. Zimmermann, S. 286.

[4]) Briefe von C. M. Wieland (Zürich 1825), II, 282, 286.

[5]) Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland (Wien 1815), I, 178, 181.

Und Mendelsſohn gehörte zu denen, die von „Agathon“ ganz entzückt waren. „Verſichern Sie die ſchöne Metaphyſikerin (als welche die Pſyche im „Agathon“ ihm erſchien) meiner aufrichtigen Hochachtung,“ heißt es in einem Briefe an Jakob H. Obereit in Lindau, den Schützling Wielands; „Liebe würde ich ſagen, wenn zwei Metaphyſiker ſich lieben könnten, bevor ſie wiſſen, ob ſie beide aus Einer Schule ſind.“[1])

Selbſtverſtändlich befand ſich unter denjenigen, welche Wieland zu Beiträgen für den von ihm in Verbindung mit Fr. H. Jacobi gegründeten „Deutſchen Merkur“ aufforderte, auch Mendelsſohn. Um ſeiner Bitte noch beſondern Nachdruck zu geben, richtete er an ihn folgendes Schreiben, das den beſten Beweis für die Freundſchaft liefert, die er für ihn hegte. „Mich deucht,“ ſo beginnt der Brief, „es würde mir um die Hälfte leichter ankommen, an Moſes Mendelsſohn zu ſchreiben, wenn wir einander nur eine Viertelſtunde geſehen hätten. Und gleichwol bin ich unzufrieden mit mir ſelbſt, daß es mir ſchwerer werden ſoll, weil wir uns nie geſehen haben. Iſt es denn wahr, daß wir uns nie geſehen haben? Kennt nicht einer des andern beſten Theil? Iſt kein Verſtändniß zwiſchen unſeren Seelen? Keine Sympathie zwiſchen unſeren Herzen? Gehören wir nicht zu Einer Claſſe? Wo ſollte man Freunde auf dieſem Erdenrund ſuchen, wenn die von unſerer Art es nicht wären? — Es iſt etwas in mir, das alle dieſe Fragen beantwortet. Meine Schüchternheit iſt fort. Ich beſorge keinen Augenblick mehr, daß Sie, beſter Moſes, bei dieſem Briefe nicht empfinden ſollten, was ich empfand, da ich ihn ſchrieb. Ich grüße Sie mit dem heiligen Namen der Freundſchaft; mein Herz ſagt mir, daß ich die Ihrige, daß Sie die meinige verdienen. Und nun ſage ich Ihnen nichts weiter über dieſen Punkt. Sollten wir einander nicht ſchon lange ſo gut kennen, um ohne Dolmetſcher einer in des andern Seele zu leſen? Ich ſende Ihnen die

[1]) Schr. V, 498.

Anzeige eines „Deutſchen Merkurs“, den ich unternommen habe ... Ich wage es nicht, einen Moſes Mendelsſohn um Beförderung meines Vorhabens, noch weniger um Uebernahme eines ſo mechaniſchen Amtes, als das Amt eines Collectors iſt, zu erſuchen. Er wird jenes ungebeten thun, und vielleicht auch dieſes ſeiner nicht unwürdig halten, wenn er mein Vorhaben billigt. Aber wenn ich Sie, mein vortrefflicher Freund, erbitten könnte, nur dann und wann (denn ich kann nicht unbeſcheiden ſein) den „Deutſchen Merkur“ mit kleinen Beiträgen zu bereichern! Wenige Blätter von Ihnen werden ihm einen ſo viel größern Werth geben. Thun Sie es, beſter Moſes, machen Sie mich ſo glücklich, wenn es anders ohne Ihre Beſchwerde geſchehen kann.“

Die Theilnahme an dem „Merkur“ mußte Mendelsſohn ſeiner Kränklichkeit wegen dankend ablehnen.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Mendelsſohn und die ſchweizeriſchen Schriftſteller.

„Sie fragen, welches denn die ſchweizeriſchen Schriftſteller ſind, die unter den Deutſchen zuerſt angefangen, die Menſchen in der großen politiſchen Geſellſchaft mit wahren philoſophiſchen Augen zu betrachten? Ich glaube Ihnen die Namen Iſelin und Zimmermann mehr als einmal genannt zu haben .....“ So beginnt Mendelsſohn den 143. Literaturbrief, in dem er die 1760 erſchienene verbeſſerte Auflage von Zimmermanns berühmter Schrift „Vom Nationalſtolz“ beurtheilt und dieſelbe „in ihrer neuen Geſtalt für eine der feinſten Ausarbeitungen hält, die wir im Deutſchen haben.“ [1])

Zimmermann, der nach Beendigung ſeiner mediciniſchen Studien in ſeinem Geburtsorte Brugg, der aargauiſchen „Pro-

[1]) Schr. IV, 2, 224.

phetenstadt", als Stadtrath und Schriftsteller lebte, bis er im Juli 1769 einem Rufe als k. großbritannischer Hofrath und Leibarzt nach Hannover folgte, hatte Mendelssohn früh achten und schätzen gelernt; in seine „Hochachtung für diesen außerordentlich großen, liebenswürdigen und tugendhaften Lehrer der Wahrheit und des Geschmackes mischte sich," wie es in seinem Briefe an Nicolai vom Juli 1765 heißt, „so viel Zärtlichkeit, daß er sogar mit dankvollem Herzen seine Ruthe küßte."[1])

Zimmermanns „Vom Nationalstolz" wurde von Mendelssohn sowol bei dem ersten Erscheinen im Jahre 1758 in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", als in der neuen Auflage in den „Literaturbriefen" sehr günstig beurtheilt.[2]) Er hielt sie für eine Schrift, welche nicht nur mit Geschmack, sondern auch mit Einsicht, Freiheit und Beurtheilungskraft geschrieben ist und deren Verfasser man wegen der männlichen Denkungsart die mangelhafte Diction leicht nachsehen kann. Gleiche populärphilosophische Thätigkeit verband Mendelssohn mit Zimmermann früh geistig und später auch persönlich.

Isaak Iselin in Basel, einer der edelsten Menschen seines Jahrhunderts, den Mendelssohn als talentvollen Schriftsteller innig verehrte und dessen „Philosophische und politische Versuche" er in den „Literaturbriefen" recensirt hatte,[3]) knüpfte im Jahre 1762 einen Briefwechsel mit ihm an.

Mit Sal. Geßner und anderen Schweizern stand er an der Spitze einer Gesellschaft, welche das ideale Streben hatte, die „Glückseligkeit der Menschen und die derselben geheiligte Wissenschaft der Gesetzgebung und Moral" zu befördern. Einer der ersten, auf die er, als gleiches philanthropisches Streben verfolgend, sein Augenmerk richtete und zum Beitritt aufforderte, war Mendelssohn. So wenig der bescheidene Mann auch nach Ehre geizte, so fühlte er sich doch durch diese Aus-

[1]) Bei Bodemann, a. a. O. 293.
[2]) Schr. IV, 1, 439—457; IV, 2, 224—228.
[3]) Schr. IV, 2, 214 ff.

zeichnung nicht wenig geſchmeichelt. „Das Glück, in meiner dunkeln Entfernung die Aufmerkſamkeit eines Weltweiſen, eines Tugendfreundes, einer Geſellſchaft mit ihm vereinigter Weltweiſen erregt zu haben, iſt für mich das Schmeichelhafteſte, das ich mir wünſchen konnte," heißt es in ſeiner Antwort an Iſelin vom 30. Mai 1762,[1]) „und ich weiß Ihnen für Ihre menſchenfreundliche Aufmunterung auf keine andere Weiſe zu danken, als durch die aufrichtige Verſicherung, daß ich mich beſtreben werde, das Zutrauen zu verdienen, welches Sie in meine Kräfte zu ſetzen ſcheinen. Ich geſtehe es, theuerſter Menſchenfreund! ich befürchte, Sie machen ſich einen allzu vortheilhaften Begriff von meinen Talenten. Sie ſcheinen mich für fähig zu halten, in dem Felde, das Sie beeifern und die patriotiſche Geſellſchaft mit vereinigten Kräften anzubauen Vorhabens iſt, einen Mitarbeiter abzugeben, und ich habe die gegründetſte Urſache, vornehmlich in dieſem Stücke in meine Fähigkeiten kein geringes Mißtrauen zu ſetzen. Geburt, Erziehung und Lebensart zeigen ihren Einfluß in die Denkungsart des Menſchen nie ſo ſehr, als wenn von dieſem edlern Theile der Weltweisheit die Rede iſt . . . Die bürgerliche Unterdrückung, zu welcher uns ein zu ſehr eingeriſſenes Vorurtheil verdammt, liegt wie eine todte Laſt auf den Schwingen des Geiſtes und macht ſie unfähig, den hohen Flug des Freigeborenen jemals zu verſuchen." Um ſich Iſelin gefällig zu zeigen, kündigte er den Plan der Geſellſchaft in den „Literaturbriefen" an. Er machte ihn auf Sulzer, der, ein geborener Schweizer, „ſeinem Vaterlande ſo viel Ehre bringt", aufmerkſam, brachte ihm ſeinen Freund Abbt und Karl Fr. von Moſer, der als Schriftſteller auf dem Gebiete des Staats- und Völkerrechts ſchon einen Namen hatte, in Vorſchlag; er ſelbſt aber konnte und wollte nicht Mitglied einer patriotiſchen Geſellſchaft werden.

Vier Jahre ſpäter wandte ſich Iſelin abermals an Mendels-

---

[1]) Schr. V, 435 ff.

ſohn, dieſes mal mit dem Projecte des „Tugendbundes“, dem er aus inneren Gründen nicht beipflichten konnte. „Welch ein Verdienſt um die Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts, wenn es möglich wäre, dieſe Tugenden durch gemeinſchaftliche Bemühungen und öffentliche Anſtalten zu befördern!“ heißt es in ſeinem Schreiben an Iſelin vom 1. Juni 1766.[1]) „Allein, ich entſage mich nicht, mein verehrungswürdiger Freund! Ihnen unter uns zu geſtehen, daß ich die Möglichkeit hiervon in Zweifel ziehe und wenigſtens den Weg, den der Stifter dieſer Geſellſchaft einzuſchlagen gedenkt, nicht für den nützlichſten und bequemſten halten kann. Man ſagt: chaque société choisira les moyens les plus praticables et les plus surs pour vérifier les faits qui seront venus à sa connaissance. Wie iſt das aber bei Privattugenden möglich zu machen? Dieſe beſtehen ſelten in einzelnen entſcheidenden Handlungen, davon die Umſtände ſo leicht zu erörtern ſind; nein! dieſen Vorzug haben die eclatanten heroiſchen Tugenden, die in dem gemeinen Leben zwar auch vorkommen, aber doch ſehr ſelten, und wenn ſie ſich vereinigen, noch niemals unterlaſſen haben, bemerkt und öffentlich bekannt zu werden. Das große Verdienſt der mehrſten Privattugenden liegt in der Dauer und in dem Anhalten des Wohlwollens, in der Ueberwindung vieler kleiner Hinderniſſe und Schwierigkeiten, die ſich der Beförderung des Guten in den Weg legen, in einer Reihe von Handlungen, deren jede die Neugier wenig reizt, die aber, in ihrem ganzen Umfange betrachtet, eine bewunderungswürdige Beſtändigkeit im Guten zu erkennen geben. Man muß von unendlich vielen Umſtänden, faſt von dem ganzen Leben eines Privatmannes unterrichtet ſein, um den Werth ſeiner häuslichen Tugenden richtig zu ſchätzen. Welcher Beobachter kann ſeine Genauigkeit ſo weit treiben? Und wenn er es thut, wie will er das Publikum von der

[1]) Dieſer Brief wurde erſt 1870 in den Philoſ. Monatsheften V, 76 ff. zuerſt veröffentlicht; ſ. auch mein: Moſes Mendelsſohn. Ungedrucktes und Unbekanntes von ihm und über ihn. S. 3 ff.

Richtigkeit ſeines unendlichen Details verſichern? Noch mehr! Selbſt dieſes, daß die Tugenden des gemeinen Lebens in den Schranken eines kleinen Cirkels bleiben, giebt ihnen eine gewiſſe Grazie, die ihren Werth unendlich erhöht. Sobald ſich Gleisnerei und Oſtentation mit in das Spiel miſchet, ſo verſchwindet ein großer Theil von ihrer Anmuth.

Endlich was für ein gezwungenes und ängſtliches Weſen bringt man in das geſellſchaftliche Leben der Menſchen, wenn man ſich zum voraus als Kundſchafter und Richter ihrer geheimſten Neigungen und Handlungen ankündigt. Der zärtlichſte Freund, der Vertrauteſte meines Herzens, macht mich ſchüchtern und zurückhaltend, ſobald ich die Abſicht merke, warum er mich ſo genau beobachtet."

Das Andenken dieſes wahren Weiſen ſollte jedem ſeiner Zeitgenoſſen, der Tugend und Wahrheit werthſchätzt, unvergeßlich ſein! ſchreibt Mendelsſohn ein Jahr nach dem Tode dieſes vortrefflichen Mannes, deſſen Briefwechſel ihm zur wahren Freude gereichte.

Weit geringere Freude bereitete ihm der Beſuch eines andern Schweizers, des jungen Lavater.

Achtes Buch.

Lavater.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Erste Bekanntschaft und Bekehrungsversuch.

Es war Anfang April 1763, als ein junger Geistlicher aus Zürich nach Berlin kam, um die dortigen berühmten Männer persönlich kennen zu lernen. In Begleitung seines Landsmannes Sulzer und zweier anderer Freunde stattete er auch Mendelssohn einen Besuch ab. Er wußte sich Liebe und Zutrauen im ersten Augenblicke zu erwerben; er war so freundlich und schonend, so segnend und erhebend, wie Göthe sich ausdrückt; es kostete diesen jungen Propheten nichts, sich bis zur niederträchtigsten Schmeichelei zu assimiliren, um seine Klauen nachher desto sicherer einschlagen zu können.[1])

Die Unterredung, welche Mendelssohn mit dem jungen Geistlichen und dessen Freunden auf seiner Stube führte, drehte sich anfangs um ganz gleichgültige Dinge; es dauerte jedoch nicht lange, so lenkte dieser das Gespräch auf Religionssachen. Er war begierig, die Ansichten des seltenen Juden über eine Angelegenheit zu erfahren, welche „dem Herzen besonders so wichtig ist". Versicherungen wurden gegeben, daß von der Unter-

[1]) Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe. I, 225.

redung nie öffentlich Gebrauch gemacht werden ſollte, und im Vertrauen auf Verſchwiegenheit gab Mendelsſohn endlich den dringenden Bitten des Fremden nach. Mit Anerkennung ſprach er von der Perſon des Stifters der chriſtlichen Religion und von der Achtung, welche er vor deſſen moraliſchem Charakter hegte, „wenn Jeſus von Nazareth nichts mehr als ein tugendhafter Mann hätte ſein wollen".

Voll enthuſiaſtiſcher Bewunderung ſchied von Mendelsſohn dieſer zweiundzwanzigjährige Geiſtliche, der kein anderer war, als der, welchen Göthe in der Xenie „der Prophet" ſo treffend zeichnet:

„Schade, daß die Natur nur Einen Menſchen aus Dir ſchuf;
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff."

Johann Kaspar Lavater, das iſt der Name des fremden Schweizers, war die Bekanntſchaft Mendelsſohns mehr werth, als viele andere, die er bereits auf ſeiner Reiſe gemacht hatte. Freudig berichtete er am 18. April 1763 dem Kanonicus Breitinger in Zürich, daß er „den Juden Moſes, den Verfaſſer der „Philoſophiſchen Geſpräche" und der „Briefe über die Empfindungen", kennen zu lernen die Ehre gehabt hätte. „Eine leutſelige, leuchtende Seele in durchdringendem Auge und einer äſopiſchen Hülle; ſchnell in der Ausſprache, doch plötzlich durch ein Band der Natur im Laufe gehemmt. Ein Mann von ſcharfer Einſicht, feinem Geſchmacke und ausgebreiteter Wiſſenſchaft. Ein großer Verehrer denkender Genies und ſelbſt ein metaphyſiſcher Kopf. Ein unparteiiſcher Beurtheiler der Werke des Geiſtes und Geſchmacks; vertraulich und offenherzig im Umgange, beſcheidener in ſeinen Reden als in ſeinen Schriften und beim Lobe unverändert; ungezwungen in ſeinen Geberden, entfernt von ruhmbegierigen Kunſtgriffen niederträchtiger Seelen, freigebig und dienſtfertig. Ein Bruder ſeiner Brüder, der Juden, gefällig und ehrerbietig gegen ſie, auch von ihnen geliebt und geehrt."[1])

[1]) Geßner, Lavaters Lebensbeſchreibung (Winterthur 1802), I, 191 f.

Man ſieht, welchen tiefen Eindruck Mendelsſohn auf ihn gemacht hatte!

Nicht der geſchickteſte Maler kann ein in den einzelnen Zügen treffenderes, ausgeprägteres Bild liefern, als Lavater von Mendelsſohn in ſeiner „Phyſiognomik“ entworfen hat. „Vermuthlich kennſt Du dieſe Silhouette? Ich kann Dir's kaum verhehlen. Sie iſt mir gar zu lieb, gar zu ſprechend! . . . Kannſt Du ſagen, kannſt Du einen Augenblick anſtehen, ob Du ſagen wollteſt: „Vielleicht ein Dummkopf! Eine rohe geſchmackloſe Seele!“ Der ſo was ſagen könnte, ertragen könnte, daß ein anderer es ſagte, der ſchließe mein Buch zu, werf' es von ſich — und erlaube mir, meinen Gedanken zu verwehren, daß ich nicht über ihn urtheile! Ich weide mich an dieſen Umriſſen! Mein Blick wälzt ſich von dieſem herrlichen Bogen der Stirne auf den ſcharfen Knochen des Auges herab . . . . In dieſer Tiefe des Auges ſitzt eine ſokratiſche Seele! Die Beſtimmtheit der Naſe, der herrliche Uebergang von der Naſe zur Oberlippe — die Höhe beider Lippen, ohne daß eine über die andere hervorragt. O wie alles dies zuſammenſtimmt, um die göttliche Wahrheit der Phyſiognomik fühlbar und anſchaulich zu machen.“[1])

Schwärmeriſch wie er war, liebte er ſchwärmeriſch dieſen Mann mit dem ſchön gebildeten Kopfe, aus deſſen Auge Geiſt und Liebe ſprühte, dieſen Moſes, den er nur einige male beſucht hatte und den er ſeinen Freund eigentlich gar nicht nennen konnte.[2]) Nichts wünſchte der junge Schwärmer ſehnlicher, als Moſes für das Chriſtenthum zu gewinnen. Der Berliner jüdiſche Philoſoph war ihm nicht aus dem Sinn gekommen; er wartete nur eine günſtige Gelegenheit ab, um ſeinen chriſtlichen Eifer entbrennen zu laſſen. Apoſtoliſche Wirkſamkeit war ſeine Luſt; er dünkte ſich der Stellvertreter Petri auf Erden und ließ ſich

[1]) Lavater, Phyſiognomiſche Fragmente (Leipzig-Winterthur 1775), I, 243.

[2]) Leſſings Schr. XIII, 231.

zuweilen wie einen Heiligen verehren;[1]) er wollte, wie Göthe von ihm rühmt, den geiſtlichen, chriſtlichen Kophta ſpielen, ſich am liebſten ſelbſt für Chriſtus halten.[2]) Dem denkenden Wahrheitsfreunde, den er in Mendelsſohn verehrte und liebte, glaubte er es ſchuldig zu ſein, ſeiner Unterſuchung das zu unterwerfen, was ihm ſelbſt das Heiligſte war, Mendelsſohn zur Annahme des Chriſtenthums zu bewegen. Ein Jude, dachte er, der Locke, Leibniz und Wolff ſtudirt, der aus den Schriften dieſer chriſtlichen Philoſophen die heiligſten Wahrheiten geſchöpft, auf ſie ſeine Glückſeligkeit gegründet hat; ein Jude, der deutſche Werke verfaßt, mit chriſtlichen Gelehrten umgeht, der auch Jeſus Hochachtung zollt, ein ſolcher Jude muß dem Chriſtenthume nicht ſo gar fern ſtehen.

Der „Phädon" war ganz geeignet, ihn in ſeiner beſchränkten Anſicht zu beſtärken. Mendelsſohn wollte die perſönliche Fortdauer des Menſchen nach dem Tode beweiſen, da ſich doch alles Jenſeitige nur glauben, nicht beweiſen läßt, und berührte ſo, ohne es zu wiſſen und zu wollen, das Gebiet der Religion. Durch den „Phädon" hat er zuerſt mit den Orthodoxen angebunden, ſie pochten und polterten auf die Unentbehrlichkeit einer wunderbaren Offenbarung für den Glauben der Unſterblichkeit; ihnen war ein auf Vernunft beruhender Beweis für dieſe Lehre ein Dorn im Auge. Den frommen Theologen wäre es weit lieber geweſen, Mendelsſohn hätte es einem Philoſophen überlaſſen, einen „Phädon" nach den Grundſätzen der Vernunft abzufaſſen und dafür den Beweis der Unſterblichkeit aus der heiligen Schrift geführt.[3])

Seit jenem Beſuche waren ſechs Jahre vergangen, als Lavater

---

[1]) Hegener, Beiträge zu Lavater, 224.

[2]) Göthes Werke, XXVI, 296.

[3]) Ein evangeliſcher Prediger hielt es für Pflicht, gegen den Mendelsſohnſchen „Phädon" die Unſterblichkeit der Seele aus dem A. T. zu beweiſen in dem längſt vergeſſenen Buche: Heman, über die Unſterblichkeit der Seele nach moſaiſchen Grundſätzen in drei Geſprächen: Herrn M. Mendelsſohn zugeeignet. Leipzig 1773.

ſeinen Vorſatz endlich ausführte: er überſetzte die Schrift „Unterſuchung der Beweiſe für das Chriſtenthum“ des Genfer Philoſophen Bonnet aus dem Franzöſiſchen[1]) und widmete ſie Mendelsſohn mit einem offenen Briefe, welcher folgendermaßen lautet:

„Ich weiß die Hochachtung, die mir Ihre fürtrefflichen Schriften und Ihr noch fürtrefflicherer Charakter, eines Iſraeliten, in welchem kein Falſch iſt, gegen Sie eingeflößt haben, nicht beſſer auszudrücken und das Vergnügen, das ich vor einigen Jahren in Ihrem liebenswürdigen Umgange genoſſen, nicht beſſer zu vergelten, als wenn ich Ihnen die beſte philoſophiſche Unterſuchung der Beweiſe für das Chriſtenthum, die mir bekannt iſt, zueigne.

Ich kenne Ihre tiefen Einſichten, Ihre ſtandhafte Wahrheitsliebe, Ihre unbeſtechliche Unparteilichkeit, Ihre zärtliche Achtung für Philoſophie überhaupt und die Bonnetſchen Schriften beſonders, und unvergeßlich iſt mir jene ſanfte Beſcheidenheit, mit welcher Sie, bei aller Ihrer Entferntheit von dem Chriſtenthum, daſſelbe beurtheilen, und die philoſophiſche Achtung, die Sie in einer der glücklichſten Stunden meines Lebens über den moraliſchen Charakter ſeines Stifters bezeugt haben; ſo unvergeßlich und dabei ſo wichtig, daß ich es wagen darf, Sie zu bitten, Sie vor dem Gotte der Wahrheit, Ihrem und meinem Schöpfer und Vater, zu bitten und zu beſchwören: nicht, dieſe Schrift mit philoſophiſcher Unparteilichkeit zu leſen, denn das werden Sie gewiß, ohne mein Bitten, ſonſt thun, ſondern dieſelbe öffentlich zu widerlegen, wofern Sie die weſentlichen Argumentationen, womit die Thatſachen des Chriſtenthums unterſtützt ſind, nicht richtig finden: dafern Sie aber dieſelben richtig finden, zu thun, was Klugheit, Wahrheitsliebe, Redlichkeit Sie thun heißen, was Sokrates gethan hätte, wenn er dieſe Schrift geleſen und unwiderleglich gefunden hätte.“

Das Werk, das „noch naß von der Preſſe war“, begleitete

---

[1]) Zürich 1769.

er mit wenigen Worten und ſandte es am 4. September 1769 an Mendelsſohn.[1]) Er glaubte in ſeiner Schwärmerei, daß Mendelsſohn nicht widerlegen und ſich ohne weiteres zum Chriſtenthum bekennen, daß dem Beiſpiele des edlen Weiſen dann auch ſeine Glaubensbrüder folgen würden; das tauſendjährige Reich, für das der Züricher Diakonus glühte, wäre dann durch ihn herbeigeführt.

Lavaters Indiscretion und jeſuitiſche Schlauheit berührte Mendelsſohn aufs ſchmerzlichſte; er fand in ihr ebenſowol eine Verdächtigung ſeines Charakters als eine Mißachtung ſeiner Religion. Mehr als alles kränkte es ihn, daß er ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſah, die öffentlich an ihn ergangene Aufforderung auch in derſelben Weiſe zu beantworten.

Bevor Mendelsſohn noch ein Wort erwidert hatte, war die Kunde von dieſem peinlichen Vorfalle zu ſeinen Freunden, nah und fern, gelangt.

An Leſſing, damals noch in Hamburg, ſchrieb ſein Bruder Karl den 26. October: „Moſes hat eine ſonderbare Begebenheit mit Lavatern, der vor einigen Jahren hier geweſen iſt. Sie haben ſich mit einander von Religionsſachen unterhalten. Hiervon nimmt der epiſche Dichter des künftigen Lebens Gelegenheit, Moſes aufzufordern, entweder die Bonnetſchen Beweiſe für die chriſtliche Religion zu widerlegen, oder ſich öffentlich zur chriſtlichen Religion zu bekennen. Dieſe gedruckte Aufforderung ärgert den guten Moſes nicht wenig, und, wie er mir geſagt, wird er Lavatern aus den Bonnetſchen Gründen ſelbſt beweiſen, daß er nichts als ein Jude ſei, und daß die Schwärmereien eines polniſchen Juden, welcher ſich vor einigen Jahren für den Meſſias ausgab, ebenſo zu rechtfertigen wären; zugleich wird er ihm erklären, daß er ſich in Religionsſtreitigkeiten nicht einlaſſe. Ich dächte, ein für allemal könnte wol Moſes ohne alle Umwege mit den deutlichſten Worten ſein Glaubensbekenntniß ablegen...

[1]) Schr. III, 81.

Wenn ſich doch die Unaufgeklärten und Aufgeklärten um das Seelenheil der Menſchen, wie Moſes, unbekümmert ließen! Aber das iſt nun ihr Los, zu plaudern, wo andere ſo gern ſchweigen!“[1])

Herder erfuhr es durch Nicolai im November mit der Bemerkung, daß Mendelsſohn ſehr beſcheiden, aber freimüthig antworten würde. „Herr Lavater hat ſich alle Folgen ſelbſt zuzuſchreiben. Sie wiſſen, daß wer bisher in Deutſchland von der Religion geſchrieben, immer aus einem gewiſſen theologiſchen Ton geſprochen hat. Moſes wird jetzt in die Nothwendigkeit geſetzt, anders zu ſprechen, und dieſes wird gewiß einen Erfolg auf die Zukunft haben. Inzwiſchen wird er ſeine Antwort ſo einrichten, daß er künftig auf weitere Aufforderungen kein Wort ſagen darf.“[2])

Nicht allein Nicolai, Leſſing und Herder, welcher Lavater für einen verblendeten Enthuſiaſten und Fanatiker erklärte,[3]) ſondern auch alle Berliner Theologen, alle, die von dem ſeltſamen Vorfalle hörten, mißbilligten den übereilten Schritt. Bonnet tadelte ihn, und Lavater ſelbſt wünſchte, daß er ihm mehr Ueberlegung hätte vorangehen laſſen. Er bat Mendelsſohn um Verzeihung, „daß er den unrechten Weg eingeſchlagen habe, ihm zu zeigen, wie er ihn liebe, hochſchätze, ſein Glück in der gegenwärtigen und zukünftigen Welt innigſt wünſche“.[4])

Die Reue kam zu ſpät. Mendelsſohn war es ſeiner innerſten Ueberzeugung, ſeiner Ehre und ſeinem Namen ſchuldig, öffentlich zu erwidern.

---

[1]) Leſſings Schr. XIII, 195.
[2]) Herders Lebensbild, II, 101.
[3]) Ebend. 106.
[4]) Schr. III, 82.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Mendelsſohns Erwiderung.

Nachdem Mendelsſohn die erſte Aufregung überwunden hatte, unterzog er ſich der ſchwierigen Aufgabe, dem öffentlichen Herausforderer öffentlich Rede zu ſtehen.

Man denke ſich, wie dem friedfertigen Manne dabei zu Muthe geweſen ſein mag. Er war ein abgeſagter Feind aller Streitigkeiten; ſeine Religion, ſeine Philoſophie und ſein Stand im bürgerlichen Leben gaben ihm die wichtigſten Gründe an die Hand, ſorgfältig alle Religionsſtreitigkeiten zu vermeiden. „Meinetwegen," ſagte er, „hätte das Judenthum in jedem polemiſchen Lehrbuche zu Boden geſtürzt und in jeder Schulübung im Triumph aufgeführt werden mögen, ohne daß ich mich hierüber jemals in einen Streit eingelaſſen haben würde. Ohne den mindeſten Widerſpruch von meiner Seite hätte jeder Kenner oder Halbkenner des Rabbiniſchen aus Scharteken, die kein vernünftiger Jude lieſt noch kennt, ſich und ſeinen Leſern den lächerlichſten Begriff vom Judenthume machen mögen." Die verächtliche Meinung, die man damals von einem Juden hatte, wünſchte er durch Tugend, nicht aber durch Streitſchriften zu widerlegen.[1])

Nach dieſen Grundſätzen war er entſchloſſen, ruhig ſeines Weges zu gehen. Privataufforderungen verehrungswürdiger Männer überging er mit Stillſchweigen, und die „Zunöthigung" kleiner Geiſter, die ſich nicht ſcheuten, ihn ſeiner Religion wegen öffentlich anzutaſten, verachtete er; allein die feierliche Beſchwörung eines Lavater nöthigte ihn, ſeine Geſinnungen öffentlich an den Tag zu legen, damit, wie er ſich ausdrückt, niemand ein zu weit getriebenes Stillſchweigen für Verachtung oder Geſtändniß halte.[2])

---

[1]) Schr. III, 42.

[2]) Schr. III, 47.

Mit Zittern ergriff er die Feder, um dem zudringlichen Geistlichen zu erwidern; das mißliche der Lage, in der er sich befand, fühlte er nur zu gut. Mußte er einerseits mit aller Entschiedenheit und Offenheit die ihm gestellte Zumuthung zurückweisen, so nöthigten ihn andererseits äußere Umstände, mit möglichster Schonung zu verfahren. Wie immer er aber sein Antwortschreiben einrichtete, eine Polemik gegen die christliche Religion war unvermeidlich. Eben dieses machte ihn gleich anfangs besorgt: er fürchtete die Censur. Daher fragte er, bevor er auch noch ein Blatt dem Drucke übergab, bei dem Consistorium an, welchem der Herren Räthe er die einzelnen Blätter seiner Antwort an Lavater vorzulegen habe, oder ob man es ihm frei stellen wolle, das Ganze nach der Vollendung dem Gesammt-Consistorium zur Beurtheilung zu überreichen. Er erhielt hierauf folgenden Bescheid:

> Herr Moses Mendelssohn könne seine Schriften drucken lassen, ohne sie einzeln oder vollendet dem Consistorium zur Censur vorzulegen, weil man von seiner Weisheit und Bescheidenheit überzeugt sei, er werde nichts schreiben, das öffentliches Aergerniß geben könnte;

ein Bescheid, der hinlänglich beweist, in welch hohem Ansehen Mendelssohn bei den geistlichen Behörden der Residenz stand.[1])

Aber auch nur ein Mendelssohn war im Stande, die Gefühle tiefer Beleidigung und die Regungen persönlicher Kränkung niederzuhalten und mit einer staunenerregenden Ruhe und Milde in einer so wichtigen Angelegenheit die Feder zu führen. Sein Antwortschreiben ist ein Muster von stoischer Ruhe und dialectischer Feinheit; es ist, wie der Erbprinz von Braunschweig sich ausdrückt, „mit dem Glimpf und Grad der Menschenliebe geschrieben, welche man im voraus zu erwarten hatte von einer von göttlichen Wahrheiten so durchdrungenen Seele.“[2]) Nicht genug bewundern kann man den wahrhaften Adel seiner Ge-

[1]) Schr. I, 20; vgl. V, 594.

[2]) Schr. III, 128.

ſinnung, der jede Spur eines perſönlichen Grolls aus ſeiner Seele verdrängte und über ſein Schreiben nur jene elegiſche Stimmung verbreitete, die gewiſſermaßen der Ausdruck eines großen Geſammtſchmerzes iſt, den er über die Mißachtung ſeiner Religion und ihrer Bekenner nicht unterdrücken konnte.

Großmüthig legt er der Aufforderung Lavaters die beſten Motive zu Grunde. „Ich bin völlig überzeugt," heißt es in dem erſten Schreiben an den Herrn Diakonus Lavater zu Zürich,[1]) „daß Ihre Handlungen aus einer reinen Quelle fließen, und kann Ihnen keine andere, als liebreiche menſchenfreundliche Abſichten zuſchreiben. Ich würde keines rechtſchaffenen Mannes Achtung würdig ſein, wenn ich die freundſchaftliche Zuneigung, die Sie mir in Ihrer Zuſchrift zu erkennen geben, nicht mit dankbarem Herzen erwiderte. Aber leugnen kann ich es nicht, dieſer Schritt von Ihrer Seite hat mich außerordentlich befremdet. Ich hätte alles eher erwartet, als von einem Lavater eine öffentliche Aufforderung .... Was hat Sie bewegen können, mich wider meine Neigung, die Ihnen bekannt war, aus dem Haufen hervorzuziehen und auf einen öffentlichen Kampfplatz zu führen, den ich ſo ſehr gewünſcht, nie betreten zu dürfen? Und wenn Sie auch meine Zurückhaltung einer bloßen Furchtſamkeit oder Schüchternheit zugeſchrieben haben, verdient eine ſolche Schwachheit nicht die Nachſicht und die Schonung eines jeden liebreichen Herzens?"[2])

Was nun die Zumuthung ſelbſt betrifft, ſo erklärte er, daß er ſeine Religion nicht erſt ſeit geſtern zu unterſuchen angefangen. „Die Pflicht, meine Meinungen und Handlungen zu prüfen, habe ich gar frühzeitig erkannt, und wenn ich von früher Jugend an meine Ruhe- und Erholungsſtunden der Weltweisheit und den ſchönen Wiſſenſchaften gewidmet habe, ſo iſt es einzig und allein in der Abſicht geſchehen, mich zu dieſer ſo

[1]) Berlin, Nicolai, 1770. (32 S.); Schr. III, 37—49; ins Hebräiſche überſetzt und erklärt von N. H. Weſſely (Handſchr., 13 S., unedirt).

[2]) Schr. III, 39 f.

nöthigen Prüfung vorzubereiten. Andere Bewegungsgründe kann ich hierzu nicht gehabt haben. In der Lage, in welcher ich mich befand, durfte ich von den Wissenschaften nicht den mindesten zeitlichen Vortheil erwarten. Ich wußte gar wol, daß für mich ein glückliches Fortkommen in der Welt auf diesem Wege nicht zu finden sei. Und Vergnügung? O mein werthgeschätzter Menschenfreund! Der Stand, welcher meinen Glaubensbrüdern im bürgerlichen Leben angewiesen worden, ist so weit von aller freien Uebung der Geisteskräfte entfernt, daß man seine Zufriedenheit gewiß nicht vermehrt, wenn man die Rechte der Menschheit von ihrer wahren Seite kennen lernt.

Wäre nach diesem vieljährigen Forschen die Entscheidung nicht völlig zum Vortheile meiner Religion ausgefallen, so hätte sie nothwendig durch eine öffentliche Handlung bekannt werden müssen. Ich begreife nicht, was mich an eine, dem Ansehen nach so überstrenge, so allgemein verachtete Religion fesseln könnte, wenn ich nicht im Herzen von ihrer Wahrheit überzeugt wäre. Das Resultat meiner Untersuchungen mochte sein, welches man wollte, sobald ich die Religion meiner Väter nicht für die wahre erkannte, so mußte ich sie verlassen. Wäre ich im Herzen von einer andern überführet, so wäre es die verworfenste Niederträchtigkeit, der innerlichen Ueberzeugung zum Trotz, die Wahrheit nicht bekennen zu wollen. Und was könnte mich zu dieser Niederträchtigkeit verführen? Ich habe schon bekannt, daß in diesem Falle Klugheit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit mich denselben Weg führen würden.

Wäre ich gegen beide Religionen gleichgültig und verlachte oder verachtete in meinem Sinne alle Offenbarung, so wüßte ich gar wol, was die Klugheit räth, wenn das Gewissen schweigt. Was könnte mich abhalten? Furcht vor meinen Glaubensgenossen? Ihre weltliche Macht ist allzu geringe, als daß sie mir fürchterlich sein könnte. Eigensinn? Trägheit? Anhänglichkeit an gewohnte Begriffe? Da ich den größten Theil meines Lebens der Untersuchung gewidmet, so wird man mir Ueberlegung ge-

nug zutrauen, ſolchen Schwachheiten nicht die Früchte meiner Unterſuchungen aufzuopfern. Sie ſehen alſo, daß ohne aufrichtige Ueberzeugung von meiner Religion der Erfolg meiner Unterſuchung ſich in einer öffentlichen Thathandlung hätte zeigen müſſen. Da ſie mich aber in dem beſtärkte, was meiner Väter iſt, ſo konnte ich meinen Weg im Stillen fortwandeln, ohne der Welt von meiner Ueberzeugung Rechenſchaft ablegen zu dürfen. . . . Ich bezeuge hiermit vor dem Gott der Wahrheit, Ihrem und meinem Schöpfer und Erhalter, bei dem Sie mich in Ihrer Zuſchrift beſchworen haben, daß ich bei meinen Grundſätzen bleiben werde, ſo lange meine Seele nicht eine andere Natur annimmt."[1])

Nachdem Mendelsſohn nun dargelegt, daß das Judenthum eine Propaganda für die Verbreitung ſeiner Lehre nicht allein nicht geſtattet, ſondern ſogar verbietet, wirft er zum Schluß ſeines Antwortſchreibens einen Blick auf die ihm dedicirte Bonnetſche Schrift ſelbſt. Nicht genug wundern kann er ſich, daß Lavater dieſe Schrift für hinlänglich hielt, einen Menſchen von ſeinen Grundſätzen zu überzeugen; er bekennt ihm, daß er ſo manche Vertheidigung der chriſtlichen Religion von Deutſchen geleſen habe, die weit gründlicher und philoſophiſcher geweſen, daß die meiſten Hypotheſen Bonnets auf deutſchem Grund und Boden gewachſen ſeien, ja daß er mit denſelben Gründen, womit Bonnet das Chriſtenthum beweiſt, jede Religion vertheidigen wolle.[2]) „Wenn darauf gedrungen wird," ſo ſchließt Mendelsſohn, „ſo m u ß ich die Bedenklichkeiten aus den Augen ſetzen und mich entſchließen, in Gegenbetrachtungen meine Gedanken über des Herrn Bonnet Schrift und die von ihm vertheidigte Sache öffentlich bekannt zu machen. Ich hoffe aber, daß Sie mich dieſes unangenehmen Schrittes überheben und lieber zugeben werden, daß ich in die friedſame Lage zurückkehre, die mir ſo natürlich iſt. Ich möchte nicht gerne in Verſuchung

[1]) Schr. III, 40 ff.
[2]) Schr. III, 47 f.

kommen, aus den Schranken zu treten, die ich mir mit so gutem Vorbedachte selbst gesetzt habe.“[1])

Dieses vom 12. December 1769 datirte Schreiben, das Mendelssohn am 24. December mit einigen freundlichen Zeilen nach Zürich schickte, überzeugte Lavater völlig, daß er gefehlt, daß das Dringende und Unbedingte seiner Aufforderung für alle Zeiten ein Fehler bleiben würde. Er fand in diesen wenigen Blättern Gesinnungen, die ihm Thränen aus den Augen lockten; es schmerzte ihn, daß er dem edelsten Menschen wider seine Absicht Verdruß verursacht hatte, und in seinem Antwortschreiben[2]) beschwor er ihn vor der ganzen Welt, ihm das Allzudringende, das Fehlerhafte in seiner Zuschrift zu verzeihen. Mit seiner Antwort vom 14. Februar 1770, welche er im Manuscripte mit einem Privatschreiben Mendelssohn zuschickte, damit dieser nach Belieben ändern, streichen und hinzusetzen könnte, hoffte er den Vorhang vor dem Publikum fallen zu lassen. Diesem Wunsche hatte auch Mendelssohn noch vor Empfang der Antwort, in seinem Briefe vom 10. Februar, Ausdruck gegeben. „Glauben Sie mir, mein Herr,“ heißt es in diesem Briefe, „es ist unser beider unanständig, ein Spiel der Anekdotenkrämer zu werden und durch öffentliche Streitschriften dem müßigen Theil des Publikums einen Zeitvertreib, dem Einfältigen ein Aergerniß und dem Feinde alles Guten eine boshafte Freude zu machen. Meine aufrichtige Meinung, mein Herzenswunsch ist, wir suchen uns, so gut wir können, aus der Schlinge zu ziehen, in welche wir gerathen sind. Lassen Sie die Wahrheiten, welche wir gemeinschaftlich erkennen, erst ausgebreitet genug sein, alsdann wollen wir den Streit über die Punkte, die uns trennen, mit desto größerem Eifer fortsetzen.“[3])

---

[1]) Schr. III, 49.

[2]) Antwort an den Herrn Moses Mendelssohn zu Berlin von Johann Kaspar Lavater. Nebst einer Nacherinnerung von Moses Mendelssohn. Berlin, Nicolai, 1770. (68 S.); Schr. III, 51–78.

[3]) Schr. III, 83.

Durch Vermittelung des Predigers Zollikofer in Leipzig war die Sache zwiſchen Mendelsſohn und Lavater ſehr bald beigelegt. Jener begleitete das Antwortſchreiben des Diakonus mit ſeinen „Nacherinnerungen“, die in dem ſeltſamen, aus zwei Geiſtlichen, einem Buchhändler und einem Juden beſtehenden Concilium verfaßt wurden, und aller Streit hatte ein Ende. Sie ſchieden als wahre Freunde. „Kommen Sie!“ ruft Mendelsſohn ſeinem Beleidiger in dem Schreiben vom 9. März 1770 zu, „wir wollen uns in Gedanken umarmen! Sie ſind ein chriſtlicher Prediger, und ich ein Jude! Was thut dieſes? Wenn wir dem Schafe und dem Seidenwurme wiedergeben, was ſie uns geliehen haben, ſo ſind wir beide Menſchen. Wir wollen uns einander aufrichtig alle Unruhe vergeben, die wir uns wechſelsweiſe gemacht haben.“[1])

„Ja herzlich, herzlich umarme ich Sie!“ hallt es ihm aus Lavaters Schreiben entgegen. „Nun von den alten Sünden kein Wort mehr! Aber aufs neue biete ich Ihnen alles, meine ganze Seele an, wenn etwas für Ihr Vergnügen, Ihre Glückſeligkeit in allen meinen Beſitzungen außer mir und in mir vorhanden wäre.“[2])

„Das kleine Vorſpiel iſt geendiget,“ konnte Mendelsſohn im März 1770 mit Recht behaupten; aber der eigentliche Kampf, die lange Reihe von Unruhen und Bekümmerniſſen, welche er beim Beginn vorausſah, nahm erſt jetzt recht eigentlich den Anfang.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Bonnet.

Charles Bonnet, der Verfaſſer der „Palingeneſie“ und die erſte Urſache des Streites, war auch der erſte, welcher ſich,

[1]) Schr. III, 88.
[2]) Schr. III, 95.

allerdings nicht ohne Grund, daran betheiligte. Höchſt unzufrieden mit dem unklugen Schritte Lavaters, glaubte er dem Gekränkten, deſſen edeln Charakter er durch Abbt und ſeine Schriften ſchon früher hatte ſchätzen lernen, es um ſo eher ſchuldig zu ſein, ihm in einem Briefe ſein Bedauern auszudrücken, als er in dem Antwortſchreiben an Lavater Aeußerungen über ſein Werk fand, auf die er nicht ſchweigen zu dürfen glaubte.

Es ſchwebte über dieſen Lavater-Mendelsſohnſchen Streit von dem erſten Beginn an etwas Dämoniſches, das man gewöhnlich Unglück nennt. Mendelsſohn war Bonnet gegenüber von aller Unbedachtſamkeit nicht frei geblieben. Da er nicht anders vermuthete, als daß dieſer dem Ueberſetzer ſeine Zuſtimmung zu der Aufforderung gegeben habe, ſo ſuchte er in ſeinem Schreiben auch den Verfaſſer der „Palingeneſie" gleichzeitig abzufertigen. Erſt durch einen Brief des Diakonus vom 26. December 1769 wurde er vom Gegentheil überführt. Da war aber die Antwort ſchon mehr als zehn Tage auf dem Wege nach Zürich und das „etwas dreiſte" Urtheil über Bonnets Werk konnte nicht mehr zurückgenommen werden. Hätte er vorher gewußt, daß Bonnet die Aufforderung nicht billige, er hätte gewiſſe Stellen, die dieſen trefflichen Schriftſteller angingen, anders abgefaßt. Er fühlte ſich von dem Ueberſetzer ſowol wie von dem Verfaſſer des ihm dedicirten Buches tief verwundet und hatte in ſeinem Schmerze auch gegen den letztern weniger Rückſicht als er dem Verdienſte deſſelben ſchuldig war.[1])

Mendelsſohn, der ſo wenig Anlage zum eigentlichen Polemiker hatte, bat Bonnet in einem ausführlichen Schreiben vom 9. Februar 1770 inſtändigſt um Verzeihung. Er erklärte und betheuerte ihm, daß es am wenigſten ſeine Abſicht geweſen wäre, durch die Aeußerung, die meiſten ſeiner philoſophiſchen Sätze ſeien deutſchen Schriftſtellern entlehnt, ihn eines Plagiats zu

[1]) Schr. III, 83, 114.

beſchuldigen. Dankend nahm er das ihm verehrte Exemplar der „Palingeneſie“ an, verſprach, das Werk nochmals im Original zu leſen, „wo ihn weder die Zueignungsſchrift, noch die Noten des Ueberſetzers verhindern würden, den rechten Geſichtspunkt zu treffen.“ „Und geſetzt, wir könnten am Ende über einige in Ihrer Unterſuchung enthaltene Betrachtnngen gar nicht zuſammenkommen, ſo kenne ich Ihre unſterblichen Verdienſte aus anderen philoſophiſchen Werken zu ſehr, um jemals aufzuhören, Ihr fleißiger Leſer und Bewunderer zu ſein.“

„Mit unausſprechlicher Freude,“ ſo ſchließt der Brief, „nehme ich übrigens Ihre Freundſchaft an, die Sie mir ſo großmüthig anbieten. Sie iſt das köſtlichſte Geſchenk, das ein Sterblicher mir machen kann, und ich kann Ihnen, ohne Ihrer Beſcheidenheit zu nahe zu treten, nicht ausdrücken, wie ſehr ich Ihnen für dieſe Großmuth verbunden bin. Habe ich bisher dem Herrn Lavater den Verdruß aufrichtig vergeben, den er mir verurſacht hat, ſo muß ich ihm nunmehr den verbindlichſten Dank dafür wiſſen, denn ſeine Uebereilung hat mich ſo glücklich gemacht, mich den Freund eines Bonnets nennen zu dürfen.“[1])

Wie benahm ſich aber der neue Freund, der ſo großmüthig die Freundſchaft ihm angetragen hatte? Er fühlte ſich von dem liebenswürdigen Schreiben Mendelsſohns bis zu Thränen gerührt, erblickte in demſelben das treue Bild ſeines Geiſtes und Herzens, verſicherte, daß es in der Republik der Wiſſenſchaften nicht zwei Männer gebe, die der Polemik feindlicher wären als der neue „Phädon“ und er. Nicht mit Worten kann er dem Publikum ausdrücken, wie er den tugendhaften „Phädon“ liebe,[2]) und — ohne ſich etwas von dem Briefwechſel und dem ganzen Vorfalle merken zu laſſen, ſucht er in einer neuen im Juni 1770 erſchienenen Ausgabe der „Beweiſe für das Chriſtenthum“ Mendelsſohn zu wiederlegen. Er, der ausdrücklich erklärt hatte, daß

[1]) Schr. III, 123.
[2]) Schr. III, 124 ff.

er mit dieſem Buche nie beabſichtigte, die Juden zu bekehren, apoſtrophirte ſie in dieſer neuen Ausgabe bei allen Gelegenheiten und that das, was er Lavater ſo ſehr verargte, in jeder Anmerkung. Ja noch mehr! Er datirte die Vorrede derſelben ſo früh, daß die Leſer nothwendig glauben mußten, „der Berliner Jude habe ſeine Armſeligkeiten aus den Anmerkungen des Herrn Bonnet ausgeſchrieben". Heißt das nicht die Waffen wider einen Unbewaffneten brauchen?[1])

Dieſes Betragen mußte einen peinlichen Eindruck auf alle diejenigen machen, welche den Weiſen von Genthod nur aus den begeiſterten Schilderungen ſeiner Jünger, eines Matthiſſon oder Johannes von Müller, kannten. Mendelsſohn brachte es außer aller Faſſung; weder er noch ſeine Freunde konnten ſich einen ſo verſteckten Angriff und eine ſo offenbare Heuchelei erklären. Nicolai mag von den Briefen gar nichts ſagen. Ganz aufrichtig und gerade hatte der Genfer gegen Moſes nicht gehandelt; er mochte gedacht haben, gegen einen Juden könne man ſich ſchon etwas erlauben.[2]) Mit noch größerer Entrüſtung ſchreibt Leſſing über Bonnets Benehmen, deſſen Briefe Mendelsſohn ihm zugeſchickt hatte.[3]) „Der Name Bonnet iſt mir ſo ekel geworden, daß ich auch nicht einmal die Wahrheit von ihm lernen möchte. Ich habe mich nicht enthalten können, dem Abt Jeruſalem den Umſtand von der Antedatirung der Vorrede zu der neueſten Ausgabe ſeines Buches zu erzählen. Der Abt ſagte zu verſchiedenen malen: das iſt nicht artig. Und ich antwortete dem Abt jedesmal: es iſt mehr als nicht artig, es iſt niederträchtig. Sie ſind wahrlich verbunden, wenn Sie nicht gegen das andere Extremum des kleinen Schleichers ausſchweifen wollen, den Umſtand bekannt zu machen."[4])

Vor der Hand ſchwieg Mendelsſohn, aber er entſchloß ſich

---

[1]) Schr. III, 99.
[2]) Schr. V, 227.
[3]) Schr. V, 187.
[4]) Schr. V, 190.

jetzt doch, so ungern er auch daran ging, seine Betrachtungen über Bonnets „Palingenesie“ auszuarbeiten und „in das große Wespennest zu stören“.[1]) In verschiedenen Briefen an Lavater, den Erbprinzen von Braunschweig und andere, besonders in seinen unvollendet gebliebenen „Betrachtungen über Bonnets Palingenesie“ entwickelte er seine Ansichten über die christliche Religion, auf die wir später noch zurückkommen. Er hatte die feste Absicht, diese Handschrift, unter der zunächst die „Betrachtungen“ zu verstehen sind, niemals aus Händen zu geben, am allerwenigsten während des Kampfes.

Und der eigentliche Kampf entbrannte erst jetzt; von allen Seiten stürmte man auf Mendelssohn los.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Kölbele und Consorten.

„Mich hielten,“ schreibt Mendelssohn den 30. März 1770 an Avigdor Levi aus Glogau, der, nachdem er mehrere Jahre Hauslehrer in Berlin war, seit 1768 von Privatlectionen in Prag lebte, „vielfache Beschäftigungen, und ganz besonders der religiöse Streit, in welchen ich mit einem christlichen Theologen gerathen bin — immer habe ich dieses gefürchtet und es ist jetzt eingetroffen — vom Schreiben ab. Ich gebrauchte stets die größte Vorsicht, religiöse und dogmatische Streitigkeiten zu meiden, da sie ja zu nichts führen, wie wir es öfter aus so manchen derartigen Parteikämpfen zur Genüge ersehen. . . . . Nachdem ich nun dem übereilten Theologen sein Sendschreiben öffentlich beantwortet, bestürmen mich seine Glaubensgenossen von allen Seiten; die Einen greifen mich in heftigen und ungestümen, die Andern in sanften und schmeichlerischen Worten an; die Einen

---

[1]) Lessings Schr. XII, 226.

lachen, die Andern ſpotten, denn das iſt ihre Weiſe; jedenfalls aber beläſtigen mich ihre Worte und Träumereien, und machen mir viel zu ſchaffen.“[1])

Eine ganze Menge neidiſcher, ſtreitſüchtiger Naturen freute ſich herzlich, endlich Gelegenheit gefunden zu haben, mit dem von ganz Deutſchland gefeierten Berliner Weiſen einmal zuſammenſtoßen zu können.

Die immer auf Streit und Zank lauernden Recenſenten und Zeitungsſchreiber machten ſich zuerſt über das Antwortſchreiben Mendelsſohns her. Ein Geſinnungsgenoſſe des aus ſeinen Kämpfen mit Leſſing genugſam bekannten Hamburger Hauptpaſtors beurtheilte es in der „Hamburgiſchen Neuen Zeitung“[2]) und verdrehte in der alleinigen Abſicht, den Juden in ein falſches Licht zu ſtellen, Mendelsſohns Worte in ſo perfider Weiſe, daß dieſer nicht ſchweigen durfte. Er erließ auch wirklich am 10. Januar 1770 eine Erwiderung,[3]) auf die Lavater in ſeiner Antwort vom 14. Februar 1770 Bezug nahm.[4])

Schlimmer als alle trieb es ein vom Frankfurter Judenhaß genährter, gallſüchtiger Doctor beider Rechte, Johann Balthaſar Kölbele mit Namen.

Dieſer ehrloſe, längſt verſchollene Menſch verfolgte Mendelsſohn ſeit langer Zeit. Im Jahre 1765 griff er ihn in einem elenden Roman an, der unter dem Titel „Begebenheiten der Jungfer Meyern, eines jüdiſchen Frauenzimmers, von ihr ſelbſt beſchrieben“ erſchien. In demſelben Jahre veröffentlichte

---

[1]) Schr. VI, 444 f; vgl. III, 105.

[2]) „In der neuen Zeitung No. 2 hat man Moſes Gedanken ganz verſtellt. Moſes hat ſich deshalb beſchwert. Ich ſchicke heute ſeinen Aufſatz an Dumpf (den Herausgeber der Zeitung); ich hoffe doch, daß er ihn einrücken wird,“ ſchreibt Nicolai an Leſſing. (Leſſings Schr. XIII, 231.) Das Datum dieſes Briefes (13. Juli 1770) kann unmöglich richtig ſein, da Mendelsſohns Erwiderung ſchon in No. 11 der Zeitung (19. Januar 1770) eingerückt war.

[3]) 1. Aufl. S. 555 f.

[4]) Schr. III, 56.

er aus Neid, daß der Jude von der Berliner Akademie den Preis erhalten hatte, eine flüchtige Vergleichung zwischen der Weltweisheit und Meßkunde, wobei zugleich die über die Preisfrage von der metaphysischen Evidenz herausgekommenen Schriften kurz beurtheilt wurden, und schickte diese Abhandlung mit einem französischen Briefe Mendelssohn zu; es war ein abgeschmackter Bekehrungsversuch. Mendelssohn hielt es für das Beste, nicht zu antworten. Kaum war der „Phädon" erschienen, so versprach Kölbele einen „Antiphädon"; der wurde aber so bald nicht fertig. Jetzt drängte er sich auch in diese Streitigkeiten. Mit wahrer Gier fiel dieses „Ehrenmitglied der Königlich Großbritannischen deutschen Gesellschaft in Göttingen" über Mendelssohn und sein Schreiben an Lavater her. „Roheres und Pöbelhafteres habe ich von einem kranken Christen, dessen Krankheit notorisch ist!! noch nicht gelesen!" versichert Lavater, der sich Freundschaft und Briefwechsel des Doctors verbat.[1]) Er schimpft und schmähet, beleidigt auf jeder Seite seines „Schreibens an den Herrn Moses Mendelssohn über die Lavaterische und Kölbelische Angelegenheiten".[2]) Er weiß, freilich nicht in seinem Namen, nur nach der „Möglichkeit", die sich ein „Weltkenner" vorstellet, die zeitlichen Vortheile herzuzählen, die Mendelssohn an seine Religion fesseln: „eine gute Besoldung als Comtoirschreiber bei reichen Juden, so manche Nebenvortheile der Comtoirschreiber, und noch vielleicht ein Gewinnhaber von einer jüdischen Handlungsgesellschaft"; er weiß, warum er von seinen „professormäßigen Wissenschaften" keinen Gebrauch macht, „denn was sind die jährlichen kleinen Einkünfte eines Professors der Weltweisheit oder der schönen Wissenschaften gegen die Vortheile eines Comtoirschreibers?"[3]) Herr Kölbele scheint überhaupt, wie Mendelssohn äußert, von der Achtung gar keinen

[1]) Schr. III, 95.

[2]) Frankfurt a. M. 1770. (48 S.) Das Schreiben ist datirt vom 26. Hornung 1770.

[3]) S. 10 ff.

Begriff zu haben, die man dem geringsten Menschen schuldig ist. Mit der äußersten Verachtung spricht er von den berühmtesten Männern der jüdischen Nation; ihm gilt Maimonides nichts gegen Eisenmenger, seinen Lieblingsautor, der allen Vernünftigen schon damals längst verächtlich geworden war.

Mendelssohn lächelte zu solchen Schmähungen; ein Kölbele konnte ihm die Ruhe nicht stören.

„Cerberus heißeres
Bellen scheuchet Dir vom Antlitz die lächelnde
Sanftmuth nie; steigt sein Odem
Ihm vom Rachen gleich giftesvoll,
Deinem ewigen Ruhm raubt er den Glanz doch nie"

singt der polnische Jude Isachar Falkensohn Behr in seiner Ode „An Herrn Mendelssohn"[1]) (den 15. April 1770) und bezeichnet in diesen wenigen Worten treffend das Gebahren des Frankfurter Gegners.

Mendelssohn war übrigens herablassend genug, diesen Kölbele, „der ein Thor ist und blos Verachtung verdient",[2]) einer kurzen Antwort zu würdigen. Er verspricht dem Doctor beider Rechte, daß er allenfalls hart auf ihn zustoßen, nie aber mit ihm zusammenstoßen könnte, und giebt seinen Lesern die Versicherung, daß er in diesem Streite nichts mehr schreiben würde. „In dieser Angelegenheit mögen Aufforderungen, Zumuthungen, Angriffe, Widerlegungen herauskommen, von wem man will, so viel man will, so höflich oder unhöflich man will, ich werde nicht eher antworten, als bis ich glauben werde, meine Zeit nicht nützlicher anwenden zu können."[3])

Und was für ärgerliches Gewäsch kam nicht noch mit jeder Messe heraus! Die Saite, die nur einmal ganz leise berührt war, „schwirrte, wie Mendelssohn sich ausdrückt, eine Zeit lang

---

[1]) Gedichte von einem polnischen Juden (Mitau 1772), 68.
[2]) Lessings Schr. XIII, 216.
[3]) Schr. III, 78.

im Publikum nach und wurde nun von plumpen Fingern bis zum Zerreißen geschlagen.“[1])

Der Pastor Hesse zu Beneckenstein am Harz trat mit „Anmerkungen über Mendelssohns Schreiben an Lavater“[2]) hervor und sandte ihm das Schriftchen nebst einem Privatbriefe durch den angesehenen Daniel Itzig. Er verherrlichte das Christenthum; er schrieb nach seiner Ueberzeugung. Da er sich in den Schranken der Mäßigkeit hielt, so erwiderte Mendelssohn auf seinen Brief und hätte sogar einige der Anmerkungen nicht unbeantwortet gelassen, wenn ihm dieselben einige Wochen früher in die Hände gekommen wäre. Er ist nicht wenig erstaunt, daß der fromme Pastor sich nicht entblödete, aus den unerforschlichen Wegen der Vorsehung auf ihre Absicht, von dem bürgerlichen Drucke der Juden auf die Unwahrheit des Judenthums zu schließen. „Das Sonderbarste ist,“ bemerkt Mendelssohn in seinem Schreiben an ihn, „daß man christlicherseits alles mögliche thut, diese Argumentation nicht verloren gehen zu lassen. Man hält uns sorgfältig unter dem Drucke, um uns desto siegreicher widerlegen zu können.“[3])

Wir wollen nicht alle die Schriften und Schriftchen einzeln vorführen, welche in dem Lavater-Mendelssohnschen Streite in die Oeffentlichkeit traten. Von ihnen gilt, was ein ungenannter Vertheidiger Mendelssohns in dem holprigen Vers ausdrückt:

So streiten unstudirte Velten
Um Sachen, die sie nicht verstehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren sollten erst zu den gelehrten Velten
Und Kunzen in die Schule gehn!

---

[1]) Schr. III, 97.

[2]) Schreiben des Herrn Mendelssohn in Berlin an den Herrn Diakonus Lavater zu Zürich; nebst Anmerkungen über dasselbe. Halle 1770.

[3]) Schr. V, 513—515.

Die ſtreiten dialectiſch ſchön,
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten,
Um Dinge, die ſie ganz verſtehn,
Und fehlen ihres Weges ſelten,
Weil ſie den Weg der Schule gehn;
Denn da läßt ſich kein Irrlicht ſehn.

Da ſchrieb der Eine einen Bogen voll „Gedanken über die Zumuthung des Herrn Lavater",[1]) und wies nach, daß Mendelsſohn ein Jude bleiben müſſe; der Andere ſtellte Betrachtungen über das Schreiben Mendelsſohns an; der Dritte erging ſich in Reflexionen; der Vierte kleidete ſeinen Judenhaß in Briefen ein: Alle trugen den Stempel der Gehäſſigkeit an ſich.[2]) Der Frankfurter Advocat aber wurde von niemand übertroffen.

---

[1]) Gedanken über die Zumuthung des Herrn Diakonus Lavater an Herrn Mendelsſohn ein Chriſt zu werden, in einem Schreiben eines guten Freundes an einen andern. Hamburg 1770. (16 S.)

[2]) Reflexions d'un étranger de la communication catholique sur la lettre de Mr. Mendelssohn à Mr. Lavater. Berlin 1770. (16 S.)

Freimüthige Gedanken über Moſes Mendelsſohns Sendſchreiben an Lavater, an einen Freund in Sachſen. O. O. u. J.

Betrachtungen über das Schreiben des Hrn. Mendelsſohn an den Diakonus Lavater zu Zürich. Leipzig 1770. (32 S.)

Unter dem Titel: Lettres Juives du celebre Mendels-Sohn, Philosophe de Berlin, avec les Remarques et Reponses de Mr. le docteur Kölbele et autres savants hommes (Francfort et La Haye [Aux Depens de la Compagnie] 1771) (368 S.) erſchienen in franzöſiſcher Ueberſetzung:

Mendelsſohns Schreiben an Lavater, Lavaters Antwort an Mendelsſohn, nebſt Nacherinnerungen.

Bemerkungen des Paſtor Heſſe (ſiehe S. 204 Note 2).

Kölbeles erſtes und zweites Schreiben an Mendelsſohn.

Betrachtungen über das Schreiben des Herrn Mendelsſohn.

Ferner iſt in dieſer Sammlung enthalten:

Autre Lettre concernant Mr. Mendelssohn.

Remarques Diverses sur le Judaisme Philosophique de Mr. Mendelssohn.

Courte Demonstration que la Religion Chrétienne est visiblement divisée.

Der verächtliche Ton, in welchem ihn Mendelssohn in den „Nacherinnerungen zu Lavaters Antwort" abgefertigt hatte, steigerte seine Wuth aufs höchste. Er hatte dem „wirklich geliebten Manne" noch vieles zu sagen und stellte sich in einem „Zweiten Schreiben an Herrn Moses Mendelssohn, insonderheit über den ehemaligen Mendelssohnschen Deismus"[1]) wiederholt an den Pranger. Recht heimtückisch und jesuitisch greift er jetzt aus den früheren Schriften Mendelssohns, aus den „Briefen über die Empfindungen", den „Philosophischen Gesprächen", aus dem „Phädon", einzelne Stellen aus dem Zusammenhange auf, aus denen dieser Mensch, „der als Deiste die Universität verließ, dann wieder aus wahrer Ueberzeugung zum Christenthum überging",[2]) sophistisch herausklügelte, daß der „geliebte Jude" ein Deist sei und den wahren Glauben an Offenbarung nicht kenne.

Von dieser Schrift, in der sich Gehässigkeit und Verleumdungssucht förmlich überboten, wandten sich alle Bessergesinnten mit Verachtung ab; nur die Gesinnungsgenossen des „Doctors beider Rechte" und — einige frömmelnde Juden labten sich an diesen Schmähungen; besonders letztere, welche ausgesprengt hatten, Mendelssohn hätte Aussprüche der jüdischen Weisen für Scharteken erklärt, freuten sich, es einmal „schwarz auf weiß" zu haben, daß ihr „neumodischer" Glaubensgenosse als Deist und wie die liebenswürdigen Prädicate, die sie ihm beilegten, sonst lauten, öffentlich verschrien sei.

Mendelssohn schwieg. „Ich würde es mir sehr verdenken," heißt es in einem Briefe an seinen Freund und Verwandten Elkan Herz in Leipzig vom 22. Juli 1771, „wenn ich mit Kölbele ferner Zeit verderben sollte. Rechtschaffene Leute sind nicht damit zufrieden, daß ich ihm das erste mal geantwortet habe. Hinsichtlich solcher heißt es: Antworte dem Thoren nicht in seiner Thorheit! Seine Beschuldigungen sind so unverschämt und seine Beweise so dumm, daß ich mich schämen würde, darauf

[1]) Frankfurt a. M. 1770 (132 S.), datirt vom 14. Heumonat 1770.
[2]) Zweites Sendschreiben S. 46.

zu antworten. Sie sagen, viele unserer Glaubensgenossen könnten ihm Glauben geben. Lieber Herr Elkan! Ueber die Kölbele unserer Glaubensgenossen moquire ich mich herzlich, denn ein vernünftiger Mensch muß die Albernheit dieses unverständigen Schwätzers gar bald einsehen. Ueberhaupt pflegen Christen und besonders Theologen leicht jemand des Deismus zu beschuldigen, weil ihre geoffenbarte Religion gar erschrecklich viel zu der natürlichen hinzu zu thun hat, das über und wider die Vernunft ist."[1])

Ließen sich auch mehrere Stimmen triumphirend über den Kölbelischen Angriff vernehmen, so verharrte Mendelssohn dennoch in einem ihn nur ehrenden Stillschweigen. „Wer die Absicht, mich zu reizen, so deutlich merken läßt, der soll Mühe haben, sie zu erreichen."[2]) Er hatte „das Glück oder den Eigensinn, bei solchen Zunöthigungen gleichgültig zu bleiben."

„Aber was ist denn das für ein neuer Angriff," fragte Lessing am 9. Januar 1771 Mendelssohn, „der in den Jenaischen Zeitungen von Lavater auf Sie geschehen? Ich lese diese Zeitung nicht und habe sie auch in ganz Braunschweig nicht auftreiben können. Haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der ersten Post zu senden."[3])

Dieses Zeitungsblatt hat Mendelssohn in der That nicht ohne herzlichen Verdruß lesen können. Gerade zur Zeit, als die Bekehrungsgeschichte so viel Aufsehen machte, hatte ein vorschneller Mensch — man sagte, es sei Zimmermann gewesen — Lavater den übeln Dienst erwiesen, aus seinem lateinischen Reiseberichte die Moses Mendelssohn betreffende Stelle, welche ihm, Gott weiß wie, in die Hände gekommen war, in die Jenaische gelehrte Zeitung[4]) einzurücken. Es kann nichts ungereimter sein als dieser Bericht. Lavater hatte in Mendelssohn alles gesehen,

---

[1]) 1. Aufl. S. 495, 492.
[2]) Schr. III, 98; V, 505.
[3]) Schr. V, 189.
[4]) 1770, Stück 82; vgl. Schr. III, 98.

was er in ihm ſehen wollte, ſogar, daß dieſer einen geiſtigen Meſſias erwarte. Allen denjenigen, die Mendelsſohns religiöſe Geſinnungen nur einigermaßen kannten, mußte dieſes allerdings lächerlich erſcheinen.[1]) Er ſelbſt erkannte ſich weder in dem ungeheuren Lobe, das ihm geſpendet, noch in den Meinungen, die ihm zugeſchrieben wurden. Jenes überſtieg ſo ſehr alle Grenzen, „daß wol jedermann ein Merkliches auf die Rechnung der Freundſchaft und der Begierde eines jungen Menſchen, etwas Außerordentliches auf ſeiner Reiſe geſehen zu haben, ſetzen mußte“. Aber die Meinungen? „Ich erkenne ſie ſchlechterdings nicht für die meinigen,“ ſchreibt er nicht ohne Unwillen an Lavater den 4. December 1770, „denn ſie widerſprechen theils meinen Religionsbegriffen und theils meinen philoſophiſchen Grundſätzen; und ich glaube im Gewiſſen verbunden zu ſein, mir öffentlich keine Meinungen zuſchreiben zu laſſen, die ich nicht habe. Ich erwarte nächſtens Ihre gütige Antwort und würde es mich unendlich freuen, wenn dieſe Beſchreibung entweder ganz untergeſchoben oder wenigſtens zum Theil verfälſcht wäre, damit ich der Nothwendigkeit überhoben ſein möge, dieſe ſo ſchwierige Stelle nochmals zu berühren.“[2])

Lavater lehnte die Urheberſchaft jenes Reiſeberichtes ganz von ſich ab; er betheuerte vor dem Allwiſſenden, daß er nicht den mindeſten Antheil an der Publication habe, auch nicht errathen könne, wie „der Aufſatz auf Jena gekommen“ ſei. Er that, was Billigkeit und Redlichkeit von ihm forderten; in derſelben Jenaiſchen Zeitung erklärte er: „Ich kann mein Befremden über die Publication nicht lebhaft genug ausdrücken. Ich hatte den Schritt gegen Herrn Mendelsſohn ſelbſt öffentlich als übereilt taxirt. Beinahe hätte ich mir Vorwürfe gemacht, der Unterredung mit ihm auch nur in den allgemeinſten und, wie ich glaube, unverfänglichſten Ausdrücken Erwähnung gethan zu haben — und jetzt erdreiſtet ſich eine fremde Hand ohne all

[1]) Schr. V, 227.
[2]) Schr. III, 99.

mein Wissen, einen verjährten, jugendlichen Privataufsatz, der nicht einmal von mir, sondern von einem meiner ehemaligen Reisegefährten verfaßt worden ist, als meine Arbeit an das Licht zu setzen! Ich sehe nicht, wer das Recht hat, eines lebenden Verfassers Manuscripte, zumal solche, die persönliche Urtheile, welche von wichtigen Folgen sein konnten, enthalten, ohne sein Wissen dem Publikum aufzudringen."[1])

Mendelssohn, froh einer Antwort überhoben und des unerquicklichen Streites endlich einmal los zu sein, beruhigte sich bei dieser Erklärung zum großen Verdruß Lessings, der erwartet hatte, „er würde es doch nicht wiederum nach einem so hämischen Schlage mit einem verrätherischen Streicheln hinterher gut sein lassen wollen."[2])

Mendelssohn aber war eine zu irenische Natur und bewahrte Ruhe und Stillschweigen, wenn nicht die äußerste Nothwendigkeit ihn zur Vertheidigung antrieb. Wie ganz anders würden die Funken gesprüht haben, wenn Lavater sich an einen Lessing gewagt hätte?

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die Vertheidiger.

In diesem über ein Jahr währenden Kampfe stand Mendelssohn ganz allein. Hatten sich auch die Bessergesinnten unter den christlichen Gelehrten gegen das Lächerliche, Anmaßende und Unkluge der Lavaterschen Herausforderung ausgesprochen und gewünscht, Mendelssohn hätte vom Beginne an die Rolle eines Voltaire gespielt, auf die gegründeten und ungegründeten Spötte-

[1]) Geßner, a. a. O. II, 32; Schr. III, 100 ff; V, 228.
[2]) Lessings Schr. XII, 289.

reien geantwortet: „diesem Manne ist nichts heilig“,[1]) so trat doch niemand öffentlich für ihn in die Schranken.

Freilich, der Angegriffene und Gekränkte war ein Jude — wie konnte man sich auch eines Juden annehmen! Wer hätte es auch wagen dürfen, in einer so brennenden Frage seine Meinung zu Gunsten des Juden abzugeben! Die aufgeklärten Theologen? Sie mußten für ihre Stellung fürchten, eine unvorsichtige Aeußerung hätte sie um ihr Brot gebracht. Sie begnügten sich, und schon das ist nicht gering anzuschlagen, dem muthigen Kämpfer in Privatbriefen, gleichsam Condolationsschreiben, ihre Hochachtung zu versichern. Der Hofrath Michaelis in Göttingen, der bedeutendste Theologe seiner Zeit, gab sein „weises Urtheil“ über den Beschluß des Streites ab, und Mendelssohn dankte ihm dafür.[2]) Der epochemachende Theologe Sal. Semler in Halle richtete folgendes Schreiben an ihn:

„Hochgeschätzter Mann!

Ich bin zufrieden, wenn Sie bei der Erscheinung, die ich verursache, in die Verwunderung nur einige Genehmhaltung meiner dreisten Entschließung einfließen lassen. Vielleicht ziehe ich einen Theil von jener Aufmerksamkeit auf mich, welche viele gelehrte Zuschauer in Bewegung gesetzt hat, da Lavater Ihnen in einer viel bessern Gemüthsart etwas zuzumuthen scheint, woraus Leute einer gewissen Lage einen sehr mittelmäßigen Triumph erwarten. Wenn ich nicht andere Empfehlungen meines Lehrbegriffes und der daran hangenden großen Glückseligkeit hätte, als die ich alsdann ergreifen wollte, wenn Sie öffentlich ein Christ würden, so möchte ich der christlichen Religion wol nicht viele Dienste leisten können. Ich habe ohne Zweifel nun den Unwillen einer großen Anzahl gereizt, aber ich freue mich, daß ich einsehe, es sei die Ehre, einem Menschen zur vernünftigen treuen Anwendung seiner Erkenntniß, zur deutlichen Ehre

[1]) Lessings Schr. XIII, 211, 231.
[2]) Schr. V, 504.

Gottes behülflich zu ſein, von mir überaus wohlfeil erkauft, wenn ich auch zehn theologiſche Reputationen dabei verloren hätte.“ [1])

Das war von dem aufgeklärten Semler nicht wenig gewagt! Wer äußerte ſich aber auch noch in ähnlicher Weiſe? Heyne in Göttingen wünſchte, „den Herrn Lavater hinzugeben und den Herrn Mendelsſohn zum Proſelyten zu machen, welcher der Religion mehr Ehre bringen würde, als jener hitzige Eiferer.“[2]) Der mit der freien Theologie ſich brüſtende Herder legte pfäffiſch die Hand auf den Mund, und der apokryphiſche Hamann rieb ſich ſeelensvergnügt die Hände und war auf den Ausgang geſpannt, der ſeinen Erwartungen allerdings nicht entſprach. „Der Erfolg hat gezeigt,“ ſchreibt er noch acht Jahre nach Beendigung des Streites ſeinem „Herzensbruder“ Lavater, daß „ein Mann wie Mendelsſohn, der Moſen und die Propheten hat, Ihrem Bonnet überlegen ſein mußte, und es war daher ziemlich abzuſehen, daß Sie aus dem ganzen Handel nicht ſo rein abkommen konnten, als Ihr Widerſacher.“[3])

Weshalb ergriff aber nicht Leſſing für ſeinen Freund Partei? Leſſing hatte längſt gewünſcht, ihn in eine theologiſche Fehde verwickelt zu ſehen, denn er hoffte, daß ſein Moſes den chriſtlichen Theologen einmal ordentlich die Wahrheit ſagen würde. Als Mendelsſohn in der „Epiſtel eines Layen“ für den Verfaſſer des „Zweckes Jeſu und ſeiner Jünger“ gehalten wurde, ſchrieb Leſſing an ſeinen Bruder Karl: „Vielleicht wird die Beſchuldigung allgemeiner, und ich werde herzlich lachen, wenn Moſes endlich gezwungen iſt, ſeinen ehrlichen Namen zu retten.“[4]) Dringend erſuchte er ihn, Lavater und den bekehrungsſüchtigen Theologen mit aller möglichen Freiheit und allem nur erſinnlichen Nachdrucke zu antworten. „Sie allein dürfen und können

[1]) Schr. I, 20.
[2]) Schr. I, 20.
[3]) Hamanns Schr. V, 275.
[4]) Leſſings Schr. XII, 512.

in dieſer Sache ſo ſprechen und ſchreiben und ſind daher unendlich glücklicher, als andere ehrliche Leute, die den Umſturz des abſcheulichſten Gebäudes von Unſinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.“[1]) Es iſt uns kein Geheimniß, wer die „andern ehrlichen Leute“ waren. Der ehrliche Leſſing wetzte eben in jener Zeit das Schwert, um das ganze glorreiche Lavaterſche Chriſtenthum, die ganze heilige Orthodoxie, mit einem Streiche zu vernichten. Wie hätte man auch von Leſſing erwarten können, ſich mit einem Lavater allein einzulaſſen!

Dergeſtalt wäre Mendelsſohn ſich allein überlaſſen geblieben, wäre nicht ein Geiſtesverwandter des „Fragmentiſten“ noch gegen Ende des Kampfes herbeigeeilt, ihm Beiſtand zu leiſten. Dieſer treue Secundant iſt der anonyme Verfaſſer des kleinen „Dienſtfreundlichen Promemorias an die, welche den Herrn Moſes Mendelsſohn durchaus zum Chriſten machen wollen, oder ſich doch wenigſtens herzlich wundern, daß er es noch nicht geworden iſt.“[2])

„Haben Sie das Promemoria geleſen, das in der letzten Meſſe herausgekommen?“ fragte Mendelsſohn in einem Schreiben vom 15. November 1771 ſeinen Freund Elkan Herz in Leipzig. „Ich kenne den Verfaſſer nicht, finde aber viele geſunde Vernunft darin.“[3]) Wahrlich ein ſolcher Vertheidiger wiegt alle genannten Gegner auf! „Was ſoll das Geſchrei an allen Ecken,“ heißt es in dieſem trefflichen Schriftchen, „gleich den Weinrufern, die für richtige Bezahlung nach einer erlernten Formel Abnehmer anlocken? Die Sache, ganz von der Nähe betrachtet,

---

[1]) Schr. V, 189.

[2]) Ohne Druckort, 1771. (30 S.) Einzelnen Andeutungen nach zu ſchließen, wohnte der Verfaſſer in Hamburg; S. 10 heißt es: „Nach H . . . . zu gehen, iſt Mendelsſohn nicht zu rathen; dort könnte was paſſiren, wenn ihn ein G(oeze) an der Spitze ſeiner Gläubigen im Zorne anſähe.“

[3]) 1. Aufl. S. 498.

bewegt zum Unwillen oder zum lauten Lachen. Halb Europa führte Krieg, aber zur Wiederherstellung des lieben Landfriedens ist kaum so viel geredet und geschrieben worden, als jetzt über die ganz unwahrscheinliche Bekehrung eines Berlinischen Juden. Wunder wäre es nicht, wenn dieser aus einem dem Menschen angeborenen Hang zur Eigenliebe sich von nun als den Mittelpunkt aller gelehrten und sonderlich der theologischen Bemühungen ansähe. Doch solche Kleinigkeiten mögen ungerügt hingehen: laßt uns lieber unparteiisch prüfen, ob ein Anschein vorhanden sei, daß Moses Mendelssohn zur christlichen Kirche treten werde? Ohne vorzügliche starke Beweggründe wird er es nicht thun; zum Spaß ändert ein Weiser seine Meinung nicht in wichtigen Dingen. Die Mittel kommen hier nicht in Anschlag: man hoffe auf übernatürliche Wirkungen, auf den Dienst eines Pastors, auf das herzerschütternde Geschrei eines Autors, auf die Stärke dogmatischer oder polemischer Schriften; alles dies ist einerlei."[1])

Den Theologen, denen es Wonne ist, Proselyten zu machen, ruft er allen Ernstes zu: „Ihr werdet unter den Christen Leute genug finden, die in Lehre und Wandel eurer Ermahnungen bedürfen, arbeitet erst an diesen; alsdann, wenn ihr ganz mit ihnen fertig seid, alsdann erst umziehet Land und Wasser, schreibt, ruft, ermahnet, aber schimpfet nicht, sondern überzeuget, um neue Mitglieder zu werben, nur hütet euch, daß ihr aus ihnen nicht zwiefache Kinder der Hölle machet."[2])

Zuletzt nachdem die Waffen von allen Seiten längst gestreckt und der Friede vollends wiederhergestellt war, bot sich dem witzigen Lichtenberg in Göttingen eine erwünschte Gelegenheit, auf die Lavater-Mendelssohnsche Streitigkeit einen hämischen Blick zu werfen.

Zwei Juden hatten nämlich zu Ende des Jahres 1770 von dem frommen Lavater die Taufe empfangen. Es waren, wie Karl Lessing seinem Bruder meldet, liederliche Leute, die

[1]) Promemoria, 6.

[2]) Promemoria, 26.

durch nichts zu dem Religionswechsel geführt wurden, als durch ihre Armuth; „einen Schwärmer, wie Lavater, zu hintergehen, waren sie noch zu feine Werkzeuge gewesen.“[1]) Lavater schwelgte in Glückseligkeit; er meinte in seinem Eifer, die ganze liebe Judenheit würde dem Beispiele dieser schändlichen, ihn betrügenden Creaturen folgen. Aus diesem seligen Traume weckte ihn nun Lichtenberg durch die Schrift: „Timorus, das ist Vertheidigung zweier Israeliten, die, durch die Kräftigkeit der Lavaterischen Beweisgründe und der Göttingischen Mettwürste bewogen, den wahren Glauben angenommen haben, von Konrad Photorin, der Theologie und Belles Lettres Candidaten“,[2]) in welcher dieser seine satyrischen Pfeile gegen den Diakonus richtete, „der sich im Geiste die Stütze der christlichen Kirche und den unsterblichen Bekehrer Mendelssohns nennen hörte“. Statt solche Dinge zu unternehmen, rieth ihm Lichtenberg, „lieber zu seiner eigenen höchst nöthigen und nicht lange mehr aufzuschiebenden Cur ein weltliches Buch zu lesen,“ denn er hätte sich „durch sein langes Gucken in die Ewigkeit die Augen ganz für den zeitlichen Horizont verdorben.“[3])

Dieses war, seiner Ansicht nach, das rechte Mittel, Mendelssohn und andere seinesgleichen vor Lavaterschen Zumuthungen in Zukunft zu schützen.

So ging Mendelssohn aus dem ihm aufgedrängten Kampfe siegreich und ehrenvoll hervor.

Dieser Bekehrungsversuch, der von allen freidenkenden Geistern verurtheilt wurde, übte nicht allein einen wesentlichen Einfluß auf seine Gesundheit, sondern auch auf die fernere Richtung seines Denkens und öffentlichen Wirkens. Er machte sich Vorwürfe, sich in seiner bisherigen schriftstellerischen Thätigkeit auf Philosophie und deutsche Literatur beschränkt, über sein

---

[1]) Lessings Schr. XII, 294; XIII, 304.

[2]) Berlin, (Göttingen) 1773; vermischte Schriften (Göttingen 1844), III, 79 ff.

[3]) Lichtenbergs verm. Schr. III, 123.

Verhältniß zu seiner Religion und seinen Glaubensgenossen ganz geschwiegen und die jüdische Wissenschaft so stiefmütterlich behandelt zu haben. Er hatte den „Prediger" (Kohelet) kommentirt und eine Logik geschrieben, eigentlich einen kurzen Commentar zu der unter dem Titel „Milloth ha-Higgajon" bekannten Logik Maimunis, welche er jemand schenkte, der, wie es in einem Briefe an Lessing heißt,[1]) „die Schande auf sich genommen hat, sie unter seinem Namen bekannt zu machen." Er schenkte sie Samson Kalir, einem armen wandernden jüdischen Gelehrten aus Jerusalem, damit er durch den Verkauf der Schrift sich „einigen Vortheil verschaffen möchte". Derselbe ließ das Werkchen im Jahre 1761 in Frankfurt an der Oder drucken und gab sich keck für den Verfasser aus.[2]) Der Undankbare! Während er in der Vorrede den reichen Ephraim Veitel und dessen Gattin mit Lob überschüttet, hat er kein Wort des Dankes für den Verfasser und begnügte sich mit der zweideutigen Wendung: „Gott hat mir eine Erklärung zugeführt, welche noch nie veröffentlicht worden ist."

Noch inmitten des Lavaterschen Streites faßte Mendelssohn den Entschluß, nunmehr das Versäumte nachzuholen, seine Kräfte für Juden und Judenthum zu verwenden und mit aller Entschiedenheit für sie einzutreten.

---

[1]) Schr. V, 173.

[2]) באור מלות ההגיון להרמב"ם ו"ל עם פרוש מספיק Logica R. Mosis Maimonidis cum explicatione R. Samson Kalir atque censura amplissimae Facultatis Philosophicae Academiae Francofurtanae. 1761. Eine 2. verbesserte und vermehrte Auflage, in der sich Mendelssohn als Verfasser nennt, wurde durch den Studiosus Bär besorgt (Berlin 1765; die 3. Aufl., mit Zusätzen von A. Jaroslaw, erschien Berlin 1784); die 4. mit Zusätzen von Isaak Satanow, Berlin 1795; die 5. Aufl. Wien 1822; die 6. mit deutscher Uebersetzung von R. Fürstenthal, Breslau 1828.

Neuntes Buch.

Auszeichnungen.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Mendelssohn und der Erbprinz von Braunschweig.

Der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, ein Zögling des aufgeklärten Abtes Jerusalem, war eine Natur, in deren wunderbaren Mischung ein schrankenloser Ehrgeiz und eine auf glänzende äußerliche Erfolge gerichtete Eitelkeit Hand in Hand gingen mit jenen philosophisch-schöngeistig-wissenschaftlichen Bestrebungen, wie sie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bei den meisten deutschen Fürsten gefunden wurden. Er hatte den „Phädon" gelesen und war davon so entzückt, daß er sehnlichst wünschte, den Verfasser persönlich kennen zu lernen. Dieses Verlangen brachte er auch während eines Aufenthaltes bei seinem königlichen Oheim, dem großen Friedrich, im Herbste 1769 in Ausführung.

„Montag den 30. October ließ der Erbprinz von Braunschweig den sehr berühmten Gelehrten Herrn Moses Mendelssohn zu sich aufs Schloß bitten; er unterhielt sich mit ihm über philosophische und moralische Materien und bezeugte gegen ihn eine besondere Gnade und Hochachtung".[1])

[1]) Berl. Priv. Zeitung von Dienstag den 31. October 1769.

Mendelsſohns Freunde jubelten über dieſe Auszeichnung. Nicolai berichtete ſofort an Herder, „daß der Erbprinz von Braunſchweig bei ſeiner letzten Anweſenheit in Berlin Herrn Moſes ganz ungemein gnädig begegnet, ihn der größten Hochachtung verſichert und ihm verſprochen habe, mit ihm über den „Phädon“ zu correſpondiren.“[1]) Leſſing, „der ſchon im Abſchiednehmen begriffen war“, um die, zur aufrichtigen Freude Mendelsſohns, kurz vorher erlangte Stelle als Bibliothekar in Wolfenbüttel anzutreten, erhielt durch Ebert, den Freund des Erbprinzen, die Nachricht, daß dieſer „unſern vortrefflichen Moſes Mendelsſohn kennen gelernt hätte und über dieſe neue Bekanntſchaft ſehr erfreut wäre. Mendelsſohn hätte ihm verſprochen, ihm ſeine neue Edition des „Phädon“, zu ſchicken, und der Erbprinz würde ſich darauf mit ihm in eine Correſpondenz einlaſſen. Er wünſchte ſehr, daß es möglich wäre, „auch ihn nach Braunſchweig zu ziehen. Vielleicht können Sie dazu etwas beitragen.“[2])

Um wie viel lieber ging Leſſing jetzt nach Wolfenbüttel, da ſich ihm Ausſicht bot, mit ſeinem „älteſten und beſten Freunde“ vereint leben zu können. „Ich wüßte nichts in der Welt,“ erwiderte er gleich nach Empfang des Briefes an Ebert, „wodurch ſich der Prinz meiner ganzen Ergebenheit und Verehrung mehr hätte verſichern können, als dadurch, daß er Bekanntſchaft mit meinem älteſten und beſten Freunde in Berlin hat machen wollen. Daß ſie einander gefallen würden, war kein Zweifel, und was wollte ich nicht drum geben, wenn es möglich wäre, daß ihn der Prinz aus jenem Orte ziehen könnte, wo ich weiß, daß er ganz gegen ſeine Neigung iſt.“[3])

Es iſt wahr, das Leben in Berlin behagte Mendelsſohn längſt nicht. Er fühlte ſich vereinſamt; wenn er vernünftigen Umgang haben wollte, ſo „mußte er leſen oder an Freunde

[1]) Herders Lebensbild, II, 101.
[2]) Leſſings Schr. XIII, 198, vgl. 202.
[3]) Leſſings Schr. XII, 238.

ſchreiben;“ [1]) er ſah ſich „beſtändig von einem Wuſt von Geſchäften geplagt, die ſo unangenehm waren, daß er ſeine ganze Philoſophie zuſammennehmen mußte, um das Daſein nur erträglich zu finden“. [2]) In ſeinem Unmuthe kam ihm ſogar einmal der Gedanke, nach dem kleinen Bückeburg überzuſiedeln. Er blieb, Dank der Vorſehung, in Berlin.

An demſelben Tage, an welchem Ebert Leſſings Brief erhielt, traf auch der „Phädon“, in eben erſchienener dritter Auflage, von einem Schreiben Mendelsſohns begleitet, bei dem Erbprinzen ein. „Die huldreichen Ausdrückungen,“ heißt es in dieſem herrlichen Schreiben, „in welchen Ew. Durchlaucht Dero Wohlgefallen an dieſem kleinen Tractate zu erkennen zu geben geruhet, werden meinem Geiſte jederzeit gegenwärtig bleiben, und mich mitten unter unvermeidlichen Zerſtreuungen aufmuntern, zum Dienſte der Wahrheit und Tugend ein mehreres zu wagen.“ [3])

Statt aber um den „Phädon“, drehte ſich die Correſpondenz um ein anderes, den Erbprinzen mehr intereſſirendes Thema, nämlich um den Lavaterſchen Streit. Er hatte das Antwortſchreiben an Lavater von dem Verfaſſer ſelbſt erhalten und infolge deſſelben gewünſcht, die Betrachtungen über den Bonnet zu ſehen, „denn nichts kann einem unſeres Glaubens wichtiger ſein,“ ſchreibt er den 2. Januar 1770 an Mendelsſohn, „als zu bemerken, wie ein unter dem moſaiſchen Geſetze lebender Philoſoph den hiſtoriſchen Beweis von Moſes führt, in welchem wir mit ihm einſtimmig ſind, und wie zugleich denen hiſtoriſchen Beweiſen ausgewichen wird, auf welchem der chriſtliche Glaube ſich gründet, welcher ja größtentheils auf Zeugniſſen beruht, welche unter dem moſaiſchen Geſetze als göttliche Eingebung angenommen worden. Ob ich aber wünſchen ſoll, daß ferner in Sie gedrungen werde, dieſe Betrachtungen öffentlich bekannt zu machen, muß dahin geſtellt ſein laſſen aus

[1]) Schr. V, 264.
[2]) Schr. V, 362.
[3]) Schr. III, 127.

den in dem Antwortschreiben angeführten Gründen. Glücklich würde ich mich schätzen," so schließt der Erbprinz, „Denenselben Proben von der wahren Hochachtung geben zu können, mit welcher zeitlebens verbleibe u. s. w."[1])

Wer sich in die Verfassung des schon von Natur ängstlichen und durch die Lavatersche Zumuthung noch mehr eingeschüchterten Mendelssohn versetzt, kann leicht ermessen, wie wehe ihm zu Muthe war, mit einer fürstlichen Person eine Correspondenz über Glaubenspunkte, über die Hauptdogmen des Christenthums, führen zu müssen. Dabei verlangte der Erbprinz, um mit Nathan zu reden, „die Wahrheit so blank, so bar, als ob die Wahrheit Münze wäre!" Es war ihm hauptsächlich um die Lösung zweier Fragen zu thun: welche Gründe Mendelssohn habe, die historischen Beweise des Alten Testaments anzunehmen, und die des Neuen zu verwerfen; und aus welchen Gründen er die Zeugnisse für den Glauben der Christen verwerfe, die in dem Alten Testament vorkommen und unter den mosaischen Gesetzen selbst als göttliche Eingebungen angenommen werden.[2])

Mendelssohn gehorchte. Er beantwortete die ihm vorgelegten Fragen am 25. Januar 1770 mit einer Entschiedenheit und Offenheit, daß er selbst den Prinzen ersuchte, das freimüthige Bekenntniß niemand zu Gesicht kommen zu lassen. Nie hat sich Mendelssohn so kühn und unerschrocken über das Christenthum ausgesprochen, als in seinem Schreiben an den Prinzen. Nicht ohne Rührung kann man den Schluß dieses Schreibens lesen. Welche Seelengröße spricht sich darin aus!

„Durchlauchtigster Prinz! Ich fürchte, meiner Feder allzu freien Lauf gelassen zu haben, und würde untröstlich sein, wenn ich das Unglück hätte, durch allzu große Freimüthigkeit mir Ew. Durchlaucht Ungnade zuzuziehen. Ich breche mit Zittern

---

[1]) Schr. III, 128 f.
[2]) Schr. III, 129, 133.

ab und erwarte mein Schickſal mit der quälendſten Ungeduld. Dem allgütigen Herzenskündiger iſt bekannt, daß ich die Wahrheit aufrichtig ſuche, und daß es mein unveränderlicher Vorſatz iſt, niemals mit meinem Wiſſen einer vernünftigen Seele Aergerniß zu geben. Alle Gelegenheiten, jemals über dieſe Punkte in öffentliche oder auch in Privat-Streitigkeiten zu gerathen, werde ich zeitlebens ſorgfältig zu vermeiden ſuchen. Ew. Durchlaucht allein habe, auf Dero gnädigſten Befehl, meine Geſinnungen weder verhehlen noch verſtellen können. Ich bin von Dero erhabener Denkungsart verſichert, daß Sie nichts als Aufrichtigkeit von mir erwarten und mir zugleich die Redlichkeit zutrauen, niemals ſelbſt von dieſen Geſinnungen ſchädlichen Gebrauch zu machen. Ich verachte die kleine Denkungsart der Freigeiſter, die ſich ein ſehr ſchadenfrohes Vergnügen daraus machen, die Unſchuld in ihrer Zufriedenheit zu ſtören, und mit dem Eiferer, der dieſes aus irrendem Gewiſſen thut, kann ich nicht anders als Mitleid haben. Ich nehme mir daher die Kühnheit, Ew. Durchlaucht unterthänigſt zu bitten, dieſes Schreiben zu vernichten, damit es nicht dereinſt in die Hände eines Menſchen gerathe, der es mißbrauchen, oder der vermöge ſeines Standes ſich für verbunden halten könnte, darüber Streit zu erregen". [1])

Seine Offenheit und „allzu große Freimüthigkeit" zogen ihm keineswegs die gefürchtete Ungnade zu. Der Erbprinz wurde Mendelsſohns Freund.

Dieſem ſeinem fürſtlichen Freunde ſtattete er im October 1770 einen Beſuch in ſeiner Reſidenz in Braunſchweig ab. Durch die vielen Widerwärtigkeiten der letzten Zeit mißmuthig und verſtimmt, hoffte er durch die Zerſtreuungen einer Reiſe, welche er nach Braunſchweig und Hannover zum Theil in Geſchäften unternahm, ſeine alte frohe Laune wiederzugewinnen.

In Begleitung des zwanzigjährigen David Friedländer,

[1]) Schr. III, 131 f.

der kurz zuvor aus Königsberg, ſeinem Geburtsorte, nach Berlin gekommen war, trat er am 16. October die Reiſe an. Auch Leſſings Bruder Karl, dem Mendelsſohn um eben dieſe Zeit eine Stelle als Aſſiſtent beim General-Münzdirectorium verſchafft hatte, beabſichtigte anfangs, mit ihm zu reiſen, wurde aber durch ſeine Stellung verhindert.[1])

Nach einer mehrtägigen Fahrt traf er in Braunſchweig ein, trat bei Herz Samſon, dem Vater des Gründers der Samſonsſchule in Wolfenbüttel, ab und begab ſich auch alsbald mit Herrn Friedländer, „den der Erbprinz auch ſchon kannte", ins herzogliche Schloß. Mit welcher Freude wurde er von dem Erbprinzen empfangen! Den ganzen Abend mußte er bei ihm zubringen.[2]) Die Herzogin-Mutter, die ſchöne Philippine Charlotte, die Schweſter Friedrich des Großen und Freundin Jeruſalems, welche die edelſten Lebensfreuden in dem Umgange geiſtbegabter Zeitgenoſſen ſuchte, gewann den kleinen Juden ſo lieb, daß „ſie ſein Portrait gleich unter das ihres Vaters, des Königs in Preußen, hing".[3])

Beim Abſchiede erſuchte der Erbprinz ſeinen Gaſt, am folgenden Tage nachmittags vier Uhr ſeinen Beſuch zu wiederholen. Mehr als dieſe Einladung erfreute Mendelsſohn die Aufmerkſamkeit des Prinzen, daß dieſer Ebert auftrug, Leſſing die Ankunft ihres Freundes ſchleunigſt anzuzeigen; er hoffte, daß der Herr Bibliothekar „deswegen ſobald als möglich von Wolfenbüttel herüberkommen würde".[4])

Leſſing kam ſofort und nahm den Freund mit ſich nach Wolfenbüttel.

---

[1]) Leſſings Schr. XIII, 249.

[2]) Leſſings Schr. XIII, 251 f.

[3]) Zimmermanns Briefe an einige ſeiner Freunde in der Schweiz (Aarau 1830), 199.

[4]) Leſſings Schr. XIII, 251.

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Mendelsſohn und Leſſing.

Ueber drei Jahre waren verfloſſen, ohne daß ſich die beiden Freunde geſehen, ja ohne daß ſie einander mehr als ein einziges mal geſchrieben hatten. Sie fanden ſich beide merklich verändert. Der Kummer über die jüngſten Vorfälle malte ſich auf Mendelsſohns Geſicht; auch Leſſing war nicht glücklich, und wenn auch die Liebe zu Eva König, ſeiner „liebſten, beſten, einzigen Freundin", tiefe Wurzeln in ſeinem Herzen geſchlagen hatte, ſo war er doch mit ſeinem Geſchick im höchſten Grade unzufrieden. Mit Schmerz dachte er daran, daß noch Jahre vergehen könnten, ehe es ihm, dem Vierzigjährigen, vergönnt wäre, ſeine Geliebte heimführen zu können.

Einige jener glücklichen Stunden, welche die Freunde an das trauliche Zuſammenleben in einer für beide längſt geſchwundenen Zeit lebhaft erinnerten, verbrachte Mendelsſohn jetzt in Wolfenbüttel. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß der Bibliothekar ſeinem Freunde auch die Bibliothek und alle ihre Seltenheiten zeigte, wenngleich der Bruder ihn vorher erſucht hatte, „Moſes ja nicht in der Bibliothek herumſuchen zu laſſen, denn er könnte dort etwas entdecken und dann ließe er alles Uebrige liegen".[1]) Der Verfaſſer des „Phädon" war wie von Verwunderung verſteinert und rief beim Anblick der Bibliothek aus: „Welche erſtaunliche Menge von Büchern, und wie wenig weiß man!" Leſſing mochte dieſe Betrachtung wol nicht willkommener ſein als dem Luſtwandler der Kirchhof, aber der Freund erkannte an ſolchen Aeußerungen ſeinen Philoſophen, zumal da dieſer noch hinzufügte: „Ich bin ja zu Ihnen nicht der Bücher wegen, ſondern um Ihretwillen gekommen. Nur

[1]) Leſſings Schr. XIII, 252.

Ihre Meinungen will ich wissen, nicht, was in diesen schönen Särgen ruht.“[1])

Und gerade Lessing war daran gelegen, zunächst Mendelssohns Meinung über das zu vernehmen, was ihn jetzt am meisten beschäftigte, über das wichtige Manuscript, das er vor allen Personen, selbst vor dem Erbprinzen, geheimhielt, über die später so berühmt gewordenen „Fragmente“.

Man war über den Verfasser dieser „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ lange in Zweifel und hat einige Zeit sogar Mendelssohn dafür gehalten; heute ist es allgemein bekannt, daß der Hamburger Professor Hermann Samuel Reimarus dieses Werk als ein Fünfzigjähriger begonnen und über zwanzig Jahre daran gearbeitet hat. Die geistreiche Tochter dieses 1768 verstorbenen Hamburger Gelehrten, Elise Reimarus, diese Herzensfreundin Mendelssohns und Lessings, gab dem letztern bei seiner Abreise nach Wolfenbüttel einen Theil des Manuscripts in Abschrift mit. Ob Mendelssohn, vielleicht durch Lessings Bruder Karl, von dem Inhalte dieser den Geist der freiesten Forschung ausströmenden Fragmente wußte? Er gratulirte dem zukünftigen Herausgeber zu dieser Entdeckung mit der Versicherung, daß er ihn nicht beneide.[2])

Lessing gab dem Freunde das Manuscript mit nach Berlin. Mehr als irgendwo zeigt sich gerade in dem Urtheile, welches Mendelssohn über diesen seltenen Schatz fällte, die Verschiedenheit seiner Denkungsart von der Lessings. Die Fragmente waren ihm „in aller Betrachtung sehr wichtig und allein schon eine Reise von dreißig Meilen werth“; allein es schien ihm, „als wenn der Verfasser zuweilen unbillig wäre“; er sei eben so wider gewisse Charaktere als andere für dieselben eingenommen; er leite alles aus bösen, grausamen, menschenfeindlichen Absichten her. „Den Menschen als Menschen zu betrachten,

[1]) Karl Lessing, a. a. O. I, 320.
[2]) Karl Lessing, a. a. O. I, 319.

ihn nach den Sitten, Gewohnheiten und Kenntniſſen ſeiner Zeit und in Vergleichung mit ſeinen Nebenmenſchen zu beurtheilen, dazu muß man weder Vorurtheile haben, noch ſich aus Abſcheu gegen Vorurtheile zur Unbilligkeit verleiten laſſen; dazu muß man das Maß der menſchlichen Kräfte kennen und keine Phantome im Kopfe haben, die uns ſchwindelig machen.“[1]) Dieſe Anſicht konnte Leſſing nicht theilen, am allerwenigſten wollte er auf ſeinen Ungenannten Unbilligkeit kommen laſſen. Stimmte er auch darin mit Mendelsſohn überein, daß man bei Beurtheilung gewiſſer Charaktere und Handlungen das Maß der Einſicht und des moraliſchen Gefühls mit in Betracht ziehen müſſe, welches den Zeiten zukomme, in die ſie fallen, ſo gelte das doch nur bei ſolchen Charakteren und Handlungen, die weiter nichts ſein ſollen als Charaktere und Handlungen bloßer Menſchen. „Die Urſache, warum Ihnen ein ſolches Verfahren bei unſerm Ungenannten aufgefallen iſt,“ heißt es in ſeinem Briefe an Mendelsſohn vom 9. Januar 1771, „muß blos darin liegen, daß Sie von jeher weniger gehalten geweſen, die getadelten Handlungen in dem Lichte der Göttlichkeit zu betrachten, in welchem wir ſie ſchlechterdings betrachten ſollen.“[2])

Den Standpunkt der unumwundenen, rückſichtsloſen Kritik theilte Mendelsſohn nicht; Reimarus ging ihm unſtreitig zu weit. Konnte er ſich ſchon mit den Philoſophemen dieſes von ihm ſo hochgeſchätzten Mannes, der für die Wolffiſche Philoſophie daſſelbe war, was David Strauß, ſein neueſter Biograph, für die Hegelſche wurde, nicht einverſtanden erklären;[3]) um wie viel mehr mußte er die „Fragmente“, die von allen Glaubensrückſichten und aller Bibelautorität ſich losſagten, verwerfen. Darum rieth er auch den Freund aufs entſchiedenſte von der Veröffentlichung der „böſen“ Fragmente ab; in ſeiner Friedensliebe verſprach er ſich davon wenig Erſprießliches für den

[1]) Schr. V, 185.
[2]) Schr. V, 188 f.
[3]) Schr. IV, 2, 176 ff.; V, 270.

Freund und, bezeichnend genug für seine Denkweise, für die Menschheit.

Sonderbar bleibt es immerhin, daß der Erbprinz durch Mendelssohn zuerst von den Fragmenten Kunde erhielt. Sie bildeten bei dem Besuche, welchen er ihm vor der Abreise abstattete, das Thema der Unterhaltung. Der Prinz wollte das Manuscript selbst sehen, aber Lessing entschuldigte sich damit, daß es der Freund in Berlin habe. „Wenn Sie mir antworten," bemerkt Mendelssohn in seinem ersten Briefe nach seiner Rückkehr an Lessing, „so melden Sie mir doch, ob die bewußte Person noch ferner in Sie gedrungen, sie das Manuscript sehen zu lassen, oder ob der Eifer nur ein so kurzer Uebergang gewesen."[1]) „Die Neugierde der bewußten Person nach dem Manuscripte hat sich halten lassen," erwiderte Lessing am 9. Januar 1771. „Er hat nicht eher wieder daran gedacht, als bis er mich vor einigen Tagen wieder zu sehen bekam. Ich fürchte, daß sein Verlangen, die Sache selbst besser einzusehen, ebenfalls nicht weither ist; daher habe ich ihm auch nur blos die Vorrede mitgetheilt, unter dem Vorwande, daß Sie das übrige Manuscript bei sich hätten."[2])

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Braunschweig und Wolfenbüttel, an welchen mit vielem Vergnügen zurückzudenken er alle Ursache hatte, setzte Mendelssohn seine Reise nach Hannover fort, woselbst er der Gast des reichen Michel David[3]) war; in dessen Hause traf er auch den philosophisch gebildeten Buchhalter Moses Philippson, der ein „Leben Spinozas" ge-

---

[1]) Schr. V, 186.

[2]) Schr. V, 189.

[3]) Michel David, dessen Sohn eine noch heute in Hannover bestehende israelitische Freischule gründete, wird seiner seltenen Uneigennützigkeit wegen gerühmt von Joh. G. Zimmermann (Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz, S. 134); s. 1. Aufl. S. 227.

ſchrieben und auf Verlangen der königlich kurfürſtlichen Juſtiz-kanzlei zu Hannover ein Gutachten „Ueber die Verbeſſerung des Judeneides“ abgegeben hat.[1]) Hier machte er die Bekanntſchaft verſchiedener angeſehener Männer. Der Miniſter von Münch-hauſen, „dieſer große Beförderer der Wiſſenſchaften, war ſo gnädig ihn vorzulaſſen“, und Mendelsſohn war „ſo glücklich, dieſen würdigen Greis, der kaum vier Wochen nachher verſchied, in einer Stunde zu finden, die heiter und faſt jugendlich für ihn war“.[2]) Den Mathematiker Raphael Levi, mit dem er in Correſpondenz ſtand, und den Hofrath Zimmermann lernte er jetzt perſönlich kennen.

Von Hannover wollte er auch noch nach Göttingen, wozu ihn beſonders der Miniſter Münchhauſen aufmunterte, um die perſönliche Bekanntſchaft des Profeſſors Michaelis zu machen, mit dem er ſeit ſeinem erſten literariſchen Verſuche einen Brief-wechſel unterhielt, den er als „Schriftgelehrten, Sprachforſcher und Weltweiſen“ hochachtete und der ihm auch einige Monate früher den erſten Theil ſeines epochemachenden „Moſaiſchen Rechts“ zu-geſchickt hatte.[3]) Er hätte gern noch dieſe zehn Meilen zurück-gelegt, wenn es ſeine Geſchäfte und ſeine Reiſegeſellſchaft ge-ſtattet hätten.[4])

So trat er denn über Halberſtadt die Rückreiſe an. Hier beſuchte er den gelehrten Abraham Halberſtadt und hielt ſich einige Stunden bei Gleim auf, dem er ein Exemplar des gerade erſchienenen „Berengarius“ von Leſſing überbrachte. Er war unerbittlich, dem Wunſche des liebevollen „Vaters“ der

---

[1]) Neuſtrelitz 1797. In einem Briefe des Hofraths Ebell in Hannover an Philippſon heißt es (Judeneid, 155): „unſer gemeinſchaft-licher verewigter Freund Mendelsſohn.“

[2]) 1. Aufl. S. 509.

[3]) 1. Aufl. S. 508.

[4]) 1. Aufl. S. 509.

deutſchen Dichter zu entſprechen und länger bei ihm zu verweilen; „er verrieth ſo ſehr den zärtlichen Vater und eilte zu ſeinen Kindern“.[1])

Neununddreißigſtes Kapitel.

Mendelsſohn und die Akademie.

Die ehrenvolle Aufnahme, welche Mendelsſohn am Braunſchweiger Hofe, in Hannover und überall fand, wo er auf ſeiner Reiſe ſich aufgehalten hatte, that ſeinem gedrückten Gemüthe recht wohl und bot ihm einigen Erſatz für die vielen Kränkungen, welche er infolge des Lavaterſchen Streites erfahren hatte.

Die höchſte Genugthuung aber, welche ihm zu Theil wurde, iſt die zu Anfang des Jahres 1771 erfolgte Erwählung zum Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin.

Sein Freund Sulzer, „an deſſen Seite der Name unſeres berühmten Mendelsſohn ſo oft glänzte“, wie der Akademiker Formey ſich ausdrückt,[2]) hatte ihn in Vorſchlag gebracht und ihm auch das Reſultat der Wahl im Namen der Akademie am 17. Februar 1771 in folgenden Zeilen angezeigt:

„Mein verehrteſter Herr!

Die Königliche Akademie hat mir aufgetragen, Ihnen zu hinterbringen, daß ihr Wunſch iſt, Sie als ordentliches Mitglied der philoſophiſchen Claſſe zu beſitzen. Sie wünſcht alſo und hoffet, daß eine ſolche Stelle, obwol jetzt vor der Hand keine Penſion dabei iſt, Ihnen nicht zuwiderſein möchte. In dieſem Fall wird der Vorſchlag an den König morgen abgehen. Seien Sie ſo gütig, mich wiſſen zu laſſen, ob Sie damit zufrieden

[1]) Leſſings Schr. XIII, 255.

[2]) Eloge de Mr. Sulzer. Lu dans l'assemblée publique de l'académie royale des sciences du jeudi 3 juin par le sécretaire perpetuel [Formey] (Berlin, 1779), 25.

ſind. Mir würde es beſonders angenehm ſein, Sie zum Collegen zu haben.“[1])

Er willigte ein, und die Wahl wurde dem Könige zur Beſtätigung vorgelegt.

Mendelsſohns Freunde triumphirten; „den Vorurtheilen ſeiner Gegner war nun mit einemmale geradezu ins Geſicht geſchlagen“. Der praktiſche Nicolai dachte ſchon daran, daß, „wenn Moſes möglicherweiſe künftig eine Penſion erhielte, ihm dies die Muße geben würde, die er bis jetzt nicht hat“.

Die Zuſtimmung des Königs ließ indeß lange auf ſich warten. Nicolai, der Leſſing in ſeiner Freude ſchon am 12. Februar die Mittheilung von ſeines „Moſes Wahl zum Akademiſten“ gemacht hatte, ſchrieb ebendemſelben im März: „Man vermuthet, daß jetzt in Potsdam Staatsgeſchäfte im Werke ſind, und daß der König darüber das Schreiben der Akademie zurückgelegt hat.“[2]) Den Akademikern ſelbſt war die Verzögerung der Antwort unbegreiflich. Sulzer zog bei dem Hofpoſtamte Erkundigungen ein und fand, daß das Schreiben der Akademie wirklich abgegangen ſei; der geheime Cabinetsrath Köper, bei dem alle Depeſchen abgegeben wurden, wäre, meinte er, der einzige, der „einige Aufklärung in dieſer einigermaßen unbegreiflichen Sache geben könnte“.

Das Schreiben der Akademie war allerdings an den König gelangt. Als er jedoch Mendelsſohns Namen auf der Liſte erblickte, wurde er ärgerlich; er erklärte den Herren Akademikern in einer nicht allzu höflichen Zuſchrift, künftighin mit mehr Sorgfalt die Actenſtücke anzufertigen, welche man ihm vorlege, und trug ihnen auf, neue Candidaten in Vorſchlag zu bringen. Auch auf der neu entworfenen Liſte wurde Mendelsſohns Name beibehalten, vom Könige aber geſtrichen. Der Akademiker Merian, welcher ſich nächſt Sulzer am meiſten bemühte, Mendelsſohn durchzubringen, verfiel in Ungnade.

---

[1]) Schr. I, 24.

[2]) Leſſings Schr. XIII, 278, 284.

Lange war man darüber in Zweifel, aus welchem Grunde der König der Wahl Mendelssohns die Zustimmung versagte. Man konnte sich nicht denken, daß sein Veto gegen den Juden gerichtet war; hatte er doch das unsterbliche Wort gesprochen: „Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und liebt, muß unter aller menschlicher Gesellschaft werth gehalten werden.“ Einige suchten den Grund in der früher von Mendelssohn gegen die Akademie gerichteten Schrift „Pope ein Metaphysiker“; man kennt ja aber die edle Rache, welche das beleidigte Tribunal schon 1760 an dem mitbetheiligten Lessing nahm, indem es ihn zum Mitgliede creirte. Andere vermutheten, daß der König dem deutschen Mendelssohn die Mißachtung der französischen Philosophen und die Kritik seiner Gedichte nicht hätte verzeihen können. Es war in der That der Jude, den der König zurückwies. Es wird behauptet, die Kaiserin Katharina II. von Rußland, die Verfasserin einer russischen Erzählung „Chlore Czarewitz“, hätte bei der damaligen Wahl aufgenommen zu werden gewünscht, und es sei erklärlich, daß die philosophische Klytämnestra, deren Freundschaft der König in der ein Jahr später vorgenommenen Theilung Polens gar sehr bedurfte, dem armen Juden vorgezogen wurde.[1])

Die Nichtaufnahme Mendelssohns erregte den Unwillen aller Vorurtheilsfreien. Der Philosoph Lambert und der Präsident Formey beklagten die Akademie, daß sie eines so schönen Schmuckes wie Mendelssohn beraubt sei.[2]) Der geistreiche Kästner, der gerade nicht zu seinen Verehrern gehörte und sogar den „Phädon“ dadurch lächerlich zu machen suchte, daß er in einer frohen Laune äußerte: „Abbt wäre in meinen Augen ein weit größerer Philosoph, wenn er über die Unsterblichkeit der Seele Moses den Sohn Amrams eher gefragt hätte als Moses

[1]) Bartholmèss, Histoire philosophique de l'académie de Prusse (Paris 1850), I, 225 ff.; Alexander von Humboldts Briefwechsel mit Varnhagen von Ense (Leipzig 1860), S. 120.

[2]) Hennings Souvenir de Berlin. (Handschriftl.)

Mendelsſohn,“[1]) eben dieſer Käſtner fühlte ſich bei dieſer Gelegenheit veranlaßt, den Zurückgeſetzten in dem Epigramme zu verherrlichen:

„Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande
Sophiſtenſchwärme her für ſeinen Unterricht;
Ein Plato lebt in ſeinem Lande,
Und dieſen kennt er nicht.“[2])

Welch' edler Unwille liegt in dieſen wenigen Zeilen!

Mendelsſohn ſelbſt nahm dieſe kränkende Behandlung des Königs mit philoſophiſchem Gleichmuthe auf; wunderte er ſich doch nicht wenig darüber, daß eine königlich preußiſche Akademie es ſich auch nur einfallen ließ, einen Juden zum Mitgliede zu wählen.[3])

Als ſein Freund Herz Homberg, der Erzieher ſeiner Kinder, von dem noch ſpäter die Rede ſein wird, zum Correpetitor vorgeſchlagen, vom Kaiſer Joſeph aber nicht beſtätigt wurde, tröſtete er ihn mit den Worten: „Außerordentliche Männer thun ſelten, was jedermann von ihnen erwartet; denn ſie ſind außerordentliche Männer. Was alſo die Majeſtät in Ihrer Sache entſchieden hat, iſt ganz in der Regel; uns in aller Betrachtung zwar unlieb, aber doch im Grunde lieber, als wenn die Majeſtät Sie approbirt, die Philoſophie aber Sie als untüchtig verworfen hätte. Ich habe, wie Sie wiſſen, ein ähnliches Schickſal gehabt. Die Akademie hat mich zum Mitgliede gewählt, des Königs Majeſtät aber die Wahl nicht beſtätigt. Warum? das weiß ich eben ſo wenig, als Sie jetzt wiſſen, warum Sie der Kaiſer nicht zum Correpetitor haben will. Religionshaß iſt es doch ſicherlich nicht. Aber müde machen ſollen uns ſelbſt die Großmächtigſten nicht! Je größere Schwierigkeiten, deſto mehr Kräfte müſſen wir anſtrengen. Es müſſen mehrere und immer

[1]) Käſtners geſammelte poetiſche und proſaiſche Werke (Berlin 1841), IV, 144.

[2]) J. H. Voß' Briefe (Halberſtadt 1829), I, 90.

[3]) Schr. III, 420.

mehrere unter uns aufstehen, die sich ohne Geräusch hervorthun und Verdienste zeigen, ohne lauten Anspruch zu machen. Lassen Sie dann nur die Excellenz menschenfreundlich genug sein, das Verdienst anzuerkennen; die Majestät wird am Ende dennoch der Excellenz nachfolgen müssen."[1])

Noch in demselben Jahre, in welchem Friedrich der Große die Wahl Mendelssohns zum Mitgliede der Akademie verwarf, wurde dem Philosophen die Auszeichnung zu Theil, an den königlich preußischen Hof berufen zu werden. Im October 1771[2]) befand sich Luise Ulrike, die verwitwete Königin von Schweden, die geistvolle und energische Schwester Friedrich des Großen, in Berlin. Sie hegte den Wunsch, Mendelssohn kennen zu lernen. „Der berühmte Jude ist drittehalb Stunden lang bei mir gewesen, ohne daß mir die Zeit lang geworden wäre," schreibt sie an ihren ältesten Sohn, König Gustav den Dritten.[3]) Sie brauchte also nur zu sagen: „der berühmte Jude", damit ihr Sohn, der Schwedenkönig, sofort wisse, wen sie meinte.

In solcher Hochachtung stand Mendelssohn schon damals in ganz Europa.

---

[1]) Schr. V, 679 f.

[2]) Lessings Schr. XII, 316. In einem Briefe vom 31. October 1771 fragt Lessing seinen Bruder Karl: Was macht unser Moses? Ist er gesund? Hat er blos Fritschen oder auch den König noch gesprochen?

[3]) E. G. Geyer, des Königs Gustav III. nachgelassene Papiere (Hamburg 1843), II, 14; vgl. Allg. Ztg. des Judenthums, 1876, S. 470.

Zehntes Buch.

Sieben Ruhejahre.

Vierzigstes Kapitel.

Mendelssohns Krankheit.

Mendelssohn, wiewol schwächlicher Constitution, hatte sich durch eine mäßige Lebensart seit seiner Jugend in ziemlicher Gesundheit erhalten. Außer einer Krankheit, welche ihn im April 1757 befiel und vierzehn Tage ans Lager fesselte,[1]) hören wir ihn nur über die „nachtheiligen Einflüsse der ungesunden Luft" zuweilen klagen.[2])

Erst die Gemüthsaufregungen der letzten Jahre und die Kränkungen, welche der Lavatersche Streit ihm verursachte, übten die nachtheiligsten Wirkungen auf seine Gesundheit.

Ende Februar 1771 verfiel er in eine Nervenkrankheit, die für sein Leben fürchten ließ. Er fühlte heftige Bewegung im Kopfe und einen wallenden Lauf der Säfte von einer Stelle zur andern; es war ihm, wie er selbst schildert, als wenn etwas Glühendes vom Gehirn herab den Rückgrat entlang einströmte und Widerstand fände, oder als wenn jemand mit glühenden

[1]) Schr. V, 89.
[2]) Schr. V, 143.

Ruthen ihm den Rücken geißelte.[1]) Bei diesen Anfällen, welche ihn nachts nach dem ersten Erwachen aus einem unruhigen Schlafe anzuwandeln pflegten, hatte er volles Bewußtsein; er war im Stande, jede Gedankenreihe mit Ordnung und Deutlichkeit zu verfolgen, aber er war jeder willkürlichen Bewegung unfähig und konnte weder ein Glied am Leibe rühren, noch einen Laut von sich geben, oder die Augen öffnen, bis der Nervensaft durch eine Erschütterung von außen in Bewegung gesetzt wurde. Diese Erstarrungen waren mit Aengstlichkeit, Ohrensausen und Herzklopfen begleitet, zu welchen später noch Schwindel kam. Er konnte kaum eine Seite schreiben, lesen oder sich vorlesen lassen, so bekam er gleich den heftigsten Schwindel und nachts die bedrohendsten Anfälle. Doctor Markus Bloch, der in Frankfurt a. O. promovirte und sich dann als Arzt in Berlin niederließ, hat diese seltene Krankheit als Freund und Arzt genau beobachtet und beschrieben.[2])

Nur durch eine strenge Diät und dauernd fortgesetzte Entsagung aller Genüsse wurde er von den heftigen Anfällen nach und nach wieder befreit. Monatelang dienten ihm Brot und Früchte als Speise, Wasser mit Citronensäure und einige Tassen Thee als Getränk. Seine Freunde lud er mit der heitersten Miene zu Speisen und Getränken, von welchen er selbst nichts zu kosten wagen durfte. Das Aergste für den so rastlosen Denker war, daß er „seine Seele in Banden schlagen" und sich nunmehr nicht blos von jeder Meditation, sondern auch von Lesen und Schreiben fern halten mußte. Auch das ertrug er mit der Geduld eines wahren Weisen. „Es war eine Zeit," berichtet der Hofrath Zimmermann, „da Mendelssohn sich aus jedem Zimmer wegbegeben mußte, wo man von Philosophie sprach, denn er ward ohnmächtig, wenn er sich nicht entfernte. Lange verbot er sich darum alles Denken. In diesem Zustande

[1]) Schr. III, 438.

[2]) Bloch, Medicinische Bemerkungen (Berlin 1774), 60 ff.

kam einſt, wie dieſer große und liebenswürdige Philoſoph mir ſelbſt in Hannover erzählt hat, ſein Arzt zu ihm und fragte: „„Was machen Sie denn, wenn Sie ſo in Ihrer Stube ſind und nicht denken dürfen?““ „„Ich gehe ans Fenſter,““ erwiderte er, „„und zähle die Ziegel auf meines Nachbars Dache.““ Ohne Deine ruhige Weisheit, o edler Mendelsſohn, ohne ſolche Ergebung in den Willen Gottes, gelangt aber auch kein Menſch zu ſolcher Größe.“[1])

Selbſt ſein Studirzimmer, welches eine Etage höher als ſein Wohnzimmer lag und in welchem ſeine mäßige Bibliothek aufgeſtellt war, mußte er monatelang meiden. Der Zufall führte ihn eines Tages dahin; er fand ſeinen Schreibtiſch in Unordnung, und in einige Bücherrepoſitorien hatte die Frau Confituren geſtellt. Ein Schauder überfiel ihn, er glaubte, lebendig todt zu ſein und zu ſehen, wie es nach ſeinem Verſcheiden in ſeinem Studirzimmer ausſehen würde. Geſchwind ſchlug er die Thüre zu; die Augenblicke, in denen er die Treppe hinunterging, hielt er für die traurigſten ſeines Lebens.[2])

Nach zwei Monaten war er ſo weit wieder geneſen, daß er einige Stunden des Tages im Geſchäfte thätig ſein und ſeinen Freunden wieder ein Lebenszeichen von ſich geben konnte. Die erſten Zeilen, die er nach ſeiner Krankheit ſchrieb, waren an ſeinen Leſſing gerichtet, der ſeinetwegen in großer Unruhe lebte.[3]) „Ich befinde mich ſeit einiger Zeit ſo übel,“ ſchreibt er ihm am 9. April 1771 bei Ueberſendung der zweiten Auflage ſeiner „Philoſophiſchen Schriften“, „daß mir das Leſen und Schreiben völlig unterſagt worden iſt. Noch dieſen ganzen Sommer ſoll ich ſo muſenlos hinbringen, und wie jener König der Menſchheit beraubt werden, um unter den wilden Thieren meine Vernunft wiederzuſuchen. Leben Sie wohl, mein Freund!

---

[1]) Zimmermann, Ueber die Einſamkeit, III, 182; Bloch, a. a. O. 63.
[2]) Göckingk, a. a. O. 147; Schr. I, 25.
[3]) Leſſings Schr. XIII, 301.

und mäßigen Sie Ihren Eifer zu lesen und zu denken, damit Sie desto länger aushalten.“[1]) Tags darauf schrieb er dem Professor Michaelis: „Ich hatte zeither nicht schreiben können, weil ich mich schlechterdings alles Schreibens enthalten mußte. Ich wurde allsofort von einem Schwindel überfallen, der nicht ohne Gefahr gewesen, so oft ich nur eine Seite zu lesen oder zu schreiben mich unterstund. Noch bin ich nicht völlig davon befreit; es läßt sich aber nach und nach zur Besserung an, und ich hoffe, daß es mir nicht auf immer untersagt sein wird, mein Leben zu genießen.“[2]) Noch ausführlicher berichtet er über seinen Zustand seinem lieben Vetter Elkan Herz, mit dem er eine ununterbrochene, theils freundschaftliche, theils geschäftliche Correspondenz unterhielt und mit dem er auch „in einen nützlichen Briefwechsel zu kommen“ wünschte. „Ich habe mich seit Purim so übel befunden,“ klagt er diesem theilnehmenden Verwandten am 22. Juli 1771, „daß ich keinen Brief habe schreiben können. Ich habe auch im allgemeinen keinen Geschäften nachgehen können und habe beständig in ärztlicher Behandlung sein müssen. Die Krankheit hat im allgemeinen nachgelassen, so daß ich etwas auf dem Wege der Besserung bin, wiewol ich mich noch sehr in Acht zu nehmen habe. Es wird mir noch immer sehr sauer, einen ordentlichen Brief zu schreiben, so sehr bin ich mit Schwindel behaftet.“[3])

Eine Wiederholung der Reise nach Braunschweig und Hannover und der Besuch Göttingens, welchen er sich für diesen Sommer vorgenommen und auf welchen er sich so sehr gefreut hatte, mußten unterbleiben, weil die Aerzte glaubten, daß ihm eine so weite Reise schädlich sein könnte; „man ist elend genug daran, wenn man nach dieser Herren Glauben sein Leben einrichten muß.“ Er vertröstete sich auf den zukünftigen Sommer,

---

[1]) Schr. V, 191.
[2]) 1. Aufl. S. 512.
[3]) Das. S. 494.

in dem er die Heilquellen Pyrmonts zu besuchen und gleichzeitig die projectirte Reise auszuführen gedachte.[1])

Es dauerte noch lange bis Mendelssohns Zustand sich besserte. Dem Hofrath Zimmermann, der sich im Herbste 1771 in Berlin einer für sein Leben entscheidenden Operation unterziehen mußte und nach seiner Genesung oft zu seinem jüdischen Freunde, „zu seiner vortrefflichen Gattin und seinen liebenswürdigen Kindern" kam, auch dem, den Freund behandelnden Arzte kleine Winke gab, wie er ihn zu führen habe, schrieb Nicolai den 16. December 1771: „Mendelssohn kann noch nicht einmal seine Handlungsgeschäfte verrichten, und fast befürchte ich, daß er zu gelehrten Arbeiten sobald noch nicht Stärke bekommen wird. Er selbst weissaget sich dies, und wenn ich mit ihm allein bin, merke ich, wie traurig ihm diese Perspective ist, und ich mag und kann ihn darüber nicht trösten, weil mein Trost Gift sein würde."[2])

Im Frühjahr 1772 war er so weit hergestellt, daß er seinen täglichen Geschäften ohne Störung obliegen, es auch wagen durfte, Lessings neues Trauerspiel, Emilia Galotti, ganz zu lesen,[3]) und den 25. Juni meldete er freudig dem Hofrath Zimmermann: „Ich bin kein Kranker mehr, der Ihrer schleunigen Hülfe bedarf."[4]) Zur völligen Herstellung seiner Gesundheit wurde ihm der Besuch Pyrmonts von den Aerzten dringend gerathen. Einer solchen Reise aber widersetzten sich seine häuslichen Umstände.

Man kann sich kaum des Mitleids bei dem Gedanken erwehren, daß ein Mann wie Mendelssohn nicht einmal so gestellt war, um die erforderlichen Kosten zur Herstellung seiner Gesundheit bestreiten zu können! Ein „reicher Israelit" reiste

---

[1]) 1. Aufl. S. 512.

[2]) Bodemann, Joh. G. Zimmermann. Sein Leben und bisher ungedruckte Briefe an denselben (Hannover 1878), 301.

[3]) Daselbst 301; Lessings Schr. XIII, 370.

[4]) Mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, 12 f.

dieſes Jahr nicht nach Pyrmont, und „ſeine eigenen Privatumſtände geſtatteten ſchlechterdings keine Reiſe von einiger Dauer; er mußte faſt täglich an ſeine Arbeit, ſo ſie ſich nicht dergeſtalt anhäufen ſollte, daß ſie am Ende ſeine Kräfte überſtiege“.[1]) Was war zu thun? Er tröſtete ſich mit der Hoffnung auf eine beſſere Zeit, dieſem probaten Mittel, den Unzufriedenen in guter Laune zu erhalten, und — ließ ſeine Frau einen Brunnen trinken auf Herrn Iſaak Deſſaus Fabrik, die am Ufer der Spree, dem Sulzerſchen Garten „im Moabiterlande“ gegenüber lag, wohin auch er ſich, nachdem er ſeine Geſchäfte beſorgt hatte, allabendlich begab.[2])

Die unausbleibliche Folge der freilich ohne ſein Verſchulden unterlaſſenen Cur war, daß er den ganzen folgenden Winter nichts thun konnte als die Muſter für ſeine Fabrik zu zeichnen. Alle Beſchäftigung mit der geringſten Anſtrengung behagte ihm nicht nur nicht, ſondern machte ihn auch wirklich krank.[3]) Nur die wenigſten Stunden des Tages könne er gebrauchen und daher auch ſo manchen Gelehrten, der ihn mit ſeinem Beſuche beehrte, nicht genießen, klagte er Profeſſor Michaelis in Göttingen,[4]) als er ihm den Franzoſen François Cacault empfahl, der ſich einige Monate bei Leſſing aufhielt, deſſen Dramaturgie ins Franzöſiſche überſetzte und Mendelsſohn für den beſten Kopf in ganz Berlin erklärte.[5])

Was hatte der arme Dulder noch alles zu leiden, bis er auch nur einen Theil ſeiner Kräfte wiedergewann? Im April 1773 befiel ihn das kalte Fieber; anfangs freute man ſich damit, denn die Aerzte hielten es für die Kriſis der Krankheit und gaben ſich der Hoffnung hin, daß dieſelbe nunmehr gänzlich ſchwinden werde: doch vergebens. Der Zuſtand ver-

[1]) 1. Aufl. S. 516.

[2]) Mein: Moſes Mendelsſohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, 13; 1. Aufl. 500.

[3]) Leſſings Schr. XIII, 449.

[4]) 1. Aufl. S. 518.

[5]) Leſſings Schr. XIII, 436.

ſchlimmerte ſich von Tag zu Tag. Mendelsſohn zehrte immer mehr ab, ſo daß er ſich doch endlich entſchließen mußte, die Reiſe nach Pyrmont zu unternehmen.[1])

Diesmal war das Glück ihm geneigt. Zacharias Veitel Ephraim ſtellte ſich als der „reiche Iſraelit" ein, „der ſeine Geſundheit in Pyrmont ſuchen mußte", ſodaß der arme Mendelsſohn „ohne ſonderliche Koſten" aus den Pyrmonter Quellen ſchöpfen konnte.

Schon im Juni ſollte die Reiſe vor ſich gehen, ein Briefchen an Freund Leſſing, von deſſen Bruder Karl, war bereits in Empfang genommen.[2]) Da traten neue Hinderniſſe ein. Mendelsſohns Kinder erkrankten plötzlich, ſie lagen ſämmtlich an den Blattern danieder, und der zärtliche Vater, der ſeine Kinder über alles liebte, konnte ſich nicht entſchließen, ſie vor der Geneſung zu verlaſſen. Die Abreiſe mußte ſomit einen vollen Monat verſchoben werden.[3])

Einundvierzigſtes Kapitel.

Pyrmont.

Mendelsſohn und Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe.

„So eben kommen wir hier an," ſchreibt Mendelsſohn den 16. Juli 1773 von Braunſchweig aus an Leſſing. „Morgen iſt Sonnabend, da kann ich alſo nicht zu Ihnen kommen. Wenn mein Reiſegefährte eilt, ſo reiſe ich den Sonntag wieder von hier ab, nach Pyrmont, ohne Sie geſehen zu haben. Iſt es

[1]) Leſſings Schr. XIII, 457.
[2]) Daſ. XIII, 459.
[3]) Chr. Fel. Weißens Selbſtbiographie (Leipzig 1806), 181.

Ihnen eine Möglichkeit, ſo kommen Sie, der Sie keinen Sabbat zu feiern haben, zu mir herüber; oder weil von Möglichkeiten die Rede iſt: vielleicht können Sie es möglich machen, daß Sie mit uns nach Pyrmont reiſen. Ich gehe mit Herrn Zacharias Veitel Ephraim, den Sie kennen müſſen, dahin. Wir haben einen ſehr bequemen vierſitzigen Wagen, alſo iſt Raum für noch zwei Perſonen. Hier iſt auch ein Brief von Ihrem Bruder, der ſich recht wohl befindet. Wenn es Ihnen beſchwerlich ſein ſollte, morgen herüberzukommen, ſo berede ich meinen Ephraim doch wol noch, auf den Sonntag mit mir nach Wolfenbüttel zu reiſen.“[1])

Wer war glücklicher als Leſſing! In ſeiner Stimmung, „den Kopf voller Grillen, das Herz voller Galle“, war es ihm Bedürfniß, ſeinem beſten Freunde ſein Leid zu klagen. Nach Empfang des Briefchens eilte er zu ihm.[2]) Die Reiſe nach Pyrmont mitzumachen, konnte er ſich nicht entſchließen, obgleich er, ſelbſt leidend, auf Wunſch ſeiner Braut ebenfalls den „Pyrmonter“ trinken wollte.

Nicht länger als vierzehn Tage konnte Mendelsſohn in Pyrmont bleiben; ſein Reiſegefährte eilte nach Hauſe. Schon am 3. Auguſt trat er die Rückreiſe an. Er wollte Ephraim bis nach Hannover begleiten, von dort allein über Göttingen und Caſſel nach Braunſchweig fahren und dann mit ſeinem Gefährten die Reiſe weiter fortſetzen. Allein unweit Hameln wurde er von einem heftigen Fieber überfallen, das ihn mehrere Tage das Bett zu hüten nöthigte und ihn ſo entkräftete, daß er, ohne Göttingen, ohne ſeinen Freund Michaelis und andere dortige von ihm verehrte Gelehrte zu ſehen, von Hannover aus, wo er von Klockenbring, dem Secretär des Staatsraths, für den Philoſophen Lambert eine ganze Sammlung Schriften

---

[1]) Schr. V, 193.

[2]) Leſſings Schr. XII, 397 (das Datum, 14. Juli, kann unmöglich richtig ſein), 399.

in Empfang nahm,[1]) so schnell als möglich an die Heimkehr denken mußte, um in dem Schoße seiner Familie sich wieder zu erholen.[2])

Im Ganzen war ihm übrigens der kurze Aufenthalt in Pyrmont so gut bekommen, daß er glaubte, „die Schwäche des Kopfes würde sich nun bald ganz verlieren".[3]) Nach langer Zeit besuchte er im October zum ersten male wieder die Leipziger Messe,[4]) zur großen Freude des dortigen Predigers Zollikofer, der schmerzlich bedauerte, daß „unsere besten philosophischen Köpfe fast alle krank und schwächlich wären", und sich nun um so mehr freute, vom Patienten selbst die Wirkung des „Pyrmonters" zu erfahren, über die ihm Garve keine Auskunft geben konnte.[5])

Auch der Winter ging leidlich vorüber, sodaß er sogar Lessings gerade erschienenen „Beiträge" lesen konnte; im Frühjahre aber stellten sich die alten Anfälle häufiger wieder ein, und „Mendelssohn war noch immer der kränkliche Mann, der er zwei Jahre früher gewesen".[6]) Bei aller Stärke der Geisteskräfte konnte er den Geist nicht gebrauchen, blos weil „der Körper vielleicht nur an einer einzigen Stelle zerrüttet war".

Noch immer war ihm selbst das Briefschreiben eine schwere Arbeit und er mußte nicht selten ganze Monate auf eine Stunde warten, in welcher er dazu aufgelegt war. So lange er weder las, noch schrieb, noch dachte, befand er sich physisch wohl, und er war fest entschlossen, „so lange blos zu vegetiren, bis es dem Herrn über Leben und Tod gefallen würde, ihm neue Kräfte zu verleihen".[7])

---

[1]) Lamberts Gelehrter Briefwechsel, herausgegeben von Bernoulli (Berlin 1782), II, 263.

[2]) 1. Aufl. S. 518 f.

[3]) Lessings Schr. XIII, 481.

[4]) Ebd. XIII, 488.

[5]) Briefwechsel zwischen Garve und Zollikofer (Breslau 1804), 95.

[6]) Lessings Schr. XIII, 508.

[7]) Schr. V, 517, 527, 532.

Leſſings ſchon am 1. Februar 1774 ausgeſprochener Wunſch, den Freund im Sommer wieder bei ſich zu ſehen,[1]) ging in Erfüllung, natürlich auch die Bitte, „ihn ja die Ankunft in Braunſchweig voraus wiſſen zu laſſen, damit er keinen Augenblick verliere, worin er ſeiner genießen könnte.“[2])

Mitte Juli 1774 begab ſich Mendelsſohn wieder nach Pyrmont.

An dieſen zweiten Aufenthalt in dem romantiſch gelegenen Curorte dachte er noch lange Zeit mit inniger Freude zurück: dieſesmal machte er dort die perſönliche Bekanntſchaft des großen Fürſten eines kleinen deutſchen Landes, des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe.

Wahrlich ein ſeltener Mann! „Die feinſte griechiſche Seele in einem rauhen weſtphäliſchen Körper“, wie Mendelsſohn ihn ſo treffend bezeichnet.[3]) Er hatte die Lorbern des Kriegsruhms in Portugal geerntet, liebte den Heldenmuth und die Wiſſenſchaften. Ganze Stellen aus Shakeſpeare konnte er mit der vollen Empfindung des Inhalts herſagen und über die wichtigſten Probleme mit philoſophiſchem Tiefſinn ſprechen.[4]) „Ich habe nie,“ ſagt Mendelsſohn, „einen Mann mit mehr Wärme von den Wahrheiten der natürlichen Religion reden hören. Frei von allen Vorurtheilen, die zu Zwieſpalt und Menſchenhaß führen, war er von den echten wohlthätigen Lehren der Religion bis zur Schwärmerei durchdrungen.“[5])

Ganz unbekannt war der Berliner Philoſoph dem Grafen bei ihrem erſten Zuſammentreffen eben nicht. Oft hatte er mit ihrem gemeinſchaftlichen Freunde, dem Regierungs- und Conſiſtorialrathe Abbt, über ihn geſprochen und als ihm einmal der Gedanke kam, ſich in Bückeburg niederzulaſſen, hatte ihm der

[1]) Schr. V, 193.
[2]) Schr. V, 195; vgl. Leſſings Schr. XII, 416.
[3]) Schr. V, 406.
[4]) Schr. V, 353.
[5]) Schr. V, 406.

Fürſt bereitwilligſt „Schutz“ und Wohnrecht ertheilt. Der „Phädon“ war ihm von dem Verfaſſer ſelbſt zugeſchickt, wofür er ihm in einem eigenhändigen Schreiben ſeinen Dank bezeugte.[1]) Er verehrte Mendelsſohn und ſchloß ſich ihm an dem Orte, wo Stolz und Eitelkeit ſich gewöhnlich entfalten, innig an.

Sowol der Graf als auch ſeine Gemahlin, „eine Dame von ungemeiner Schönheit und ſeltenen Gemüthsgaben, voll jugendlicher Sanftmuth und Milde“, waren während ihres Aufenthaltes in Pyrmont durch den Tod ihres einzigen Kindes, einer Tochter von drei Jahren, die ſie kurz zuvor verloren hatten, tief gebeugt. Sie waren beide in den Willen Gottes ergeben, aber dieſer Geiſelſtreich des Verhängniſſes war zu hart, um ſo bald verſchmerzt zu werden. Es fand ſich in ihrem Gemüthe der Reſt einer ſüßſchwärmenden Melancholie, die ſich in ihre gleichgültigſten Unterredungen mit einmiſchte und ſie für Mendelsſohn äußerſt intereſſant machte.[2])

Ueber Tod und Unſterblichkeit unterhielt ſich das trauernde Fürſtenpaar am häufigſten mit dem jüdiſchen Philoſophen; redet doch der Menſch nach ſchwerer Prüfung ſo gern von jenen Heilswahrheiten, die dem wunden Herzen Troſt und Heilung gewähren! Als der Graf, in ſolche Geſpräche vertieft, einſt mit ihm auf Nebenwegen luſtwandelte, ſah er ſich unvermuthet vor einem Graben, der mehrere Fuß breit war. Mit ſeinen langen Beinen ſchritt er leicht darüber hin, und ging und ſprach weiter; Mendelsſohn aber konnte nicht folgen und ſtand ängſtlich und verlegen. Der Graf vermißte nach einer Weile ſeinen Gefährten. Schnell kehrte er zurück, faßte den kleinen Mann in ſeine rieſigen Arme, trug ihn über den Graben und ſetzte dann das Geſpräch ruhig fort, als ſei gar nichts vorgefallen.[3])

Was Wunder, daß das fürſtliche Paar den liebenswürdigen

[1]) Schr. V, 364, 367, 445.
[2]) Schr. V, 406.
[3]) Varnhagen von Enſe, Biographiſche Denkmale, II, 68.

Mendelsſohn, welchen es durch einen mehrwöchentlichen Umgang genauer hatte kennen lernen, innig verehrte. Er war jetzt ihr Idol; ſein Bild prangte im gräflichen Cabinet mit der Unterſchrft:

„Vir bonus et sapiens, quem vix e millibus unum
. . . tulit consultus Apollo.“

„Weiſe und gut iſt der Mann, wie kaum unter Tauſenden Einen
Apoll, der Erfahrene, brachte.“

Frau von Ompteda, Oberhofmeiſterin der nach Celle verbannten unglücklichen Königin von Dänemark, ſoll dieſe Verſe „stante pede“ auf ihn gemacht haben, wie Herder, der ſich zu gleicher Zeit mit Mendelsſohn in Pyrmont aufhielt, an Hamann ſchreibt.[1])

Herder ſah ihn hier zum erſten und letzten male.

Es verdroß dieſen launenhaften eiteln Mann, daß der Graf, bei dem er die Stelle eines Hofpredigers, Conſiſtorialrathes und Superintendenten bekleidete, den Berliner Juden ſo außerordentlich feierte. Der Aufenthalt in Pyrmont wurde ihm dadurch verleidet, daß der „Mardochai ein Gefolge gleich dem Großvezir hatte“.[2]) „Pyrmont ſollte mir recht ein Theil des Ueberirdiſchen werden,“ ſchreibt er Lavater, mit dem er jetzt wieder auf gutem Fuße ſtand, Ende Juli 1774, „und ſiehe! es ward eben Verſammlungsort eines Unwetters, das mich, wie tief! niederwarf, daß ich alle guten Leute daſelbſt, Zimmermann nicht ausgenommen, auf die ich mich ſo freute, nur durch eine dicke, trübe Wolke habe anſehen können.“[3]) „Ich habe auch Mendelsſohn kennen lernen,“ heißt es in demſelben Briefe, „der klarſte, heiterſte Kopf, den ich beinahe auf einem menſchlichen Rumpfe geſehen, ſtark ausgeprägt für ſich. Ich aber habe, vielleicht eben vorbemeldeter Urſache wegen, wenig oder keine Punkte der Anhänglichkeit an ihn gefunden, halte ihn aber an ſich für

[1]) Hamanns Schr. V, 107.
[2]) Hamanns Schr. V, 141.
[3]) Aus Herders Nachlaß, II, 111.

ſehr glücklich, obgleich, wie's mir ſcheint, künſtlich auf einem, ich weiß nicht wie, ſelbſtgemachten Bollwerke."[1])

Noch vor wenigen Jahren hatte er Mendelsſohn für den erſten Denker im philoſophiſchen und äſthetiſchen Fache erklärt und jetzt ging er an ihm vorüber, als ob er ihn nicht gekannt und nie in irgend einer Beziehung zu ihm geſtanden hätte! Mendelsſohn ließ ihn in ſeiner hochwürdigen Nervoſität ſeines Weges ziehen und machte keine Verſuche, ſich ihm zu nähern; er meinte, Herder, der Theologe, ſcheue Mendelsſohn, den Juden, und glaubte in allen ſeinen Blicken die Bitte zu leſen: „Lieber Mann, ich habe jetzt einen Weg zu gehen, auf dem ich mir Ihre Begleitung verbitten muß. Je näher in Lehre, deſto entfernter im Leben. Sie kennen die Menſchen, auf die ich jetzt wirken muß, wenn ich meinen Endzweck erreichen will. Unſere Stege müſſen divergiren, wenn wir beide zur Herberge kommen wollen."[2])

Um wie viel freier als der rückſichtsvolle Theologe bewegte ſich ſein fürſtlicher Herr!

Von ihm konnte Mendelsſohn nach ſeiner Rückkehr aus dem Curorte gar nicht aufhören zu erzählen; die in ſeiner Nähe verlebten Tage blieben ihm unvergeßlich, und der Aufenthalt in Pyrmont, wo er auf Zureden des fürſtlichen Paares acht Tage länger blieb, als die Cur es erforderte, war ihm in dieſer Beziehung überaus wichtig.[3]) „Von dem Gebrauche des Waſſers aber," heißt es in ſeinem Briefe an den Grafen vom December 1774, „gebe Gott, daß der Frau Gräfin Durchlaucht beſſern Nutzen verſpüren mögen, als ich dieſesmal davon habe. Ich bin noch immer zu aller Anſtrengung des Geiſtes unfähig und

---

[1]) Aus Herders Nachlaß, II, 113; Lavater antwortet ihm am 24. Auguſt 1774 (II, 114): Von Mendelsſohn — wie Du! Alles Heitre! aber ressort philoſophiſcher Schöpfungskraft, anziehende, begeiſternde Erhabenheit — nirgends.

[2]) Schr. V, 585.

[3]) Hennings, Souvenirs de Berlin. (Hdſchr.)

muß jeder Gelegenheit zum Nachdenken mit Sorgfalt ausweichen. Indeſſen ſo lange ich mich phyſiſch wohl befinde, verläßt mich die Hoffnung nicht, dereinſt wieder zu meiner Lieblingsbeſchäftigung zurückkehren zu können. Nur iſt mein feſter Vorſatz, der Natur keine Gewalt anzuthun, ihr auch nicht den mindeſten Schritt abgewinnen zu können, ſondern ihr mit kindlichem Gehorſam zu folgen, wohin ſie mich leitet. Will ſie mich der vormaligen Gefährtin meines Lebens, der Philoſophie, wieder zuführen, ſo werde ich ſie mit Inbrunſt, wie eine wiedergefundene Geliebte, umarmen. Soll ich aber meine Laufbahn in Unthätigkeit beſchließen, ſo ſei auch dafür die Vorſehung unendlich geprieſen; ſo hoffe ich jenſeits des Todes den Faden wieder anzuknüpfen, wo ich ihn dieſſeits ſo plötzlich habe abreißen müſſen."[1])

Der Graf von Schaumburg-Lippe ſah Mendelsſohn, von dem er im Mai 1775 verſchiedene philoſophiſche Abhandlungen erhielt, nicht wieder. Die Freude ſeines Herzens, ja das ganze Glück ſeines Lebens, ſeine „in faſt romanhafter Zärtlichkeit" von ihm geliebte Gemahlin ſtarb an ihrem zweiunddreißigſten Geburtstage. In tiefer Einſamkeit hing er ſeinem Schmerze nach, in dem „Phädon" ſuchte er Troſt und Beruhigung; er konnte in dieſem Leben nimmer froh werden. In Kummer verſunken, nahm er an Kraft täglich ab und folgte der geliebten Gefährtin bald nach.

„Und dieſer in aller Betrachtung wichtige Mann," klagte Mendelsſohn noch nach Jahren, „ſtirbt in Deutſchland hin, ohne daß man ſeinem Andenken ein Denkmal ſtiftet, ohne daß von ſeinen Thaten und Handlungem ſonderlich geſprochen wird! Wenn man hierüber Deutſchland mit Recht der Gleichgültigkeit beſchuldigt, ſo iſt es nicht das gemeine Publikum, das endlich auch gegen Anklagen und Beſchuldigungen gleichgültig wird; es iſt der denkende Theil deſſelben, die Männer von Herz und Kopf, an welchen Deutſchland gottlob! keinen Mangel hat."[2])

[1]) Schr. V, 533 f.
[2]) Schr. V, 407.

Welche Verehrung für den Fürsten, welches warme Nationalgefühl spricht sich in diesen wenigen Zeilen aus!

Mendelssohn ging nicht mehr nach Pyrmont; er machte andere Reisen.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Mendelssohn in Baruth und Dresden.

Zu Baruth, einem Städtchen an der sächsischen Grenze, lebte in den siebziger Jahren der gräflich Solmssche Oberförster Jung. Es war ein biederer Mann, ohne Schulkenntnisse, aber ein „richtig denkender Kopf", wie Mendelssohn behauptete; er las auch, zwar nicht viel, aber mit Nachdenken. Der „Phädon" hatte ihn interessirt, und als ihn einst ein herrschaftlicher Auftrag nach Berlin führte, suchte er den berühmten Verfasser auf und gewann dessen Freundschaft, wie er auch mit Spalding in freundschaftlicher Verbindung stand. Jung nahm Mendelssohn das Versprechen ab, ihn einmal im Sommer mit seinem Besuche zu beehren.

Anfangs August 1776 riß Mendelssohn sich von seinen Geschäften los und reiste in Begleitung seiner Frau zu dem Oberförster, bei dem er einige Tage verweilte. Der treffliche Jung war über diesen Besuch hocherfreut und zum Andenken an den Aufenthalt des seltenen Gastes hatte er auf den Rasensitz in seinem Garten, auf welchem Mendelssohn des Morgens zu sitzen und Psalmen zu übersetzen pflegte, einen steinernen Sitz zwischen zwei Pfeilern aufmauern lassen, mit der Inschrift auf dem Mauerwerke:

„Sitz des Herrn Moses Mendelssohn am 12. August 1776."[1])

---

[1]) Neue Berliner Monatsschrift, November 1804, 379 ff.; Schr. V, 595.

Von Baruth unternahm Mendelssohn eine Reise nach Dresden, hauptsächlich im Interesse des Oberförsters.[1])

Es war am Abend des 16. August, als er in Begleitung seiner Frau und seines jungen Freundes David Friedländer in Dresden anlangte. Am andern Tage früh morgens kam der Dresdener jüdische Gemeindediener Löbel Schie zu Mendelssohn und verlangte zwanzig Groschen, um für ihn und seine Gesellschaft einen Zoll- und Geleitbrief zu lösen, denn damals mußte der Jude, wenn er sich in einer sächsischen Stadt auch nur einen Tag aufhalten wollte, den sogenannten Leibzoll entrichten, der ihn zum Vortheile der Finanzcasse zum Thiere herabwürdigte.

Mendelssohn lachte laut auf.

„Der Verfasser des „Phädon" sich verzollen gleich dem Ochsen, das ist lustig!" sagte er zu seiner Frau; „nun sehe ich erst ein, wie gut es Lavater mit mir gemeint. Wäre ich Christ geworden, könnte ich heute zwanzig Groschen sparen. Doch," fuhr er ernst und traurig fort, „Jude ist Jude, ob er mit Philosophemen oder mit alten Kleidern handle; gehorche ich den mosaischen Gesetzen, muß ich auch den sächsischen Folge leisten." Er zahlte die zwanzig Groschen, und Löbel Schie eilte, den Verfasser des „Phädon" und seine Begleiter zu verzollen.

Als Schie in dem Zoll- und Geleits-Expeditionsbureau die zu verzollende Gesellschaft nannte, welche aus Berlin kam und über Meißen nach Leipzig reisen wollte, stutzte der Einnehmer ein wenig, als er den Namen Mendelssohn hörte.

„Mendelssohn! Mir ist, als ob ich von dem Mauschel schon etwas gehört hätte. Mendelssohn! Hat er nicht Bücher geschrieben?"

„Und was für Bücher!" erwiderte Löbel Schie.

„Ei was! Jude ist Jude!" fiel ihm der Einnehmer ins

[1]) Hennings, Briefe aus Dresden und Hamburg (Hdschr.): „Um des Oberförsters Jung willen hatte Mendelssohn seine letzte Reise von Berlin nach Dresden unternommen."

Wort. Er ſchrieb hierauf den Geleitzettel und ſtrich die zwanzig Groſchen ein.

Tags darauf beſuchte Mendelsſohn in Begleitung des jungen Hennings, der als däniſcher Geſchäftsträger in Dresden lebte, die damals noch im Zwinger aufgeſtellte kurfürſtliche Bibliothek, um das Verzeichniß der Doubletten zu durchblättern, welche demnächſt verkauft werden ſollten.

Der Bibliothekar Daßdorf, der gerade mit der Herausgabe der Briefe Winckelmanns beſchäftigt war, ſchätzte ſich glücklich, den berühmten Philoſophen und Freund Leſſings in ſeinem Muſentempel zu ſehen; er erſchöpfte ſich in Lobeserhebungen über Mendelsſohns Verdienſte um die deutſche Literatur, zeigte ihm mit unermüdlicher Geduld die Doubletten ſowie die Schätze der Bibliothek und fragte ihn, als er Miene machte ſich zu entfernen, wie es ihm in Dresden gefalle.

„Ihre Stadt iſt herrlich," antwortete Mendelsſohn, „Ihr Land noch herrlicher und Ihr Kurfürſt das herrlichſte, was ich nächſt unſerem Friedrich kenne, aber —" hier brach er lächelnd ab.

„Nun, was mißfällt Ihnen denn bei uns?" fragte Daßdorf erſtaunt.

„Daß die ſächſiſchen Geſetze die Berliner Juden und die polniſchen Ochſen noch immer im Range ganz gleichſtellen." Und nun mußte Mendelsſohn die Geſchichte mit den zwanzig Groſchen und dem Leibzoll erzählen.

Daßdorf ſtand dabei wie auf Kohlen. Er entſchuldigte den Einnehmer theils mit allzuſtrenger Pflichterfüllung, theils mit Mangel an Kenntniß der Literatur und tröſtete Mendelsſohn, daß der Fehler ſicherlich bald gut gemacht werden würde. Dieſer aber bat ihn, kein Aufhebens aus einer Sache zu machen, die kaum der Rede werth ſei, empfahl ſich und ging.

Sobald Mendelsſohn ſich entfernt hatte, ergriff Daßdorf, der für alles was Literat und Literatur hieß, enthuſiaſtiſch eingenommen war, haſtig Hut und Stock, ſtürzte die Zwingertreppe hinab, um dieſe „entſetzliche Geſchichte" gleich bei der rechten

Behörde anzubringen; er begab ſich zu dem geheimen Kammerrath Freiherrn von Ferber, in deſſen Hauſe er einige Jahre Hofmeiſter geweſen war. Ferber, nicht nur ein tüchtiger Staatsmann, ſondern auch Freund der Literatur und Verehrer Mendelsſohns, fand die Geſchichte ebenfalls ſehr ärgerlich, theilte ganz die Befürchtung Daßdorfs, daß die Berliner Gelehrten ſich in den öffentlichen Blättern darüber luſtig machen würden, und begab ſich ſofort zum Cabinetsminiſter Freiherrn von Gutſchmidt, um auch ihn von der „entſetzlichen Geſchichte“ in Kenntniß zu ſetzen.

Schon den nächſten Morgen erhielt das Finanzcollegium mittels allerhöchſten Reſcripts den Befehl, „dem Berliner Gelehrten moſaiſcher Religion, Herrn Moſes Mendelsſohn“, die als Leibzoll abgenommenen zwanzig Groſchen zurückzuſtellen und ihm zugleich zu wiſſen zu thun, daß er ſich mit ſeiner Begleitung in Dresden aufhalten könne, ſo lange es ihm beliebe, ohne die mindeſte Abgabe zu entrichten.

Mendelsſohn freute ſich der Auszeichnung, welche ihm der Kurfürſt angedeihen ließ; er ſtattete dem Freiherrn von Ferber einen Beſuch ab, um ihn ſeiner Hochachtung und Ehrerbietung perſönlich zu verſichern,[1]) und ſchenkte die zwanzig Groſchen mit einer zehnmal ſo ſtarken Beilage der Stadtarmencaſſe.

Weit froher aber war Daßdorf, dem, wie er nachher oft erzählte, dieſe „entſetzliche Geſchichte“ eine ſchlafloſe Nacht verurſacht hatte.[2])

Dem Bibliothekar Daßdorf, der junge Leute, welche die edle Bahn der Kunſt betraten, durch guten Rath, Umgang und Empfehlung gern förderte, empfahl Mendelsſohn zuweilen Jünglinge, die ſich der Kunſt widmeten und zur weitern Ausbildung nach Dresden begaben. Einen von Mendelsſohn ihm Empfohlenen führte der dienſtfertige Daßdorf bei dem Frei-

[1]) Schr. V, 543.

[2]) Mein: Moſes Mendelsſohn. Ungedrucktes und Unbekanntes S. 56 f.

herrn von Ferber ein, der dem Liebhaber der Kunst eine Protection versprach, um die Mendelssohn anzuhalten nicht kühn genug war.[1])

Dreiundvierzigstes Kapitel.

August von Hennings.

In Dresden traf Mendelssohn auch den jungen August von Hennings wieder, einen seiner zärtlichsten Freunde und aufrichtigsten Verehrer.

Während der zwei Jahre, welche dieser geistreiche, für Freiheit und Aufklärung glühende junge Mann als Legationssecretär in Berlin lebte, war er fast täglich im Mendelssohnschen Hause. Eine Empfehlung seines Schwagers, des Doctor Reimarus in Hamburg, hatte ihn mit dem Philosophen bekannt gemacht; durch Moses Wessely, den Freund Lessings, Mendelssohns und der Familie Reimarus, dessen Bruder Hartwig er von Kopenhagen aus kannte, war er bei anderen angesehenen Juden Berlins eingeführt worden. Er wurde Hausfreund des reichen Daniel Itzig, dessen durch Schönheit, Talente und Geistesbildung ausgezeichnete Töchter ihm besonders gut gefielen, und Freund David Friedländers, der Aerzte Bloch und Herz. Auch die Dame, welche Mendelssohn in der Hamburger Zeitung in Versen gefeiert hatte, ein Fräulein Meyer, lernte er kennen und fand sie der Lobeserhebung vollkommen würdig.

Der Umgang mit Mendelssohn war für Hennings der süßeste Genuß in dem an Genüssen reichen Berlin. Der ganze Ton, der in seinem Hause herrschte, behagte ihm. Sein größtes Vergnügen bestand darin, den Philosophen auf seinen Spaziergängen zu begleiten. Als er eines Tages mit ihm und Karl

[1]) Schr. V, 544; s. auch den facsimilirten Brief an Daßdorf vom 16. August 1779.

Leſſing unter den Linden promenirte, ſagten einige vorüber=gehende Damen zu einander: „Da iſt der berühmte Mendels=ſohn!“ Leſſing, welcher es zuerſt gehört hatte, machte Mendels=ſohn aufmerkſam. „Ich war,“ ſprach dieſer, „in dieſem Augen=blicke nur der Fabrikant; die Schönheit des Muſters eines Kleiderſtoffes erregte ihre Neugierde.“[1])

Gegen Ende des Jahres 1774 verließ Hennings Berlin und kehrte auf einige Zeit nach Hamburg und Kopenhagen zurück. Mendelsſohn blieb der Gegenſtand ſeiner Verehrung und Nacheiferung; der mit ihm gepflogene Umgang hatte es bewirkt, daß er ſich mit Eifer wieder den philoſophiſchen Studien zuwandte, welche einige Zeit vernachläſſigt zu haben er ſich die bitterſten Vorwürfe machte. „Wenn meine Vorſtellungen etwas zu dieſer Entſchließung beigetragen,“ heißt es in dem erſten Briefe, welchen Mendelsſohn an ihn richtete, „ſo bin ich ſtolz auf den wackern Rekruten, den ich der Philoſophie zurück=geführt, oder vielmehr auf den tüchtigen Ueberläufer, den ich ihr zurückgebracht habe: zu einer Zeit, da ich ſelbſt nicht mehr für ſie zu Felde ziehen kann. Aber warum ſehen Sie noch mit ſolcher Zerknirſchung auf Ihr voriges Leben zurück? So ſehr haben Sie doch meines Wiſſens nie wider die Philoſophie ge=ſündigt, daß Sie nöthig hätten, mit dieſem bußfertigen Ange=ſichte vor ihrem Throne zu erſcheinen. Wo ich nicht irre, ſo pflegt auch das philoſophiſche Gewiſſen keine ſo tiefe Wunden zu ſchlagen. Dieſe Göttin züchtigt wie eine Mutter, nicht wie die gekränkte Eiferſucht. Allein ich kenne ein tyranniſches Weib, das eben ſo derbe mit Skorpionen peitſcht: man nennt ſie Lange=weile, und dieſe ſcheint Ihnen die mehrſte Unruhe zu machen.“

Schon dieſer Brief zeigt, wie theuer der talentvolle junge Mann Mendelsſohn geworden war. Er hatte ihn herzlich lieb gewonnen und wünſchte ſehnlichſt, recht oft Nachricht von ihm zu erhalten. „Den guten Vorſatz, mir öfters zu ſchreiben,“

[1]) Hennings, Souvenirs de Berlin. (Hdſchr.)

heißt es am Schluſſe dieſes Briefes, „laſſen Sie von langer Dauer ſein und verſchieben Sie ihn ja nicht, wie man wol ſonſt mit guten Vorſätzen zu thun pflegt. Ein Freund, den man einen Posttag aus den Gedanken ſchlägt, pflegt ſich die erſten Posttage darauf nicht leicht wieder einzuſtellen; und wenn ſich ſein Bild nachher wie ein Schemen in der Dämmerung zeigt, ſo iſt es in Gefahr, kaum mehr erkannt zu werden. Wenn auch zuweilen meine Antwort einige Zeit ausbleiben ſollte, ſo ſchreiben Sie die Schuld freundſchaftlich auf Rechnung meiner ſchwächlichen Geſundheit, die mir das Briefſchreiben, meine vormalige Erholung, zu einer beſchwerlichen Arbeit macht.“[1])

Nach einer zweijährigen Trennung ſah Hennings ſeinen Mendelsſohn in Dresden zum erſten male wieder. Seine Freude war unbeſchreiblich. Drei Tage wich er nicht von ſeiner Seite. Jedes Wort, das er ſprach, hätte er niederſchreiben mögen. Seine Unterredung ſchätzte er für Unterricht, ſie galt ihm für einen lautern Quell, aus dem in der ſanfteſten Stille ein Strom von Gedanken fließt; er bewunderte die Wärme ſeines Herzens, die „belebend durch alle Adern rann, aber nicht mit den fieberhaften Aufwallungen, die zu Kopfe ſteigen und den Verſtand betäuben.“[2])

„Mendelsſohn iſt in Dresden!“ berichtet er freudevoll am 21. Auguſt 1776 ſeiner Schwägerin Eliſe Reimarus. „So habe ich in meiner dürren Wüſte einen Labetrunk gefunden. Seit drei Tagen habe ich mich mit ihm beſchäftigen können. Ihnen alles zu ſagen, was in dieſem Zeitraume liegt, Ihnen alle praktiſche Philoſophie, alle Zurückführung von kleinen Ideen, die gänzliche Auslöſchung der Nebenbegriffe, die Heilung ſelbſt der Wunden, die das Bewußtſein der Kleinheit in die Seele ſchlägt, mit wenigen Worten, Ihnen den ganzen Ueberſprung von der Welt zu Mendelsſohn, von der Schönheit zum Verſtande zu ſchildern, iſt unmöglich.“

[1]) Schr. V, 531 f; vgl. 1. Aufl. S. 519.

[2]) Hennings Briefe aus Dresden und Hamburg. (Hdſchr.)

„Ich habe ihn wenig verändert gefunden. Seine Gesundheitsumstände haben ihm noch nicht wieder erlaubt, philosophisch zu arbeiten. Sein äußeres Ansehen hat dadurch gewonnen, daß er sein eigenes Haar trägt. Sie wissen, welch' ein edler sanfter Ausdruck in seiner Physiognomie ist. Die mancherlei Besuche, die vielerlei Unterredungen scheinen ihn etwas zu ermatten, aber man sieht so deutlich, daß diese Abspannung im Körper liegt, daß sein Geist immer im edelsten Gleichgewichte der Ruhe erscheint. Sein Urtheil ist so hell und gerade, sein Ausdruck immer sich selbst so gleich, daß man nirgends einen höhern Beweis der Unabhängigkeit, der Selbständigkeit und der Immaterialität der Seele finden kann, als in seiner Art zu denken, zu sein."

Auf Elisens Wunsch befragte er Mendelssohn nach seiner Meinung über die Physiognomik, durch welche Lavater damals von neuem die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte. Den größten Theil des Werkes hielt er für „unverdaute Philosophie und schales empfindsames Modegewäsche", doch glaubte er, man sei Lavatern verschiedene neue Anmerkungen in der Physiologie und besonders eine Bereicherung der physiologischen Sprache schuldig. Vorzüglich gefiel ihm der Gedanke, daß die Knochen, da sie als feste Theile der Veränderung weniger unterworfen sind, als die weichen fleischigten Theile, die durch angenommene Gewohnheiten biegsam gemacht werden, immer den natürlichen Charakter richtiger andeuten als diese, und daß in dem Contraste der beiden ein Widerspruch des natürlichen und sittlichen Charakters zu vermuthen sei. Sonst machte er, gleich Lessing,[1]) es Lavater zum Vorwurf, daß er die Pathognomik mit Physiognomik verwechselt habe und daß es ihm mehr darum zu thun sei, die Wunder Gottes in der Bildung des Menschen zu erklären, als auf das Erkennen des innern Menschen und der Physiognomie

---

[1]) Hennings Briefe aus Dresden und Hamburg. (Hdschr.); 1. Aufl. S. 520.

zu ſehen. Von der ganzen Phyſiognomik hielt Mendelsſohn nicht gar viel; doch konnte er es ſich nicht verſagen, einige Einwürfe gegen dieſelbe, beſonders gegen die von Lavater behauptete „Harmonie zwiſchen Schönheit und Tugend" im „Deutſchen Muſeum" zu veröffentlichen.[1]) Der kleine Aufſatz erſchien anonym; Boie, der Herausgeber des „Muſeum", verrieth dem deutſchen Dichter Gottfried Auguſt Bürger das Geheimniß, erſuchte ihn aber dringend, den Namen des Verfaſſers für ſich zu behalten;[2]) dieſer blieb jedoch nicht lange unbekannt. Mendelsſohn beabſichtigte mit dieſem Aufſatze, den unſeligen Streit, der über die Lavaterſche Phyſiognomik zwiſchen Lichtenberg und Zimmermann entbrannt war, ſeiner Gewohnheit nach auf einen bloßen Wort- und Definitionsſtreit zurückzuführen. Er ſuchte Zimmermann zu beſänftigen und beſchwor ihn, ſich nicht aufreizen zu laſſen. „Wenn vollends durch dieſen Streit," heißt es in dem Briefe vom 12. Mai 1778, „Hallers Leben" nur um einen Grad ſchlechter werden oder auch nur eine Meſſe ſpäter erſcheinen ſollte, ſo würde ich die Streitbegierde der Göttinger Gelehrten von ganzer Seele verwünſchen."[3])

Hennings erzählte der Freundin noch, daß er mit Mendelsſohn einen Theil des Verzeichniſſes der Doubletten durchblättert habe, welche von der kurfürſtlichen Bibliothek verkauft werden ſollten, daß er am Tage vor Mendelsſohns Abreiſe den Landsmann Palitſch bei ihm getroffen und daß Zingg das Bild des Philoſophen in Profil ſehr ſauber gezeichnet hätte.

Dieſer Bericht über Mendelsſohns Anweſenheit in Dresden bewirkte einen Freudentag in der Reimarusſchen Familie. Leſſing, der ſich gerade zum Beſuche ſeiner Braut in Hamburg aufhielt, war, als Hennings Brief ankam, bei Eliſe und zwar allein,

---

[1]) März 1778, S. 193 ff. Dieſer Aufſatz fehlt in den Geſ. Schriften.

[2]) Briefe von und an G. A. Bürger. Aus dem Nachlaſſe herausgegeben von A. Strodtmann, (Berlin 1874), II, 209.

[3]) Schr. V, 547 ff.

denn sonst konnte man, wie es in ihrem Briefe vom 28. August 1776 heißt, „dieses überall belagerten Mannes nicht recht froh werden, sich nicht durch und durch wärmen und muß, um von einem Bilde zum andern überzugehen, hart an der Quelle Durst leiden". „Sie wissen, lieber Hennings, was Lessing von Mendelssohn hält. Es befremdete ihn, daß er jetzt in Dresden sei, befremdete ihn, daß er sein eigenes Haar trägt, nur Ihre Freude, ihn bei sich zu sehen, befremdete ihn nicht. Ich fühle so sehr, was das sagen will, Mendelssohn bei sich zu haben, daß ich gerne einen Theil meines Lebens aufgeben möchte, um den andern zu den Füßen dieses Gamaliels zubringen zu können und aus seinem Munde und Geiste Wahrheit zu schöpfen. Suchen Sie doch für sich und womöglich auch für mich einen Kopf von ihm zu erhalten. Ueber alle Antiken werde ich ihn setzen."[1])

Hennings fühlte sich bei Empfang dieses Briefes „geistesarm und verlassen"; Mendelssohn war abgereist.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Ein Reiseabenteuer.

„Um die Ontologie ist es etwas ganz Vortreffliches," erzählte Mendelssohn in einer Abendunterhaltung seinen Freunden, als das Gespräch zufällig auf philosophische Materien kam. „Mir hat sie einmal ein gutes Nachtlager verschafft, da ich schon darauf gefaßt war, die Nacht in meinem Wagen unter freiem Himmel zuzubringen."

Alle waren sehr neugierig, wie dieses möglich wäre, und Mendelssohn fuhr daher in seiner Erzählung fort:

[1]) Hennings Briefe aus Dresden und Hamburg. (Hdschr.)

„Ich war auf einer Reiſe im Sächſiſchen begriffen. Eines Abends wurde ich durch einen Umſtand genöthigt, in einem kleinen Dorfe zu übernachten, in welchem ſich kein ordentlicher Gaſthof fand. Das Wetter war ſehr unfreundlich, und da ich erfuhr, daß ein Prediger in dieſem Dorfe wohne, ſchickte ich zu ihm und ließ mich bei ihm als einen Gelehrten aus Berlin melden und um ein Nachtlager bitten. Der Prediger ließ ſich zwar willig dazu finden, hatte aber doch einige Bedenken, da er hörte, daß der Gelehrte — ein Jude ſei. Als ich auf das Haus zukam, ſtand der Prediger, der mich erwartete, ein ſehr ehrwürdiger Greis, vor der Thüre. Ehe mich aber dieſer alte Mann unter ſein Dach nöthigte, wollte er erſt einige genauere Erkundigungen einziehen und fragte mich mit ausgeſtrecktem Arm und auf mich gerichtetem Zeigefinger: Quid est Ontologia? (Was iſt die Ontologie?) Ich ſagte ihm die Wolffiſche Definition in lateiniſcher Sprache, und jener fragte nun weiter bis auf den Begriff von Gott. Da ich meine Beantwortung und Erklärung dieſes Begriffes mit den Worten ſchloß: Ens summum optimum maximum! (Das höchſte, gütigſte und größte Weſen!), fiel der Greis, gleichſam wie in eine ihm bekannte Melodie mit Entzücken ein: Ens summum optimum maximum! Jetzt erſt bot er mir freundlich die Hand und ſagte: Seien Sie mir herzlich willkommen, mein lieber Mendelsſohn!

Auf meiner Rückreiſe kam ich wieder durch daſſelbe Dorf. Ich hatte noch einen polniſchen Juden bei mir, welchen ich, da er nach Hauſe ging, eingeladen hatte, eine Strecke mitzufahren. Dieſem ſagte ich, ich müſſe mich in dem Dorfe ein Stündchen aufhalten, ich wolle dem Prediger einen Beſuch abſtatten. Ebenden will auch ich beſuchen, ſagte der polniſche Jude. Ich verwunderte mich darüber und noch mehr, da er mir folgende Geſchichte erzählte: Ich hatte ihm einmal mein ganzes Vermögen in Verwahrung gegeben, und als vor einigen Jahren ſein Haus abbrannte, hat er alles ſtehen und liegen laſſen, hat erſt das meinige gerettet und darüber das ſeinige ſelbſt verloren. Wir

gingen nun beide zu dem alten Prediger, der uns freundschaftlich umarmte und uns bewirthete, so gut er konnte. Sein Sohn, welcher in Halle studirte und meine Schriften gelesen hatte, war während der Zeit von der Universität zurückgekehrt und hatte ihm so manches von mir erzählt. Die Freude des alten Mannes war nun um so größer, mich unter seinem Dache bewirthen zu können. Er ließ sich aufs neue in ein eifriges Gespräch über die Ontologie mit mir ein und nahm bei unserer Abreise von mir und dem polnischen Juden, wie von alten guten Freunden, aufs zärtlichste Abschied."

Dieser Prediger wurde später Mendelssohns Freund; so oft er durch das Dorf reiste, besuchte er ihn und wurde immer von ihm aufs herzlichste empfangen.[1])

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Mendelssohn in Königsberg.

Im Sommer 1777 unternahm Mendelssohn eine Geschäftsreise nach Memel. Dort hatte er nämlich unter Leitung seines später in Kopenhagen wohnenden Schwagers Joseph Gugenheim ein Geschäft errichtet; dasselbe ist, wie er selbst einige Jahre später seinem Vetter Elkan Herz mittheilt, verunglückt; „es hat aber, Gott behüte! niemand darunter gelitten, als wir selbst!"[2])

Auf dieser Reise verweilte er sowol auf dem Hinwege als auf der Rückfahrt mehrere Tage in Königsberg. Ein großer Kreis von Freunden und Verehrern, wie der reiche Münzmeister Joseph Seligmann, Glieder der Familie Friedländer, die ange-

[1]) Feddersen und Wolfrath, a. a. O., 150. (Schmidt) Leben und Meinungen Moses Mendelssohns in kurzem Abrisse dargestellt. (Hamburg 1787), 35.

[2]) 1. Aufl. S. 504.

ſehenſten der dortigen Juden, warteten ſeiner hier. Auch ſeinem alten Kampfgenoſſen, dem Philoſophen Kant, mit dem er ſeit mehreren Jahren in wiſſenſchaftlichem Briefwechſel ſtand, ſtattete er ſeinen Beſuch ab. Er wohnte ſogar ſeinen Vorleſungen bei, wie Kant ſeinem Schüler, dem Hofrath Herz in Berlin, meldet: „Mendelsſohn that mir vorgeſtern die Ehre an, zweien meiner Vorleſungen beizuwohnen, à la fortune du pot, wie man ſagen könnte, indem der Tiſch auf einen ſo anſehnlichen Gaſt nicht gerichtet war.“[1]) Ein anderer Schüler des Königsberger Alten, Kraus, welcher damals im Keyſerlingſchen Hauſe Hofmeiſter war und ſpäter eine ordentliche Profeſſur der Mathematik und Philoſophie an der Königsberger Univerſität erhielt, theilte ſeinem Freunde von Auerswald die Anweſenheit Mendelsſohns in Königsberg mit den Worten mit: „Donnerſtag kam Mendelsſohn an, Sonntag ließ mich Kant zu ſich rufen und ſagte mir, Mendelsſohn ſei bei ihm geweſen und habe mit ihm unter andern auch von mir geſprochen, ob ich nämlich nicht an Maiers Stelle, der kürzlich geſtorben, Profeſſor in Halle werden wollte. Der Miniſter von Zedlitz habe ihm (Mendelsſohn) aufgetragen, einen zu der Stelle vorzuſchlagen, und er wolle es auf Kant ankommen laſſen.“[2])

An einem Sonntag Nachmittag ſprach Mendelsſohn auch bei Hamann, „dem ſchwer beladenen Schiffe der deutſchen Literatur“, vor. Hören wir, wie Kraus darüber berichtet. „Sonntag Nachmittag ging ich zu Hamann und fand auf dem Wege nahe an dem „Rothen Krahn“ einen Menſchen ſtehen, der durch ſeine Geſtalt und ſein Geſicht das roheſte Herz zum Mitleiden erweichen konnte. Ich gehe zu ihm und ſage: Ich habe gewiß die Freude, Herrn Mendelsſohn zu ſprechen. Sind Sie nicht Herr Kraus? erwiderte er; wir gehen wol einen Weg. Die Juden, die mit ihm waren, müſſen ihm vorher geſagt haben, daß ich's ſei. So gingen wir zu Hamann, wo eine Stube voll Bekannter und

[1]) Kant, Geſ. Werke (Roſenkranzſche Ausgabe), XI, 37.

[2]) Voigt, Leben des Profeſſors Kraus (Königsberg 1819), 68.

Unbekannter unſerer wartete. Mendelsſohn ſetzte ſich in den Winkel und ich mich neben ihn, denn Hamann glaubte, wir gehörten ſo am meiſten zuſammen; wir ſprachen von dieſem und jenem mit einer Sorgloſigkeit, als wären wir miteinander erzogen worden. Er klagte auch, wie ich immer gern klage. Gute Laune, Herr Kraus! das iſt beſſer als alle Medicin, antwortete er mir. Er hat wirklich viele Laune und einen ſchneidenden talmudiſchen Witz, der unter der Direction ſeines ſcharfſinnigen Verſtandes durch und durch fährt, wo er ihn anbringt. Man muß mit ihm etwas vorſichtig ſprechen, wie ich jetzt erſt zu meiner Lehre und Reue erfahre.“[1])

Für den damals in Mißmuth und Unthätigkeit verſunkenen Hamann war es die „größte und einzige Freude, welche er während des ganzen Sommers genoß, ſeinen lieben Mendelsſohn in Preußen zu umarmen“. Er hatte „ſich ein Geſetz gemacht, ihn alle Tage, nolens volens, zur Zeit und zur Unzeit, zu beſuchen und ihn bis zum Thor hinaus zu begleiten“.[2]) „Ich habe mehr als eine ſüße Stunde mit ihm zugebracht,“ ſchreibt er Lavater, „auch ſeine philoſophiſchen Schriften bin ich während ſeines Hierſeins durchgegangen und mit erneuertem Vergnügen Ihren beiderſeitigen platoniſchen Briefwechſel. Dieſer Mann iſt wirklich ein Salz und Licht unter ſeinem Geſchlechte und er würde all ſein Verdienſt und Würdigkeit verloren haben, wenn er unſer einer geworden wäre, wie Adam.“[3])

Am 20. Auguſt verließ Mendelsſohn Königsberg. Tags darauf ſtand in der „Königsbergſchen Zeitung“:[4]) „Geſtern Nachmittag gegen vier Uhr verließ Herr Moſes Mendelsſohn ſeinen Aufenthalt in dieſer Stadt und trat die Rückreiſe nach Berlin an. Wir hatten ihn lange vorher als einen tiefdenken-

[1]) Voigt, a. a. O. 69 ff.

[2]) Hamanns Schr. V, 282.

[3]) Daſ. V, 275.

[4]) Von Donnerſtag, 21. Auguſt 1777, 67. Stück, S. 266. H. Jolowicz, Geſchichte der Juden in Königsberg (Poſen 1867), S. 97.

den Philosophen und geschmackvollen Kenner der Werke des Witzes verehrt; und bewundern nun in ihm, mehr als alle Gelehrsamkeit, die eitel vergänglich und unnütz ist, ein gut und edel denkendes, der Freundschaft fähiges und für alle ihre sanften Empfindungen offenstehendes Herz. Er hat sich keiner Gesellschaft, die ihn zu kennen begierig war, aus zurückhaltendem Stolze entzogen, sich aber auch keiner einzigen zugedrängt. Auf besondere Veranlassung hat er einige der größesten unserer Stadt, unter andern, Ihro Excellenzen Herrn Grafen von Keyserling und Herrn Kanzler von Korff, gesprochen, und überall hat man ihn weit über alle Erwartungen gefunden. Doch waren brillante Gesellschaften und große Welt wol nicht das, was ihm am mehrsten gefiel, und er vergnügte sich weit mehr in einer ganz kleinen Gesellschaft auserwählter Freunde, denn an der übertriebensten Bewunderung der feinen, großen und artigen Welt."

Kaum zwei Monate nach seiner Rückkehr von Königsberg, im October 1777, reiste Mendelssohn nach Hannover, wo er statt acht bis zehn Tage, wie er anfangs beabsichtigte, über sechs Wochen blieb, und die Freude hatte, mit Zimmermann, Boie,[1]) dem Mathematiker Raphael Levi u. a. m., häufig zu verkehren. Auf der Rückreise hielt er sich in Wolfenbüttel auf und verlebte einen glücklichen Tag mit seinem ältesten Freunde.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Mendelssohns und Lessings letztes Zusammentreffen.

„Ich bin dem Vergnügen, Sie zu sehen, so nahe gewesen," schreibt Mendelssohn am 3. November 1777 von Hannover aus an Lessing, „und kränke mich jetzt, daß ich mich habe nach

[1]) Briefe von und an Bürger, II, 20.

Hannover bringen lassen, ohne Sie gesehen zu haben. Mein Vorsatz war, mich allhier etwa acht bis zehn Tage aufzuhalten und meine Rückreise über Wolfenbüttel zu nehmen. Billet von Muzelstosch und Brief und Blumenschachtel nahm ich mit Bedacht mit; die Papiere, um sie Ihnen persönlich zu überreichen, und die Blumen, um mir bei Madame eine Empfehlung auszusparen, die sonst ein unbekanntes bärtiges Gesicht weniger freundlich aufgenommen haben würde. Aber wie es den frommen Wünschen auf Erden zu gehen pflegt: wenn sie auch erfüllt werden sollen, so werden sie wenigstens sehr lange, für den Wünschenden mehrentheils tödtlich lange, verschoben. Ich werde mich allhier, wer weiß wie lange, aufhalten und vor Langeweile umkommen müssen."[1])

In der damals kleinen unfreundlichen Residenz schmachtete er in der schrecklichsten Langeweile und machte Lessing den Vorschlag, zu ihm herüberzukommen und mit ihm die in dem dortigen Archive aufbewahrten Leibnizischen Papiere zu durchsuchen.[2])

Weiter hätte dem Freunde nichts gefehlt, als sich aus seinem glücklichen Hausstande zu entfernen und die Leibnizischen Papiere zu durchstöbern!

Lessing war jetzt der zufriedenste, heiterste Mensch. Mit seiner ein Jahr früher stattgefundenen Verheirathung hatte für ihn ein neues Dasein begonnen. Er pries sich glücklich an der Seite seiner trefflichen Frau, er sah seine äußere Stellung gesichert, sah sich befreit von dem Drucke der Schulden, die Jahre lang wie ein Alp auf ihm gelastet hatten; er war voll heiterer Laune und guten Humors, seine Stimmung und sein ganzes Wesen war ein ganz anderes geworden. Diese wohlthätige Wirkung seiner neuen Verhältnisse war Mendelssohn, der seinem Herzen am nächsten stand, nicht entgangen. Kurz vor dem Wiedersehen hatte er ihm geschrieben: „Ich komme ganz unfehlbar zu Ihnen nach Wolfenbüttel. Sicherlich soll mich kein Ge-

[1]) Schr. V, 197.
[2]) Schr. V, 200.

ſchäft davon abhalten; denn in der That iſt mir keins ſo dringend, als die Begierde, Sie zu ſehen und mich mit Ihnen zu unterhalten. Sie ſcheinen mir jetzt in einer ruhigen, zufriedenen Lage zu ſein, die mit meiner Denkungsart unendlich beſſer harmonirt, als jene geiſtreiche, aber auch etwas bittere Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte. Ich war nicht ſtark genug, das Aufbrauſen dieſer Laune niederzuſchlagen, aber ich habe herzlich gewünſcht, daß es Zeit und Umſtände und Ihre eigene Vernunft thun möchten. Mich dünkt, und alles, was ich von Ihnen höre und ſehe, beſtärkt mich in dieſem angenehmen Dünken, mich dünkt, mein Wunſch ſei nunmehr erfüllt. Ich muß Sie in dieſer beſſern Lage Ihres Gemüths nothwendig ſprechen, wäre es auch nur, um mich zu belehren, was am meiſten zu dieſer Beſänftigung beigetragen habe: die Frau oder die Freimaurerei? beſſere Vernunft oder reifere Jahre?“[1])

Den 22. December traf Mendelsſohn mit ſeiner Frau in Wolfenbüttel ein.

Außer der italieniſchen Reiſe, welche Leſſing ein Jahr früher mit dem Herzog Leopold von Braunſchweig zuſammen gemacht und auf der er, in Livorno, einen jüdiſchen Gelehrten kennen gelernt hatte, der über die höchſten Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens die tiefſinnigſten Anſichten entwickelte,[2]) trat in der That die Freimaurerei in den Vordergrund ihrer perſönlichen Unterhaltung.

Leſſing hatte die geiſtreich durchgeführten, gehaltvollen Geſpräche über die Freimaurerei, „Ernſt und Falk“, welche all den Tiefſinn, alle die glückliche Miſchung von Scherz und Ernſt haben, die wir an den Platoniſchen Dialogen bewundern, Mendelsſohn im Manuſcript geſchickt, und dieſer hatte ſie während ſeines Aufenthaltes in Hannover mit großem Vergnügen geleſen.

[1]) Schr. V, 198.

[2]) Hauſen, Biographie Herzog Leopolds (Frankfurt a. O. 1785), XXXIV.

Seinen Vorwitz ſtillten ſie allerdings nicht. Er war überzeugt: was Menſchen Menſchen verheimlichen, iſt ſelten des Nachforſchens werth; wol aber brachten ſie ihm beſſere Begriffe von einem Inſtitute bei, das ihm ſeit einiger Zeit faſt verächtlich zu werden angefangen. Er redete ihm zu, dieſe ſeine vortrefflichen Ideen von der Nutzbarkeit des Freimaurer-Ordens dem Publikum durch Thaten, nicht aber durch Wort und Schrift zu offenbaren. „Sie wiſſen," ſchreibt er ihm am 11. November 1777, „wie der große Haufen geſtimmt iſt. Sobald man ein Ding bei ſeinem echten Namen nennt, ſo heißt es: je nun, wenn es weiter nichts iſt! Das Volk drängt ſich nie in größere Haufen, als wenn es nicht weiß, warum." Uebrigens war ihm die ganze Idee ſo wichtig, daß er der verſprochenen Ausführung mit großer Begierde entgegenſah.[1])

Als er nun nach Wolfenbüttel kam, ſuchte er den Freund über dieſe wichtige Angelegenheit zu ergründen und führte folgendes Geſpräch mit ihm, das für beide charakteriſtiſch iſt:

„Sie ſind auch, wie ich gehört habe, Freimaurer geworden? Iſt das wahr, Freund?"

„O ja, lieber Moſes, wol bin ich's geworden!"

„Nun?"

„Was nun? Nun ſoll ich offenbaren? Nicht? Aber das darf ich nicht, kann ich wahrlich nicht, — ich habe geſchworen —"

„Sie ſcherzen, lieber Leſſing. Glauben Sie wirklich, mein unſchuldiges Nun, das doch auch einen andern Sinn haben kann, ginge dahin, Ihnen die Geheimniſſe des Ordens zu entlocken? Das ſei fern! Aber wie? Von früher Jugend ſuchen wir die Wahrheit, ſeit unſerer Bekanntſchaft ſuchen wir ſie gemeinſchaftlich, mit aller Anſtrengung, mit aller Treue, mit welcher ſie geſucht ſein will. Und nun könnte es Wahrheiten geben, die Leſſing ſeinem fünfundzwanzigjährigen Freunde nicht zu offenbaren geſchworen — feierlichſt geſchworen? Und ich ſollte dieſe

[1]) Schr. V, 199 f.

Wahrheiten zu wiſſen nicht neugierig ſein können? Sind es aber nicht Wahrheiten, die der Orden ſeinen Jüngern mittheilt, ſo werden Sie noch viel mehr geſtehen, daß ich — —“

Leſſing lachte herzlich über ſeines Moſes Eifer, und ſagte: „Hören Sie auf, lieber Moſes, da habe ich meinen Orden für nichts und wieder nichts compromittirt.“[1])

Auch die Frau, deren ſchwer errungener Beſitz Leſſing auf den Gipfel ſeines Lebensglücks gehoben hatte, feſſelte den Blick des theilnehmenden Freundes. Wie glücklich war er, ſeinen Leſſing glücklich und zufrieden zu ſehen! Die beiden alten treuen Freunde ſchwelgten jetzt einen Tag in dem reinen Glück, nach dem ſie ſo lange ſich geſehnt hatten; der eine Tag von Mendelsſohns Anweſenheit in Wolfenbüttel gehörte zu den glücklichſten Tagen in dem einen einzigen glücklichen Jahre, welches der vielgeprüfte Mann in der Reihe der Lebensjahre aufzuweiſen hatte.

Das Herz voller Freude reiſte Mendelsſohn ab. Den ledigen Sitz in ſeinem Wagen füllte er „mit einer Perſon aus, die ſeinen Leſſing ſo nahe anging“, mit deſſen Stiefſohn. Es war ein Abſchied, wie er nicht wärmer, zärtlicher gedacht werden kann. Mit Mendelsſohn hatte auch das Glück, die Ruhe und Zufriedenheit für immer von Leſſing Abſchied genommen.

Ehe er Berlin noch erreichte, fuhr ein Blitz vom heitern Himmel und zerſchmetterte das Schifflein von Leſſings Glück im Hafen ſelbſt. Am Weihnachtsabend des Jahres 1777 gebar ihm die Gattin zu ſeiner unausſprechlichen Freude einen geſunden, hübſchen Knaben. Aber dieſe Freude war von kurzer Dauer. Nach vierundzwanzig Stunden ſtarb das Kind und ſchwebte die Mutter in Todesgefahr. Neun bis zehn Tage lag ſie ohne Beſinnung; nur ihren Gatten, der Tag und Nacht nicht von ihrem Bett wich, erkannte ſie bei aller Geiſtesabweſenheit, ſodaß man ihn mit Gewalt von demſelben entfernen mußte,

---

[1]) Karl Leſſing, a. a. O. I, 299 f.

um der Verſcheidenden den Todeskampf nicht noch zu erſchweren. Sie ſtarb. Am frühen Morgen des zwölften Januar 1778 ſah Leſſing ſein Glück, ſeine theure Eva, zu Grabe tragen. Nach der Beſtattung ſchrieb er ſeinem Bruder Karl: „Wenn Du ſie gekannt hätteſt! Aber man ſagt, es ſei nichts als Eigenlob, ſeine Frau zu rühmen. Nun gut, ich ſage nichts weiter von ihr. Aber wenn Du ſie gekannt hätteſt! Du wirſt mich, fürchte ich, nie wieder ſo ſehen, als unſer Freund Moſes mich gefunden hat: ſo ruhig, ſo zufrieden in meinen vier Wänden!“[1])

So ruhig, ſo zufrieden ſah ihn niemand mehr; der treueſte Freund ſah ihn nimmermehr.

---

[1]) Leſſings Schr. XII, 500.

Elftes Buch.

Mendelssohn als Vertreter seiner Glaubensgenossen.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Die politische Lage der Juden.

Mendelssohns Ansehen wuchs von Jahr zu Jahr. Sein Ruf drang bis nach Frankreich und Italien, bis nach Holland und Ungarn; in ganz Deutschland zählte der „jüdische Metaphysiker" zu den berühmtesten Persönlichkeiten. Dieses Ansehen, welches er bei den bedeutendsten und einflußreichsten Männern seiner Zeit genoß, machte er zunächst zum Heil und Wohl seiner Glaubensgenossen geltend. In seiner eigenthümlichen Persönlichkeit für die Juden eine wahrhaft providentielle Erscheinung, war er, ohne daß er es wußte und wollte, der würdigste Vertreter seiner Glaubensgenossen. Er bewährte sich als Weltbürger, Deutscher und Jude zugleich und dies in so harmonischer und doch energischer Weise, wie man eine solche Vereinigung für unmöglich gehalten und die dennoch in ihm ganz naturwüchsig erschien.[1])

So wenig er diese seine Erscheinung geltend machte, so wirkte er doch, so oft die Umstände es erforderten, mittelbar

[1]) L. Philippson, Moses Mendelssohns providentielle Sendung, in Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch, S. 84—100.

zum Nutzen seines Stammes, als Anwalt und Vertreter der Juden in den Zeiten der Bedrängniß.

Und eines Anwalts bedurften die Juden auch damals. Das erleuchtete Jahrhundert hatte die Spuren früherer Barbarei noch nicht verwischt, der finstere Aberglaube des Mittelalters hielt seinen undurchdringlichen Schleier noch überall ausgebreitet. In den meisten Städten Deutschlands durfte noch damals kein Jude, wenn er auch seinen Glauben verzollt hatte, am hellen Tage ohne Bewachung bleiben, aus Furcht, er möchte einem Christenkinde nachstellen, ein Christenkind stehlen, oder die Brunnen der Christen vergiften. Es ist nicht lange her, konnte Mendelssohn noch 1782 schreiben, daß die Judenschaft zu Posen beschuldigt wurde, sie hätte ein Christenkind zum Gebrauche der Osterfeier ermordet.[1]) Zwei fromme Rabbiner wurden als Häupter der Gemeinde vor Gericht gezogen, eingekerkert, nach der dortigen Halsgerichtsordnung gemartert. „Und die Männer waren so unschuldig an der Ermordung des Kindes, wenn ja eine Mordthat begangen worden, woran noch sehr zu zweifeln ist — so schuldlos," fährt Mendelssohn fort, „als ich und meine Leser es sind. Noch vor wenigen Jahren würde dieselbe Geschichte in der Gegend von Warschau wiederholt worden sein, hätten nicht der weise König von Polen und einige aufgeklärte Magnaten zum Glück den Lauf der dasigen Gerechtigkeit so lange gehemmt, bis es den Juden gelang, die Verleumdung an den Tag zu bringen."

Solche Anklagen und Verleumdungen hatten nun allerdings in den Staaten Friedrich des Großen ihre Wirkung verloren. Friedrich betrachtete die Juden vom staatlichen Gesichtspunkte

---

[1]) Schr. III, 185 f. Ueber den Blutproceß in Posen (1736) s. Amude Olam (Berlin 1741) Vorrede. Die beiden den Martern Erlegenen hießen R. Arje Löb, der Prediger, und R. Jakob, der Vorsteher der Gemeinde. Die Blutanklage in Warschau soll durch Mendelssohns Verwenden vereitelt worden sein: s. Euchels Biographie Mendelssohns (ed. Wien), S. 139 f.

aus; nur insofern sie dem Staate nützlich sein konnten, trat er zu ihnen in ein milderes Verhältniß; „sonst stand er in seiner Abneigung gegen die Juden ganz auf dem Standpunkte des gemeinen Volkes". Er ließ den Leibzoll bestehen, beschränkte ihre Rechte, hielt sie von der Landwirthschaft fern, erhöhte ihre Abgaben; er dachte nur daran, sie systematisch auszusaugen. Um die von ihm gegründete neue Porzellan-Manufactur zu fördern, mußte jeder Jude, auch der unbemittelte, bei seiner Verheirathung und so oft er eine Concession erhielt, für dreihundert Thaler Porzellan übernehmen und, um den Namen der Fabrik zu verbreiten, es im Auslande verkaufen.[1]) Auch Mendelssohn mußte bei seiner Verheirathung das königliche Porzellan kaufen; die Püppchen dienten noch seinen Enkeln als Spielzeug.

Unter derartigen Beschränkungen hatten die Juden in Preußen zu leiden, und doch galt der preußische Staat schon in jener Zeit für den tolerantesten in ganz Deutschland. In allen übrigen Ländern lastete die bürgerliche Unterdrückung noch weit schwerer auf ihnen. Von allen bürgerlichen Ehren ausgeschlossen und zur niedrigsten der Stufen herabgestoßen, welche die Stände des gesitteten Lebens unterscheiden, konnten sie die ihnen von der Natur in so reichem Maße verliehenen Talente und Fähigkeiten weder ausbilden noch anwenden, noch zum Besten der Nebenmenschen gebrauchen. Wo die liebreichste Toleranz herrschte, wurde sie gegen die Juden am wenigsten ausgeübt. Wo Künste und Wissenschaften blühten, mußten sie in Barbarei zurückbleiben. Man suchte die Staaten zu bevölkern, sie allein wurden eingeschränkt, damit sie sich nicht vermehrten. Man that alles mögliche, sie zu unnützen verworfenen Menschen zu machen. Wer die Zunge oder die Feder rühren konnte, borgte sie zu ihrer Kränkung und Erniedrigung.[2]) Allenthalben wurden sie ge-

[1]) T. Cohn, der Zwangsankauf von Porzellan in der jüd. Gemeinde zu Potsdam unter Friedrich dem Großen, in der Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Potsdams, N. F. 2. Theil S. 317 ff.

[2]) Schr. III, 174.

mieden und gehaßt, in den Gassen und auf den öffentlichen Plätzen waren sie der Gegenstand des Spottes und Hohns. Selbst Mendelssohn, der sich der größten Achtung aller edeldenkenden Männer erfreute, hatte sogar in dem gebildeten toleranten Berlin diese verhöhnende schimpfliche Behandlung mehr als einmal erfahren. So schrieb er an den Benedictiner Winkopp, der beinahe ein ganzes Jahr täglich mehrere Stunden in seiner Gesellschaft zubrachte, am 28. Juli 1780: „Allhier in diesem sogenannten duldsamen Lande lebe ich gleichwol so eingeengt, durch wahre Intoleranz so von allen Seiten beschränkt, daß ich meinen Kindern zu Liebe mich den ganzen Tag in einer Seidenfabrik, so wie Sie — sich in einem Kloster, einsperren muß. Ich ergehe mich zuweilen des Abends mit meiner Frau und meinen Kindern. Papa! fragt die Unschuld, was ruft uns jener Bursche dort nach? Warum werfen sie mit Steinen hinter uns her? Was haben wir ihnen gethan? — Ja, lieber Papa! spricht ein anderes, sie verfolgen uns immer in den Straßen, und schimpfen: Juden! Juden! Ist denn dieses so ein Schimpf bei den Leuten, ein Jude zu sein? Und was hindert dieses andere Leute! — Ach! ich schlage die Augen unter, und seufze mit mir selber: Menschen! Menschen! wohin habt ihr es endlich kommen lassen? Doch weg von diesen Betrachtungen!“ so schließt Mendelssohn, „sie machen mich zu unmuthig.“[1])

Mendelssohn trat auch in der That in früheren Jahren von allen Versuchen, auf die politische Stellung der Juden irgendwie einzuwirken, bescheiden zurück. Der bloße Gedanke an die traurigen bürgerlichen und socialen Verhältnisse, unter denen die Juden zu leiden hatten, erfüllten ihn mit Schmerz; er hörte nicht einmal gern davon reden. Als sein Freund Abbt ihm schrieb, daß er sich mit der Frage über die Bestimmung seiner Landsleute beschäftigen wolle, antwortete er ihm: „Was die Bestimmung meiner Landsleute sein wird, fragen Sie? Welcher

[1]) Schr. V, 567.

Landsleute? der Deſſauer? oder der Bürger von Jeruſalem? Erklären Sie ſich deutlicher, und ſodann werde ich Ihnen mit dem Pancratius beim Molière antworten: Je m'en lave les mains. Je n'en sais rien. Il en sera ce qu'il en pourra. Selon les aventures. Was mein Syſtem nicht beunruhigt, das macht auch mir keinen Kummer. Pompadour, Brühl, die Jeſuiten, Glaubensrichter, Seeräuber, Tyrannen, Giftmiſcher und Landesverräther; was thut das? Mit dem Kaltſinne eines deutſchen Metaphyſikers hülle ich mich in meinen kahlen Mantel, und ſage wie Pangloß: dieſe Welt iſt die beſte!"[1])

Die Kühnheit ſeines Geiſtes erſtreckte ſich blos auf ſpeculative Dinge; im Praktiſchen war er ſtets in einer allzu engen Sphäre eingeſchränkt geweſen, als daß er, wie er ſelbſt geſteht, die Fertigkeit hätte erlangen können, ſich zu großen Dingen zu erheben und „über gemeine Schwierigkeiten hinwegzuſetzen". Außerdem kannte er den Charakter ſeines Stammes zu gut, als daß er die Verbeſſerung ihrer politiſchen und ſocialen Lage hätte befördern können. „Der Druck, unter welchem wir ſeit ſo vielen Jahrhunderten leben, hat unſerm Geiſte alle vigueur benommen," ſchrieb er den 26. Januar 1770 einem „Manne von Stande", der ihm das ſonderbare Project zur Gründung eines ſelbſtſtändigen jüdiſchen Reiches vorgelegt hatte. „Es iſt nicht unſere Schuld; allein wir können nicht leugnen, daß der natürliche Trieb zur Freiheit in uns alle Thätigkeit verloren hat. Er hat ſich in eine Mönchstugend verändert und äußert ſich blos im Beten und Leiden, nicht im Wirken."[2])

Was hätte Mendelsſohn, der philoſophirende Schriftſteller, zur Verbeſſerung der politiſchen Lage ſeiner Glaubensgenoſſen auch thun können? Er lebte in dürftigen Verhältniſſen, in einer abhängigen Stellung, war ſelbſt heimatlos und empfand den Druck noch viel ſchmerzlicher als die meiſten ſeiner Glaubensgenoſſen. Von den Kabineten der Großen und von allem, was

[1]) Schr. V, 325 f.
[2]) Schr. V, 494.

auf dieſelben Einfluß hat, war er allzuweit entfernt, um an dieſem großen Geſchäfte auch nur den mindeſten Antheil nehmen und mitwirken zu können. „Ich habe jederzeit im Verborgenen gelebt, niemals Antrieb oder Beruf gehabt, mich in die Händel der wirkſamen Welt einzumiſchen, und mein ganzer Umgang hat ſich von jeher blos auf den Cirkel einiger Freunde eingeſchränkt, die mit mir ähnliche Wege gegangen ſind.“ [1])

Aus dieſer dunkeln Ferne trat er aber hervor, ſobald Zeit und Umſtände es erforderten. So oft das Wehgeſchrei ſeiner Brüder zu ihm drang, raffte der Edle ſich auf und nahm der Geängſtigten und Hülfsbedürftigen an ſich, ſoweit er es vermochte.

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Mendelsſohns Verwenden für die Juden in der Schweiz, in Sachſen und in Königsberg.

Aus der Heimat Lavaters drang der erſte Hülferuf zu ihm.

Seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts war den Juden der Aufenthalt in der freien Schweiz unterſagt; nur in der Grafſchaft Baden, in den beiden eine halbe Stunde von einander entfernten Ortſchaften Endingen und Lengnau,[2]) wurden ſie gegen beträchtliche Schirmgelder geduldet. Aber auch hier forderten die Vögte beſtändig ihre Ausweiſung. Im Jahre 1774 decretirte der Landvogt von Baden, daß die Zahl der im Surbthal anſäſſigen Juden nicht vermehrt, mittelloſe Ehen nicht geſtattet und die gegen dieſes Geſetz Verehelichten des Landes verwieſen werden ſollten. Die armen Menſchen, von

---

[1]) Schr. III, 180.

[2]) Schr. III, 106. Lengly, wie Lengnau im Volksmunde noch heute heißt.

denen einige, namentlich der Rabbiner, Jakob Schwaich, Mendelssohn dem Rufe nach bekannt waren, nahmen ihre Zuflucht zu ihm und „da sie von der gegenseitigen Freundschaft gehört, deren er und Lavater sich einander öffentlich versichert hatten", so ersuchten sie ihn, sich bei dem einflußreichen Geistlichen für sie zu verwenden.

So unangenehm es ihm auch war, mit Lavater wieder anzuknüpfen, so kam er doch dem Wunsche seiner bedrängten Glaubensgenossen nach und richtete am 14. April 1775 an den „verehrungswürdigen Menschenfreund" ein Schreiben, das mit den Worten schließt: „Ich wünschte sehr, meine Mitbrüder versichern zu können, daß sie weder von Ihrem Einflusse auf Ihre Mitbürger, noch von dem freundschaftlichen Verhältnisse zwischen uns, sich unrichtige Vorstellungen gemacht, und beschwöre Sie, theuerster Menschenfreund, daß Sie sich dieser bedrängten Menschenkinder annehmen und durch Ihr Ansehen und Ihre Ueberredungskraft ihnen wenigstens ihre alten, hergebrachten Freiheiten zu erhalten suchen. Diese Handlung ist Ihrer würdig und führte also ihren Dank mit sich."[1])

Lavater blieb mit seiner Verwendung nicht zurück, und die Juden in der Schweiz priesen Mendelssohn als ihren Retter.

Der Hülferuf des Vorstandes der jüdischen Gemeinde in Dresden erreichte ihn in Hannover.

Die am 15. September 1772 publicirte „Judenordnung für die Residenzstadt Dresden" hat alle Bestimmungen mittelalterlicher Intoleranz. „Ausschaffung" war denjenigen angedroht, welche es einmal versäumten, die Personensteuer am festgesetzten Termine zu bezahlen.[2]) Im Herbste 1777 sollten nun mehrere hunderte durch Unglücksfälle herabgekommene, arme zahlungsunfähige Juden aus der Stadt vertrieben werden. In der ersten Bestürzung wandte sich der Vorsteher der dortigen Gemeinde, der wohlhabende und unterrichtete Samuel Halberstadt,

[1]) Schr. III, 107.

[2]) Sidori, Geschichte der Juden in Sachsen (Leipzig 1840), 92 ff.

ein Enkel des Amsterdamer Rabbiners Abraham Berlin, mit der Bitte an Mendelssohn, den Cabinetsrath Freiherrn von Fritzsche, der zur Zeit sächsischer Gesandter in Berlin war und, wie jener versicherte, Mendelssohns „Lob stets im Munde führte", um Schutz und Schonung für die schwerbedrohten Glaubensgenossen anzuflehen.[1])

Sofort nach Empfang dieses Briefes, den 19. November 1777, richtete Mendelssohn, nicht an Fritzsche, sondern an den geheimen Kammerrath Freiherrn von Ferber, von dem er ein Jahr früher Versicherungen der Werthschätzung erhalten hatte, folgendes rührend-schöne Schreiben:

„In der äußersten Bestürzung und Niedergeschlagenheit, darin ich mich befinde, wage ich es, mit dem kindlichsten Vertrauen, zu Ihnen, großmüthiger Menschenfreund! meine Zuflucht zu nehmen, und mit der innigsten Wehmuth um Ihren hülfreichen Beistand zu flehen. Gnädiger Herr! ich vernehme mit der letzten Post, daß viele Hunderte meiner Mitbrüder aus Dresden vertrieben werden sollen .... Gütiger, allwohlthätiger Vater! wo sollen diese Elenden mit ihren schuldlosen Weibern und Kindern hin? wo Schutz und Schirm finden? wenn das Land, in welchem sie um ihr Vermögen gekommen sind, sie ausschleudert? Das Vertreiben ist für einen Juden die härteste Strafe: mehr als bloße Landesverweisung, gleichsam Vertilgung von dem Erdboden Gottes, auf welchem das Vorurtheil ihn von jeder Grenze mit gewaffneter Hand zurückweist. Und diese härteste der Strafen sollen Menschenkinder leiden ohne Schuld und Vergehung, blos weil sie andern Grundsätzen zugethan und durch Unglück verarmt sind? Und der Israelit soll ehrlich sein, an dem Armuth so hart als Unehrlichkeit bestraft wird? Nein! Ich enthalte mich aller weiteren Betrachtungen, um das Herz des Menschenfreundes zu schonen, welches dadurch zu sehr verwundet werden würde. Ich habe noch Hoffnung, gegründete,

[1]) M. s. mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, S. 58.

und in meiner Herzensangſt mich noch tröſtende Hoffnung. Unter der Regierung des beſten, liebevollſten Fürſten, unter der Verwaltung weiſer Menſchenfreunde kann unmöglich Strafe ohne Verbrechen zu befürchten ſein; kann der ſchuldloſen Armuth, in welcher Geſtalt, Sitte und Religion ſie ſich einfindet, nicht Feuer, Waſſer und Obdach verſagt werden. — Vergeben Sie, verehrungswürdigſter Beſchützer der Unſchuld! wenn ich nicht ſo an Sie ſchreibe, wie ich an Sie ſchreiben ſollte. Mein Herz iſt zu voll, mein Gemüth zu unruhig und keiner überlegenden Faſſung fähig."[1])

Dieſen Brief ſchickte Mendelsſohn an Samuel Halberſtadt mit einem kurzen Begleitſchreiben, in dem es u. a. heißt: „Vielleicht habe ich die dem Herrn Baron ſchuldige Ehrerbietung außer Acht gelaſſen; doch, ‚komme über mich was will, ich war zu ſchwach es zu faſſen, und das Wort zurückhalten, wer vermag es'? Uebrigens weiß ich, daß dieſer Herr mir vergeben wird, denn er iſt ein Tugendfreund und hat mich mehreremale in ſeinen Briefen verſichert, ſich mir, wenn nöthig, gefällig zu zeigen."[2])

Mendelsſohn hatte ſich in ſeinen Erwartungen nicht getäuſcht; infolge ſeiner Fürſprache bei Herrn von Ferber wurde der kurfürſtliche Befehl zurückgenommen.

In demſelben Jahre nahmen auch die Juden in Königsberg ihre Zuflucht zu Mendelsſohn.

Der Königsberger Profeſſor Georg David Kypke, der die ebenſo kränkende als beſchimpfende Beaufſichtigung des öffentlichen Gottesdienſtes in der Synagoge zu Königsberg führte, hatte wegen einiger ohne ſeine Bewilligung vorgetragenen Feſtpſalmen, beſonders aber wegen des „Alenu", eines der älteſten und erhabenſten Gebete, am 5. April 1777 bei dem Miniſterium eine Denunciation eingereicht. Es folgte eine Unter-

[1]) Schr. V, 544 f.

[2]) Mein: Moſes Mendelsſohn. Ungedrucktes und Unbekanntes S. 59 f.

ſuchung, und die jüdiſche Gemeinde in Königsberg überreichte dem königlichen Commiſſarius das auf ihre Bitte von Mendelsſohn abgefaßte Gutachten „Zufällige Gedanken über des Herrn Prof. Kypke Beſchuldigungen der Judenſchaft zu Königsberg, und beſonders über das Gebet Alenu.“[1]) Dieſer Aufſatz war jedoch wenig geeignet, den Ankläger von ſeiner Ruchloſigkeit zu überzeugen und zum Schweigen zu bringen. Derſelbe ſchrieb dagegen ſeine „Anmerkungen“, welche wieder eine Replik von Seiten der Juden veranlaßten. Auf ein ausführliches Geſuch der Juden an Friedrich den Großen wurde trotz des Einſpruches Kypkes die Beaufſichtigung der Synagoge im Jahre 1778 aufgehoben.[2])

Einige Jahre früher verwandte ſich Mendelsſohn für einen in der ſächſiſchen Landesfeſtung Pirna unſchuldig inhaftirten jüdiſchen Gelehrten.

Der bereits früher genannte Avigdor Levi gerieth nämlich auf einer Reiſe durch Sachſen in den Verdacht eines Diebſtahls oder einer Diebshehlerei und wurde demzufolge nach Pirna gebracht, wo er zehn Monate in Feſſeln und Banden ſaß, ohne auch nur verhört zu werden. Endlich glückte es ihm, einen kunſtvoll ſtiliſirten hebräiſchen Brief an Mendelsſohn gelangen zu laſſen. Er betheuert darin ſeine völlige Unſchuld, meldet ihm, daß ein Geiſtlicher, der ihn wöchentlich einigemal in ſeiner Zelle beſuche, mehrerer Sprachen, auch der hebräiſchen, kundig und ein großer Verehrer von ihm ſei, daß derſelbe ſeinen Kommentar zum „Prediger“ geleſen habe und zu beſitzen wünſche. Ferner theilt er ihm mit, daß er ſich ſeine Leidenszeit mit dem Studium der Bibel und des Talmud verkürze, auch bereits den größten Theil des Abravanel, die „Herzenspflichten“ und das religions-philoſophiſche Werk „Kuſari“ einigemal geleſen habe und

---

[1]) Moſes Mendelsſohns und Georg David Kypkes Aufſätze über jüdiſche Gebete und Feſtfeiern; aus archivaliſchen Akten herausgegeben von Ludwig Ernſt Borowski. Königsberg 1791; Schr. VI, 418 ff.

[2]) Jolowicz, Geſchichte der Juden in Königsberg i. Pr., S. 100, 198 ff.

bittet ihn zum Schluß um die Erklärung einer in dem letztgenannten Werke ihm unverständlichen Stelle.[1])

Sobald Mendelssohn diesen Brief durch Isaak Jaffe, den Verwandten Avigdors, erhielt, schrieb er ihm und zwar, in der richtigen Voraussetzung, daß die Beamten in Pirna das Schreiben öffnen und lesen würden, den 13. Januar 1774, in deutscher Sprache Folgendes:[2])

„Ich habe Ihr Schreiben richtig erhalten. Da ich Ihre Denkungsart kenne, so zweifle ich nicht, daß Sie gerechte Sache haben, ob ich gleich nicht weiß, was Ihnen eigentlich schuld gegeben wird. Freilich wird am Ende die Unschuld an den Tag kommen, und Recht doch Recht bleiben müssen. Die Gerechtigkeit thut zwar zur Rettung der Unschuld nur sehr langsame Schritte, aber wir wollen hoffen, desto sicherere. Da Sie übrigens Ihr Trübsal mit so vieler Ergebung in den göttlichen Willen ertragen, so hoffe ich zu dem Gotte unserer Väter, daß der Vorfall auch für Ihre arme bedauernswerthe Familie so unglücklich nicht sein wird, als es jetzt scheint. Was ich nur immer dazu beitragen kann, derselben hartes Schicksal zu erleichtern, werde ich gewiß mit Vergnügen thun."

Dieses Schreiben hatte den erhofften Erfolg. Die Beamten selbst überbrachten es dem Gefangenen und eröffneten ihm, daß, wenn ein Mann wie Mendelssohn für seine Unschuld einstehe, niemand ihn mehr in Verdacht halten dürfe. Am Vorabende des Passahfestes erlangte Avigdor seine Freiheit wieder. Aller Mittel entblößt, nahm sich der mit ihm verwandte Berliner Oberrabbiner Hirschel Levin, sowie der reiche Isaak Dessau in Berlin seiner an. Von Dresden, wo er sich während des

---

[1]) Iggerot, 10. Brief.

[2]) Dieser Brief ist oft, aber immer unvollständig abgedruckt (Neue Berlin. Monatsschrift, Bd. 21, Janr. 1809, S. 28 ff.; Sulamith III, 2, 148 f., Schr. V, 522 f.); die Erklärung der Stelle im „Kusari" s. mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, S. 44 f.

Feſtes aufhielt, kehrte er nach Prag zurück, und ernährte ſich wieder kümmerlich durch Ertheilung von Privatunterricht.

Mendelsſohn, ſeinem Retter und Befreier, bewahrte er ſtets die größte Verehrung und Dankbarkeit.

Neunundvierzigſtes Kapitel.

Die Beerdigungsfrage. Jakob Emden.

Der alte Brauch, die Leichen ſo raſch zu beſtatten, daß der Todte vom Scheintodten nicht unterſchieden werden konnte, war vor hundert Jahren bei den Juden allgemein. Dem Herzog Friedrich von Mecklenburg-Schwerin gebührt das Verdienſt, dieſem Unweſen zuerſt geſteuert zu haben; er erließ am 30. April 1772 an die Juden ſeines Landes den Befehl, ſich der frühen Beerdigung fernerhin zu enthalten und ihre Todten wenigſtens drei Tage unbegraben zu laſſen.[1])

Die Juden Mecklenburgs erhoben darüber ein Jammergeſchrei, als ob Verbannung oder Ausweiſung ihnen angedrohet wäre, als ob der Landesherr ſie hätte zwingen wollen, ein moſaiſches Geſetz zu übertreten. In ihrer Beſtürzung wandten ſich die Vertreter der Schweriner Gemeinde im Verein mit ihrem Rabbiner Mordechai Jaffe aus Berlin bald nach Publication des herzoglichen Edictes an Mendelsſohn mit der Bitte, durch Abfaſſung einer Denkſchrift und durch Verwendung bei der Regierung dieſes Unglück von ihnen abzuwenden; „es wäre zu beſorgen, daß es Gott behüte! noch ein größeres nach ſich ziehen könne".[2])

Mendelsſohn ließ mit der Antwort nicht lange warten. Zuvörderſt erklärte er der Schweriner Gemeinde-Vertretung, er

---

[1]) Sammler (Meaſſef), 1785, 155.

[2]) Daſ. 169. Das Schreiben iſt datirt vom 18. Mai 1772.

begreife nicht, wie sie über eine so heilsame Verordnung solche Bekümmerniß und Kränkung an den Tag lege; nach seinem Dafürhalten involvire die Befolgung des landesherrlichen Befehles nicht die geringste Gesetzesübertretung. Der Brauch einer sofortigen Beerdigung sei durch kein Religionsgesetz eingeführt und geringfügiger Ursachen wegen häufig umgangen worden. Das Uebernachten des Todten müsse um so mehr als Pflicht angesehen werden, wenn der entfernteste Zweifel vorhanden sei, daß er wieder erwachen könne. „Ist es doch fundamental bei uns, daß kein Gesetz stattfindet, wenn Lebensgefahr dabei obwaltet!“ Er giebt ferner zu erwägen, daß die Juden in den ältesten Zeiten die Leichen in unterirdischen Höhlen zu einer dreitägigen Bewachung beigesetzt hätten und daß nach den Erfahrungen bewährter Aerzte Fälle von Scheintod nicht ausgeschlossen seien. Um sich jedoch der Schweriner Gemeinde gefällig zu zeigen, schickte er ihr ein von ihm ausgearbeitetes Gesuch an den Herzog, ertheilte ihr aber zugleich den Rath, falls derselbe auf die „Vorstellung“ keine Rücksicht nehmen würde, auf ihrem Friedhofe eine Leichenhalle zu erbauen, in welcher die Abgeschiedenen drei Tage lang bewacht und alsdann erst zur Erde bestattet würden. „Dies zu thun, ist meiner Meinung nach die Pflicht einer jeden frommen Gemeinde, nicht aber von jenen vernünftigen Verordnungen abzugehen. Die Rabbiner unserer Zeit sollten sie dazu anhalten und die Sache befördern. Ich weiß zwar auch,“ fügt er zum Schlusse seinem Schreiben hinzu, „daß Sie mir nicht folgen werden, denn die Macht der Gewohnheit ist stark, ja vielleicht werde ich Ihnen gar als ein Irrlehrer durch meinen Vorschlag erscheinen. Immerhin! Habe ich doch mein Gewissen von der Schuld befreit.“[1])

[1]) Der Brief Mendelssohns, datirt vom 9. Juni — nicht Mai, wie 1. Aufl. S. 559 angegeben — ist abgedruckt: Sammler, 1785, 170 f., ins Deutsche übersetzt von Jakobson im Septemberhefte des Rostocker Wanderers vom Jahre 1772, ferner Sulamith IV, 2, 155 ff., und 1. Aufl. S. 557 ff.

Hätte Mendelssohn mit weniger Anspruchslosigkeit und Ruhe seinen Bescheid abgegeben, so hätte man ihn in der That damals für einen Irrlehrer gehalten.

Zu seiner nicht geringen Ueberraschung erhielt er in dieser Angelegenheit nach einigen Wochen ein Schreiben von dem in Altona als Privatmann lebenden frommen Rabbiner Jakob Hirschel oder Emden, wie er nach dem Rabbinate, das er einige Jahre bekleidete, genannt wurde. Hirschel, ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, aber unverträglich und rücksichtslos, eiferte gegen jede Beschäftigung mit profanem Wissen: Französisch war ihm ein Greuel, und am Sabbat eine Zeitung zu lesen erachtete er für Sünde. Es scheint, daß Mendelssohn es absichtlich vermieden hat, bei Lebzeiten des ihm persönlich bekannten Jonathan Eibenschütz zu Hirschel, dessen Todfeinde, in Beziehung zu treten; erst nach dem Tode des genannten Hamburger Oberrabbiners knüpfte er mit ihm an. Er hielt ihn für einen der gelehrtesten Rabbiner seiner Zeit[1]) und nannte ihn nicht anders als „Lehrer und Meister", den „erleuchteten, berühmten, großen Rabbiner", den „Lehrer des Volkes", den „Vertreter der Nation". Hirschel gewann auch bald die Ueberzeugung, daß der Verfasser des „Phädon" ein eben so glaubenstreuer Jude wie gewiegter und scharfsinniger Talmudist sei; dieser machte ihm allerdings kein Hehl daraus, daß, seitdem er zur richtigen Erkenntniß gelangt sei, die gewöhnliche Disputirkunst, wie sie vielen Rabbinern eigen ist, ihn anwidere und er sich nicht entschließen könne, im Studium des Talmud, dem er mit Liebe obliege, diesen Weg wieder zu beschreiten.[2])

Das leidliche Verhältniß zwischen den beiden, an Wissen und Richtung grundverschiedenen Männern wurde durch die Beerdigungsfrage gelockert.

Wie an Mendelssohn, hatten sich die Vertreter der Schwe-

---

[1]) Schr. III, 43.

[2]) Mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes von ihm und über ihn, 29 ff.

riner Gemeinde auch an Emden gewandt und seine gutachtliche Meinung eingeholt. Auch er ertheilte ihnen den Rath, sich vertrauensvoll an Mendelssohn zu wenden; er sei der deutschen Sprache mächtig, ein Mann von Namen und Ruf, und bei den Fürsten von Einfluß. Auf vielfaches Bitten händigte er ihnen auch ein in aller Eile niedergeschriebenes, einen ganzen Bogen umfassendes hebräisches Gutachten ein, das sie ihm alsbald zurückzuschicken versprachen. Emden, welcher vermuthete, daß die Schweriner Gemeinde-Vertreter sein Gutachten, in dem er vom talmudisch-rabbinischen Standpunkte den alten Brauch vertheidigt hatte, Mendelssohn zur Einsicht geschickt hätten, schrieb ihm den 26. Juni 1772 und bat ihm um die Rücksendung des Gutachtens im Original oder in Abschrift.[1])

Gleich nach Empfang dieses Briefes, den 30. Juni, drückte Mendelssohn dem frommen Hirschel sein Erstaunen über das sonderbare Benehmen jener „superklugen Leute" aus, die ihm weder eine Denkschrift eingeschickt, noch überhaupt mitgetheilt, daß sie sich auch an ihn gewandt hätten. Was nun die Angelegenheit selbst betreffe, so gebe es, meint Mendelssohn, erwiesenermaßen kein sicheres Kennzeichen eines wirklich erfolgten Todes. Alle Heilkundigen bezeugen, daß Puls- und Herzschlag sowie Athemholen bisweilen gänzlich aufhören, ohne daß der Tod wirklich eingetreten und daß Ohnmacht vom Tode nicht früher zu unterscheiden ist, bis der Körper in Verwesung übergeht. Sehnlichst verlange er die Gründe kennen zu lernen, durch welche er den Brauch der raschen Beerdigung gerechtfertigt habe.[2])

Mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit wies nun Emden in einem ausführlichen Schreiben[3]) die Wichtigkeit des unter allen Juden verbreiteten Brauchs der sofortigen Beerdigung nach und

---

[1]) Sammler, 1785, 172.

[2]) Das. 173. Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, 31 f.

[3]) Das. 178 ff. Das Schreiben ist datirt vom 3. Juni 1772.

fügte hinzu, daß auf die Ansichten der Aerzte in religionsgesetzlichen Fragen nichts zu geben sei; außerdem ermahnte er Mendelssohn, wie ein Vater seinen geliebten Sohn, sich ja nicht vom geraden Wege zu entfernen. Als Emden merkte, daß Mendelssohn sich über seinen Brief gekränkt fühlte und auf seinen Ansichten beharre, richtete er am 8. August ein zweites Schreiben an ihn, in dem er ihn versicherte, daß er keineswegs die Absicht gehabt habe, ihn zu beleidigen; umsoweniger dürfe aber auch er seine wohlgemeinten Worte unbeachtet lassen. Zu seinem eigenen Besten rieth er ihm, jeden Verdacht der Ungläubigkeit von sich fern zu halten, da es ihm ohnehin schon verargt werde, daß er „einen bösen Hund in seinem Hause großziehe", d. h. daß er sich eifrig mit Philosophie beschäftige und mit Männern von laxer Religiosität Umgang pflege.[1])

Zum völligen Bruche mit Emden ließ es Mendelssohn in seiner Friedensliebe nicht kommen; er stand auch noch später mit ihm im Briefwechsel.

Die Beerdigungsfrage wurde nach mehreren Jahren durch die Aerzte M. J. Marx in Hannover[2]) und Markus Herz in Berlin zur großen Freude Mendelssohns wieder aufgenommen und mit der Zeit auch im Sinne Mendelssohns gelöst.

---

[1]) Sammler, 1785, 184 ff. Die zwischen ihm, Jakob Emden und der Schweriner Gemeinde-Vertretung geführte Correspondenz übergab Mendelssohn selbst den Herausgebern des „Sammlers" zur Veröffentlichung, vgl. Sammler, 1785, 154.

[2]) M. J. Marx (st. 24. Januar 1789 zu Hannover) veröffentlichte 1784 einen Aufsatz über die Begräbnißfrage, infolge dessen ihm Mendelssohn am 18. August 1784 schrieb. (Der Brief ist nicht mehr vorhanden.) Vgl. Marx, Ueber die Beerdigung der Juden, Hannover 1788, auch als deutsche Zugabe zu dem Sammler, 1789. — M. Herz, Ueber die frühe Beerdigung der Juden. Berlin 1787; 2. Aufl. 1788.

Fünfzigstes Kapitel.

Die Ritualgesetze der Juden und der Judeneid.

Als eigentlicher Vertreter der Juden in Preußen erscheint Mendelssohn durch die Zusammenstellung der „Ritualgesetze der Juden“ und durch die Formulirung des Judeneides.

Die Gerichtsbarkeit der Rabbiner in rituellen Angelegenheiten und in Schuldfragen von Juden gegen Juden, welche schon das Generalprivilegium von 1750 insofern beseitigt hatte, daß es die Rechtsprechung in das Abgeben eines bloßen Gutachtens und zwar nur in Eheangelegenheiten, Testamenten u. dgl. m. verwandelte, wurde, theils um die Rechte der Rabbiner zu beschränken, theils um die Gerichtseinkünfte zu vermehren, im Jahre 1776 ganz aufgehoben und auf die Landesgerichte übertragen.[1]) Um nun die letzteren, denen es an Kenntniß der desfalsigen jüdischen Bestimmungen fehlte, in den Stand zu setzen, wirklich Recht zu sprechen, erhielt im Jahre 1777 der damalige Berliner Oberrabiner Hirschel Levin von dem Staatsrath den Auftrag, die betreffenden Ritualgesetze der Juden in einen „deutschen Auszug zu bringen und dem königlichen Justizdepartement zu überreichen“.

Hirschel Levin, welcher zuerst in London, dann in Halberstadt und eine kurze Zeit in Mannheim als Rabbiner wirkte, bis er im Jahre 1772 als Oberrabbiner nach Berlin berufen wurde, besaß neben einem umfassenden gründlichen Wissen im Talmud und in der rabbinischen Literatur auch profanes Wissen; er verfügte aber doch nicht über eine solche Fertigkeit im deutschen Ausdrucke, wie die ihm übertragene Arbeit sie erforderte. Mendelssohn verehrte er wegen seiner Kenntnisse und seiner

---

[1]) L. Geiger, Geschichte der Juden in Berlin (Berlin 1871) I, 72; II, 133 ff.

Religiosität seit vielen Jahren;[1]) er war, wie der Orientalist Boysen den 26. August 1770 von Quedlinburg aus an Gleim in Halberstadt schrieb,[2]) „stolz darauf, daß der Berlinische Sokrates aus seiner Nation aufgestanden sei". Den „Phädon" hatte er gelesen und „den Klugen in seinem Volke den Rath gegeben, die großen Lehren dieses Weltweisen ins Herz zu prägen." An ihn wandte sich daher Hirschel Levin mit der Bitte, die „Ritualgesetze in einen deutschen Auszug zu bringen", und dieser unterzog sich bereitwillig der Aufgabe aus Freundschaft und Hochachtung für den von ihm verehrten Mann.

Die „Ritualgesetze der Juden", von Hirschel Levin vor der Veröffentlichung sorgfältig geprüft, erschienen im Jahre 1778[3]) zunächst, wie Mendelssohn im Vorbericht bemerkt, als „Privatbemühung eines Gelehrten", dann aber auch zu praktischem Zwecke, „da man in diesem Fache noch wenig ausführliches in anderen als in rabbinischer Sprache aufzuweisen hat und die Fälle doch öfters vorkommen, da Rechte der Juden gegen Juden von Sachwaltern vertheidigt und von Richtern entschieden werden, die der rabbinischen Sprache und Gelehrsamkeit unkundig sind". Diese Schrift, welche eine systematisch und übersichtlich geordnete Zusammenstellung der rabbinischen Bestimmungen über Ehe- und Erbrecht nebst Formularen jüdischer Contracte, als Ehe- und Verlobungspacten, Trau- und Chalizabrief, enthält, entsprach lange Zeit einem praktischen Bedürfnisse und hat demzufolge auch mehrere Auflagen erfahren.[4])

Von größerer Wichtigkeit ist der von Mendelssohn formulirte Judeneid.

---

[1]) Hirschel Levin hat von Mendelssohn, über die Vorurtheile, deren er im Streite mit Lavater seine Religion beschuldigte, keine Erklärung gefordert; im Mai 1770 war er noch gar nicht in Berlin.

[2]) Briefe von Hrn. Boysen an Hrn. Gleim (Frankfurt u. Leipzig) 1772), II, 221 f.

[3]) Berlin, Voß, 1778; der Vorbericht ist datirt vom 1. Febr. 1778.

[4]) 2. Aufl. Berlin 1783, 3. Aufl. ibid. 1793, 4. Aufl. ibid. 1799, 5. Aufl. ibid. 1826; Schr. VI, 5—118.

Der Assistenzrath und spätere Professor Ernst Ferd. Klein, welcher von Garve in Breslau an Mendelssohn empfohlen und bald mit ihm befreundet wurde,[1]) erhielt im Jahre 1782 von der Regierung den Auftrag, einen Entwurf über die bei der jüdischen Eidesleistung zu beachtenden Formalitäten einzureichen. Er that, wie es in seinem Berichte an Friedrich den Großen vom 7. Juni 1782 heißt, „sich mit Mendelssohn zusammen, der ihm einen Bericht beifügte, wie der Eid, dem Talmud gemäß, in jüdischen Gerichten abgenommen werde."[2]) Mendelssohn, der von Klein und den anderen Redactoren des Entwurfes zum „Allgemeinen Landrechte" über rechtsphilosophische Materien oft zu Rathe gezogen wurde, auch dem Großkanzler auf dessen Ansuchen Gutachten abgestattet hatte,[3]) befand sich, ängstlich wie er war, dieser Frage gegenüber in keiner geringen Verlegenheit. Er hatte sowol die Rabbiner und die Masse seiner Glaubensgenossen, als die Vorurtheile der christlichen Behörden zu berücksichtigen und darum entwarf er jene strenge Eidesformel, welche für die Juden des preußischen Staates bis auf die Gegenwart eine drückende Last war. Hätte er sich nach seiner Denkungsart frei und offen erklären dürfen, so wäre der Judeneid mit allen verdächtigenden und mittelalterlichen Formalitäten aus den preußischen Gesetzbüchern schon damals geschwunden.

Und doch müssen wir ihm Dank dafür wissen, daß er einen Jargon aus den Gerichtsstuben vertrieben, welcher nicht wenig zur Unsittlichkeit des gemeinen Mannes, wie Mendelssohn sich ausdrückt, und zur Verhöhnung der Juden beigetragen, daß er die „Ermahnungsformel beim Judeneide"[4]) statt in jüdisch-deutschem Mischmasch in reiner deutscher Sprache eingeführt hat.

[1]) Kleins Selbstbiographie in Lowes Bildnissen jetztlebender Gelehrten, S. 53.

[2]) M.s Meinungen über den Eid nach den „Jahrbüchern für preuß. Gesetzgebung" ausführlich mitgetheilt von J. Frankel, der gerichtliche Beweis nach mosaisch-talmudischem Rechte (Berlin 1846), S. 498 ff.

[3]) Schr. I, 28.

[4]) Schr. VI, 405 f.

Digitized by Google

„Ich würde es sehr ungern sehen," heißt es in seinem Briefe an Klein vom 29. August 1782,[1]) „wenn nach Herrn Fränkels Bedenklichkeit die jüdisch-deutsche Mundart und die Vermischung des Hebräischen mit dem Deutschen durch die Gesetze autorisirt würden. Ich fürchte, dieser Jargon hat nicht wenig zur Unsittlichkeit des gemeinen Mannes beigetragen, und verspreche mir sehr gute Wirkung von dem unter meinen Brüdern seit einiger Zeit aufkommenden Gebrauche der reinen deutschen Mundart. Wie würde es mich kränken, wenn die Landesgesetze selbst jenem Mißbrauche beider Sprachen gleichsam das Wort redeten! Lieber mag Herr Fränkel sich die Mühe geben, die ganze Warnung in reines Hebräisch zu setzen, damit sie, nach Beschaffenheit der Umstände, rein deutsch, oder rein hebräisch, oder auch in beiden Sprachen abgelesen werden könne. Nur keine Vermischung der Sprachen!"

[1]) Schr. V, 605.

Zwölftes Buch.

Die Bibelüberſetzung.

Einundfünfzigſtes Kapitel.

Anlaß und Zweck.

Keine Vermiſchung der Sprachen! war der Grundgedanke, der Mendelsſohn leitete, als er den großen Plan faßte, die Cultur ſeiner Glaubensgenoſſen zu heben und die jüdiſche Maſſe zu bilden. Es war ſeinem Scharfblicke nicht entgangen, daß der Jargon, dieſe jüdiſch-deutſche Mundart, eine weite Kluft zwiſchen den Juden und der übrigen Menſchenwelt bildete, daß ein großer Theil ihrer politiſchen Beſchränkung und ſocialen Abſonderung in dem Mangel an Cultur ſeinen Grund hatte; deshalb war ſein Streben darauf gerichtet, ſie die reine deutſche Sprache zu lehren und zwar inmitten ihres eigenen unantaſtbaren Heiligthums.

An der Hand des göttlichen Wortes ſollte die junge Generation auch zugleich auf die Bahn der Nationalität geführt, ſollte der jüdiſche Geiſt mit der allgemeinen Bildung gemeinſam genährt werden. Von dieſem Geſichtspunkte aus unternahm er es, eine deutſche Ueberſetzung der fünf Bücher Moſes zu bearbeiten. Nie dachte er daran, Bibelherausgeber oder Ueberſetzer zu werden. „Nach dem erſten Plane meines Lebens,“

ſchreibt er Hennings den 29. Juni 1779, „ſo wie ich ihn in meinen beſſeren Jahren entwarf, war ich weit entfernt, jemals ein Bibelherausgeber oder Ueberſetzer zu werden. Ich wollte mich blos darauf einſchränken, des Tages ſeidene Zeuge verfertigen zu laſſen und in Nebenſtunden der Philoſophie einige Liebkoſungen abzugewinnen. Es hat aber der Vorſehung gefallen, mich einen ganz andern Weg zu führen. Ich verlor, infolge der Lavaterſchen Zudringlichkeit, die Fähigkeit zu meditiren und mit ihr anfangs den größten Theil meiner Zufriedenheit. Nach einiger Unterſuchung fand ich, daß der Ueberreſt meiner Kräfte noch hinreichen könne, meinen Kindern und vielleicht einem anſehnlichen Theile meiner Nation einen guten Dienſt zu erzeigen, wenn ich ihnen eine beſſere Ueberſetzung und Erklärung der heiligen Bücher in die Hände gebe, als ſie bisher gehabt. Dieſes iſt der erſte Schritt zur Cultur, von welcher meine Nation leider! in einer ſolchen Entfernung gehalten wird, daß man an der Möglichkeit einer Verbeſſerung beinahe verzweifeln möchte. Ich hielt mich indeſſen für verbunden, das Wenige zu thun, was in meinem Vermögen ſteht und das Uebrige der Vorſehung zu überlaſſen, die ſich zur Ausführung ihres Plans mehrentheils mehr Zeit nimmt als wir überſehen können.“[1])

Mendelsſohn verfaßte die Pentateuch-Ueberſetzung, nicht etwa um dadurch Namen und Ruhm in der Welt zu erlangen, ſondern zunächſt zum Gebrauche für ſeine Kinder. Nach dieſer Ueberſetzung in der reinen deutſchen Mutterſprache unterrichtete er ſeinen älteſten Sohn, um ihm das Verſtändniß des Urtextes zu vermitteln und um ihn gleichzeitig in den Geiſt der hebräiſchen Sprache, in die feinen Nüancen ihrer Redewendungen, in ihre Poeſie einzuführen, bis er dereinſt ſelbſtſtändig in die Tiefen der heiligen Urkunden einzudringen vermöge.

Durch göttliche Fügung wurde ihm der gelehrte Salomo Dubno, ein ausgezeichneter Maſoret und in den Schriften der

[1]) 1. Aufl. S. 522.

alten Grammatiker sehr bewandert, zugeführt. Mendelssohn ließ seinem Sohne täglich eine Stunde Unterricht in der hebräischen Grammatik von ihm ertheilen.

Eines Tages zeigte er Dubno die Uebersetzung; sie gefiel ihm so sehr, daß er in ihn drang, sie zu Nutz und Frommen der israelitischen Jugend dem Drucke zu übergeben. Er willigte ein, jedoch nur unter der Bedingung, daß Dubno jede Stelle, welche er gegen die Ansichten der älteren oder die aller Kommentatoren, oder welche er nach den Regeln der hebräischen Sprache und dem Zusammenhange des Sinnes übersetzt habe, sorgfältig prüfe, und dann die Uebersetzung mit einem leichtfaßlichen Kommentar in hebräischer Sprache versehe, in welchem von der bei der Uebersetzung befolgten Methode genau Rechenschaft gegeben werde.

Mendelssohn, der auch bei dem Kommentare jeden möglichen Beistand zu leisten versprach, verzichtete im voraus auf jeden materiellen Gewinn. Mit seinem, in dürftigen Verhältnissen lebenden Bruder Saul sollte Dubno Druck und Correctur besorgen und gleichen Antheil am Honorare haben. Er wollte nicht einmal auf dem Titelblatte als Uebersetzer genannt werden und nur auf das Drängen Dubnos, der ihm vorstellte, daß sein Name dem Werke Käufer und Gönner verschaffen würde, willigte er endlich ein.[1]) Da es bei dem Unternehmen nicht auf Gewinn abgesehen war, so setzte er den Preis des ganzen Werkes, das er auf mindestens hundert Bogen berechnet hatte und das in fünf Lieferungen erscheinen sollte, niedrig genug: das Exemplar auf Groß-Median $7^1/_2$ fl Holländ. Courant oder $4^1/_3$ Rthlr. Pr. Courant und auf Groß-Royal 9 fl H. C. oder $5^1/_3$ Rthlr.[2])

Mit Energie nahm Dubno sofort das Werk in Angriff. Schon im Sommer des Jahres 1778 erschien unter dem Titel

---

[1]) Schr. VI, 447; Einleitung zum Pentateuch (ed. Prag) 13a.

[2]) 1. Aufl. S. 526; Schr. V, 667; mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, S. 52.

„Blätter zur Heilung" eine Probe,[1]) beſtehend aus drei verſchiedenen Kapiteln der fünf Bücher Moſes, mit deutſcher Ueberſetzung in hebräiſchen Lettern nebſt Text und Kommentar, und der trefflichen Ueberſetzung der Elegie Jehuda Halevis „An die Burg Zion".[2]) In der, den Blättern vorangehenden Vorrede Dubnos werden die Grundſätze aufgeſtellt, welche den Ueberſetzer leiteten, die Kommentatoren genannt, denen er folgte, es wird die Verſicherung gegeben, daß der Ueberſetzer, der „weitberühmte Gelehrte, Herr Moſes Deſſau", jeden Vers, jeden Abſchnitt, drei bis vier mal mit den vier größten und angeſehenſten jüdiſchen Kommentatoren[3]) verglichen habe, damit die Ueberſetzung getreu und deutlich ſei. Zum Schluß heißt es dann:

„Hiermit will ich Euch nun, meine Brüder, bekannt machen, daß ich willens bin, die fünf Bücher Moſes mit ſchönen Lettern auf gutem Papier und nach aller Möglichkeit correct drucken zu laſſen, nebſt der ſchönen deutſchen Ueberſetzung, die ihresgleichen nicht hat, mit einem Auszuge aus den beſten Kritikern. . . . Ich habe auch, um dieſes Werk nützlicher zu machen, alle Regeln der Grammatik kurz zuſammengefaßt. . . . Der gelehrte Herr Saul, ein Bruder unſeres gelehrten Ueberſetzers, iſt mein Gehülfe bei dieſer Ausgabe. Zur Probe haben wir für jetzt drei Kapitel, nämlich das erſte vom zweiten Buche, das 23. und 24. vom vierten Buche Moſes, von dieſem Werke abdrucken laſſen.

Was iſt nun aber auch billiger, als daß Ihr Euch, als

---

[1]) Allim Literuphah, Amſterdam 1778. Die „Probe einer jüd.-deutſchen Ueberſetzung der fünf Bücher Moſes von Hrn. Moſes Mendelsſohn nebſt rabbiniſchen Erläuterungen und einer am Ende angehängten Elegie" wurde von dem Proſelyten Chriſtian Gottlob Meyer, „vormals Candidat der Theologie in Göttingen", ins Deutſche überſetzt und mit Anmerkungen verſehen. Göttingen 1780. Die Vorrede iſt datirt vom 12. Auguſt 1779.

[2]) Schr. VI, 429 ff.

[3]) R. Salomon Jizchaki (Raſchi), R. Samuel ben Meïr (Raſchbam), R. Moſes ben Nachman (Ramban) und R. Abraham Ibn Esra (Rabe).

das Volk Gottes, angelegen ſein laſſet, ein ſolches gemeinnütziges Werk auf alle mögliche Art zu befördern.“

„Die Erſcheinung iſt denkwürdig, das Vorhaben ſo wichtig, und der Mann, der es unternimmt, ſo berühmt, daß wir billig unſern Leſern dieſe Probe bekannt machen müſſen. Uns würde es große Freude und um das Judenthum ein großes Verdienſt ſein, wenn wir das ganze Alte Teſtament auf dieſe Art überſetzt erhalten könnten.“ Mit dieſen Worten kündigte Doederleins „Theologiſche Bibliothek“[1]) dieſe neue deutſche Ueberſetzung der Bibel an, fügte aber auch hinzu: „allein wir zweifeln, ob der Verfaſſer unter ſeinen Glaubensgenoſſen in Deutſchland viele antreffen wird, die ſeinen deutſchen Ausdruck verſtehen. Wir haben dieſe Probe verſchiedenen, nicht eben ungelehrten Juden vorgelegt; aber es war ihnen ſchwer, das Deutſche zu leſen und den Sinn zu finden. Noch ſind ſehr wenige an Geiſt, Genie und Sprache ſo gebildet, daß ſie gute und reine Ueberſetzungen mit Vergnügen und mit Nutzen leſen.“

Zweiundfünfzigſtes Kapitel.

Allgemeine Theilnahme, Schwierigkeiten und Kämpfe.

Der Name Mendelsſohns bürgte für das Gelingen des Unternehmens. Aus allen Gegenden Deutſchlands, aus Frankfurt am Main und Königsberg, von Berlin und Deſſau ganz zu ſchweigen, aus Wien und Prag, aus Holland, England und Frankreich, ſelbſt aus dem noch in tiefer Unwiſſenheit ſchmachtenden Polen liefen Beſtellungen auf das Werk ein. Auch Chriſten,

[1]) 1. Band, S. 156.

Theologen und Professoren, pränumerirten. In Hamburg unterzog sich die edle Elise Reimarus der Mühe, Pränumeranten zu sammeln.[1]) Bald nach dem Erscheinen der „Probe" waren nahezu achthundert Bestellungen auf das Werk gemacht.

Auch mehrere angesehene Rabbiner begrüßten die neue deutsche Uebersetzung als den Anfang einer neuen Epoche in der Culturgeschichte ihres Volkes. Der damalige Berliner Oberrabbiner Hirschel Levin schrieb eine für Mendelssohn sehr schmeichelhafte Approbation und sprach darin die Hoffnung aus, daß die Unbekanntschaft der deutschen Juden mit der deutschen Sprache aufhören und dieser „Unstern bald schwinden" würde. Das gesammte Berliner Rabbinat, mit dem Rabbiner von Strelitz an der Spitze, folgte seinem Beispiele. Sein Sohn Saul, Rabbiner zu Frankfurt an der Oder, richtete an Jeremias Bendit in Berlin, der die Commission und die Versendung des Werkes übernommen hatte, ein Schreiben, in dem er der Ueberzeugung Ausdruck gab, daß der, der Uebersetzung beigefügte hebräische Kommentar die Unkundigen für die deutsche Sprache gewinnen werde, da es eine Schande für Israel sei, daß seine Schullehrer weder hebräisch noch deutsch verständen. Der Rabbiner Aron Horwitz, der von Hasenpoth in Kurland als Rabbinats-Assessor nach Berlin berufen wurde und weithin als rabbinische Autorität galt, ertheilte in seiner Krankheit kurz vor seinem Tode dem Secretär der Berliner Gemeinde den Auftrag, das Werk in seinem Namen zu approbiren.[2]) Der fromme Hartwig Wessely fühlte sich beim Anblick der Probebogen zu einem Lobgesang auf den Uebersetzer begeistert.[3])

Es fehlte jedoch auch nicht an Männern unter den „Hochgelehrten Israels", welche in richtigem Gefühle der großen Be-

[1]) 1. Aufl. S. 538; Schr. V, 692.

[2]) Die Approbation Levins, datirt vom 4. September 1778, die des Berliner Rabbinats vom 26. October 1778 und das Schreiben Sauls sind dem Werke vorgedruckt.

[3]) Wesselys Gedicht „Mehallel Rea" wurde ebenfalls dem Werke vorgedruckt. M. s. auch Joseph Halterns Lobgedicht, Sammler, 1785, 20.

deutung der rein deutschen Bibelüberſetzung und der aus dem profanen Wiſſen entſpringenden Gefahr für die ſtrenge Gläubigkeit dem edlen Streben Mendelsſohns hemmend und feindlich in den Weg traten. Mit einigen von ihnen hatte er es von vornherein dadurch verdorben, daß er nicht, der damaligen Sitte gemäß, ſie um ihre Approbation angegangen war. Hatte er doch aus allzu großer Beſcheidenheit ſich nicht entſchließen können, die ihm ſchon im Herbſte 1778 ertheilten Approbationen des Oberrabbiners und Rabbinats zu Berlin zu veröffentlichen! Wozu ſollte er auch die „Hochgelehrten Iſraels“ um eine Approbation zu einer Sache angehen, die ihm nicht den geringſten Gewinn brachte? „Ueberdies war es ja ein deutſches Buch zur Benutzung für Kinder und deren Lehrer, und den Rabbinern unſerer Zeit kam es noch nie in den Sinn, ſelbſt nach jüdiſchdeutſch geſchriebenen Büchern ſich umzuſehen und deren Druck zu approbiren oder den Unternehmern zu wehren. Sollte mir Gott das Glück ſchenken, einſt ein hebräiſches Buch herauszugeben, dann werde ich es auch nicht unterlaſſen, darüber bei den Weiſen Iſraels anzufragen, um Gutachten und Approbation von ihnen pflichtmäßig einzuholen.“[1])

Die Rabbiner, welche die deutſche Ueberſetzung des Pentateuch für eine kühne, den Glauben bedrohende Neuerung hielten und deshalb gegen Mendelsſohn auftraten, waren zwei Polen: Raphael Cohen, der, nachdem er in verſchiedenen Gemeinden Polens und dann zwei Jahre in Poſen fungirt hatte, zum Rabbiner der Gemeinden Hamburg-Altona berufen worden, und deſſen Schwiegerſohn, der ſcharfſinnige Hirſch Janow, welcher Nachfolger ſeines Schwiegervaters in Poſen und dann Rabbiner in Fürth wurde.[2]) Sie glaubten der heiligen Sache

[1]) Schr. VI, 449.

[2]) Hirſch Janow ſtarb nicht im Alter von 36 Jahren, wie Grätz, Geſchichte der Juden, XI, 587 Sal. Maimon nachſchreibt, ſondern im Alter von 52 Jahren, den 13. November 1785. Monatsſchrift für Geſchichte und Wiſſenſchaft des Judenthums, 1873, S. 191.

der Religion keinen kleinen Dienſt zu erweiſen, wenn ſie bald nach dem Erſcheinen der „Probe“ gegen den „Moſes Deſſau“, wie ſie verächtlich ihn nannten, offen und frei mit ihren „Donnerkeilen“ aufträten. Lebten ſie doch in dem Wahne, der beſcheidene Mann überhebe ſich und halte ſich für größer und gelehrter als die Rabbiner! Ohne die Ueberſetzung zu kennen, ohne die poetiſche Uebertragung in den „Blättern zur Heilung“ auch nur zu verſtehen, ſprachen ſie ein Verbot über das neue, dem Druck noch nicht übergebene Werk aus und thaten es feierlichſt in den Bann.

Auch Ezechiel Landau, der berühmte Oberrabbiner zu Prag, hatte ſich in mißliebiger Weiſe über die deutſche Ueberſetzung geäußert; das von den beiden genannten Rabbinern an ihn aber geſtellte Anſinnen, zu einer öffentlichen Verurtheilung des Unternehmens ſeinen Namen herzugeben, wies er mit dem Bedeuten zurück, daß er in der Ueberſetzung nichts entdeckt habe, was einen ſolchen Schritt rechtfertigen könnte; er nahm vielmehr Mendelsſohn in Schutz und ſuchte deſſen zornentbrannte Gegner zu beſchwichtigen.[1])

Das „kleine Ungewitter, welches ſich über Mendelsſohn zuſammengezogen hatte, verurſachte ihm anfangs nicht die mindeſte Unruhe“. Auf Widerſtand war er gefaßt. Sobald er Dubno nachgegeben, ſeine Ueberſetzung drucken zu laſſen, „nahm er ſeine Seele in Händen, richtete ſein Auge auf die Berge und gab ſeinen Rücken den Schlägern preis. Mögen dieſe immer fluchen,

---

[1]) Unrichtig rechnet Grätz auch Landau zu den Gegnern Mendelsſohns, ſ. dagegen: Avigdor Levi, Iggroth (Wien 1794), 10b; Jeitteles, Mewo Hallaſchon (Prag 1813), Einl. 3a; Brüll, Jahrbücher für jüd. Geſchichte und Literatur, III, 210 f. S. auch die Elegie Joſephs aus Troplowitz auf den Tod Landaus (Alon Bachoth [Wien 1793]), ein Zwiegeſpräch zwiſchen Landau und Mendelsſohn bei ihrem Zuſammentreffen im Jenſeits. Das dem Schriftchen vorgedruckte Bild ſtellt dar, wie der majeſtätiſch impoſante Landau den kleinen Mendelsſohn umarmt und küßt.

ich werde gesegnet sein!“ war sein Trost und sein Wahlspruch.[1]) „So leicht soll es keinem Zeloten gelingen,“ schreibt er seinem Freunde Hennings von Strelitz aus am 29. Juni 1779, „mein kaltes Blut in Bewegung zu setzen. Ich sehe das Spiel der menschlichen Leidenschaften als eine Naturerscheinung an, die beobachtet zu werden verdient. Wer bei jedem elektrischen Funken zagt und zittert, taugt nicht zum Beobachter. Ueberhaupt hat mein Herz wenig Reizbarkeit zum Zorn, Verdruß, Reue und dergleichen unangenehmen Affecten. Ich bin nur noch empfindsam gegen Liebe und Freundschaft und auch hierin in einem so gemäßigten Grade, daß mich meine Freunde sehr oft der Lauigkeit beschuldigen. Allein ich kann mir keine Empfindungen geben, die ich nicht habe, und lügen mag ich sie nicht, so sehr die Ziererei der Mode es zu fordern scheint.“ [2])

Wie sehr auch die Gegner polterten und über ihn herfuhren, Mendelssohn blieb ruhig; das jugendliche Feuer, „das uns öfters in der besten Absicht von der Welt über Maß und Ziel hinweg zu treiben pflegt“, hatte ihn längst verlassen, und „er hielt es für Thorheit, jetzt noch, so nahe am Ufer, seine Segel jedem Ungestüme Preis zu geben.“ Deshalb ersuchte er seine Freunde und Gesinnungsgenossen, die Gegner ruhig toben zu lassen. Er kannte seine Zeit und wußte nur zu gut, „wie viel Widerspruch, Haß und Verfolgung die geringste Neuerung, wenn sie auch wichtige Verbesserungen zur Folge hat, jederzeit findet“.

Als der Rabbi zu Altona eine Zeit lang „seine Donnerkeile ruhen ließ“, um, wie Mendelssohn vermuthete, sie bei einer günstigern Gelegenheit, wenn erst das ganze Werk vollendet wäre, mit größerem Gepolter auszusenden, bat er dringend seinen Freund Hennings, der als dänischer Staatsrath dahin wirken wollte, daß der eifervolle unduldsame Rabbi zur Ruhe verwiesen werde, nichts gegen ihn zu unternehmen. Er wünschte,

[1]) Schr. VI, 453.

[2]) 1. Aufl. S. 521.

daß jener ſich ſelbſt überlaſſen bliebe, und daß von außen her durch nichts auf ihn gewirkt würde, um zu ſehen, was die Wahrheit ſelbſt, frei von allen andern Rückſichten, bei ſeiner Nation auszurichten vermöge. Sobald äußere Dinge, Drohungen, Verbote und dergleichen mitwirkten, ſo würden, meinte er, die Zirkel verrückt, und die Beobachtung wäre verloren. Er war feſt überzeugt, daß eine kleine Gährung ſeiner Sache recht dienlich wäre und nicht geſtört werden dürfte.[1]) Je mehr Widerſtand ſein Werk fand, deſto mehr hielt er ſich von der Nothwendigkeit des Unternehmens überzeugt. „Meine Anſicht iſt bisher geweſen: wenn meine Ueberſetzung von allen Iſraeliten ohne Widerrede angenommen werden ſollte, ſo wäre ſie überflüſſig. Je mehr ſich die ſogenannten Weiſen der Zeit widerſetzen, deſto nöthiger iſt ſie. Ich habe ſie anfangs nur für den gemeinen Mann gemacht, finde aber, daß ſie für Rabbiner noch viel nothwendiger iſt . . . Nur gelaſſen und ohne Eifer, mein guter Herr Avigdor!“[2])

Gelaſſen und ruhig betrachtete Mendelsſohn das Treiben der eifervollen „Hochgelehrten Iſraels“, ſo lange ſie nichts anderes erſtrebten als ſeinen ehrlichen Namen anzutaſten und ſeine Religioſität zu verdächtigen. Daran ließ es nun beſonders der Rabbi zu Altona, der rückſichtsloſeſte von allen, nicht fehlen. Verhielt er ſich auch eine Zeit lang ſtill, ſo war doch den ruhig ſcheinenden Gewitterwolken nicht ſonderlich zu trauen, und Mendelsſohn war nicht ſicher, daß dieſe ſich nicht in einen Regenguß von Verketzerungen entladen würden.

Er that ſeinerſeits alles, dem Streite ſobald als möglich eine friedliche Wendung zu geben. Er war ſeiner ganzen Natur nach kein Mann des Streites und zumal mit Theologen. „Man muß, wie Leſſing, ein abgehärteter Kämpfer ſein, um es mit ihnen auszuhalten. Ich für meinen Theil wäre eher geduldig und ſtandhaft genug, einen erboſten Bienenſchwarm von

[1]) 1. Aufl. S. 521 f.
[2]) Schr. VI, 452.

meiner Haut abzuwehren als dieſe ſtreitſüchtigen Friedensverkündiger.“ „Der liebe Gott behüte Sie und mich,“ heißt es in einem andern Brief an Hennings, „für allen Streit mit Ketzermachern. Sie haben einen gar zu ſtarken Haufen auf ihrer Seite. Ein Loth geſunden Menſchenverſtandes wiegt zwar den ganzen Klumpen auf, aber nur auf jener geiſtigen Wage des Homers, nach welcher die Schale der Sieger gen Olymp emporſteigt, die Schale der Beſiegten aber gen Orkus ſinkt. Das Volk aber kennt nur ſeine gemeine Käſewage, ſagte mein alter Rector Damm, als er uns den Homer erklärte.“[1])

Hielt es Mendelsſohn nun auch für unedel, gegen den verfolgungsſüchtigen Altonaer Rabbiner etwas zu unternehmen, ſo wünſchte er doch, daß ihm ein Wink gegeben werde, „in der Folge regelmäßiger zu verfahren“. In dieſer Abſicht bat er ſeinen Freund, den Staatsrath von Hennings, dahin zu wirken, daß „im Namen Sr. Majeſtät des Königs von Dänemark oder einiger Großen des Reichs auf das Werk gezeichnet würde“.[2])

Hennings, der von den Gemüthern war, „welche mehr des Zügels als des Sporns bedürfen“, wandte ſich unverzüglich an den Miniſter Hoegh Guldberg und ſchon am 19. Juli 1779 erhielt er von dieſem folgendes Schreiben:

„Monsieur.

Sa Majesté le Roi et Msgr. Son Frère veulent bien souscrire pour la traduction de M. Mendelssohn, si Vous êtes bien sûr, M., qu'il n'y a rien contre la majesté et la vérité de la S. Ecriture. S. Alt. R. m'a ordonné tout exprès de Vous en assurer pour éviter les conséquences, en cas que les Juifs d'Altona viennent après démontrer que notre Philosophe tient à la Religion de Berlin. Je vous prie aussi en ami d'y avoir égard, sachant, combien S. Alt.

---

[1]) 1. Aufl. S. 528, 529.

[2]) 1. Aufl. S. 524.

R. trouverait mauvais d'avoir favorisé l'impression d'un ouvrage scandaleux.

Moi j'y souscrirai à tout risque et vous prie, M., d'en avoir soin.

Monsieur

votre très humble et très obéissant serviteur.

C. Hoegh Guldberg."

Frédensbourg, le 19 juillet 1779.[1])

Die ſchlichte Ueberſetzung der fünf Bücher Moſes ein ouvrage scandaleux! Freilich mußte der Miniſter eine ſolche Meinung hegen, wenn der Rabbi ſeines Landes ein ſolches Zetergeſchrei darüber erhob. „Der Ober-Landes-Rabbiner zu Hamburg-Altona hatte," wie es im „Hamburger Correſpondenten" vom 17. Juli 1779 heißt, „alle diejenigen Juden in den Bann gethan, welche die Ueberſetzung der Bücher Moſes, die Herr Moſes Mendelsſohn in Berlin zum Verfaſſer hat, leſen werden."[2])

Das Schreiben des däniſchen Miniſters wunderte Mendelsſohn durchaus nicht; die „Berliner Religion" war damals der Schrecken aller Frommen, Juden wie Chriſten. Vom Geſundbrunnen bei Berlin, wo er ſeit einigen Wochen die Abend- und Morgenſtunden zubrachte, richtete er an Hennings den 29. Juli 1779 folgendes Schreiben, das den Miniſter über ſeine Befürchtungen vollkommen beruhigen konnte:

„Die Beſchwerlichkeit, die der Staatsmann äußert, ein Werk zu befördern, das als irreligiös angeklagt worden, macht ihm in meinen Augen wahre Ehre. Allein ich hoffe, Sie werden ohne Anſtand die Gewähr übernommen haben, daß Ihr Freund Mendelsſohn kein ouvrage scandaleux herauszugeben im Stande ſei, und daß ſeine Ueberſetzung der Heiligen Schrift nichts weniger zur Abſicht habe, als die Majeſtät und Wahrheit

---

[1]) 1. Aufl. S. 293.

[2]) Bei Grätz, a. a. O. XI, 589.

derſelben herunterzuſetzen. Was den Ausdruck Religion de Berlin betrifft, ſo halte ich dieſes blos für ein façon de parler, denn wenn Ihr in der That — wie mich alles, was ich von ihm höre, verſichert — edel denkender Miniſter Berlin von innen, und mehr als vom Hörenſagen kennt, ſo muß er wiſſen, daß in Berlin, wie in allen großen Städten, Glauben und Unglauben, Schwärmerei und Vernunft, Enthuſiasmus und Kaltſinn u. ſ. w. untereinander vermengt ſind, und daß die Großen des Reichs ſogar mehr zur Schwärmerei als zum Unglauben hinneigen. Ich kenne keinen Ort, wo man ſich durch ärgerliche Werke weniger Anſehen geben kann, als Berlin. Man wird ihn vielleicht nicht verfolgen, man wird ihm erlauben, Luft zu ſchöpfen, Waſſer umſonſt und Brot fürs Geld zu genießen, aber er wird wie Edelmann, Damm und andere, vielleicht als unſchuldige Opfer ihrer altdeutſchen Aufrichtigkeit verkannt und verlaſſen, unter ſeinen Nebenmenſchen wie Schatten herumwandern und am Ende vergeſſen werden. Die K. K. Bibliothek zu Wien und einige Große daſelbſt haben auf das Werk vorausbezahlt . . ."[1])

Der König von Dänemark, die Prinzen und Großen des Reichs ſubſcribirten, und Raphael Cohen mußte dem Fortgange eines Unternehmens ruhig zuſehen, das ihm ein Dorn im Auge war. So weit ſein Arm reichte, eiferte er freilich fort. Und doch wünſchte er, ehe noch die verketzerte deutſche Pentateuch-Ueberſetzung die Preſſe verlaſſen, ſehnlichſt, er hätte mit dem „Moſes Deſſau" nie angebunden. Die däniſche Regierung, einmal aufmerkſam gemacht, hatte ein wachſames Auge auf ihn und trat bei der erſten Gelegenheit gegen ſeine Intoleranz entſchieden auf. Die Gelegenheit bot ſich bald. Ein gewiſſer Samuel Marcus aus Hamburg, vermuthlich ein Anhänger Mendelsſohns, wurde von dem Oberrabbiner aus nicht näher angegebenen Gründen unerhörterweiſe verfolgt, in den Unterbann

[1]) 1. Aufl. S. 525 f.

gethan und mit dem großen Banne bedroht. Marcus beschwerte sich bei der Regierung, und diese richtete an den Rabbi folgenden Bescheid, welchen wir als charakteristisch für jene Zeit mittheilen:

„Wann sich der Jude Samuel Marcus jun. von Hamburg allerhöchsten Orts darüber beschwert, daß er von dem Oberrabbiner hierselbst auf unerhörte Weise verfolgt werde, indem derselbe nicht allein anfänglich ihn in den Unterbann schreiben lassen, sondern ihm auch nachher unter Androhung des über ihn zu verhängenden großen Fluchbannes eine aus folgenden sechs Punkten bestehende schmerzliche Buße auferlegt habe, nämlich:

1) ein ganzes Jahr lang weder morgens noch abends den Gottesdienst zu versäumen;
2) ein ganzes Jahr Montags und Donnerstags zu fasten;
3) des Abends dieser Fasttage niemals etwas anderes als Milchspeise zu genießen;
4) einen Rabbi zu besolden, der ihn im Gesetze unterrichte;
5) den bisher getragenen Haarbeutel abzulegen und eine runde Frisur zu tragen;
6) einen Bart zu tragen;

diese Beschwerden aber und das despotische Verfahren des hiesigen Oberrabbiners allerhöchsten Orts das äußerste Befremden erwecket, so wird Sr. Majestät des Königs unmittelbarer Befehl dem hiesigen Oberrabbiner hierdurch zu erkennen gegeben:

1) daß er ohne den allergeringsten Widerspruch sich künftig eines solchen Verfolgungsgeistes enthalten und sich nicht erkühnen solle, dergleichen vermeßliches Unternehmen öfter zu wagen; falls gegen ihn als einer, der sich strafbaren Eingriffen in die königliche landesherrliche Macht und Gewalt schuldig gemacht, nach Vorschrift der Gesetze verfahren werden wird, und
2) daß es Sr. Majestät des Königs Wille sei, daß gedachter Oberrabbiner den Juden Samuel Marcus jun. in Ham-

burg der ihm auferlegten aus sechs Punkten bestehenden Buße sogleich entlasse und alle Arten von Verfolgung wider ihn und seine Freunde einstellen soll.

Welchem allerhöchsten königlichen Befehl der Oberrabbiner bei Vermeidung der ernstlichsten Maßregeln sogleich und ohne Verzug Folge zu leisten, auch daß Solches pünktlich geschehen wird, sofort anzuzeigen hat.

Altona, den 17. October 1781.

(L. S.) W. V. Gehlen."[1])

Gegen diesen Bescheid ergriff der Oberrabbiner Recurs,[2]) woraufhin ihm im Namen Sr. K. Majestät zu erkennen gegeben wurde: „daß es bei der nach Allerhöchstem Befehl geschehenen Aufhebung der Buße des benannten Samuel Marcus jun. als einer entschiedenen und abgethanen Sache gelassen werden solle, umsomehr, da dieser seine Vergehungen mit einer ad pios usus erlegten Summe gebüßet, übrigens aber er, der Oberrabbiner, bei pflichtmäßiger Verwaltung seines Amtes sich Sr. Königl. Majestät Schutzes versichert halten könne.

Gegeben Königl. Deutsche Kanzley zu Copenhagen den 11. May 1782

(L. S.) Carstens. C. S. Schütz. J. H. Krück."[3])

Raphael Cohen[4]) wagte es nicht, in der Folge gegen die Mendelssohnsche Pentateuch-Uebersetzung aufzutreten.

---

[1]) Hdschr.

[2]) M. s. auch Schr. III, 201.

[3]) Monatsschrift, 1879, S. 432.

[4]) Raphael Cohen, der Großvater Gabriel Riessers, lebte von 1799 bis zu seinem, den 11. November 1803 erfolgten Tode als Privatmann in Hamburg.

Dreiundfünfzigſtes Kapitel.

Fortgang der Ueberſetzung. Salomo Dubno.

Der Druck des Werkes ging nicht ſo ſchnell von ſtatten als Mendelsſohn und ſeine Mitarbeiter anfangs dachten. An Eifer ließen ſie es nicht fehlen; beſonders Dubno, der ſich verpflichtet hatte, den Kommentar und das „Tikun Sopherim" zu liefern, gab ſich unſägliche Mühe; die von ihm benutzten Kommentare des R. Salomon Jizchaki (Raſchi) und deſſen Enkel, R. Samuel ben Mëir (Raſchbam), verglich er mit einer Wormſer Handſchrift, welche Mendelsſohn aus der Jablonskiſchen Bibliothek erworben hatte.[1])

Anfang März 1780 verließ nun das erſte Buch Moſes, zu dem Dubno mit Ausnahme der von Mendelsſohn ſelbſt bearbeiteten erſten Kapitel, den Kommentar verfaßt hatte, die Preſſe. Noch vor Mitte März konnte ein Theil der für Dänemark beſtimmten Exemplare an Moſes Fürſt in Kopenhagen zur weitern Beſorgung abgeſandt werden. „Herr Fürſt wird die Ehre haben," heißt es in dem Briefe an Hennings vom 14. März, „Ihnen in meinem Namen die erſte Ablieferung der fünf Bücher Moſes, aber nur drei Exemplare auf Groß-Royal für den König, den Erbprinzen K. M. und H., ſowie auch für den Miniſter zu überreichen. Ich habe ſie nicht können binden laſſen, weil noch die zweite Ablieferung, welche nächſtens erfolgen ſoll, mit dazu gehört. Die übrigen Exemplare ſollen, die Koſten zu erſparen, mit dem aufgehenden Waſſer beſorgt werden."[2])

Um die Ueberſetzung auch Chriſten zugänglich zu machen, ließ er eine Ausgabe in deutſchen Lettern mit einem kurzen deutſchen Auszuge aus dem Kommentare beſorgen. Dieſer ſchwierigen und undankbaren Arbeit hatte ſich ein gelehrter Chriſt

---

[1]) Einleitung zum Pentateuch (ed. Prag) 13b.

[2]) 1. Aufl. S. 528.

mit Hülfe eines gelehrten Juden unterzogen. Von dieser Ausgabe, der auch Mendelssohns treffliche Ueberſetzung des „Siegesliedes der Debora“ [1]) beigegeben war, erſchien nicht mehr als das erſte Buch Moſes;[2]) vermuthlich fehlte es an Abnehmern.

Auch das eigentliche Werk war einmal nahe daran in Stocken zu gerathen.

Schon nach Beendigung des erſten Theiles merkte Mendelsſohn, daß das Ganze weit umfangreicher als er berechnet, und ſtatt hundert Bogen wenigſtens hundertundzwanzig umfaſſen würde. Bei dem in dem Probehefte feſtgeſetzten Preiſe, den er unter keinen Umſtänden erhöhen wollte, verurſachte ihm der nicht unbedeutende Mehrbetrag der Koſten große Sorgen, denn ſeine eigenen Vermögensumſtände geſtatteten ihm nicht, Tauſende bei dieſem Unternehmen zuzuſetzen. Ließ er doch das Werk auf eigene Koſten drucken und dieſe überſtiegen die Höhe von weit über dreitauſend Thalern, ſodaß ſie durch die Subſcribenten kaum zur Hälfte gedeckt wurden.

Dazu kam noch, daß im Herbſte des Jahres 1780 Salomo Dubno ihm die Freundſchaft kündigte. Ueber dieſes Zerwürfniß ſchwebt ein Dunkel, das Mendelsſohn ſelbſt als räthſelhaft und ihm unerklärlich bezeichnet. Er ruft Gott zum Zeugen an, daß er nicht Schuld daran trage,[3]) und verſichert in der dem Werke vorausgeſchickten Einleitung, daß er nicht wiſſe, was dem gelehrten Polen in den Sinn gekommen ſei. Daß die Schwierigkeit der Arbeit ihn plötzlich abgeſchreckt habe, iſt zu bezweifeln; er hatte dem Werke volle vier Jahre gewidmet und beſaß Ausdauer und Gewiſſenhaftigkeit genug, den Kommentar auch zu Ende zu führen.

[1]) Das Deboralied wieder herausgegeben von Joel Löwe (Bril), Sammler, 1788, S. 263—271, dann oft gedruckt in den Bibelausgaben von Prag, Wien, Karlsruhe u. a., auch Schr. VI, 121—124.

[2]) Die fünf Bücher Moſe, zum Gebrauch der jüdiſch-deutſchen Nation nach der Ueberſetzung des .... M. Mendelsſohn. Erſtes Buch. Berlin, Nicolai 1780.

[3]) Schr. VI, 451.

Allem Anſcheine nach war es verletzte Schriftſteller-Eitelkeit und übertriebener Ehrgeiz, welche ihn mit dem Ueberſetzer entzweieten. Salomo Dubno gehörte überhaupt zu den äußerſt wenigen Polen, welche ihrer Ehre den materiellen Gewinn gern zum Opfer bringen wollten. Weil Mendelsſohn Bedenken trug, ſeine übermäßig lange ſprachliche Abhandlung, die Frucht voller zehn Monate, als Einleitung zum zweiten Buche Moſes, drucken zu laſſen, lief er, nachdem bereits vier Seiten davon gedruckt waren, in ſeiner Melancholie davon, ließ ſeinen mehrjährigen Verdienſt in Stich und wollte von Mendelsſohn, von dem er ſtets mit Hochachtung ſprach, und von dem gemeinſchaftlichen Unternehmen, an dem ſein Herz hing, nichts mehr wiſſen.[1]) In ſpäteren Jahren ſuchte er ſein ſonderbares Benehmen gegen Mendelsſohn durch religiöſe Motive zu beſchönigen. In einem Briefe, welchen er den 2. Juni 1789 von Amſterdam aus an den als Grammatiker und Maſoret ausgezeichneten Wolf Heidenheim richtete, heißt es: „Ich habe meinem Jugendlehrer, dem Gaon Naphtali Herz von Dubno, zur Zeit als dieſer durch Berlin kam und mir Vorwürfe machte, daß ich im Bunde mit denen arbeite, welche, wie ihm die Rabbiner von Prag und Hamburg geſchrieben, darauf ausgingen, unſere heil. Tradition zu entwurzeln, das Verſprechen gegeben, mit dieſer Geſellſchaft zu brechen und mich von Berlin zu entfernen. Ich habe keine Urſache zu bereuen, mitgearbeitet zu haben, auch der erſte Antrieb geweſen zu ſein, daß Mendelsſohn ſeine Ueberſetzung drucken ließ. Jeder Einſichtsvolle erkennt den großen Nutzen für unſere Jugend, durch die ſchöne Ueberſetzung und den Kommentar die Herrlichkeit des göttlichen Wortes würdigen zu lernen.“[2])

Dubno, der ſtatt ſich zu entſchuldigen, in dieſem Briefe ſich ſelbſt das Urtheil ſpricht, traf im Jahre 1784 Anſtalten, ſeinen Pentateuch-Kommentar und ſelbſtverſtändlich auch die von Men-

[1]) S. den Brief Dubnos vom Septbr. 1780 in Kobaks Jeſchurun III, 85.

[2]) Auerbach, Geſchichte der iſrael. Gemeinde Halberſtadt, 179 f.

delsſohn zurückgewieſene Einleitung auf eigene Koſten drucken zu laſſen. Um ſich die Mittel zum Drucke zu verſchaffen, wanderte er von Stadt zu Stadt, durch ganz Deutſchland, Böhmen und Holland; von allen Rabbinern holte er ſich Approbationen zuſammen, die ihm um ſo bereitwilliger ertheilt wurden, als die Mendelsſohnſche Ueberſetzung nicht beigedruckt werden ſollte und konnte. Der Kommentar erſchien nicht.[1])

Nachdem Salomo Dubno Berlin verlaſſen,[2]) war Mendelsſohn auf ſich ſelbſt angewieſen; ſein Bruder Saul konnte ihm wenig nützen, er mußte ſich daher entſchließen, den Kommentar zum zweiten Buche Moſes, zu dem ihm Dubno nur einige Bruchſtücke zurückgelaſſen hatte, allein zu bearbeiten.

Dieſer zweite Theil konnte zur Leipziger Oſter-Meſſe 1781 verſandt werden. Exemplare vom Exodus, ſchreibt Mendelsſohn an Avigdor Levi in Prag, den 5. Juni 1781,[3]) „hat mein Freund David Friedländer vergangene Leipziger Meſſe nach Ihrem Orte beſorgt, und wird der Pränumerant Herr Aron Beer Joſz wol nunmehr das ſeinige erhalten haben.

Mendelsſohn war zu ſchwach, das Werk allein fortzuführen; die noch immer gehegte Hoffnung, ſich mit Dubno auszuſöhnen, hatte er aufgegeben; er mußte einen neuen Mitarbeiter ſuchen und fand ihn endlich in ſeinem alten Freunde Hartwig Weſſely.

---

[1]) G. J. Polak, Hebreeuwiſche Letteruruchten [Amſterdam 1851] 41. Das von Polak (a. a. O. XVIII) aus dem Orient 1841, Literaturblatt, S. 236 mitgetheilte hebräiſche Räthſel (deſſen Löſung von Dubno in einem Briefe an Mendelsſohn von 21. Elul 5537 [Auguſt 1777] bei Polak a. a. O. 39 f.) hat nicht Mendelsſohn zum Verfaſſer. Von ſeiner früheſten Jugend hat er ſich mit dergleichen nicht befaßt; er liebte, wie es in ſeinem Briefe an Avigdor Levi vom 30. März 1770 heißt, „immer ſeine Gedanken deutlich auszuſprechen, und ſeine Meinung klar und hell wie die Mittagsſonne darzulegen, nicht aber, ſie in Nebel und Dunkel zu hüllen.“ Schr. VI, 445.

[2]) Dubno ſtarb in Amſterdam den 23. Juni 1813.

[3]) Schr. VI, 451.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Hartwig Wessely.

Dieser Mann, an Charakter und Gesinnung Mendelssohn ähnlich, war auch wie er von reiner Frömmigkeit und idealem Streben beseelt.

Seine Lebensgeschicke[1]) bilden in mehrfacher Beziehung das Gegenbild zu denen Mendelssohns. Dieser in Armuth geboren und in Wohlstand gestorben, jener aus den glänzendsten Verhältnissen der Jugend zu einem sorgenvollen Alter herabsteigend; dieser aus einer ausschließlich talmudischen Jugendbildung sich zu einem vollendeten Meister des deutschen Stils erhebend, jener frühzeitig mit neuern Sprachen bekannt, sich zum musterhaften Wiederhersteller der hebräischen Sprache emporschwingend.[2])

Er war nur um vier Jahre älter als Mendelssohn und wurde in Hamburg geboren. Hier lernten sich die beiden jungen Männer kennen und schlossen einen Bund inniger Freundschaft.[3]) Auch Wessely war nicht eigentlich Gelehrter von Fach, sondern stand dem von Ephraim Veitel in Amsterdam errichteten Bankhause als Chef vor und etablirte nach einigen Jahren in Kopenhagen ein eigenes Geschäft.

In seiner regen Theilnahme für das Schicksal seiner Glaubensgenossen und in der glühenden Liebe zu den Wissenschaften hatte er mit Mendelssohn gleiches Streben; beide stellten es sich zur Lebensaufgabe, die Juden aus ihrer Lethargie zu neuem geistigen Leben zu wecken. Während aber Mendelssohn sich be-

---

[1]) Ueber Wessely s. die Biographie von David Friedrichsfeld (Amsterdam 1809) und von W. A. Meisel (Breslau 1841).

[2]) Stern a. a. O. 104.

[3]) Im October 1761 waren sie schon befreundet; vgl. Schr. V, 420: „Herr Hartwig Wessely," schreibt Mendelssohn seiner Braut am 16. October 1761, „wird vermuthlich bei Anlangung dieses schon abgereist sein, und ich erwarte ihn zu den Feiertagen hier."

mühte, sie durch deutsche Schriften für die deutsche Sprache und deutsche Nationalität zu gewinnen, unternahm es Wessely, die Reinheit und Erhabenheit des Hebräischen durch seine in classischem Stile verfaßten Werke wiederherzustellen. Dieses gelang ihm zunächst durch seinen „Libanon", dessen zweiter Theil wenige Monate vor dem „Phädon" erschien.

Es ist charakteristisch für beide, gleiches Ziel verfolgende Männer, daß Mendelssohn einen Augenblick Anstand nahm, dieses eine Grundidee des Judenthums neu behandelnde Werk dem Freunde zu übersenden. Er fürchtete, in seinen Augen dadurch zu verlieren, daß er vernunftgemäße Beweise für die Unsterblichkeit geliefert und überhaupt die deutsche Sprache für die Darstellung gewählt habe; er glaubte daher, sich förmlich bei ihm entschuldigen zu müssen.

Wie wenig aber kannte Mendelssohn seinen Wessely. Sobald der deutsche „Phädon" zu ihm gelangte, widmete er ihm einen ganzen Tag; er ergötzte ihn so sehr, daß er sich nicht von ihm losreißen konnte. „Schlaffe Hände hast durch Dein Werk Du gestärkt," ruft er ihm zu, „wankenden Knieen neue Kraft verliehn; wie Moses erhobst Du Deinen Stab und schlugst den Felsen, es entquoll Wasser, und das Volk löschte seinen Durst; Dich hat der Himmel mit der Gabe gesegnet, die Herzen und Gemüther zu erquicken, wie Regen trieft Deine Rede, wie Thau fließt Dein Wort, Deine Lehre tränkt die durstigen Seelen und erzeugt Ideen göttlicher Wahrheit."[1])

Wessely, der den „Phädon" ins Hebräische zu übersetzen beabsichtigte, hegte den sehnlichsten Wunsch, mit dem Verfasser vereint leben zu können.

Leider mußte dieser Wunsch durch den Verlust seines Ver-

---

[1]) Vgl. Mendelssohns Briefe an Wessely und Wesselys Antwort an Mendelssohn, beide in hebr. Sprache, in „Ha-Scharon", Beilage zu der Zeitschrift Ha-Meliz, 1. Jahrg. S. 40; abgedruckt in: Sophre Israel, Sammlung von Briefen berühmter Männer, von S. J. Finn (Wilna 1871), S. 129 ff.

mögens in Erfüllung gehen. Mehrere Kopenhagener Handelshäuser, bei denen er sehr interessirt war, fallirten, und Wessely sah sich selbst in die Nothwendigkeit versetzt, sein Geschäft aufzulösen. Mit Bangen dachte er an die Zukunft. Da stellte ihm Joseph Veitel den Antrag, ihn zum Führer seines Geschäftes in Berlin zu ernennen. Voller Freude willigte Wessely ein; er verließ Kopenhagen und siedelte 1774 mit Weib und Kindern nach Berlin über.

In der Nähe seines Freundes verlebte er nun einige durch Kummer und Sorge wenig getrübte Jahre. Doch bald sollte dieser wahrhaft fromme Mann des Schicksals Tücke in der ganzen Schwere erfahren. Joseph Veitel war alt geworden und löste sein Geschäft auf, und Wessely stand plötzlich in der großen Stadt ohne Erwerbszweig. Er hatte mit der größten Noth zu kämpfen. Wochenlang kamen keine warmen Speisen auf den Tisch des Mannes, der gewöhnt war, andere von seinem Ueberflusse zu sättigen. Er trug sein Leid tief in sich verborgen; niemand, nicht einmal Mendelssohn, erschloß er sein von Gram zusammengepreßtes Herz; der edle Stolz empörte sich dagegen, bei anderen Mitleid zu erregen.

In einer so drückenden Lage befand er sich, als Mendelssohn ihn ersuchte, sich an der Bearbeitung des Pentateuch-Kommentars zu betheiligen. Obgleich die Schwierigkeiten, welche gerade das ihm überwiesene dritte Buch bot, ihm nicht entgangen waren, so unterzog er sich doch mit Freuden der Arbeit; war er dadurch doch wenigstens einige Monate den drückendsten Nahrungssorgen enthoben. In bewundernswürdig kurzer Zeit war der Kommentar niedergeschrieben. Wessely, der sonst eben nicht der fleißigste Arbeiter war, aber die große Gabe besaß, „mit der Feder seine Gedanken hinströmen zu lassen",[1]) lieferte fast wöchentlich mehrere Bogen; er zeigte, daß die Familie Wessely, wie Mendelssohn von ihr rühmt, „Federkraft in der Seele

[1]) Schr. V, 674.

habe, ihre Unternehmungen mit Nachdruck zu treiben".[1]) Mit seltener Meisterschaft löste er die Aufgabe; in dem Kommentare, der, wie Mendelssohn an Herder schreibt,[2]) „zu seinem Schaden und zu manches Lesers Langeweile viel zu gelehrt gerathen ist," entfaltete er die ganze Fülle seiner immensen Gelehrsamkeit. In der That hat sich Wessely durch diesen, Ende August 1781 im Druck beendeten Kommentar, eine Arbeit von monumentaler Bedeutung, die Unsterblichkeit gesichert. Begabt mit einer Feinfühligkeit für das zarteste Geäder und die feinste Nüance der hebräischen Sprache, verstand er es, das Bibelwort mit der halachischen Tradition in einer Weise zu vereinigen, bei der grammatische Kenntniß, talmudische Gelehrsamkeit, Scharfsinn, gepaart mit einer rührenden, fast kindlichen Pietät anzustaunen und zu bewundern sind.[3])

Wessely wurde wegen seiner Gelehrsamkeit, seiner strengen Religiosität von allen, sogar von den Rabbinern hochverehrt, welche den Bestrebungen Mendelssohns nicht hold waren, und doch sollte auch er bald nach Beendigung des Pentateuch-Kommentars ähnliche bittere Erfahrungen wie sein Freund machen; „auch über unsern guten Bruder, den berühmten Hartwig Wessely, zogen sich die fürchterlichsten Ungewitter zusammen."[4])

Der edle Kaiser Joseph II. hatte sein Toleranzedict erlassen und tausend neue Keime der Hoffnung für die Juden Oesterreichs geweckt. Von den früheren mittelalterlichen Beschränkungen waren nur noch wenige in Kraft geblieben und auch diese sollten schwinden, sobald sich die Juden der vollkommenen Gleichstellung würdig gemacht hätten. Zu diesem Zwecke befahl ihnen der Kaiser, allenthalben dem Bedürfnisse entsprechende

---

[1]) Schr. III, 421.

[2]) 1. Aufl. S. 549.

[3]) Moses Mendelssohn als Uebersetzer und Exeget. Eine Skizze von Dr. A. Goldschmidt in Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch S. 118 f.

[4]) Schr. V, 601.

Schulen einzurichten, sich die Landessprache anzueignen und ihre Kinder zu Handwerkern heranzubilden.

Dieses Edict, das in der Geschichte der Juden des österreichischen Staates das Aufgehen einer neuen Morgenröthe bezeichnet, beurtheilt Mendelssohn mit philosophischer Ruhe. „Geht die Sache von Gott aus," schreibt er an Avigdor Levi in Prag, „und hat der erhabene Monarch in Wahrheit und Redlichkeit beschlossen, unsern Zustand zu verbessern, so wird es etwas langsamer, aber desto sicherer und heilsamer kommen; ist es aber nur ein flüchtiger Einfall ohne Nachhall, oder läuft sogar, wie einige befürchten, eine Finanzabsicht mitunter, so wollen wir die Sachen nicht mit Keilen treiben, die nicht viel nützen können."[1])

Ganz anders dachte Wessely über das Edict. Wie Klopstock die „Ode an den Kaiser" dichtete, so wurde Wessely, der gleich jenem eine aus achtzehn Gesängen bestehende unvergleichlich schöne „Moseide" in hebräischer Sprache schuf,[2]) zu einem Lobgesange auf Kaiser Joseph begeistert und richtete, sobald er erfuhr, daß die Frommen in Wien über den Befehl, Schulen zu gründen, sich entsetzten, an die österreichischen Gemeinden seine „Worte des Friedens und der Wahrheit".[3]) Er beschwichtigte darin die Befürchtungen, welche sie wegen der Religion hegten, ermunterte sie, sich die Pflege der Landessprache angelegen sein zu lassen, und ermahnte sie, den Befehlen des Kaisers unbedingten Gehorsam zu leisten und Schulen zu errichten.

Dieses Sendschreiben, der Erguß echter Religiosität, machte auf die Einsichtsvollen unter seinen Glaubensgenossen tiefen Eindruck. Die Gemeinde in Triest ging mit gutem Beispiele voran. Auf den Rath des Statthalters Grafen Zinzendorf wandte sich Joseph Galigo im Namen der Gemeinde wegen ein-

---

[1]) Schr. VI, 452 f.

[2]) Berlin 1789—1802; Prag 1809—29. Den ersten Gesang der Moseide übersetzte Prof. Hufnagel in Frankfurt a. M., den 2. Prof. Spalding in Berlin ins Deutsche (Berlin 1795, Hamburg 1806).

[3]) Berlin 1782.

zuführender Lehrbücher an Mendelssohn, dessen Pentateuch-Uebersetzung Wessely in dem Sendschreiben rühmend hervorgehoben hatte, und erbaten sich ein Verzeichniß aller seiner bis dahin erschienenen Schriften. Indem er ihrem Wunsche nachkam, empfahl er ihnen zugleich, als ihrem Zwecke sehr förderlich, die Werke seines Freundes Wessely, und übersandte als Probe für dessen Denk- und Ausdrucksweise die „Worte des Friedens und der Wahrheit". Der alsbald erfolgte Dankbrief der Triester Gemeinde an Mendelssohn enthielt die Bitte um schleunige Uebersendung der Werke Wesselys.[1])

Die Freude über diese ganz unerwartet ihm gezollte Anerkennung wurde jedoch sehr bald getrübt. Dieselben Rabbiner, welche kurz vorher noch voll des Lobes über seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit waren, schmähten jetzt seinen Namen und seine Ehre und erklärten ihn wie einige Jahre früher Mendelssohn, für einen Abtrünnigen. Der Prager Oberrabbiner Ezechiel Landau war der erste, welcher gegen ihn auftrat. Der Rabbiner Pinchas Horwitz in Frankfurt am Main zog in einer Predigt gegen ihn und gegen Mendelssohn her, gegen letztern aus keinem andern Grunde, als weil er in dem 17. Verse des 19. Kapitels des dritten Buch Moses statt „Du sollst," „Du kannst" Deinem Nächsten Verweise geben, übersetzt hat.[2]) Der Rabbiner von Posen, Landaus Schwiegersohn, der von Lissa, sowie der fromme Elia Wilna, der den Profanwissenschaften sonst nicht abhold war, gingen in ihrem Eifer so weit, daß sie das unschuldige Sendschreiben dem Scheiterhaufen zu überliefern für heilige Pflicht hielten. „Aus allen Gegenden Polens fuhren die Bannstrahlen über Wessely zusammen, und es fehlte wenig, so waren auch seine deutschen Brüder wider ihn in Harnisch."[3]) War doch

[1]) Wesselys drittes Sendschreiben, [illegible] f. Kerem Chemed I, 6 und Güdemann in der Monatsschrift, 1[illegible] f. s. auch Grätz, ebendaselbst, 1871 S. 468 f.

[2]) M. Horovit[illegible]ter Ra[illegible]furt a. M. [illegible], IV, 55 ff.

[3]) Schr. V, 60

ſelbſt der Berliner Oberrabbiner, der tolerante Hirſchel Levin, aufgereizt von den Rabbinern in Glogau und Liſſa, willens, gegen ihn einzuſchreiten. Er wollte ihm das Drucken verbieten und ihn gar aus der Stadt treiben laſſen. Lange genug hatte Mendelsſohn ruhig zugeſehen; bei ſolchen unerhörten Gewaltsmaßregeln konnte er nicht mehr ruhig bleiben. Er ſtattete dem Miniſter von Zedlitz, bei dem er in großem Anſehen ſtand, einen Beſuch ab. Dieſer richtete auch am 30. März 1782 an den einflußreichen Daniel Itzig, den damaligen Vorſteher der Berliner Gemeinde, ein Handbillet folgenden Inhalts:

„Man erzählt mir, daß ein gewiſſer Weſſely, der eine kleine Piece geſchrieben hat, ſehr verfolgt und aus der Stadt zu gehen bedroht iſt. Haben Sie doch die Güte, mein lieber Herr Itzig, mich wiſſen zu laſſen, was an der Sache iſt, und von wem oder von welchem Directorio dieſer Mann gedrückt wird. Es wäre nicht gut, wenn man einen Mann wegen eines gut geſchriebenen Buches aus der Stadt triebe, und ich begreife nicht, wie ſich ein Collegium in ſo etwas miſchen kann.“[1])

Ob dieſes Handſchreiben des Miniſters dem Vorſteher nicht zeitig genug zu Händen kam, oder ob Daniel Itzig die Sache zu lau betrieb, genug, der Berliner Oberrabbiner ließ von ſeinem Vorhaben nicht ab und „brachte die Angelegenheit Weſſelys bei den Vorſtehern der Gemeinde an“. Es läßt ſich denken, welchen tiefen Kummer Mendelsſohn darüber empfand; „er wäre ſelbſt zum Rabbiner gegangen, wenn er nicht befürchtet hätte, zu weit mit ihm in den Text zu kommen“. Er ſchrieb daher den 17. April 1782 an David Friedländer, der, um ſeine des Hebräiſchen unkundigen Glaubensgenoſſen über die Beſtrebungen der Zeit aufzuklären, das Sendſchreiben ins Deutſche überſetzt hatte, und erſuchte ihn, ſo wie deſſen Schwager Itzig, ihrem Vater und dem Herrn Iſaak Wolff ernſte Vorſtellungen

[1]) Das Original dieſes Billets, ſowie das des folgenden Reſripts an die Ober-Landes-Aelteſten vom 4. Juni 1782 befand ſich im Beſitze des (den 13. März 1866 verſtorbenen) Dr. J. Rubo in Berlin.

zu machen, daß der Rabbiner nicht das Recht habe, gegen den ehrlichen Wessely das Censoramt zu üben. „Ich setze alles übrige bei Seite," heißt es in diesem Briefe, „will gar nicht untersuchen, wer in der Sache recht hat, und gebe nur dieses zu bedenken: was werden Christen dazu sagen? Was wird man von uns denken, wenn wir uns solche Gewalt über die Schriftsteller anmaßen und sie verhindern wollen, ihre Gedanken bekannt zu machen? . . . Ueberhaupt genießt jeder Scribent im Lande unseres gnädigen Königs alle mögliche Freiheit; beschnitten oder nicht beschnitten, wer nur die Feder führen kann; und wir wollten jemand Einhalt thun, der blos unsere Lehr- und Erziehungsmethode tadelte? Was werden die Minister dazu sagen?"[1])

Auch dieses Schreiben und das thatkräftige Verwenden der achtbarsten Mitglieder der Berliner Gemeinde muß nicht den erwünschten Erfolg gehabt haben, denn noch am 4. Juni 1782 erließ der Minister Zedlitz an „die Herren Ober-Landes-Aeltesten und Vorsteher der Berliner Judenschaft" folgendes Rescript:

„Nach einer mir zugekommenen, jedoch unbestimmten Nachricht soll der Verfasser einer Schrift: „Worte der Wahrheit und des Friedens" sehr verfolgt werden. Ich habe mich zwar bei verschiedenen Departements dieserhalb erkundigt, habe aber nichts zuverlässiges erfahren können; da nun die Herren Ober-Landes-Aeltesten und Vorsteher der hiesigen Judenschaft sich eines so guten Mannes gewiß gern annehmen werden, so ersuche ich dieselben, mir gefälligst darüber eine Nachricht zukommen zu lassen, damit man doch einem Manne, der Aufklärung und guten Geschmack allgemein zu machen sucht, beistehen kann."

Wessely, durch seine Freunde vor Unbill geschützt, hat „durch Gelassenheit und ruhige Begegnung in kurzer Zeit die Meisten zum Schweigen gebracht und den vernünftigern Theil der Nation von seiner Unschuld völlig überführt". Wesentlich

[1]) Schr. V, 594.

trug dazu das zweite, an die Gemeinde in Trieſt gerichtete „Sendſchreiben“[1]) bei, in dem er die gegen ihn erhobene Beſchuldigung in aller Ruhe zurückwies. Die angeſehenſten Rabbiner Italiens ſprachen ſich nun zu ſeinen Gunſten aus und nahmen offen Partei für ihn. Voller Freude über die glückliche Wendung dieſer Angelegenheit berichtete Mendelsſohn den 1. Januar 1783 an Homberg: „Unſer Freund Hartwig Weſſely hat durch Herrn Joſeph Galigo aus Trieſt ein ſehr merkwürdiges Gutachten von venetianiſchen Rabbinern über zwei ſeiner Sendſchreiben erhalten. Wenn die übrigen Gutachten aus Italien, die ihm verſprochen ſind, ankommen, ſo wird ein drittes Sendſchreiben gedruckt werden,[2]) wenigſtens ſo groß, als die erſten beiden zuſammen; aber was wird er bei den Sklaven des Vorurtheils ausrichten? Der Sklave wird nicht durch Worte gezüchtigt.“[3])

Hier verlaſſen wir Weſſely, der „ſeine Zeit belehrte, daß nicht in Verfall und Unwiſſenheit die Rechtgläubigkeit beſtehe“, der als der würdigſte Genoſſe Mendelsſohns, ihn bei der Herausgabe des Pentateuch-Kommentars ſo kräftig unterſtützte; — bis zu dem am 3. März 1805 erfolgten Tode dieſes herrlichen Mannes fuhr noch ſo mancher Sturm über ſein Haupt! — und wenden uns jetzt dem andern Mitarbeiter, Herz Homberg, zu.

Fünfundfünfzigſtes Kapitel.

Herz Homberg.

„Bei dem vierten und fünften Buch Moſes,“ ſagt Mendelsſohn in der Einleitung zum Pentateuch, „wurde ich, was den

---

[1]) Das 2. Sendſchreiben iſt datirt: Mittwoch, den 10. Jjar (24. April) 1782; daſſelbe in gleichem Formate mit einigen Veränderungen (S. 41) durch Sabbatai ben David aus Janow wieder gedruckt, 1785.

[2]) Das 3. Sendſchreiben iſt datirt: Freitag, den 9. Jjar (30. April) 1784; das 4. erſchien Ende 1784.

[3]) Schr. V, 664.

Kommentar betrifft, durch andere mir befreundete und mit Kenntnissen ausgerüstete Männer unterstützt; aus allzu großer Bescheidenheit haben sie es mir aber nicht gestattet, ihren Namen zu nennen.“[1])

Der eine dieser „bescheidenen“ Männer war Aron Jaroslaw, der Kommentator des vierten Buches, welcher im Sommer 1782 „einen halben Ruf nach Breslau als Lehrer einer neu errichteten Primärschule erhalten hatte“;[2]) Herz Homberg der andere.

Homberg, im September 1749 in Lieben bei Prag geboren, lag in seiner Jugend ausschließlich den talmudischen Studien ob und lernte erst in seinem achtzehnten Jahre deutsch lesen. Er hielt sich einige Zeit in Prag, Preßburg, Glogau, Breslau, Berlin und Hamburg auf, bestimmte sich sodann, durch Rousseaus Emil veranlaßt, für das Lehrfach, in dem er so rasche Fortschritte machte, daß er, im Jahre 1779 nach Berlin zurückgekehrt, von Mendelssohn als Erzieher seines Sohnes aufgenommen wurde. In dieser Stellung, welche er bis Ostern 1782 bekleidete, wurde er Schüler Mendelssohns und gewann dessen Freundschaft. Beim Abschiede von Berlin heftete ihm der Lehrer und Freund seinen von dem Silhouetteur Hasse gezeichneten Schattenriß mit den Worten ins Stammbuch:

„Mein Freund, mein Sohn, und meines Sohnes zweiter Vater!
„Zeigt sich in diesem Schattenrisse des Herzens
„Dankbarkeit nicht ganz; so klage die Grenzen der Kunst,
„Klage Hassens Unvermögen an, nur nicht
Moses Mendelssohn.“[3])

Mendelssohn bewahrte ihm die Freundschaft bis an den Tod. Er unterhielt mit ihm einen lebhaften Briefwechsel und verfolgte mit solcher Theilnahme das fernere Geschick des Erziehers seines Sohnes, daß er sich sogar nach den geringsten

[1]) Einleitung zum Pentateuch, 14a.
[2]) Schr. V, 660.
[3]) Schr. V, 654.

Umſtänden erkundigte, und ihn mehreremale erſuchte, ihn über alles genau zu unterrichten.

In Wien, wohin Homberg ſich zunächſt begeben hatte, war ſeines Bleibens nicht. Von dem Vorhaben, nach Berlin zurückzukehren, rieth ihm Mendelsſohn entſchieden ab, wenngleich er es im Intereſſe ſeiner Kinder und um ſeinetwillen ſehr wünſchte. Nach einem ſechsmonatlichen Aufenthalte in der Kaiſerſtadt ſiedelte Homberg im December 1782 nach Görz in Illyrien über, wo er bei einem alten Bekannten Mendelsſohns, dem rechtſchaffenen Moſes Luzzatto[1]), der ſich immer „auf ſeinen geſunden Menſchenverſtand berief", die gaſtlichſte Aufnahme fand, ſich verlobte und ſeine Erſtlingsſchrift „Vertheidigung der jüdiſchen Nation gegen die in den Provinzialblättern enthaltenen Angriffe" veröffentlichte,[2]) eine „Production", welche nach Mendelsſohns Urtheil ſeiner nicht würdig und das theure Porto nicht werth war, das jener dafür zahlen mußte.[3])

Die Ausſicht, in den öſterreichiſchen Staatsdienſt treten und für ſeine Glaubensgenoſſen wirken zu können, führte Homberg im October 1784 nach Wien zurück. Nach einer glänzend beſtandenen Prüfung wurde er von der philoſophiſchen Facultät und vom Miniſter zum Correpetitor an der Prager Univerſität ernannt. Groß war die Freude, die Mendelsſohn hierüber empfand. „Tauſend Dank für die ungemein ergötzende Nachricht, die Sie uns mitgetheilt haben! Ihr Vorhaben mag nunmehr gelingen oder von Mißgünſtigen hintertrieben werden, ſo haben Sie doch einen großen Schritt gethan und verdienen den Dank und die Hochachtung eines jeden rechtſchaffenen Iſraeliten, der

---

[1]) Schr. V, 664. Dieſer Moſes Luzzatto heirathete als erblindeter Greis eine Tante des ſel. S. D. Luzzatto in Padua, verlor aber die Gattin ſchon wenige Tage nach der Hochzeit; er ſelbſt ſtarb im Herbſte 1816 im 75. Jahre. — S. D. Luzzatto, Nachrichten über die Familie Luzzatto, in Buſchs Jahrbuch für Iſraeliten, VI, 110.

[2]) Görz 1783.

[3]) Schr. V, 666.

Kinder hat, und ſie nicht gern alle Trödler und Aerzte ſein oder Trödler und Aerzte heirathen laſſen möchte. Heil dem großen römiſchen Kaiſer, der auf dem Throne einen ſo menſchlichen Gedanken faſſen, zur Reife kommen und zum Vorſatz gedeihen laſſen konnte! Aber auch Heil und ewigen Segen den Staatsdienern und den Männern auf den Kathedern in Wien, den Männern, die ſonſt ſehr engen Herzens zu ſein pflegen, daß ſie ſich mit ſolcher Großmuth den großen Abſichten des Regenten anfügen und ſolche mit ſo vieler Bereitwilligkeit befördern helfen! Ich kann Ihnen meine Freude nicht genug beſchreiben, aber auch die Ungeduld nicht, mit welcher ich den Ausgang erwarte. Bei gelegener Zeit erwarte ich auch umſtändliche Nachricht von der Art und Weiſe, wie man Sie geprüft hat. Es ſcheint mir aus Ihrem Schreiben, daß Sie über die Ihnen vorgelegten Fragen aus dem Stegreife hätten reden müſſen, wovon ich mir im Grunde keinen rechten Begriff machen kann. . . . Leben Sie wohl, Herr Correpetitor!“ [1])

Die Freude war umſonſt; der Correpetitor wurde vom Kaiſer nicht beſtätigt, hingegen von der Regierung mit der Oberaufſicht über alle deutſchen Schulen der Juden in Galizien betraut. Wie er in dieſer Stellung und ſpäter als kaiſerlicher Schulrath in Prag, wo er den 24. Auguſt 1841 ſtarb, gewirkt hat, wollen wir hier nicht beurtheilen; er war bemüht, die Cultur unter den Juden zu befördern und die Idee zu realiſiren, auf welche Mendelsſohn bei der Pentateuch-Ueberſetzung es abgeſehen hatte.

Noch im Mendelsſohnſchen Hauſe betheiligte ſich Homberg an dieſem Unternehmen; den Kommentar zum fünften Buche Moſes ſchrieb er während ſeines ſechsmonatlichen Aufenthaltes in Wien. Sein Antheil beſchränkte ſich jedoch nur auf die mittleren zweiundzwanzig Kapitel; das Ende und aller Wahr-

[1]) Schr. V, 678.

ſcheinlichkeit nach auch der Anfang des Buches wurden von Mendelsſohn ſelbſt bearbeitet.[1])

Ende September 1782 war Homberg mit dem übernommenen Theile des Kommentars bis auf fünf Kapitel ins Reine gekommen,[2]) und am 15. October befand ſich das Ganze ſchon in den Händen Mendelsſohns, welcher mit dieſer, allerdings ſchwachen Arbeit, für die er dem Freunde ein Honorar von zehn Louisd'or bewilligte,[3]) ziemlich frei umging.[4])

An dem Pentateuch wurde nun „friſch hintereinander weg" gedruckt, und Mendelsſohn gab ſich der Hoffnung hin, „zu Oſtern damit zu Stande zu ſein", wie er am 1. Januar 1783 Homberg ſchrieb, dem er auch die gedruckte Einleitung[5]) zu dem ganzen Werke ſchickte, nicht blos damit er ſie leſe, ſondern „auch ſeine Anmerkungen hinzufüge; vornehmlich über die Definition der Redetheile". „Hier habe ich keinen Freund, der dieſe Materie recht beherzigen will. Sie iſt den mehreſten der Nation zu dornig, obgleich unſere Gelehrten ſonſt das Stachelige nicht zu ſcheuen pflegen."[6])

Vor Oſtern 1783 war das ganze Werk im Drucke beendet und Mitte Mai waren die für Hamburg beſtimmten Exemplare bereits mit der Fracht abgegangen.[7])

„Wege des Friedens" hatte er es genannt und an die

---

[1]) Schr. V, 656, 660.

[2]) Schr. V, 670 f. (Statt 4. Oct. 1783 muß es 1782 heißen [vgl. VII, 493].)

[3]) Schr. V, 666.

[4]) Schr. V, 662.

[5]) Die Einleitung, „Or Lanthibah", erſchien in einem beſondern Abdrucke, dat. 1. Kislew 5543 = 7. November 1782, in dreihundert Exemplaren, zuerſt December 1782; die dem Pentateuch vorgedruckte hat das Datum: Neumondstag des Niſſan 5543 = 3. April 1783. M. Mendelsſohns allgemeine Einleitung in die fünf Bücher Moſes wurde ins Deutſche überſetzt von H. Jolowicz (Köslin 1847).

[6]) Schr. V, 662.

[7]) Schr. V, 692.

zankſüchtigen Friedensverkündiger zum Schluſſe noch die Worte gerichtet: „Ihr Männer der Wahrheit! Ihr Freunde der Lehre Gottes! Prüfet nun, ob ein Unrecht in dieſen Büchern iſt, und ſäumet nicht die etwa getroffenen Verbeſſerungen zu Papier zu bringen und ſie mir zuzuſenden, ſei es in offenem Tadel oder in verborgener Liebe, wie es Euch gut dünkt. Thut ſo vor dem ganzen Hauſe Iſrael; dann möge man zwiſchen uns entſcheiden, ob ich nicht gern beiſtimme den Worten des Geſchmacks und des Verſtandes, ob ich nicht mit Freuden die Wahrheit annehme, von wem ſie immer komme. Wer ſeine Augen verſchließt, in den Glanz der Wahrheit zu ſchauen, deſſen Name werde mit Finſterniß bedeckt. Diejenigen aber, welche die Wahrheit ſuchen, werden nicht ſtraucheln und nicht beſchämt werden, denn ſie iſt das Siegel des Heiligen, gebenedeiet ſei ſein Name! Liebet die Wahrheit und den Frieden!“[1])

Die Pentateuch-Ueberſetzung, obgleich eigentlich nur für Juden beſtimmt, erregte als eine „merkwürdige Schrift“ auch in chriſtlichen Kreiſen Aufſehen. Der proteſtantiſche Theologe Joh. Chr. Doederlein, der das ganze Werk in ſeiner „Theologiſchen Bibliothek“ anzeigte und beurtheilte, weiß nicht, „ob bisher von irgend einem Chriſten eine ſo edle Verſion des Pentateuchs, die zugleich ſo treu und richtig, geliefert worden iſt. Als Muſter einer guten Ueberſetzung, als eine rabbiniſche Katene und als einen Beweis von der Vertragſamkeit der tiefſinnigſten Philoſophie mit dem Glauben und der Ehrerbietung für die göttliche Offenbarung wird, meint Doederlein, das Werk auch der Chriſt ſchätzen. Im übrigen iſt er überzeugt, daß daſſelbe für das Judenthum von außerordentlicher Wichtigkeit iſt, daß es für das jüdiſche Volk „ein großes wirkſames Mittel zur Aufklärung in den Wiſſenſchaften, in Sprachkenntniß und im Geſchmack, und hierdurch auch zur Veredlung ihrer Religionsbegriffe werden kann“.[2])

[1]) Einleitung 21 b.

[2]) Band 3, S. 1—27.

Ehe wir nun den Einfluß betrachten, welchen die Pentateuch-Ueberſetzung Mendelsſohns auf die Cultur der Juden geübt hat, müſſen wir einen Blick auf die übrigen von Mendelsſohn theils überſetzten, theils kommentirten Bücher der Bibel werfen, beſonders auf die Ueberſetzung der Pſalmen, welche bald nach dem Pentateuch erſchien.

Sechsundfünfzigſtes Kapitel.

Die Pſalmen.

„Die Ueberſetzung der Pſalmen, die in Ew. Wohlgeboren Namen verſprochen worden, und auf welche mir Ihre Freunde bald Hoffnung gemacht, erwarte ich mit der größten Ungeduld. Ich muß geſtehen, daß ich mit allen Ueberſetzungen der Pſalmen, die mir bisher zu Geſichte gekommen ſind, ſehr wenig zufrieden bin, mit den poetiſchen noch weniger als mit den proſaiſchen. Wo ſie auch zufälligerweiſe den Sinn treffen, da verderben ſie doch durch das occidentaliſche Reimgebäude das Eigenthümliche der hebräiſchen Dichtkunſt. Allein, wie geſagt, auch den Sinn treffen ſie nur zufälligerweiſe. Ich habe vor einiger Zeit etwa zwanzig Pſalmen, worunter auch einige von den ſchwerſten, in einem freien Silbenmaße, das dem Hebräiſchen, meinem Gehöre nach, ziemlich nahe kömmt, ins Deutſche überſetzt. Ich war entſchloſſen, ſie als Probe der lyriſchen Poeſie der Hebräer bekannt zu machen. Allein nunmehr wird es freilich ſo lange unterbleiben, bis ich Ew. Wohlgeboren Erklärung geſehen habe. Ich bin verſichert, und was ich in der letzten Zeit von Ihnen geleſen, berechtigt mich verſichert zu ſein, daß Sie die Pſalmen als Poeſie behandeln werden, ohne auf das Prophetiſche und Myſtiſche zu ſehen, das ſowol chriſtliche als jüdiſche Ausleger nur darum in den Pſalmen gefunden, weil ſie es darin geſucht

haben, als wenn die Pſalmen in einem Kloſter von irgend einem bußfertigen Mönche verfertigt worden wären. . . Es iſt vielleicht gefährlich, dieſe eingewurzelten Vorurtheile öffentlich zu beſtreiten; allein dieſen Weg müſſen wir doch endlich gehen, wenn die Pſalmen mit vernünftiger Erbauung geleſen werden ſollen. Man hat uns lange genug durch myſtiſche Deuteleien den klaren Sinn der Schrift verdunkelt.“[1])

In dieſem den 12. November 1770 an Profeſſor Michaelis in Göttingen gerichteten Briefe legt Mendelsſohn deutlich genug die Motive dar, welche ihn zu einer neuen Bearbeitung der Pſalmen bewogen. Seine Hauptabſicht war, zu zeigen, daß in den Pſalmen dasjenige nicht zu finden ſei, was Chriſten und Juden bisher mit ſo vieler Kritik und Gelehrſamkeit in denſelben geſucht hatten.[2])

Die Pſalmen-Ueberſetzung unternahm Mendelsſohn um ſeinem eigenen innern Bedürfniſſe zu genügen; er begann damit während ſeines Streites mit Lavater.[3]) Sein Inneres war getrübt, er war von der heftigſten Gemüthsbewegung ergriffen und befand ſich häufig in einer Stimmung, die wol jener ähnlich war, in welcher der königliche Sänger ſelbſt ſeine Pſalmen dichtete. In dieſen vortrefflichen Gedichten, welche wahre Muſter der Lyrik ſind, ſuchte er Troſt und Beruhigung; ſie haben ihm ſo manches Leid verſüßt und manche angenehme Stunde bereitet; er betete und ſang ſie, ſo oft er ein Bedürfniß zu beten und zu ſingen bei ſich verſpürte.[4]) Dergeſtalt überſetzte er die Pſalmen nicht in ihrer Ordnung, „nach einander weg“ — jahrelang trug er ein mit Papier durchſchoſſenes Pſalmbuch beſtändig bei ſich — er wählte ſich immer einen ſolchen Pſalm, der ihm gefiel, der gerade mit ſeiner Gemüths-

[1]) 1. Aufl. S. 509. vgl. Schr. V, 505 und den Brief an Joh. G. Zimmermann vom November 1771, bei Bodemann, a. a. O. S. 287 f.

[2]) Schr. V, 692.

[3]) Leſſings Schr. XIII, 220.

[4]) Schr. V, 650.

ſtimmung übereintraf und ihn bald durch ſeine Schönheit, bald durch ſeine Schwierigkeit lockte; dieſen trug er bei ſo mancherlei ungleichartigen Beſchäftigungen im Sinne mit ſich herum, bis er glaubte, mit dem Geiſte ſeines Dichters ſo vertraut zu ſein, als er es ſeiner Fähigkeit nach werden konnte, und dann war das Niederſchreiben eine geringe Arbeit.[1])

Erſt 1782, nachdem der Pentateuch im Druck beinahe beendet war, entſchloß ſich Mendelsſohn auch die Pſalmen-Ueberſetzung, die Frucht einer mehr denn zehnjährigen Thätigkeit, der Preſſe zu übergeben. Da er mehr auf chriſtliche als auf jüdiſche Leſer rechnete, denn für erſtere hatte er ſie eigentlich geſchrieben, ſo ließ er ſie auch in deutſchen Typen und in geſchmackvoller Ausſtattung erſcheinen. Friedrich Maurer, einem jungen Anfänger, der nicht viel Vermögen hatte, aber auch noch nicht Buchhändler genug war, um unbillig ſein zu können,[2]) verkaufte er das Manuſcript um fünfhundert Thaler. Scherzweiſe ſagte er zuweilen: „Der König David hat mir einen Theil deſſen erſetzt, was mich Moſes, unſer Lehrer, gekoſtet hat.“[3]) Die Pſalmen widmete er ſeinem vieljährigen Freunde Ramler. Dieſem kritiſchen Dichter Deutſchlands ſeine Poeſien handſchriftlich vorzulegen, hatte er, ſeinem eigenen Geſtändniſſe zufolge, nicht den Muth; er wußte recht gut, daß er für ihn dieſelbe Gefälligkeit gehabt hätte, welche dieſer an Feilen und Verbeſſern ſein Vergnügen findende Mann keinem Fremden je verſagte. Und doch kann ſich die Nachwelt dieſer Zaghaftigkeit nur freuen; Mendelsſohns Arbeit hätte an dem unnachahmlichen Schmelz durch Ramler ſicherlich nicht gewonnen.

Mit dieſer im April 1783 erſchienenen Ueberſetzung,[4]) von

---

[1]) Schr. VI, 129.

[2]) 1. Aufl. S. 533.

[3]) Euchel, Biographie M. Mendelsſohns, S. 44.

[4]) Berlin 1783; 2. verbeſſerte Auflage, vermuthlich von David Friedländer beſorgt, ibid. 1788; auch Schr. VI, 133—354 mit bisher ungedruckten Anmerkungen M.s zu den Pſalmen. Die Ueberſetzung

der das „Deutſche Muſeum“ ſchon im März einzelne Proben brachte, hatte ſich Mendelsſohn den Beifall aller Gebildeten unter Chriſten und Juden erworben. Alle, welche die Pſalmen, dieſe unvergleichlichen Dichtungen des Alterthums, nicht im Urtexte leſen konnten, zog dieſe „treffliche“ Ueberſetzung, als welche ſie noch Alexander von Humboldt bezeichnet,[1]) mächtig an; der bald ſanft elegiſche, bald feierliche und ſchwungvolle Ton, welcher dieſe Poeſien belebt, übt auf das Gemüth des Leſers noch immer einen mächtigen Eindruck.

Aber auch nur ein Mann wie Mendelsſohn, der mit einer tiefen Kenntniß des Urtextes die große Gewalt über die Sprache beſaß, in die er übertrug, nur ein Mann wie er, mit ſeinem philoſophiſchen Geiſte und feinem Dichtergefühl, nur eine Seele, wie die ſeine, die ganz für Wohllaut geſchaffen war, konnte eine ſo vorzügliche Ueberſetzung liefern. Es iſt faſt nicht zu glauben, was für Anſtrengung, Nachdenken, Fleiß und Mühe er auf dieſe Arbeit verwandt hat![2]) Er überlegte, verglich, erwog und feilte jeden Ausdruck, jede Redensart mit der größten Genauigkeit; er mußte vergeſſen, was er bei Ueberſetzern, Auslegern und Paraphraſten jemals über die Pſalmen gehört und geleſen hatte: er wollte ſeinen eigenen Weg gehen und gab der Ueberſetzung zuweilen den Charakter einer Paraphraſe. Ohne triftige kritiſche Gründe wich er jedoch nie von ſeinen Vorgängern ab, er machte ſich dieſe vielmehr zu Nutze, ſo weit es anging, hielt ſich ſogar, was die Sprache betrifft, genauer an Luther als an ſpätere Ueberſetzer. „Wo Luther richtig überſetzt hat,“ heißt es im Vorworte, „ſcheint er mir auch glücklich verdeutſcht zu haben, und ich habe ſelbſt die hebräiſchen Redensarten nicht geſcheut, die er einmal in die Sprache aufgenommen,

wurde in den verſchiedenen Bibelausgaben von Prag, Wien u. a., auch einzeln, oft gedruckt und in fremde Sprachen — ins Ungariſche von M. Roſenthal (Buda 1841) — übertragen.

[1]) Kosmos II, 119.

[2]) Friedländer, Etwas über die Mendelsſohnſche Pſalmenüberſetzung, in der Berlin. Monatsſchrift, 1786, S. 523 ff.

ob sie gleich nicht echtes Deutsch sein mögen. . . . Ich glaube also von jeder meiner Abweichungen Rechenschaft geben zu können, und wo ich dem Texte untreu geworden bin, da liegt der Fehler in meiner Einsicht, nicht in meinem Willen. Um aber keinem Urtheile vorzugreifen, liefere ich vorerst die Psalmen, so wie sie sind, ohne alle kritische Wehr und Waffen, ohne Streit mit andern Uebersetzern, ohne Anmerkungen und Erläuterungen; denn ich wünsche, einmal wenigstens, ohne alle kritische Rücksicht gelesen zu werden . . . . Ich glaube, ohne kritische Vorurtheile übersetzt zu haben, wünsche ohne kritische Vorurtheile gelesen und beurtheilt zu werden, und verspreche, ohne kritischen Eigensinn, Belehrung anzunehmen."[1])

Bald nach dem Erscheinen der Psalmen-Uebersetzung begann ein junger Mann, Joel Löwe, mit Einwilligung Mendelssohns, dieselbe in hebräischen Typen und mit einem, auf die Uebersetzung Bezug nehmenden hebräischen Kommentare auf Subscription drucken zu lassen,[2]) wie Mendelssohn den 6. März 1784 Moses Fischer aus Prag,[3]) der sich in der Jugend mit der Philosophie und den mathematischen Wissenschaften beschäftigt und nahezu zwei Jahrzehnte die Rabbinatsfunctionen der damals kleinen israelitischen Gemeinde in Wien versehen hat, und vier Wochen später Avigdor Levi in Prag, letzterem mit dem Bemerken mittheilte: „Sollte er — Löwe — allenfalls hier und da meinen wahren Sinn nicht erreichen, so ist dadurch nichts versehen . . ., wenn nur unsere Glaubensbrüder aufmerksam gemacht und angefeuert werden, auf die Worte der Propheten und Hagiographen aufmerksam zu sein."[4])

---

[1]) Schr. VI, 130.

[2]) Der 1. Theil erschien Berlin 1785, das ganze beendet 1791; vollständig wieder gedruckt in 2 Theilen: Wien 1800, Prag 1801, Karlsruhe 1805, Fürth 1807, Wien 1809, 1817, 1832, 1846 und öfter.

[3]) Mein: Moses Mendelssohn, Ungedrucktes und Unbekanntes, S. 55.

[4]) Schr. VI, 446. Das Datum des Briefes ist nicht 12. April 1774, sondern 1784.

Die Uebertragung der Propheten und Hagiographen, welche er zu bearbeiten beabsichtigte,[1]) war ihm ebenso wenig vergönnt, wie die „ästhetischen und kritischen Gründe" für die Psalmen-Uebersetzung zu liefern; er war darauf gefaßt, daß christliche Geistliche seine Uebersetzung einzelner Psalmen aus dogmatischen Gründen beanstanden würden,[2]) und wollte abwarten bis „Kunstrichter unter Christen ihre gewöhnlichen Erklärungen gegen ihn vertheidigten".

Außer der früher erwähnten Uebertragung des „Deboraliedes", schrieb er nur noch die des „Hohenliedes"; dieselbe wurde in seinem handschriftlichen Nachlasse druckfertig vorgefunden und zwei Jahre nach seinem Tode von Joel Löwe und Aron Halle oder Wolfsohn mit einem hebräischen Kommentare veröffentlicht.[3])

Einer frühern Periode gehört sein Kommentar zu dem „Prediger" (Kohelet) an. Seine Hauptabsicht bei dieser bereits 1768 vollendeten Arbeit war, zu zeigen, daß dieses philosophische Buch „nach dem einfachen Wortverstande ohne Weitläufigkeit erklärt werden könne".[4]) Nahm Mendelssohn sich auch die Freiheit, statt der althergebrachten Kapiteleintheilung eine neue, wie er sie aus dem Inhalte ermittelte, anzuwenden, und gestand er in der Vorrede auch ganz offen, daß er christliche Ausleger, damals etwas unerhörtes, namentlich die Paraphrase des Göttinger Theologen Michaelis, sich zu Nutze gemacht hätte,[5]) so fand der hebräische Kommentar doch den Beifall der Rabbiner.

[1]) Schr. VI, 452.

[2]) Einzelne Anmerkungen zu den Psalmen s. Schr. VI, 355—366. M. Mendelssohns Uebersetzung des 110. Psalms wurde beleuchtet von Perschke, Berlin 1788.

[3]) Berlin 1788; mit deutschen Lettern besorgt von J. A. Brakel, herausgegeben von G. Weiße. Braunschweig 1789. Die Uebersetzung wieder gedruckt in den verschiedenen Bibel-Ausgaben von Wien, Prag, Fürth u. a., auch Schr. VI, 373—390.

[4]) 1. Aufl. S. 494.

[5]) Schr. V, 500.

Der Berliner Rabbiner Aron Moſes und der frühere Rabbiner von Haſenpoth in Kurland, Aron Horwitz, verſahen ihn mit einer ſehr ſchmeichelhaften Approbation; letzterem gebührt überhaupt das Verdienſt, ihn an die Oeffentlichkeit gezogen zu haben, denn infolge ſeiner aufmunternden Worte entſchloß ſich Mendelsſohn, das Schriftchen im Herbſte 1769[1]) anonym erſcheinen zu laſſen. Die Klarheit und Durchſichtigkeit des Ausdrucks, die philoſophiſche Tiefe, gepaart mit religiöſer Wärme, verliehen der Arbeit einen eigenthümlichen Zauber, ſodaß Herder „den ehrerbietigen philoſophiſchen Ton des Kommentars, der rückſichtlich der klaren und fließenden Darſtellung unter den hebräiſchen Kommentaren nicht viel ſeinesgleichen hat, manchen chriſtlichen Auslegern wünſcht".[2])

[1]) Schon im September 1769 kündigte Mendelsſohn ſeinem Vetter Elkan Herz an, daß er ihm nächſte (Michaelis) Meſſe „etwas für den geiſtigen Geſchmack auftiſchen würde" (1. Aufl. S. 490), und in ſeinem Briefe an Michaelis vom 13. März 1770 ſpricht er von der Schrift als „vor einigen Monaten überſandt" (Schr. V, 499; vgl. VI, 445). Der Kommentar erſchien Berlin 5430 oder vielmehr Ende 1769.

[2]) Herder, Theologiſche Briefe I, 129. „Herr Rabe, Kaplan zu Anspach, hat ſich die (wie Mendelsſohn meinte) vielleicht unnütze Mühe gegeben, den Kohelet zu überſetzen" (1. Aufl. S. 515). Dieſe deutſche Ueberſetzung erſchien unter dem Titel: „Der Prediger Salomo mit einer kurzen und zureichenden Erklärung nach dem Wort-Verſtand zum Nutzen der Studirenden" von dem Verfaſſer des „Phädon". Aus dem Hebräiſchen überſetzt von dem Ueberſetzer der Miſchnah. Anspach 1771. Der hebräiſche Kommentar und der deutſche Ueberſetzer falſch beurtheilt in Hirts Orientaliſcher Bibliothek (Jena 1772) I, 71—99; 221—224. Auf wiſſenſchaftlichem Standpunkte fand er einen ſtarken Gegner in Mordechai Gumpel (Schnaber), auch Prof. Löwiſohn genannt, der einige Jahre in Upſala Profeſſor war und 1797 in Hamburg ſtarb; in deſſen zu Hamburg 1784 erſchienenen Werke מגלה עמוקות befindet ſich ein Abriß des Phädon in hebräiſcher Ueberſetzung.

Siebenundfünfzigſtes Kapitel.

Wirkung.

Mendelsſohns Ueberſetzung des Pentateuch und der übrigen bibliſchen Schriften war nicht allein eine literariſche, ſondern auch eine nationale That von unberechenbarer culturhiſtoriſcher Wirkung und übte den mächtigſten, nachhaltigſten Einfluß auf die geſammte Geiſtesentwicklung ſeiner Glaubensgenoſſen. Sie wurde die Lehrerin der deutſchen Juden nicht nur im Verſtändniß der Schrift ſelbſt, ſondern ganz beſonders auch in der reinen deutſchen Sprache; ſie wurde die Erzieherin der jüdiſchen Jugend und machte ſie empfänglich für deutſche Bildung und deutſche Nationalität. Seitdem die jüdiſchen Jünglinge mit dem Verſtändniß des heiligen Gotteswortes zugleich auch den Eindruck der reinen Klänge der deutſchen Mutterſprache in ſich aufnahmen, fühlten ſie ſich gleichſam an der Hand der Religion in die Lebensatmoſphäre der vaterländiſchen Sprache eingeführt und lernten in derſelben mehr und mehr die Lebensſphäre ihres eigenen Denkens und Empfindens kennen. Die weſentlichſte Bedingung des Eintritts in das nationale Geiſtesleben des Vaterlandes ſtand daher mit der Religion nicht nur nicht mehr im Widerſpruch, ſondern erſchien gleichſam im untrennbaren Bündniß mit ihr, und dieſe Wirkung war für die Einführung der deutſchen Juden in deutſches Cultur- und Geiſtesleben von entſcheidender Bedeutung.[1])

Die Vermittelung zwiſchen Synagoge und Weltbildung, zwiſchen Staat und Religion hatte Mendelsſohn durch die Ueberſetzung zuerſt angebahnt. So gewaltig bei den Juden der Widerſtand auch war, dem das Werk anfangs in Deutſchland wie noch ſpäter im Oſten Europas begegnete, ſo allgemein wurde ſpäter die Verbreitung. Ueberall beſſernd und bildend, drang ſie raſch

[1]) Stern, Geſchichte des Judenthums, 85 ff.

in die verschiedensten Schichten des Volkes ein. Jede Verdächtigung mußte vor der Anerkennung verstummen, welche man dem Unternehmen zollte, und selbst die heftigsten Gegner Mendelssohns, die es ihm nicht verzeihen konnten, daß er für „Opferstuhl", „Altar" gebrauchte, söhnten sich mit ihm aus; mußten sie doch wider ihren Willen eingestehen, daß er den Anforderungen der strengsten Orthodoxie vollkommen Genüge geleistet. Mendelssohn vermied mit ängstlicher Genauigkeit jedes Mißverständniß, jeden Widerspruch gegen die Tradition, nicht nur, um Anstoß zu verhüten, sondern aus innerster Ueberzeugung. Die Art und Weise, mit welcher in seiner Zeit Kennicott, dessen Freunde und Anhänger mit der Heiligen Schrift eigenmächtig umgingen und sich „in Absicht auf dieselbe Freiheiten erlaubten, welche sich bescheidene Schriftsteller nicht einmal in Absicht auf profane Schriftsteller des Alterthums zu erlauben pflegten", widerte ihn an. „Ich weiß in der That nicht," heißt es in seinem Briefe an einen ungenannten christlichen Theologen vom 16. Februar 1773, „wo es am Ende mit dieser Kühnheit hinaus will. Indessen muß man auch hierin der Mode ihr Spiel lassen, so lange sie den Reiz der Neuheit hat. Mit der Zeit verlieren die Menschen Geschmack an derselben."[1]) Er steht mit seiner Pentateuch-Uebersetzung ganz auf dem Boden der Tradition; auch die fanatischsten Gegner mußten das zugeben, nachdem sie die ausführliche hebräische Einleitung, in der er den göttlichen Ursprung, die Authentie und die Integrität des Pentateuch behandelt, gelesen hatten.

Mendelssohn hat das unsterbliche Verdienst, durch seine Uebersetzung neue Bahnen für die Schrifterklärung eröffnet und zuerst wieder auf das aus jüdischen Kreisen beinahe völlig verdrängte Studium der hebräischen Grammatik geleitet zu haben; wir können den Sinn einer Bibelstelle nicht verstehen, wenn wir nicht auch die Regeln der hebräischen Sprache zu Rathe ziehen. Das war seiner Ansicht nach der eigentliche Zweck der Sprach-

[1]) Schr. V, 516 f.

forſchung, in der er ſubtile Unterſuchungen und Silbenſtechereien für nutzlos und überflüſſig hielt.[1]) Den tödtlichſten Stoß verſetzte er den polniſchen Lehrern, welche die Worte der heiligen Schriften in abgeſchmackter und lächerlicher Weiſe interpretirten,[2]) ſtatt ſie zu überſetzen und zu erläutern. Dieſen unwiſſendſten aller Idioten und roheſten aller Jugendpeiniger, welche ſich in die Familien der deutſchen Juden einniſteten und die vergänglichen Güter derſelben für das als Gelehrſamkeit und Frömmigkeit von ihnen ausgegebene Gaukelſpiel aufs bereitwilligſte eintauſchten, war durch Mendelsſohns Pentateuch der Weg verſperrt. Nur wenige ſuchten ſie noch; jeder Deutſche, der etwas auf Erziehung hielt, verſchmähte es, ſeine Kinder länger in dem unäſthetiſchen und unverſtändlichen jüdiſch-deutſchen Jargon der polniſchen Winkelſchulmeiſter unterrichten zu laſſen.

Infolge der Mendelsſohnſchen Ueberſetzung erhielt der ganze Unterricht der jüdiſchen Jugend nunmehr eine neue Wendung. Die heranwachſende Generation, zu einem unbeſtimmten Verlangen nach einem neuen Ziele des Wiſſens angeregt, warf ſich mit unerſättlicher Gier auf das Studium dieſes allen unmittelbar zugänglichen Werkes. Man gewann ein mehr und mehr wachſendes Wohlgefallen an der Schönheit und Reinheit der Form, in welcher die trauten Erzählungen aus Iſraels Vorzeit, die jedem Iſraeliten heiligen Geſetze und Vorſchriften hier zum erſten male

---

[1]) Mein: Moſes Mendelsſohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, S. 55.

[2]) Von der Unwiſſenheit dieſer polniſchen Jugenderzieher und der Mühe, welche ſie ſich gaben, Mendelsſohns Ueberſetzung in Verruf zu bringen, zeugt folgende Anekdote:

Mendelsſohn hat bekanntlich שבתון שבת mit einer „Feier der erſten Klaſſe" überſetzt. Denkt euch Rabbi! rief ein Bachur aus, der „Moſche Deſſau" vergleicht den heiligen Sabbat mit der Klaſſen-Lotterie. Welche Entweihung der heiligen Thora! Und welche Dummheit! fügte ein anderer Bachur hinzu. Wußte er denn nicht, daß die erſte Klaſſe die wohlfeilſte iſt? Warum ſagte er nicht, eine Feier der vierten oder fünften Klaſſe? Orient, Literaturblatt, 1851, S. 282.

entgegentraten. Dadurch, daß die Schüler das Gotteswort in klarem, einfachem Verständniß in reiner deutscher Sprache erfaßten, sodaß befähigte Knaben einen Schatz deutscher Wörter und deutscher Redewendungen sammelten, der bei ihrem Eintritte in christliche Schulen ihre Lehrer zuweilen in Erstaunen setzte, wurde der Trieb nach profanem Wissen immer mehr geweckt, aber auch der Lehrinhalt des Judenthums zum Gegenstande des Nachdenkens gemacht und das Wesen desselben zu neuer Kenntniß gebracht.

Einen wesentlichen Umschwung für die Cultur seiner Glaubensgenossen hatte Mendelssohn von der Pentateuch-Uebersetzung erwartet; er sah sich nicht getäuscht. Das Streben nach Bildung wurde allgemeiner, die Stellung der Juden nach außen eine geachtetere; verbesserter Jugendunterricht war bald das allgemeine Losungswort: immer mehr und mehr erwachte das Streben nach Errichtung zeitgemäßer Schulen.

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Das Dessauer Philanthropin und die Berliner Freischule.

Die in Dessau unter dem Namen Philanthropin gegründete Erziehungsanstalt, welche die Rousseauschen Erziehungsideen zu verwirklichen suchte, wurde von den hervorragenden Männern der Aufklärung mit um so größerer Freude begrüßt, als ihr Gründer, Johann Bernhard Basedow, ein Schüler des Wolfenbüttler Fragmentisten, ganz im Dienste der Aufklärung stand.

Basedow, dessen schon 1756 erschienenes „Lehrbuch prosaischer und poetischer Wohlredenheit" von Mendelssohn in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" nicht ungünstig beurtheilt wurde, wandte sich, als er 1768 den Plan zur Herausgabe

ſeines „Elementarbuchs“[1]) faßte und an Kaiſer, Könige, Akademien, Gelehrte ſchrieb, um ſie für daſſelbe zu intereſſiren, auch an Mendelsſohn mit der Bitte, unter „ſeiner Nation“ Subſcribenten auf das Werk zu ſammeln. Mendelsſohn entſprach ſeinem Wunſche, wenn auch nicht ſeinen Erwartungen, und richtete an den pädagogiſchen Agitator das folgende beachtenswerthe Schreiben:

„Ich habe Sie lange im Herzen verehrt, lange den Muth bewundert, mit welchem Sie die Rechte der Menſchheit und Gewiſſensfreiheit vertheidigen. . . . Ich werde bei einigen meiner Nation, die ich für fähig und vermögend halte, an Ihrem Plane theilzunehmen, ſuchen, Gebrauch von den Reverſen zu machen. Bisher habe ich nur einen Einzigen gefunden, der mir Gehör gegeben. Wenn ich mehr finde, ſo will ich meiner Nation Glück wünſchen. So viel muß ich indeß zu erinnern mir die Freiheit nehmen, daß Sie von der Verfaſſung meiner Nation unmöglich richtige Begriffe haben können, wenn Sie glauben, Ihr Elementarbuch oder überhaupt Ihr Erziehungsplan könnte bei uns mit Nutzen eingeführt werden. Je edler Ihre Abſichten, je weiſer Ihre Grundſätze und je richtiger Ihre Anwendungen ſind, deſto weniger können wir Gebrauch davon machen. Denn, ſagen Sie mir doch um des Himmels willen, wenn Sie Ihre Abſichten auf das vollkommenſte erreicht haben, was haben Sie ausgerichtet? Sie haben vernünftige Menſchen erzogen, welche die Rechte der Menſchheit wahren, Wahrheit und vernünftige Freiheit lieben, und dem Staate, in welchem ſie leben, zu dienen, Willen und Fähigkeit haben. Nun eben dieſes ſoll der Jude nicht, kann er nicht, wenn ſeine Denkungsart mit ſeiner Verfaſſung übereinſtimmen ſoll. Er ſoll die Rechte der Menſchheit wahren lernen? Wenn er in dem Stande der bürgerlichen Unterdrückung nicht ganz elend ſein will, ſo muß er dieſe

[1]) Das Elementarbuch, das mit den Kupfern 12 Thlr. koſtete, erſchien in 4 Bänden im Jahre 1774.

Rechte gar nicht kennen. Er soll Wahrheit und vernünftige Freiheit lieben, um vielleicht zu verzweifeln, daß alle bürgerlichen Einrichtungen an vielen Orten dahin abzielen, ihn von beiden abzuhalten? Soll er geschickt werden, dem Staate zu dienen? Der einzige Dienst, den der Staat von ihm annimmt, ist Geld. Bei eingeschränkten Mitteln des Erwerbes große Abgaben zu entrichten, dieses ist die einzige Bestimmung, zu welcher sich meine Brüder geschickt machen müssen. Wenn Ihr Elementarbuch diese Wissenschaft lehrt, so wird es meiner Nation willkommen sein, die keine andere brauchen kann. Jedoch genug hiervon, diese Betrachtungen schlagen mich zu sehr nieder, als daß ich sie ohne Widerwillen verfolgen könnte."[1])

Mendelssohn war erbittert über die Naivetät, mit der hier Opferwilligkeit für höhere, gemeinsame Zwecke von den ausgestoßenen Juden gefordert wurde.

Das von Basedow gegründete Philanthropin, das in Betreff der Aufnahme von Zöglingen keinerlei religiösen Unterschied machte und jede confessionelle Färbung ausschloß, machte im Jahre 1776, als Johann Joachim Campe, der bekannte pädagogische Schriftsteller und Kinderfreund, die Curatur des Instituts übernommen, durch sein „Archiv" bekannt, daß jüdische Knaben, welche im Philanthropin erzogen werden und sich auszeichnen, auch Aussicht hätten, als Lehrer an demselben angestellt zu werden. Man hatte darauf gerechnet, daß dieser tolerante Entschluß die Juden veranlassen würde, dem Institute nicht allein viele Zöglinge, sondern durch reichliche Subventionen auch eine Verbesserung seiner precären financiellen Lage zu verschaffen. Der Kaufmann Moses Wessely aus Hamburg, der Freund Lessings und Mendelssohns, dessen talentvoller Sohn sich bereits in dem Institute befand, hatte Campe den 27. December 1776 geschrieben, daß er das treffliche Philanthropin

[1]) Der Brief zum ersten male veröffentlicht in Leysers Joh. J. Campe, ein Lebensbild, s. Dr. A. Fränkel, Mendelssohn und die Erziehungsreformatoren in: Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch S. 173 ff.

ſeinen zahlreichen Freunden im In- und Auslande empfehlen und ihm aus den jüdiſchen Kreiſen beträchtliche Unterſtützungsbeiträge zuführen würde. Um ſo unangenehmer wirkte die Enttäuſchung: die Meldungen jüdiſcher Zöglinge und die ſo ſehnlich erwarteten Zuſchüſſe blieben aus. Da ſchrieb Campe, der mit Mendelsſohn von früher befreundet war, in einem etwas gereizten Tone an Mendelsſohn. Er gab ihm unter anderm zu bedenken, daß der Fürſt von Deſſau, der edle Leopold Franz, der Baſedow durch ſeine Munificenz in den Stand geſetzt hatte, das Philanthropin zu eröffnen, über die Theilnahmloſigkeit der Juden ſehr ungehalten ſein würde. Der ſo ſanfte Mendelsſohn ſchlägt in der Erwiderung einen Ton an, der ihm ſonſt fremd war; die ſeinen Glaubensbrüdern gemachten Vorwürfe hatten ihn aufs empfindlichſte getroffen. Der merkwürdige Brief iſt vom März 1777 datirt und lautet:[1])

„Vorausgeſetzt, daß ſich alles wirklich nicht anders verhalte als ſich's Ihr etwas ängſtlicher Eifer für die gute Sache vorſtellet: daß nämlich kein einziger meines Glaubens ſich das Anerbieten des Philanthropinums wird zu Nutze machen, und daß ſo manche Ihres Glaubens ſich dieſerhalb ein ſchadenfrohes Hohngelächter erlauben werden; dieſes alles, ſage ich, als ungezweifelt, vorausgeſetzt: was folgt daraus? Daß Sie Urſache hätten, den Schritt, den Sie gethan, zu bereuen? Sicherlich nicht! Wol aber, daß vorderhand weder Chriſten noch Juden eine philanthropiſche Erziehung gehabt, und daß ein ſolches Inſtitut dem menſchlichen Geſchlechte deſto nothwendiger ſei.

Was der Fürſt, mein gnädigſter Landesvater, dazu ſagen wird? Nach dem Begriffe, den ich von den Geſinnungen dieſes Prinzen habe, wird er denken: die weiſern Juden dürften wol nicht zugleich die reichſten ſein, und wird fortfahren, ſich derjenigen väterlich anzunehmen, die nicht reich ſind, und durch

[1]) Der Brief, zum größten Theile abgedruckt Schr. III, 419 ff., vollſtändig mitgetheilt Allg. Zeitg. d. Judenthums, 1876 S. 405 f., Leſſing-Mendelsſohn-Gedenkbuch, S. 178 ff.

menſchliche Begegnung vielleicht weiſe werden können. Daß aber dieſer Herr auf das Philanthropin dieſes Vorfalls halber einen minder gnädigen Blick werfen könnte, läßt ſich meines Erachtens gar nicht von ihm denken.

Aber beſter Freund! War denn der Schritt wirklich ſo außerordentlich, ſo kühn, den des Philanthropin zum Beſten meiner Brüder gethan? Liegt es nicht ſchon im Begriffe eines philanthropiſchen Inſtituts, daß ihm der Menſch als Menſch erziehungswürdig und willkommen ſein muß, ohne darauf zu ſehen, ob er einen beſchnittenen oder unbeſchnittenen Vater gehabt? Und die Stifter und Vorſteher dieſes Inſtituts haben ſo äußerſt viel gewagt, daß ſie ſich einer weſentlichen Beſtimmung deſſelben gemäß erklärt haben? Wollen befürchten, daß ein aufrichtiges Bekenntniß philanthropiſcher Grundſätze dem philanthropiſchen Erziehungsweſen geſchadet, daſſelbe zu Grunde gerichtet habe? Ich muß geſtehen, daß ich dieſem mehr als melanchtoniſchen Kleinmuth mit Ihren und Baſedowſchen Grundſätzen, die ich ſehr verehre, nicht recht zuſtimmen kann.

Ich von meiner Seite finde das Anerbieten der philanthropiſchen Vorſteher ihrer würdig, aber nicht außerordentlich. Denn daß jüdiſche Schüler und Zöglinge aufgenommen werden, dieſes geſchieht auf allen niedern und hohen Schulen Deutſchlands, und auf die Abſchaffung kleiner pedantiſcher Unterſcheidungszeichen, die bei Promotionen und Streitübungen noch auf mancher Univerſität im Schwunge ſind, legt doch wol niemand einen ſonderlichen Werth. Und daß Sie Unchriſten auch zu Lehrern annehmen wollen, iſt ſicherlich nicht befremdender, als daß eine Königl. Preußiſche Akademie der Wiſſenſchaften einen Juden zum Mitgliede erwählt habe; daß die Geſellſchaft naturforſchender Freunde allhier Gelehrte vom erſten Range, Geheime Finanzräthe und Juden zu Mitgliedern hat; daß Mendes d'Acoſta[1])

[1]) Emanuel Mendes d'Acoſta (da Coſta), 1763 zum Bibliothekar der Royal Society in London befördert, ſtand mit dem Naturforſcher Peter Pallas in Berlin in Correſpondenz; er ſtarb c. 1769.

vor einigen Jahren Secretär der Londoner Societät gewesen, und daß selbst in den dunkelsten Zeiten nicht selten Beschnittene auf den Lehrstühlen der orientalischen Sprachen, der Medicin und der Astronomie gesessen haben. Zu Anfang dieses Jahrhunderts berief der Kurfürst von der Pfalz Spinosen zum Lehramte in der Philosophie, ohne dadurch für den Verfall der Akademie besorgt zu sein.

Ich sehe also in Ihrer Erklärung nicht das mindeste, das Ihnen auf irgend eine Weise Schaden oder Verachtung zuziehen könnte? Welcher vernüftige Mensch wird Basedow und Ihnen die lächerliche Intoleranz zutrauen, daß Sie Ihre Zöglinge nicht werden in der Buchhaltung von einem geschickten Buchhalter unterrichten lassen, weil er das neue Testament nicht annehmen zu können glaubt?

Aber von der andern Seite ist auch dieses so ausgemacht noch nicht, daß nicht so manche Israeliten die philanthropische Einladung mit dem verdienten Dank annehmen und sich zu Nutze machen werden. Als ich das Vergnügen hatte, vor Ihrer Abreise mit Ihnen selbst und einige Zeit darauf mit Herrn Prof. Simon von dieser Materie zu sprechen, machte ich mir von diesem Projecte überhaupt keine sonderliche Hoffnung. Herr Wessely, der besseres Zutrauen hatte, unterzog sich der Sache mit löblichem Eifer und fährt noch immer fort, sie zu betreiben. Ich hoffe, seine Bemühung soll nicht ganz fruchtlos sein. Der Erfolg geht etwas langsam von Statten; er wird aber vielleicht desto sicherer und anhaltender sein. Es liegt in den Gemüthern der Menschen eine gewisse vis inertiae, die nicht immer durch heftigen Stoß überwunden sein will. Ein anhaltender Nachdruck thut zuweilen bessere Wirkung . . ."

Campe und Basedow, den muthigen und geistvollen Verfechtern der Aufklärungsideen, gegenüber erscheint Mendelssohn in diesem Briefe als der an Erfahrungen ihnen weit überlegene Führer auf dem Wege vorurtheilsfreier Menschenliebe und echter Toleranz.

Er bittet ſodann Campe noch, ja er beſchwört ihn, in der Wahl der Zöglinge, anfangs wenigſtens, vorſichtig zu ſein. „Könnte ich Ihnen nur drei Kinder wie der kleine Weſſely empfehlen, ſo würde ich Ihnen und mir Glück wünſchen.“

Die Juden blieben mit den Unterſtützungsbeiträgen nicht zurück; von den Berlinern wurden Baſedow einmal 518 Thlr. geſchickt.[1]) Auch jüdiſche Zöglinge ſtellten ſich bald ein; Mendelsſohn ſelbſt dachte daran, ſein „Söhnlein“ dem Inſtitute zu übergeben.

Mit den philanthropiniſtiſchen Pädagogen, mit dem „rechtſchaffenen“ Baſedow, den, wie es in ſeinem Briefe an Campe heißt, er vor ſeinem Tode noch einige Tage genießen möchte, mit Campe, der nach dem Muſter des Philanthropins ein Inſtitut in Hamburg ins Leben rief und dort viel mit Eliſe Reimarus verkehrte, mit Salzmann, den er durch ſeinen Landsmann Wolf in Deſſau kennen lernte,[2]) dem Gründer der berühmten Erziehungsanſtalt in Schnepfenthal, ſtand er auch ſpäter noch in freundſchaftlichem Verkehr. Wie bedauerte er, Herrn und Madame Campe bei deren Anweſenheit in Berlin nicht ſo genoſſen zu haben, wie er es gewünſcht![3])

Dem Schul- und Erziehungsweſen bewahrte der Sohn des armen Elementarlehrers ſein Leben lang das wärmſte Intereſſe. Verbeſſerung des Unterrichts und Empfehlung der deutſchen Mutterſprache waren Mendelsſohns Lieblingsthemata.[4])

Auf ſeine Anregung erſtand 1781 die erſte organiſirte jüdiſche Schule in Deutſchland, in welcher nach dem von ihm entworfenen Plane außer in den Realien, in Bibel und Talmud, in der deutſchen und franzöſiſchen Sprache, in Buchhaltung und in der mathematiſchen Geographie von jüdiſchen und chriſtlichen

---

[1]) Raumer, Geſchichte der Pädagogik, II, 275.

[2]) Schr. V, 600, 603.

[3]) Schr. V, 692.

[4]) Friedländer, Moſes Mendelsſohn-Fragmente von ihm und über ihn (Berlin 1819), S. 35.

Lehrern Unterricht ertheilt wurde: es war dies die jüdiſche Freiſchule in Berlin. Iſaak Daniel Itzig, dem Mendelsſohn elf Jahre Lehrer und Leiter war, und David Friedländer, deſſen Schwager, ſtanden ihm bei der Gründung dieſer Schule treu zur Seite. Mit innigem Wohlbehagen wohnte er der erſten öffentlichen Prüfung dieſer Anſtalt bei. Mit dieſer Schule, welche ſich in einem von Daniel Itzig zu dieſem Zwecke geſchenkten Hauſe befand und der die beiden genannten Mitgründer als Directoren vorſtanden, wurde 1784 auch eine „orientaliſche Buchdruckerei und Buchhandlung“ verbunden.[1]) Nach dem Muſter der Berliner Freiſchule wurden ſpäter auch in Breslau, Deſſau, Frankfurt a. M., Seeſen, Wolfenbüttel und anderen Städten ähnliche Unterrichtsanſtalten errichtet.

Die in dieſen organiſirten Schulen herangebildeten jüdiſchen Zöglinge wählten andere Berufsarten als Handel und Schacher. Mendelsſohn wies ſeine Glaubensbrüder zuerſt wieder auf die Nothwendigkeit hin, daß ſie den goldenen Boden des Handwerks bebauen müßten. „Ach! wenn ich mit einer Recenſion funfzig Judenkinder zu Handwerksgeſellen und dreißig Leibeigene zu Freibauern machen könnte,“ ſchreibt er den 8. Juli 1779 an Nicolai, „ſo würde ich den guten Geſchmack um Verzeihung bitten und auf eine halbe Stunde ins Nebenzimmer zu gehen erſuchen.“[2]) Mehrere Jahre ſpäter unterbreitete ihm der einflußreiche Königl. Preuß. Juwelier Ephraim Veitel ein Memorandum über die Zulaſſung der Juden zu Handwerkern, von dem er glaubte, daß es auf ein billiges Gemüth von guter Wirkung ſein müſſe.[3]) Jüdiſche Handwerker ſollten gebildet, Cultur und Wiſſen unter den Juden verbreitet werden, damit auch ſie jenes Gut beanſpruchen könnten, welches ihnen jahrhundertelang vorenthalten wurde, jenes Gut der Duldung und Gleichſtellung, für welches damals im Bunde mit Mendelsſohn

[1]) Sammler, 1784, S. 43 f.
[2]) 1. Aufl. S. 488.
[3]) Schr. V, 630.

edle Geiſter zu kämpfen begannen. Außer Dohm, dem philoſophiſchen Staatskundigen, war es beſonders ein philoſophiſcher Dichter, der den großen Zweck der Vorſehung, die Beſtimmung der Menſchen und die Gerechtſame der Menſchheit im Zuſammenhange gedacht, der der deutſchen Nation, der geſammten Chriſtenheit es ans Herz gelegt hat, die Juden als Menſchen, als Brüder unter ſich zu dulden, ihnen Menſchenrechte zu gewähren und Bürgerrechte zu verleihen. Mit dieſer Forderung trat der Kämpfer für Wahrheit und Recht, trat der Buſenfreund Mendelsſohns in ſeinem „Nathan“ auf.

Dreizehntes Buch.

Leſſing.

Neunundfünfzigſtes Kapitel.

Nathan der Weiſe.

In Schmerz verſunken über den Tod ſeiner geliebten Eva haben wir Leſſing verlaſſen. Er mußte nach dem nur ein einziges Jahr genoſſenen Glücke wieder anfangen, ſeinen Weg, wie er ſich ausdrückt, allein ſo fort zu duſeln. „Ein guter Vorrath von Laudano literariſcher und theologiſcher Zerſtreuungen," ſchrieb er zwei Tage nach der Beerdigung ſeiner Frau an Eſchenburg, „wird mir einen Tag nach dem andern ſchon ganz leidlich überſtehen helfen!"

Und noch am Sterbelager ſeiner Frau erhielt er die erſte Schmähſchrift des Hamburger Zionswächters Goeze. Von dem Sarge ſah er ſich auf den Kampfplatz für Toleranz und Glaubensfreiheit gerufen. Drei Jahre voll tiefen Leids und ſchweren Kummers harrte er in dieſem mit Einſicht und Tapferkeit geführten Kampfe muthig aus.

Dieſe drei Jahre, in welchen er die höchſten Triumphe auf dem Felde der religiöſen Aufklärung feierte, waren die bitterſten ſeines freudenleeren Lebens. Was mußte er nicht noch alles ertragen? Das Zetergeſchrei der Theologen über den „Anti-

Goeze", die bedeutendste, bis heute unübertroffene Leistung auf dem Gebiete der polemischen Literatur, und die neuen „Fragmente" brachte ein polizeiliches Einschreiten gegen ihn zu Wege; ein fürstliches Rescript, welches die Braunschweiger Orthodoxen zu erschleichen wußten, entzog ihm die Censurfreiheit und verbot den fernern Druck der Streitschriften. Acht Tage später erhielt er den Befehl, die in seinen Händen befindliche Handschrift des Ungenannten nebst den etwa davon genommenen Abschriften auszuliefern, und wurde ihm bei Strafe untersagt, in Religionssachen ohne höhere Genehmigung im In- oder Auslande etwas erscheinen zu lassen.

Daß es noch so kommen würde, hatte Mendelssohn, der mit Lessings „Zänkereien" nie zufrieden war und die „Zänkereien", wie er die Briefe an Goeze nannte, niemals um der Sache willen las,[1]) immer prophezeiet; „er kannte die christlichen Theologen gar zu gut aus seinen ohnmächtigen Rabbinern." Er ließ Lessing um eine Abschrift von dem an ihn ergangenen Verbote bitten, denn er wollte darüber an ihn schreiben und den Brief drucken lassen, damit „Lessing und andere ihn besser lesen könnten".[2]) „Mendelssohn wird nächstens," schreibt Elise Reimarus den 15. September 1778 an Hennings, „einen philosophischen Brief über jene Art Verbot, in geistlichen Sachen zu schreiben, herausgeben; ich bin begierig, ihn zu sehen."[3]) Mendelssohn trug gewiß kein Bedenken, frei und offen seine Meinung zu sagen. Wir wissen, wie er über Censurgesetze überhaupt dachte. Nach seinem Dafürhalten setzen dieselben voraus, daß es nicht erlaubt sei, alles öffentlich zu sagen, was man im Herzen für wahr hält, daß also manches wahr sei, was aus Rücksichten verschwiegen werden müsse. Censur ist

---

[1]) 1. Aufl. S. 550.

[2]) Lessings Schr. XIII, 606, 610.

[3]) Wattenbachs Mittheilungen im N. Lausitz. Magazin-Bd., 38, S. 19.

ſomit nichts anders als „die nothwendige Duldung der Unwahrheit und des Vorurtheils“.[1])

Leſſing ſchickte die erbetene Abſchrift nicht, ſtatt deſſen aber das Manuſcript der „Nöthigen Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpaſtors Goeze“; dieſelbe gefiel Mendelsſohn ſo ſehr, daß er ſie auf ſeine Koſten drucken laſſen wollte.[2]) Das Schriftchen erſchien, und der Gegner verſtummte.

Mitten in dieſen Bedrängniſſen entſchloß ſich Leſſing, den Theologen mit einer „Komödie einen ärgern Poſſen zu ſpielen als mit zehn Fragmenten“. Von der Geiſtlichkeit verfolgt, wollte er es verſuchen, „ob man ihn wenigſtens auf ſeiner alten Kanzel, auf dem Theater, noch ungeſtört predigen laſſen wolle“.

Er hatte vor vielen Jahren ein Schauſpiel entworfen, deſſen Inhalt eine Art von Analogie mit ſeinen theologiſchen Streitigkeiten hatte. Wenn der Bruder und Moſes es für gut fänden, ſo wollte er jetzt „das Ding auf Subſcription drucken laſſen“ und nach einigen kleinen Veränderungen des Plans dem Feinde damit „auf einer andern Seite in die Flanke fallen“. „Ich möchte zwar nicht gern,“ heißt es in dem Briefe an ſeinen Bruder vom 11. Auguſt 1778, „daß der eigentliche Inhalt des Stücks allzu früh bekannt würde; aber doch, wenn Ihr, Du oder Moſes, ihn wiſſen wollt, ſo ſchlagt das Decamerone des Boccaccio auf: die Erzählung vom Juden Melchiſedek. Ich glaube, eine ſehr intereſſante Epiſode dazu erfunden zu haben, daß ſich alles ſehr gut ſoll leſen laſſen.“[3])

Mendelsſohn billigte den Plan vollkommen; nur wünſchte er, daß das Stück auf die Streitigkeiten gar keinen Bezug habe, denn wenn darin die Thorheiten der Theologen belacht würden, ſo hätten ſie ihn dahin, wohin ſie ihn haben wollten. Es iſt eine Komödie, würden ſie ſagen; er hat eine große Stärke zu

---

[1]) Schr. IV, 1, 133.
[2]) Leſſings Schr. XIII, 609.
[3]) Leſſings Schr. XII, 509.

ſpotten und lachen zu machen.“[1]) „Es wird ein ſo rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe,“ verſicherte Leſſing ſeinem Bruder am 20. October, „und Herr Moſes hat ganz recht geurtheilt, daß ſich Spott und Lachen zu dem Tone nicht ſchicken würde. . . . Er ſoll ſchon ſehen, daß ich meiner eigenen Sache durch dieſen dramatiſchen Abſprung im geringſten nicht ſchade.“[2])

Bereits Anfang November war das Stück im Weſentlichen beendet. Am 14. November begann er, wie eine Bemerkung auf dem erſten, jetzt im Beſitze eines Urenkels Mendelsſohns[3]) befindlichen Entwurfe zu der Dichtung von Leſſings Hand beſagt, die verſificirte Ausarbeitung und am 7. December ſchickte er ſeinem Bruder den erſten Aufzug, in das Gewand fünfzeiliger Jamben gekleidet, mit dem Bemerken: „Ramler und Herrn Moſes kannſt Du die Verſe wol weiſen, deſſen Urtheil vom Tone des Ganzen ich wol auch zu wiſſen begierig wäre.“[4]) Dankbar nahm er mehrere Verbeſſerungen des alten Freundes an. Auch mit dem Namen Recha war Mendelsſohn gar nicht zufrieden, wie David Friedländer an Zelter ſchreibt; „dieſer iſt kein heiliger Name und obenein übel gewählt, denn Rek heißt leer, auch nichtswürdig. Er erinnerte aber nichts, weil Recha im Text vorkommt und es das Metrum geſtört haben würde. Mitte April 1779 konnte das Stück die Preſſe verlaſſen.

„Nathan der Weiſe“ nannte Leſſing dieſe dramatiſche Dichtung, ſeine letzte und hervorragendſte Schöpfung, welche durch ſeine theologiſchen Kämpfe erſtanden iſt. Nennt er doch ſelbſt den „Nathan“ einen „Sohn ſeines eintretenden Alters, den die Polemik hat entbinden helfen“. „Nathan“ iſt, wie ſchon Kant ihn bezeichnet, der zweite Theil oder die Fortſetzung der „Juden“.

[1]) Leſſings Schr. XIII, 612.

[2]) Leſſings Schr. XII, 511.

[3]) Der Entwurf, früher Eigenthum des verſt. Dr. J. Rube, iſt jetzt im Beſitze des Hrn. Commerzienraths Ernſt Mendelsſohn in Berlin. Danzel-Guhrauer, a. a. O. II, 457.

[4]) Leſſings Schr. XII, 514.

Was Leſſing als zwanzigjähriger Jüngling in dem Luſtſpiele „Die Juden" begonnen hat, das führte er in ſeiner letzten Dichtung, dieſem „reizenden Codex religiöſer und weltlicher Moral", wie Göthe den „Nathan" nennt, weiter aus. Aus dieſem Drama tritt uns die ſittliche Mahnung entgegen, daß der wahre Werth einer jeden Religion darin beſtehe, daß ſie ihre Bekenner zur Duldſamkeit, zur Gerechtigkeit, zur thätigen Menſchenliebe anleite, daß jeder der Religion, in der er geboren, getreulich anhänge, daß aber niemand ſich ſeines Glaubens wegen überhebe, kein Bekenntniß das andere ausſchließe und verurtheile, daß vielmehr in allen nur das eine Wahrheit ſei: Humanität und Duldung. Toleranz iſt die Grundidee im „Nathan", jene Toleranz, welche nichts weiß von Bekehren und Verdammen Andersdenkender und Andersglaubender, jene echte Toleranz, welche ſich auf den bibliſchen Spruch der Menſchenliebe gründet. Keine Dichtung hat je Herz und Gefühl ſo mit Duldſamkeit und Liebe erfüllt als dieſes heilige Vermächtniß des Kämpfers für Wahrheit und Freiheit.

Ueber kein Werk der deutſchen Literatur, mit Ausnahme von Göthes „Fauſt", iſt aber auch ſo viel geſchrieben worden, wie über Leſſings „Nathan".[1]) Man hat die verſchiedenartigſten Geſichtspunkte aufgeſtellt, um die Zwecke und Charaktere dieſes Hohenliedes der Menſchheit zu erklären und den größten Scharfſinn aufgeboten, um die von Leſſing darin gegebenen Doctrinen zu deuten.[2]) Man hat Nathan bald für eine Declamation gegen alle Offenbarung, bald für eine Satire auf die chriſtliche Reli-

[1]) Die Literatur über Leſſings „Nathan", der auch von S. Bacher (Wien 1866) und von A. B. Gottlober (Wien 1874) ins Hebräiſche überſetzt wurde, iſt ſehr groß, hier ſei nur erwähnt: Kuno Fiſcher, Leſſing als Reformator der deutſchen Literatur (Stuttgart 1881), Karl Hebler, Leſſing-Studien (Bern 1862), David Friedrich Strauß, Leſſings Nathan der Weiſe (Berlin 1864), ferner Julius Fürſt, Leſſings Nathan der Weiſe (Leipzig 1881), J. S. Bloch, Quellen und Parallelen zu Leſſings Nathan (Wien 1880).

[2]) Philippſon, Allg. Ztg. d. Judenthums, 1878, S. 433 ff., 449 ff., 465 ff., 481 ff.

gion genommen, und die ganze Dichtung als Parteilichkeit gegen das Chriſtenthum gerügt. Als ob Leſſing in dieſer lehrhaften Dichtung ſich an die Muhamedaner oder die damals auf alle Weiſe gedrückten und zurückgeſetzten, die hochmüthig verachteten Juden hätte wenden ſollen! Als ob es nicht wie die bitterſte Ironie hätte erſcheinen müſſen, wenn er die hohen Vorbilder reiner, vorurtheilsfreier Menſchlichkeit unter den Bekennern der chriſtlichen Religion hätte wählen wollen, unter welchen allein die lebendigen Vorbilder des blinden Glaubenshaſſes ſich fanden! Aber Leſſing wählte gerade einen Juden zum Helden ſeines Toleranzdramas, zum eigentlichen Träger der echten Religioſität, der wahrhaften auf Selbſtverleugnung gegründeten Menſchenliebe und der Duldſamkeit! Daß ein Jude und nicht ein Türke zur idealen Hauptperſon gemacht oder vielmehr als ſolche aus der Novelle des Boccaccio beibehalten iſt, ſagt Hebler, erklärt ſich theils aus der Rückſicht auf das Publikum, da unter den chriſtlichen Vorurtheilen mehr die Juden als die Türken zu leiden hatten, theils daraus, daß Leſſing die Erhebung zur vernünftigen Religion in gewiſſer Hinſicht für einen Juden am leichteſten finden mochte, ohne darum deſſen Religion als ſolche über die beiden anderen ſetzen zu wollen.[1]) Um auf Chriſten zu wirken, brauchte der Dichter nur dieſe zu demüthigen, nur aus ihrer Mitte warnende Figuren aufzuſtellen, während er aus den beiden anderen Religionen beſchämende Charaktere ihnen gegenüberſtellte.[2]) Nicht gegen das Chriſtenthum, nicht gegen die Bekenner deſſelben iſt die Dichtung gerichtet, wol aber, wie Stahr bemerkt,[3]) gegen den „chriſtlichen Pöbel“ aller Stände und Geſchlechter, den Pöbel im Patriarchengewande wie im Frauenkleide einer Daja, gegen den Glaubenspöbel, der ſich

---

[1]) Hebler, Leſſingſtudien S. 15.

[2]) Strauß, Leſſings Nathan der Weiſe. M. ſ. den Artikel „Warum iſt Nathan ein Jude?“ Stimmen aus der Leſſing-Literatur, zuſammengeſtellt von Arnold Bodek. Leſſing-Mendelsſohn-Gedenkbuch, S. 350 ff.

[3]) Stahr, a. a. O. II, 294.

steifend auf den Besitz einer allein selig machenden Kirche, auch die Menschenrechte für sich allein in Anspruch nahm. Schon Mendelssohn, der Jude, hat im Nathan, wenn auch nicht eine Verherrlichung des Christenthums, so aber doch erkannt, daß er „der Christenheit zur wahren Ehre gereiche". „Auf welcher hohen Stufe der Aufklärung und Bildung muß ein Volk stehen," ruft er in den „Morgenstunden" aus, „in welchem sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnungen hinaufschwingen, zu dieser feinen Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge ausbilden konnte!"[1])

Wohl! „Nathan der Weise" ist kein Plaidoyer für die Juden und das Judenthum, sondern ein Plaidoyer gegen alle religiöse Verfolgungssucht, gegen jeden geistlichen unduldsamen Hochmuth, für die allgemeine Toleranz und Humanität. Und doch hätte Lessing ohne seinen vertrauten Umgang mit Mendelssohn einen Nathan nicht schaffen können. Nathan, ein echter Sohn seines Stammes, ist kein Gelehrter von Fach, kein Schriftgelehrter, kein Rabbiner, sondern ein Kaufmann, ein tiefer Denker, wie Mendelssohn. Bewußt oder unbewußt hat Lessing in „Nathan" seinen ältesten theuersten Freund gezeichnet: Mendelssohn ist das Urbild des Nathan.[2]) Dieselbe Sanftmuth des Charakters, dieselbe Klarheit im Denken, dieselbe dialectische Gewandtheit im Disputiren, gepaart mit feiner sokratischer Ironie, dasselbe Wohlwollen gegen jedermann ohne Rücksicht auf das religiöse Bekenntniß.

So mild und ruhig, so bescheiden und gelassen wie Nathan, sprach auch Mendelssohn, mit tiefem Sinne, doch nie auffahrend, so floß auch seine Rede hin.

Wie Nathan seine Recha, so belehrte Mendelssohn seine eigene Tochter. Stufenweise verfuhr er bei der Entwickelung

[1]) Schr. II, 367.

[2]) Nach dem Erscheinen dieser Biographie versuchte auch Friedrich Albrecht in seinem Schriftchen: Moses Mendelssohn als Urbild von Lessings Nathan dem Weisen (Ulm 1864) darzustellen.

ihrer religiöſen Ideen; er lehrte ſie als Kind ein unmittelbares Eingreifen der himmliſchen Mächte:

Habt Ihr,
Ihr ſelbſt die Möglichkeit, daß Engel ſind,
Daß Gott zum Beſten derer, die ihn lieben,
Auch Wunder könne thun, mich nicht gelehrt?

Er ſuchte ſie auf natürliche Begriffe und naturgemäße Erſcheinungen hinzuweiſen, ſobald er merkte, daß Schwärmerei ſich des jugendlichen Gemüthes bemächtigte:

Begreifſt du aber
Wie viel andächtig ſchwärmen leichter, als
Gut handeln iſt? Wie gern der ſchlaffſte Menſch
Andächtig ſchwärmt, um nur — iſt er zu Zeiten
Sich ſchon der Abſicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

Wie Nathan dem Saladin gegenübertritt, den ganzen Schatz ſeiner ſcharfſinnigen Beredſamkeit entfaltend, beſcheiden, aber unerſchrocken und würdevoll, ſo verſtand es auch Mendelsſohn Großen zu begegnen, ſo ſtand er vor ſeinen fürſtlichen Gönnern, mit ſolchem Stolze bekannte auch er:

Ich bin ein Jude.

Wie Nathan dem Saladin auf die verfängliche Frage, welche unter den drei Religionen die wahre ſei, die von einem ſpaniſchen Juden erfundene und von einem ſpaniſchen jüdiſchen Chroniſten zuerſt erzählte Parabel von den drei Ringen[1]) vortrug, ſo ſuchte Mendelsſohn Religionsſtreitigkeiten zu vermeiden,

---

[1]) Der erſte, der auf die im Schebet Jehuda enthaltene Erzählung aufmerkſam gemacht und ſie als die urſprüngliche Quelle der Parabel von den drei Ringen erwieſen hat, iſt M. Wiener im Jahrbuch für Iſraeliten, herausgegeben von J. Wertheimer (Wien 1856) S. 171 ff., übrigens ſ. auch A. Jellinek im Sabbatblatt, 1846, S. 32 und der jüd. Stamm (Wien 1869) S. 204; ferner Aug. Wünſche, der Urſprung der Parabel von den drei Ringen, in Leſſing-Mendelsſohn-Gedenkbuch S. 329 ff.

und gleich den inhaltsschweren Worten, welche Nathan dem Sultan zurief:

Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von Euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'!

so war auch Mendelssohns Kanon: daß „der Mensch berufen sei, nach Wahrheit zu forschen, Schönheit zu lieben, Gutes zu wollen und das Beste zu thun".[1])

Aehnlich der ersten Unterredung, welche Nathan mit dem Tempelherrn führte, muß man sich das erste Zusammentreffen Mendelssohns mit Lessing denken. Der Tempelherr ist ein Charakter, der, wie Mendelssohn schon hervorhebt, an den des Dichters grenzt:[2]) derselbe Edelmuth, dieselbe Entfernung von Eigennutz und Eigendünkel, derselbe Stolz in drückender Noth, derselbe „gute, trotzige Blick, derselbe dralle Gang". Auch er hatte die Bizarrerie, ein abgesagter Feind von äußerer Höflichkeit zu sein; aber „die Schale war nur bitter, der Kern war's wahrlich nicht".

Wie Nathan mit dem Tempelherrn spricht, war es Mendelssohns eigene Kunst mit denen zu sprechen, welche, wie er wußte, gegen ihn eingenommen waren; so gewann er sich die Freundschaft mancher im Grunde edlen Seele, die sich sonst einem Juden mit einigem Widerstreben näherte.

Der Jude nöthigt dem stolzen Ritter Achtung ab; dieser erkennt in Nathan den seltenen Mann, der mehr als Jud' und Christ, der wahrhaft Mensch sein will, sodaß er nun seine Freundschaft als die eines Gleichgesinnten verlangt: ähnlich bildete sich das vertraute Verhältniß zwischen Lessing und Mendelssohn.

---

[1]) Schr. V, 389; II, 300.

[2]) 1. Aufl. S. 553.

Wir haben beide
Uns unſer Volk nicht auserleſen. Sind
Wir unſer Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Chriſt und Jude eher Chriſt und Jude
Als Menſch? Ach! wenn ich einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es g'nügt, ein Menſch
Zu heißen!
Ja, bei Gott, das habt Ihr, Nathan!
Das habt Ihr! — Eure Hand! — Ich ſchäme mich,
Euch einen Augenblick verkannt zu haben.
. . . . . .
Nathan, ja,
Wir müſſen, müſſen Freunde werden.

Wie Leſſing Mendelsſohn im Nathan zeichnete, ſo hatte er in der Daja Lavater im Auge, welche er gerade deshalb zu der Witwe eines Schweizers machte.[1]) Die bekehrungsſüchtige Daja, ſie iſt nicht böswillig, ſie

muß aus Liebe quälen,
Iſt eine von den Schwärmerinnen, die
Den allgemeinen, einzig wahren Weg
Nach Gott zu wiſſen wähnen
Und ſich gedrungen fühlen, einen jeden,
Der dieſes Weges verfehlt, darauf zu lenken.

Charaktere wie der Patriarch, der „dicke, rothe, freundliche Prälat" einer iſt, ſind nicht ſchwer zu finden und brauchte ſich Leſſing nicht gerade den Hamburger Hauptpaſtor zum Vorwurfe gemacht zu haben; Charaktere aber wie der Derwiſch ſind äußerſt ſelten: den Derwiſch hat der Dichter nach Abraham Wolf Rechenmeiſter gezeichnet, den Leſſing im Hauſe Mendelsſohns kennen lernte. Abraham, ein Freund Eulers, war ein großer Kenner der Mathematik und hatte dabei eine bewundernswürdige Fertigkeit, auch die ſchwerſten Rechnungen im Gedächniß zu rechnen. Er war übrigens ein cyniſcher Philoſoph, der nur Brot und Waſſer brauchte und allenfalls ſein Waſſer aus der hohlen Hand

[1]) Hebler, a. a. O. S. 14.

trank. Sein Gemüth war kindlich naiv, und dabei war er äußerst bieder und redlich.[1])

Auf Abraham, der in Mendelsſohns Hauſe ein kleines Zimmer unentgeltlich bewohnte, hielt Leſſing ſeines ihm angeborenen Cynismus und ſeiner Sonderbarkeit wegen große Stücke. Als er nach Wolfenbüttel ging, bat ihn der arme Abraham um ein ſeltenes mathematiſches Werk. Zufällig beſaß Leſſing zwei Exemplare des gewünſchten Buches, und war gern bereit, ihm das eine tauſchweiſe zu überlaſſen. „Sie dürfen es ihm nur mit der Poſt ſchicken," heißt es in einem Briefe Mendelsſohns an Leſſing, „denn er iſt ſo begierig, daß er keine Nacht mehr ruhig ſchlafen kann, bis er ſeinen Diophant — ſo hieß das Buch — in ſeinen eigenen Händen hat."[2]) Und dieſes Buch, das er kaum erwarten konnte, das ihm ſo theuer war, brachte er nach einiger Zeit zu Mendelsſohn und wollte es ihm ſchenken. „Ihr werdet doch das Buch nicht von Euch laſſen? Es iſt ja ein Andenken von Leſſing!" „Ja wohl!" erwiderte er ihm; „aber ich brauche es nicht mehr; die Exempel darin ſind recht gut, doch ich verſtehe kein Griechiſch." „Ich wette, Ihr braucht Geld; ſagt mir, wie viel Ihr braucht!" Nein, nein! Ich habe Geld, ich will kein Geld!" „Nun ſo geht in Gottes Namen und braucht Ihr was, ſo wißt Ihr, wo ich wohne."

Einmal fragte Abraham ſeinen Freund Mendelsſohn um den Beweis eines nicht leichten geometriſchen Satzes. Mendelsſohn zeichnete die Figur, aber noch war er mit der Hülfslinie, die er zur Führung ſeines Beweiſes nöthig hatte, nicht ganz fertig, ſo ſchrie Abraham vor Freuden auf, dankte ihm wie für eine erwieſene Wohlthat und war verſchwunden.[3])

Ein anderes mal kommt Abraham zu Mendelsſohn, der eben den Profeſſor Engel bei ſich ſieht, ſteht ſtill und ſpricht kein Wort. „Nun Abraham! Wie geht's?" redet ihn Mendels-

[1]) Schr. V, 226.
[2]) Schr. V, 187, vgl. 190.
[3]) Engels Philoſoph für die Welt (Berlin 1844), II, 107.

ſohn an. „Ihr ſeid ſo ſtill; Ihr ſehet mich bedeutungsvoll an; fehlt Euch was?“ „Meine Frau[1]) iſt von Hannover angekommen, ich habe nur einen Stuhl.“ Mit dieſen Worten ergreift er einen Stuhl und geht damit zur Thür hinaus.[2])

Mit wahrer Leidenſchaft war er dem Schachſpiele ergeben; er und der alte Michel galten als die vorzüglichſten Schachſpieler in ganz Berlin. Michel hatte ſich durch ſeine Tüchtigkeit im Spiel einen ſolchen Namen erworben, daß er ſogar die Aufmerkſamkeit des großen Friedrich auf ſich gelenkt hatte. Der König ließ den armen Michel, der zeitweilig in Potsdam lebte, öfter zu ſich beſcheiden, um mit ihm eine Partie zu machen. Obgleich nun Friedrich als ein eben ſo großer Held auf dem Schachbrette wie auf dem Schlachtfelde galt, ſo zeigte es ſich doch bald, daß der Jude ihm im Schach überlegen war, und da dieſer mit den Regeln der Höflichkeit wenig vertraut war, ſo mußte der König jedesmal unterliegen. „Wie kömmt's,“ fragte ihn Friedrich eines Tages, „daß ich mit Euch keine Partie gewinnen kann?“ „Was weiß ich?“ erwiderte Michel barſch, „ich kann meinen Kopf nicht auf Eure Schultern ſetzen.“ Dieſe Antwort ärgerte den König nicht wenig, und der Jude erhielt ſeinen Abſchied. Einige Wochen ſpäter begegnete er dem armen Michel auf der Straße. „Wie geht's Michel?“ rief er dem ärmlich gekleideten Juden zu. Dieſer zuckte die Achſeln, ohne eine Silbe zu erwidern. „Wenn Ihr das reden nennt, ſo glaube ich auch, daß Bileams Eſelin geredet habe.“ Dieſer beißende Spott bot dem Rachegefühle Friedrichs Beruhigung; aber die kleine Penſion, welche Michel mehrere Jahre vom Könige erhalten hatte, blieb ihm doch für immer entzogen.[3])

Der alte Michel, der, ein Opfer königlicher Eitelkeit, in der drückendſten Noth lebte, kam einmal zu Mendelsſohn, als

---

[1]) Seine Frau lebte meiſtens in Hannover bei Verwandten, weil ihr Mann niemals Geld hatte.

[2]) Zelters Briefwechſel mit Göthe (Berlin 1833) IV, 138.

[3]) Hennings, Souvenirs de Berlin (Handſchr.).

dieſer gerade mit Abraham eine Partie Schach ſpielte. Michel ſieht das Spiel an. Endlich macht Abraham eine Bewegung mit der Rechten, um das Spiel als verloren umzuwerfen, und erhält von Michel einen ſo derben Schlag am Kopfe, daß ihm die lange Perrücke abfällt. Abraham hebt ruhig ſeine Perrücke auf und ſpricht: „Aber beſter Michel, wie hätte ich denn ziehen ſollen?“[1])

Dieſes Originalgenie in der Mathematik, dieſer Sonderling im Leben, dieſer Abraham, der zwanzig Jahre, bis zu ſeinem 1798 erfolgten Tode, im Wahnſinn verbrachte, wurde von Leſſing im Derwiſch verewigt. „Leſen Sie die Rolle Al-Hafi's,“ heißt es in einem Geſpräche zwiſchen Mendelsſohn und einem jungen Dichter,[2]) „und Sie haben meinen guten Abraham Wolf, der ihm wirklich zu dieſer Rolle geſeſſen hat, der ganze Charakter, die ganze Seele;“ eben ſo abſtrus, eben ſo wild und leidenſchaftlich im Spiele, eben ſo verſenkt in ſeinen Ideen; „Wilder, Guter, Edler!“

Dergeſtalt iſt Nathan der Weiſe, dieſes Hohelied der Duldung und Menſchenliebe, eine bleibende Erinnerung an die innige Freundſchaft, welche Leſſing mit Mendelsſohn Jahrzehnte hindurch verknüpft hatte.

Und wie viele, die ſich an Nathan dem Weiſen erquicken, wiſſen es denn, daß Leſſing, während er dieſes erhabenſte Werk ſeines Genius ſchuf, mit der drückendſten Noth, mit der gemeinen Sorge um das tägliche Brot zu kämpfen hatte? Wie viele Deutſche, die, ſtolz auf dieſe Nationaldichtung, dennoch in deutſcher Treue an alte Vorurtheile feſthalten, wiſſen es, daß Deutſchland den Nathan indirect einem Juden verdankt?

Um das Werk „mit aller Gemächlichkeit“ ausarbeiten zu können, brauchte Leſſing wenigſtens dreihundert Thaler. Da er Vorausbezahlungen von Seiten der Subſcribenten auf den Nathan nicht annehmen wollte, ſo wünſchte er dieſe Summe irgend-

[1]) Zelters Briefwechſel mit Göthe, IV, 137.

[2]) Engels Philoſoph für die Welt (Berlin 1844) II, 107.

woher geborgt. Sein Bruder Karl pochte an verschiedene Thüren, aber keine wollte sich öffnen. Endlich fand sich ein wackerer Mann, der aus Verehrung für den Dichter sich freiwillig erbot, obgleich selbst nicht wohlhabend, ihm die dreihundert Thaler auf vier Monate vorzuschießen: es war dies der Hamburger Kaufmann Moses Wessely, der vorübergehend in Berlin war, ein guter Bekannter Lessings aus der Zeit von dessen Aufenthalt in Hamburg, ein Mann von Geist und feiner Bildung, der eine gute Abhandlung über die bürgerliche Verbesserung der Juden und sogar anonyme Briefe über „Emilia Galotti" geschrieben hat.[1])

Schon allein die Art und Weise, wie er dabei verfuhr, spricht für seine Herzensfeinheit. Nur einen Brief wünschte er von Lessing zu haben. „Aber wenn er Ihnen nun nicht schreibt, so bekommt er kein Geld?" fragte Karl Lessing, der diese Verhandlung dem Bruder völlig dramatisch in einem Briefe beschreibt.[2]) „Ich werde es ihm dann schicken, und den Empfang wird er mir doch melden," erwiderte der brave Wessely. Lessing zögerte auch nicht, seinen guten Freund mit einigen Zeilen zu erfreuen. „Ich habe an Moses Wessely geschrieben," heißt es in einem Briefe an Karl vom 19. December 1778, „und gebe Gott, daß es nicht bloßer Wille mag gewesen sein. Sollte er aber der positiven Aeußerungen ungeachtet dennoch verhindert werden, Wort zu halten, so bin ich ganz unglaublich übel daran."[3]) Wessely brachte den guten Willen in Ausführung. Im Verlaufe der Arbeit machte Lessing diese Geldaffaire die größten Sorgen. Während er den letzten Akt des Nathan dichtete, schrieb er seinem Bruder, daß er übel ankommen würde,

---

[1]) Moses Wessely wurde den 15. März 1737 in Kopenhagen geboren und starb den 15. März 1792 in Berlin. Seine hinterlassenen Schriften erschienen zum Besten seiner Witwe, einer geborenen Schlesinger aus Berlin (Berlin 1798).

[2]) Lessings Schr. XIII, 616 f.

[3]) Lessings Schr. XII, 518.

wenn die Subscriptionen seines Buchhändlers jene Schuld nicht decken sollten, da er schlechterdings nicht wisse, wie er sonst den ihm auf den Hals kommenden Wechsel einlösen könnte. „Du glaubst nicht," schließt er, „wie mich das bekümmert, und es wäre ein Wunder, wenn man es meiner Arbeit nicht anmerkte, unter welcher Unruhe ich sie zusammenschreibe."[1])

Sechzigstes Kapitel.

Lessings letzte Jahre.

„Nathan der Weise", dieses „herrliche Lobgedicht auf die Vorsehung", eben diese selige Bemühung, die Wege Gottes vor den Menschen zu rechtfertigen, wie theuer ist sie nicht dem unsterblichen Lessing geworden! Ach! sie hat ihm seine letzten Tage verbittert, wo nicht gar am Ende sein kostbares Leben abgekürzt. Bei der Herausgabe der „Fragmente" war er darauf gefaßt, den ganzen Schwarm von Schriftstellern über sich herfallen zu sehen, die mit und ohne Beruf die „Fragmente" würden widerlegen wollen, und er hielt sich für stark genug, seinen Gast wider alle ungezogenen Angriffe seiner Gegner zu vertheidigen. So mancherlei auch die Wege waren, welche seine Widersacher einschlagen konnten, und, wie der Erfolg zeigte, auch wirklich einschlugen, um ihn zu bekämpfen, so glaubte er doch allen denjenigen die Spitze bieten zu können, die sich nicht durch Billigkeit und Liebe zur Wahrheit auszeichnen würden. Aber wie sehr veränderte sich die Scene nach dem Erscheinen des Nathan! Nunmehr drang die Kabale aus den Studierstuben und Buchläden in die Privathäuser seiner Freunde und Be-

[1]) Lessings Schr. XII, 524.

kannten mit ein, flüsterte jedem ins Ohr, Lessing habe das Christenthum beschimpft, ob er gleich nur einigen Christen und höchstens der Christenheit einige Vorwürfe zu machen gewagt hatte. Jeden Vorwurf des Eigendünkels und der einseitigen Denkungsart, den er einigen seiner Glaubensbrüder machte, oder durch seine dramatischen Personen machen ließ, hielt ein jeder für persönliche Beleidigung. Der allenthalben willkommene Freund und Bekannte fand nunmehr allenthalben trockene Gesichter, zurückhaltende, frostige Blicke, kalte Bewillkommnung und frohe Abschiede, sah sich von Freunden und Bekannten verlassen, und allen Nachstellungen seiner Feinde bloßgestellt. Traurig sind die Wirkungen, die dies in seinem Gemüthe hervorbrachte! Lessing, der aller seiner gelehrten Arbeiten ungeachtet, immer noch der angenehmste, fröhlichste Gesellschafter gewesen, verlor nunmehr seine joviale Laune völlig, ward zu einer schläfrigen, gefühllosen Maschine.[1]) Seine Gesundheit war erschüttert, seine Lebensluſt gebrochen. Zunehmende, auch den Geist hindernde Kränklichkeit, der üble Ruf, in welchen man ihn bei dem niedern Volke als Ketzer und gottlosen Menschen zu bringen suchte, verbitterten ihm die letzten anderthalb Jahre seines der geistigen Aufklärung geweihten Lebens. Die Gegner hielten kein Mittel zu schlecht, um ihn, den Herausgeber der „Fragmente", den Dichter des „Nathan", zu verdächtigen. Sie sprengten aus, er habe von der Judenschaft zu Amsterdam für die Herausgabe der „Fragmente" ein Geschenk von tausend Dukaten erhalten und angenommen, eine Verdächtigung, welche später auch gegen Dohm wegen seiner Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Juden erhoben wurde. Dieses Märchen hatte man in Wien, wo der „Nathan" confiscirt wurde, wieder aufgetischt. Lessings eben dort anwesender Stiefsohn schrieb gegen diese ebenso boshafte als abgeschmackte Lüge eine Erklärung, welche er ihm zur Verbesserung sandte und als „Noch nähere Berichtigung des

[1]) Schr. II, 366 f.

Märchens von tausend Dukaten oder Judas Ischarioth dem zweiten" in Regensburg drucken ließ.

In dieser Zeit, welche ihn jede Arbeit, zu der Frische des Geistes und ununterbrochene Thätigkeit erforderlich war, fast unmöglich machte, schrieb er sein religiöses Testament: die „Erziehung des Menschengeschlechts", von welcher bisher nur ein Theil erschienen war und in welcher er in kurzen Paragraphen eine Geschichte der religiösen Entwickelung der Menschheit entwirft. „Jede Erziehung," sagt Lessing, „hat ihr Ziel: bei dem Geschlechte nicht weniger als bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu etwas erzogen. . . . Sie wird kommen, sie wird gewiß kommen die Zeit der Vollendung. Gehe deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung, nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurückzugehen!"[1])

In den letzten Jahren seines Lebens waren seine Nerven zuweilen so herabgespannt, daß er weder lesen noch schreiben konnte. In einem solchen Zustande empfing er im Sommer 1780 den Besuch des Philosophen Fr. H. Jacobi. Sie sprachen über verschiedene philosophische und religiöse Dinge, über Pantheismus und Spinozismus und was damit zusammenhängt, sie hielten Unterredungen, deren Inhalt Jacobi aus dem Gedächtnisse aufgezeichnet hat, und welche für Mendelssohn so folgereich und verhängnißvoll wurden. „Lessing wollte mich überreden," schreibt Jacobi, „ohne ihn nach Berlin zu reisen, und wurde alle Tage dringender. Sein Hauptbewegungsgrund war Mendelssohn, den er unter seinen Freunden am höchsten schätzt. Er wünschte sehnlich, daß ich ihn möchte persönlich kennen lernen."[2]) „Moses Mendelssohn schien Lessing für den hellsten Kopf, den vortrefflichsten Philosophen und den besten Kunstrichter unseres

[1]) Erziehung des Menschengeschlechts § 66 f.
[2]) Jacobis Werke IV, 1.

Jahrhunderts zu halten. Ebenso urtheilt Lichtenberg," schrieb Jacobi den 20. October 1780 an Heinse.[1])

Mit Jacobi und seiner ihn begleitenden Schwester fuhr Lessing nach Halberstadt, um Gleim einen Besuch abzustatten; im October unternahm er eine Reise nach Hamburg. Nach seiner Rückkehr verschlimmerte sich sein Zustand. Am 19. December 1780 schrieb er den letzten Brief an seinen ältesten theuersten Freund, der seit einigen Jahren kein Schreiben von ihm erhalten hatte. Dieses befremdete mich zwar nicht — es sind das Mendelssohns eigene Worte — denn er war, wie seinen Freunden bekannt ist, nie der rüstigste Briefschreiber, auch eben im Beantworten nicht pünktlich, wenn es blos um Freundschaftsversicherung, ohne weitern Inhalt, zu thun war. Indessen öffnete ich doch desto begieriger das Briefchen, das mir ein Unbekannter überreichte. Nun hatte sich Lessing, so lange ich ihn kannte, in so verschiedenen äußern Umständen und Lagen ich ihn kannte, nie über Undank seiner Zeitgenossen beschwert; nie beklagt, daß ihm nicht Gerechtigkeit widerführe, daß seine Verdienste nicht belohnt würden, und dergleichen Beschwerden, die so mancher mit weit geringerm Rechte von sich hören läßt. Die Worte „Ich" und „Mein" war ich gewohnt, aus seinem Munde so selten als möglich zu vernehmen. Auch waren seine Briefe allezeit lebhaft, gedankenreich und von gediegenem Inhalt. Alle Arten von Laune war ich an ihm gewohnt; nur niemals Niedergeschlagenheit oder Mißmuth. Er war allezeit der tröstende, nie der trostsuchende Freund.

Und nun — ich kann die widrige Empfindung nicht beschreiben, die ich hatte, als mir folgende Zeilen einen ganz anderen Mann zu erkennen gaben, einen gebeugten, abgehärmten, endlich unterliegenden Kämpfer, einen gleichsam müde gejagten, verschmachtenden Hirsch, der endlich hinsinkt und sein edles Geweih muthlos in den Staub legt.

---

[1]) R. Zoeppritz, Aus F. H. Jacobis Nachlaß (Leipzig 1869), I, 28.

„Liebſter Freund!

Der Reiſende, den Sie mir vor einiger Zeit zuſchickten,[1]) war ein neugieriger Reiſender. Der, mit dem ich Ihnen jetzt antworte, iſt ein emigrirender. Dieſe Claſſe von Reiſenden findet ſich unter Yoriks Claſſen nun zwar nicht, und unter dieſen wäre nur der unglückliche und unſchuldige Reiſende, der hier allenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Claſſe gemacht, als ſich mit einer beholfen, die eine ſo unſchicklich Benennung hat? Denn es iſt nicht wahr, daß der Unglückliche ganz unſchuldig iſt. An Klugheit hat er es wohl immer fehlen laſſen.

Eigentlich heißt er Alexander Daveſon,[2]) dieſer Emigrant; und daß ihm unſere Leute, auf Verhetzung der Ihrigen, ſehr häßlich mitgeſpielt haben, das kann ich ihm bezeugen. Er will von Ihnen nichts, lieber Moſes, als daß Sie ihm den kürzeſten und ſicherſten Weg nach dem europäiſchen Lande vorſchlagen, wo es weder Chriſten noch Juden giebt. Ich verliere ihn ungern; aber ſobald er glücklich da angelangt iſt, bin ich der Erſte, der ihm folgt.

---

[1]) Dr. Flies aus Berlin, Schwiegerſohn Itzigs, ein Mann von großem Vermögen, der zu Göttingen zu ſeinem Vergnügen Medicin ſtudirt hatte, beabſichtigte eine Reiſe nach Italien und wurde Leſſing von Mendelsſohn (Schr. V, 201) empfohlen.

[2]) Alexander Daveſon aus Braunſchweig, ein Schützling Leſſings, der mit Kunſtſachen Handel trieb und an Herzog Karl einen guten Kunden hatte, ihm auch ſonſt Gefälligkeiten erwies, wurde nach dem Tode des Herzogs gefänglich eingezogen. Leſſing bot alles auf, ihn zu ſeinem Rechte zu verhelfen und nahm ihn nach ſeiner Befreiung als Hausgenoſſen mit nach Wolfenbüttel. Daveſon begab ſich nach England, kehrte zehn Jahre ſpäter, 1790, zurück und kündigte unter dem Namen Karl Lange, den er fortan führte, in Hamburg ſogen. attiſche Unterhaltungen an; er wurde damit verlacht und ausgepfiffen. In der Folge nährte er ſich von Schriftſtellerei; er war eine Zeit lang Schriftführer des Fürſten Hardenberg in Anſpach und gab in den Jahren 1806 bis 1808 den Telegraphen heraus. Danzel-Guhrauer, a. a. O. II, 594.

An dem Briefchen, das mir Dr. Flies damals von Ihnen mitbrachte, kaue und nutſche ich noch. Das ſaftige Wort iſt hier das edelſte. Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche ſo ein Briefchen von Zeit zu Zeit ſehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmuthig werden ſoll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menſchen kennen, der nach Lobe heißhungrig iſt. Aber die Kälte, mit der die Welt gewiſſen Leuten zu bezeugen pflegt, daß ſie ihr auch gar nichts recht machen, iſt, wenn nicht tödtend, doch erſtarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich ſeit einiger Zeit geſchrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müſſen; denn für Sie war nichts geſchrieben. Höchſtens hat Sie die Zurückerinnerung an unſere beſſern Tage noch etwa bei der und jener Seite täuſchen können. Auch ich war damals ein geſundes ſchlankes Bäumchen, und bin jetzt ein ſo fauler knorriger Stamm! Ach, lieber Freund! dieſe Scene iſt aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal ſprechen!

Wolfenbüttel, den 19. December 1780. Leſſing.[1])

Gern hätte ich Dir dieſen Troſt gegönnt, liebe Seele! Gern wollte ich mich von meinen Geſchäften und von meiner Familie losreißen, zu Dir hineilen und Dich noch einmal ſprechen. Aber leider! machte ich es, wie wir es bei ſo manchem guten Beginnen zu machen pflegen. Ich verſchob und verweilte — bis es zu ſpät war. Ach! es waren die letzten Worte, die ich von ihm vernahm!“[2])

---

[1]) Schr. V, 202 f.; II, 408 f.
[2]) Schr. II, 407 ff.

Einundſechzigſtes Kapitel.

Leſſings Tod.

„Unſer Leſſing iſt hin! Sollten wir, ſeine Freunde, nicht an den Herzog ſchreiben, und um ſeine Papiere bitten?“ [1])

Dieſe wenigen inhaltsſchweren Worte ſchrieb Mendelsſohn in der bittern Stunde, in welcher die Trauerbotſchaft von dem am 15. Februar 1781 in Wolfenbüttel erfolgten Tode ſeines Buſenfreundes bei ihm eintraf.

Leſſing war hin! Der Mann, mit dem er nahezu dreißig Jahre in vertrauteſter Freundſchaft gelebt, mit dem er unaufhörlich nach Wahrheit geforſcht, Leſſing, den er innig liebte und von dem er innig geliebt wurde, war plötzlich der Erde entrückt. Deutſchland hatte den freieſten Geiſt, den genialſten Denker, Mendelsſohn ſeinen beſten, treueſten Freund verloren.

In heiliger Stille ertrug er in den erſten Tagen den Schmerz um den erlittenen Verluſt; er wollte das Andenken ſeines Freundes nicht durch Klagen entweihen; dann aber machte er ſeinem gepreßten Herzen in dem köſtlichen Schreiben an den Bruder des Dahingeſchiedenen Luft, das uns wie der Nachruf eines echten Weiſen ſchmerzlich ergreift:

---

[1]) Schr. V, 580. Mendelsſohn, Nicolai und noch ein dritter wandten ſich gleich nach Leſſings Tod an den Herzog, um ihre Privat-Correſpondenz heraus zu bitten. Der Herzog antwortete, daß er keinen Theil daran hätte, und verwies ſie an denjenigen (Weſſely hatte den Namen des Miniſters vergeſſen), der alle ſeine Papiere in Händen habe und ſie ihnen allerdings ausliefern ſolle, ſchreibt Eliſe Reimarus an Hennings den 18. Septbr. 1781 (N. Lauſitz. Magazin, XXXVIII, 38). Leſſings Nachlaß hatte nicht ein Miniſter, ſondern Profeſſor Schmidt, ein Freund des Verſtorbenen, auf Befehl des Herzogs verſiegelt. Privatſchriften und Briefe von Freunden, ſchreibt der Herzog, ſollen durch Prof. Schmidt von den eigenen Manuſcripten Leſſings abgeſondert werden, wie Mendelsſohn Herder den 15. März 1781 mittheilte (Schr. V, 587).

„Nicht ein Wort, mein Beſter! von unſerem Verluſte, von der großen Niederlage, die unſer Herz erlitten. Das Andenken des Mannes, welchen wir verloren, iſt mir jetzt zu heilig, um es durch Klagen zu entweihen. Es erſcheint mir nunmehr in einem Lichte, das Ruhe und erquickende Heiterkeit auf die Gegenſtände verbreitet. Nein! ich rechne nicht mehr, was ich durch ſeinen Hintritt verloren. Mit gerührtem Herzen danke ich der Vorſehung für die Wohlthat, daß ſie mich ſo früh in der Blüthe meiner Jugend hat einen Mann kennen laſſen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung, welche ich vorhatte, bei jeder Zeile, welche ich hinſchreiben ſollte, mir als Freund und Richter vorſtellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorſtellen werde, ſo oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu thun habe. Wenn ſich in dieſe Betrachtung noch etwas Melancholiſches mit einmiſcht, ſo iſt es vielleicht die Reue, daß ich ſeine Führung nicht gehörig benutzt habe, daß ich nicht geizig genug war nach ſeinem lehrreichen Umgange, daß ich manche Stunde vernachläſſigte, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können. Ach! ſeine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, aus welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen ſchöpfen konnte, die er wie gemeines Waſſer von ſich ſprudelte, zu jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er ſeine Einſichten mittheilte, ſetzte mich zuweilen in Gefahr, das Verdienſt zu verkennen: denn ſie ſchien ihn in keine Unkoſten zu ſetzen; und zuweilen ſchob er ſie den meinigen ſo mit unter, daß ich ſie nicht mehr unterſcheiden konnte. Ueberhaupt war ſeine Mildthätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen laſſen, daß ſie Almoſen ausſpenden; ſondern er ſpornte den Fleiß an, und ließ verdienen, was er gab.

Alles wohl überlegt, mein Liebſter! iſt Ihr Bruder gerade zur rechten Zeit abgegangen; nicht nur in dem Plane des Weltalls zur rechten Zeit: denn da geſchieht eigentlich nichts zur Unzeit, ſondern auch in unſerer engen Sphäre, die kaum eine Spanne zum Durchmeſſer hat, zur rechten Zeit. Fontenelle ſagt

von Copernicus: er machte ſein neues Syſtem bekannt, und ſtarb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anſtande ſagen können: er ſchrieb Nathan den Weiſen, und ſtarb. Von einem Werke des Geiſtes, das eben ſo ſehr über Nathan hervorragte, als dieſes Stück in meinen Augen über alles, was er bis dahin geſchrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher ſteigen, ohne in eine Region zu kommen, die ſich unſeren ſinnlichen Augen völlig entzieht, und dies that er. Nun ſtehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und ſtaunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verſchwand. Noch einige Wochen vor ſeinem Hintritte hatte ich Gelegenheit, ihm zu ſchreiben: er ſollte ſich nicht wundern, daß der große Haufe ſeiner Zeitgenoſſen das Verdienſt dieſes Werkes verkenne; eine beſſere Nachwelt werde noch funfzig Jahre nach ſeinem Tode daran lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden. Er iſt in der That mehr als ein Menſchenalter ſeinem Jahrhunderte zuvorgeeilt."[1])

Der Tod dieſes Buſenfreundes, mit dem Mendelsſohn zu leben gleichſam gewohnt war, hatte eine tiefe Wunde ſeinem Herzen geſchlagen. Sein Tod blieb noch lange der einzige Gedanke, der ihn unaufhörlich beſchäftigte. Er machte ihn, wie es in dem Klagebriefe an Hennings vom 8. Mai 1781 heißt, „nicht traurig, nicht tiefſinnig, aber er war ihm immer gegenwärtig, wie das Bild einer Geliebten. Ich ſchlafe mit ihm ein, träume von ihm, wache mit ihm auf und danke der Vorſehung für die Wohlthat, die ſie mir erzeigt hat, daß ich dieſen Mann ſo frühzeitig habe kennen lernen und daß ich ſeinen freundſchaftlichen Umgang ſo lange genoſſen habe."[2])

Leſſings Bild ſchwebte ihm vor, ſo lange er lebte; er fiel ihm bei, ſo oft er ſich nach einem Beurtheiler ſeiner Arbeiten umſah. Leſſing blieb es, nach deſſen Beifall und Aufmunterung er rang, ſo lange noch Odem in ihm war, „denn obgleich der

[1]) Schr. V, 580 ff.
[2]) 1. Aufl. S. 531.

Eifer für die Freiheit der Unterſuchung dieſen Wahrheitsforſcher nur allzufrüh aufgerieben hat, ſo wird er doch für mich nie todt ſein, meinem Geiſte immer gegenwärtig bleiben, und ich werde bei jeder Zeile, die ich in philoſophiſchen Sachen niederſchreibe, mich immer noch fragen: Würde Leſſing dieſes billigen?“ [1])

Wer ſtand Mendelsſohn noch ſo nahe wie Leſſing? Wer vermochte ihm ſeinen Leſſing zu erſetzen?

Zweiundſechzigſtes Kapitel.

Herders Annäherung.

Mendelsſohn fühlte ſich durch den Tod Leſſings einſam und verlaſſen; keinem der früheren Freunde konnte er ſich enger anſchließen.

Die Freundſchaft, welche ihn in früheren Jahren mit Nicolai verknüpfte, war, wenn auch nicht geradezu erloſchen, ſo doch gewaltig erkaltet. Von der „Allgemeinen deutſchen Bibliothek“, für die er ſeit ihrem Beginne und noch Anfang der ſiebziger Jahre zuweilen Beiträge lieferte, hatte er ſich zurückgezogen, ſobald ſie eine bloße Recenſiranſtalt zu werden anfing. Wie alle ſublunariſchen Dinge hatte ſich auch ſein Verhältniß zu Nicolai verändert. Er ſah ihn, wie er Hennings geſteht, des Jahres kaum ſo oft, als Theile von der Bibliothek erſchienen. „Unſere Freundſchaft iſt noch immer dieſelbe, allein unſer Hausſtand und unſere Geſchäfte haben zugenommen, und letztere liegen zu weit voneinander. Unſer Geſchmack und unſere Neigungen, denen man in Erholungsſtunden nachzugehen pflegt, mögen ſich auch zum Theil verſchiedentlich modificirt haben, und

---

[1]) Schr. VI, 127; II, 361.

was ſonſt für kleine Urſachen hinzuzukommen pflegen, warum man in zwanzig, dreißig Jahren nicht immer denſelben Zeitvertreib liebt. Nicolai iſt ein Mann von überhäuften Geſchäften und die Beſorgung der „Bibliothek“ iſt eine ſo weitläufige und mühſame Arbeit geworden, daß er ſie einem andern hat auftragen müſſen. Er ſelbſt beſieht die einlaufenden Recenſionen etwa wie ich die abgelieferten ſeidenen Waaren mit flüchtigem Auge, eine und die andere Lage, ob die Arbeit regelmäßig ſei. Denken Sie ſich hiernächſt achtzig, neunzig Gelehrte in ganz Deutſchland zerſtreut, jeder mit ſeiner Hypochondrie und Laune, Eigenliebe und Eitelkeit, der ſich lieber einen Fetzen aus ſeinem beſten Sonntagsrock ausſchneiden, als eine Zeile in ſeinem Manuſcript ausſtreichen läßt.“ [1])

Der einzige, der Miene machte, ſich dem alten Freunde und Vertrauten Leſſings inniger anzuſchließen, war Herder. Seit ihrer Begegnung in Pyrmont konnte es zu keinem freundſchaftlichen Verhältniſſe zwiſchen ihnen kommen. Herder hatte „dem rechtſchaffenen Iſraeliten, den er von Herzen hochſchätzte“, dem 10. October 1779 ſein neu erſchienenes „Maran-Atha“ oder die „Offenbarung Johannis“, nicht um ihn zu bekehren, ſondern als ein Zeichen der Hochachtung mit der Bitte zugeſandt, ihm ſein unparteiiſches Urtheil darüber zu ſagen; [2]) Mendelsſohn dem „verehrungswürdigen Herrn Superintendenten“ acht Monate ſpäter mit der erſten Lieferung ſeiner Pentateuch-Ueberſetzung aufgewartet. [3]) Wiederholt hatte Herder, der das Hebräiſche ſehr gut verſtand, Mendelsſohns Verdienſt um das Alte Teſtament in den erſten beiden Theilen der „Theologiſchen Briefe“ hervorgehoben, an einer Stelle des dritten Theiles ſeiner Achtung vor ihm durch die Art und Weiſe Ausdruck gegeben, in dem er dem Gerüchte widerſprach, daß Mendelsſohn

---

[1]) 1. Aufl. S. 530.

[2]) Aus Herders Nachlaß II, 217 f.; 1. Aufl. S. 541.

[3]) 1. Aufl. S. 542.

der Verfaſſer der „berühmten verſchrienen, widerlegten Fragmente“ ſei.[1])

Je mehr er ſich von dem excentriſchen Lavater entfernte und eine freiere rationaliſtiſche Richtung bei ihm zum Durchbruch kam, um ſo lebhafter fühlte er ſich zu Mendelsſohn hingezogen. Kaum hatte er das Hinſcheiden Leſſings erfahren, ſo richtete er an den ihn überlebenden Freund folgenden Brief, den man nicht ohne tiefe Rührung leſen kann:

„Ohne Zweifel, lieber theurer Mendelsſohn, wiſſen Sie, ſo gut wie ich, Leſſings Tod; ich kann aber nicht umhin, da ich mich ſchon ſeit zwei Tagen damit trage und gegen niemand mein Herz darüber recht ausſchütten und losmachen kann, an Sie, liebſter Mendelsſohn, zu ſchreiben, an Sie, deſſen Freund er ſo ſehr war und den ich mir in meinen erſten Jahren ſo gern und oft mit ihm zuſammendachte. Die Vorſehung hat auch hierbei, wie bei allem, ihre weiſen, guten Zwecke und Wege: er iſt bald und frühe des unvollkommenen Wirrwarrs losgeworden, in und mit dem wir uns hier ſchleppen, um nun die erſten Blicke der Wahrheit und feſten Seelenfreiheit thun zu können; Ihnen aber brauche ichs gewiß nicht zu ſagen, was Deutſchland, was die Wiſſenſchaften, was die edle, männliche Beſtrebung in den Wiſſenſchaften an ihm verloren und lange nicht wiederfinden werden. Mir iſts noch immer, ſo entfernt wir von einander arbeiteten und dachten, ſo leer zu Muth, als ob Wüſte, weite Wüſte um mich wäre.

Laſſen Sie ſich, lieber Mendelsſohn, erbitten, gewiſſermaßen ſeinen Platz in mir auszufüllen und mir etwas näher zu ſein, als Sie es ſind. . . . Ich begehre nicht Ihre Freundſchaft, die ſich nicht antragen läßt, die ich auch meiner Gemüthsart nach niemand in der Welt je angetragen habe; aber Ihre Gutmüthigkeit, Ihr unverhohlenes Wohlwollen in Sachen, wo wir doch einerlei Zwecke in großem Ganzen, wenngleich in ſo verſchiedenen Sphären zu befördern haben, dies wünſche, dies

[1]) Theologiſche Briefe, 1. Aufl. I, 78, 203, II, 164 ff.; Haym, a. a. O. II, 153.

aber ohne Neid kann ich Ihnen meinen herzlichen Beifall nachrufen, so oft Sie ihn mir zu verdienen ſcheinen. Lieben Sie mich, Brüderchen!“ [1])

Wenn man dieſe Briefe lieſt, ſollte man glauben, zwiſchen Herder und Mendelsſohn hätte ſich ein Freundſchaftsband geknüpft, das unauflösbar geweſen wäre, Herder hätte bei Mendelsſohn in der That die Lücke wenigſtens theilweiſe ausgefüllt, die der Tod Leſſings in ſeinem Herzen zurückgelaſſen hatte. Herder war jedoch kein Leſſing. Was Mendelsſohn an letzterem ſo hoch verehrte, war die echte Toleranz, die eben ſo ſehr anderen Ueberzeugungen gönnte, als er ſie für die ſeine in Anſpruch nahm; Herder, der Apoſtel der Humanität, eiferte Leſſing nach, erreichte ihn aber nicht. Ihm war Mendelsſohn immer noch der Jude; er, der Freund des „Magus im Norden“, ſchloß den innigſten Bund mit Goethe, fühlte ſich zu Jacobi immer mehr hingezogen; wie konnte er auch zugleich der Freund eines Mendelsſohn ſein?

Was beide noch einige Zeit verbunden hielt, war die gemeinſchaftliche Verehrung für Leſſing, der Herder bald in einem pietätsvollen Nachrufe einen ſo herrlichen Ausdruck gab, ehe noch Mendelsſohn ſeinen Plan ausführte, etwas über den Charakter ſeines liebſten Freundes zu ſchreiben.

Dreiundſechzigſtes Kapitel.

Charakteriſtik Leſſings.

„Ich bin willens,“ ſchreibt Mendelsſohn an Herder den 18. Mai 1781, „dieſen Sommer, wenn es meine Geſundheitsumſtände erlauben, etwas über Leſſings Charakter zu

---

[1]) Schr. V, 582 ff.

ſchreiben.“[1]) Er hielt es für heilige Pflicht, beſonders dieſe Seite ſeines Freundes zu beleuchten, weil er gerade von dieſer Seite verkannt, ja ſogar zum Theil mißkannt wurde. Wer wäre zu einer ſolchen Arbeit geeigneter geweſen, als eben der, der Leſſing ſelbſt im höhern Sinne ſeinen Freund nannte; niemand kannte ihn beſſer und genauer als Mendelsſohn; niemand war in ſein Geiſtesleben tiefer eingedrungen als er. „Nur ſeine vertrauteſten Freunde kannten ihn als einen von den ſeltenen Menſchen, die beſſer ſind als ſie ſcheinen wollen. Die Gleißnerei der Modeſitten und der ſogenannten guten Lebensart iſt ihnen zum Ekel, daß ſie in ihrem Aeußerlichen lieber das Gegentheil davon annehmen und eine Art von Ungeſelligkeit zur Schau tragen, daran ihr Herz nicht den mindeſten Antheil hat.“ „Die Welt kennt Leſſings ſchriftſtelleriſchen Werth, wenige aber kennen ſeinen freundſchaftlichen Werth; ja ich finde,“ heißt es in einem Briefe Mendelsſohns an Hennings vom 8. Mai 1781, „daß ſein moraliſcher Werth überhaupt von vielen ſogar mißkannt werde. Auch die Begriffe von Tugend und Sittlichkeit ſind der Mode unterworfen, und wer ſich nicht nach den Modebegriffen ſeines Jahrhunderts ſchmiegen kann, der wird von ſeinen Zeitgenoſſen verkannt und verſchrien. So viel ſcheint mir indeſſen außer allem Zweifel zu ſein: wenn irgend ein Menſch beſſer war, als er ſich in ſeinen Schriften zu erkennen gab, ſo war es Leſſing. Die am meiſten wider ihn eingenommen waren, wußte er in einer Stunde perſönlichen Umgangs zu gewinnen und gleichwol iſt ihm meines Wiſſens nie eine gefliſſentliche Schmeichelei aus dem Munde gegangen, ja er hatte ſogar die — wie ſoll ich es nennen? — Bizarrerie, ein abgeſagter Feind von der äußern Höflichkeit zu ſein. Seine geſellſchaftlichen Tugenden beſtanden vielmehr in echter Theilnehmung, aufrichtiger Dienſtbefliſſenheit, in der äußerſten Entfernung von Eigennutz und Eigendünkel und in der milden Bereitwilligkeit,

[1]) 1. Aufl. S. 546 f.

einem jeden mit seinem Reichthum an Begriffen so zuvorzukommen, daß man sich in einer Unterredung mit ihm allezeit scharfsinniger glaubte, als man wirklich war, ob man gleich nicht unterlassen konnte, dessen Ueberlegenheit innerlich recht sehr zu fühlen. Sarkastisch und bitter gegen jeden Geck, der sich die Wahrheit allein gefunden zu haben einbildete, war er liebreich und bescheiden gegen jeden, der Wahrheit suchte, und zu allen Zeiten bereit, ihm mit seinem Vorrathe zu dienen."[1])

Das ist Lessing, das ist sein Charakterbild voll Geist und Leben. „Das, das allein ist das echte Gefühl des Weisen!" rief Lessings treue Freundin Elise aus, als sie Mendelssohns Brief an Hennings gelesen hatte. Ihr Wunsch war die ganze mitgetheilte Stelle über den theuren Verschiedenen als den Auszug eines Briefes ins „Museum" einrücken zu lassen. „Kein Mensch kann den Stempel eines Mendelssohn darin verkennen, kein Mensch Lessings Charakter seine Ehrfurcht versagen. Auch Wessely hat diese Stelle des Briefes gesehen und noch viel hinzugesetzt, was Mendelssohns Erfahrung aufs vollkommenste bestätigt."

Elise freute sich herzlich, daß Mendelssohn ernstlich daran dachte, etwas Zusammenhängendes über Lessings Charakter herauszugeben, und wünschte nur, „daß er nicht lange zögern möchte, sich selbst und seinem Freunde dieses Monument zu setzen."[2])

Noch ehe Mendelssohn zur Ausführung seines Planes schritt, überraschte ihn Herder mit einem dem gemeinsamen Freunde in Wielands „Merkur" gesetzten Denkmale. Er nahm es mit inniger Freude auf und dankte dem Verfasser mit der Versicherung aufrichtiger Freundschaft. „Meine Hochachtung haben Sie schon seit vielen Jahren, aber dieser Aufsatz über Lessing

---

[1]) 1. Aufl. S. 531.

[2]) Elise Reimarus an Hennings, 29. Mai 1781, im N. Lausitz. Magazin, XXXVIII, 37.

macht, daß ich mich näher an Sie ſchließe, daß ich Sie liebe und ſehnlichſt wünſche, von Ihnen wieder geliebt, Ihr Freund genannt zu werden; denn die Freundſchaft eines ſolchen Mannes kann den Verluſt eines Leſſings auf den Ueberreſt meiner Tage erſetzen."

„Wie es um meinen Aufſatz über Leſſing ſteht?" heißt es am Schluſſe dieſes Briefes an Herder. „Ich warte noch immer auf meine Correſpondenz, die mir der Bruder aus der Verlaſſenſchaft zuzuſchicken verſprochen.[1]) Und wenn ich nun dieſe erhalten, werde ich auch etwas hervorbringen können, das dem Ihrigen an die Seite geſetzt zu werden verdient? Wir wollen ſehen."[2])

Die Correſpondenz ließ lange auf ſich warten. Mendelsſohn entwarf inzwiſchen die „Hauptzüge" zur Charakteriſtik des Freundes, welche Karl Leſſing in die Hände fielen und welche er von „Wort zu Wort" der Lebensbeſchreibung ſeines Bruders hinzufügte.[3]) Dem Entwurfe gemäß ſollte ſich die Charakteriſtik erſtrecken über Leſſings Liebe zum Forſchen, das er für die Beſtimmung des Menſchen hielt und dem er alle übrigen Neigungen opfern konnte, über ſeine Lieblingsneigung, ſich der ſchwächern Seite anzunehmen, über ſeinen mit Witz verbundenen Scharfſinn, über ſeine außerordentliche Beſcheidenheit, ſeine unbegrenzte Mildthätigkeit und Unverdroſſenheit, von ſeinen Einſichten anderen mitzutheilen, über ſeinen Mangel an äußerlicher Höflichkeit und ſeine Unfähigkeit mit den Großen umzugehen. Er wollte ſeine eigene Anſicht darlegen über Emilia Galotti, die Tragödie, die ihm ganz vortrefflich ſchien und die ihn, als er ſie zum erſten male las, ſo angegriffen hatte, daß er die ganze

---

[1]) „Daß Mendelsſohn noch nichts von Leſſings Biographie herausgiebt, daran iſt Leſſings Bruder Schuld," ſchreibt Eliſe Reimarus an Hennings am 18. Septbr. 1781. Magazin, 38; Schr. V, 696.

[2]) 1. Aufl. S. 549.

[3]) K. Leſſing, a. a. O. II, 14 ff.; 1. Aufl. S. 563 ff.

Nacht nicht ſchlafen konnte; nur den Prinzen hätte er anders und beſſer gewünſcht.[1])

Die Charakteriſtik kam über die Hauptzüge nicht hinaus; Mendelsſohn wurde durch andere Arbeiten an der weitern Ausführung verhindert. Zunächſt gab er im September 1781 ſeine „Anmerkungen zu Abbts freundſchaftlicher Correſpondenz“[2]) heraus, zu früh für ihn ſelbſt, wie er in der „Vorerinnerung“ bemerkt, da es ihm an Muße und Kraft fehlte, dieſe Anmerkungen gehörig auszuführen und in die Form zu bringen, in welcher der wichtige Theil derſelben zum zweiten Theile des „Phädon“ gebraucht werden ſollte. Außerdem veranlaßten ihn gerade in jener Zeit verſchiedene dringende Umſtände, ſeine Anſichten über Religion im allgemeinen und Judenthum im beſondern darzulegen.

---

[1]) Leſſings Schr. XIII, 370 f.

[2]) Berlin, Nicolai, 1782, auch im 3. Theile von Th. Abbts vermiſchten Werken (Berlin 1782); Schr. V, 370—408.

Vierzehntes Buch.

Jerusalem. Staat und Religion.

Vierundsechzigstes Kapitel.

Emancipation.

„Ich habe es jederzeit mit größerm Vergnügen gesehen, wenn das Vorurtheil der Christen wider die Juden von einem christlichen Schriftsteller bestritten wird. Juden müssen sich gar nicht einmischen, um die großmüthige Absicht zu befördern. Sobald das geschieht, sobald muß sie auch gemißdeutet und übel ausgelegt werden."

So schrieb Mendelssohn an den Freiherrn von Hirschen, welcher zusammen mit dem jungen Friedrich Schönemann in Dessau eine „Judenbibliothek zum Besten jüdischer und christlicher Armen" herausgeben wollte und auch ihn zur Theilnahme an derselben aufforderte. Um selbst den Schein der Parteilichkeit zu vermeiden und nicht zu Mißdeutungen Anlaß zu geben, unterließ es Mendelssohn, das Vorurtheil wider seine Glaubensgenossen, „das zu tiefe Wurzeln geschlagen hatte als daß es leicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden könnte", in Schriften zu bekämpfen, so oft er auch von Juden und vorurtheilsfreien Christen darum angegangen wurde. Er wartete

ab, bis erſt freie Denker unter den Chriſten ihre Stimme für die gedrückten Juden erhoben und Bahn gebrochen hatten.[1])

Die Gelegenheit bot ſich bald.

Die Elſäſſer Juden, deren trübe Lage durch die aufreizende Schrift[2]) eines judenfeindlichen Landrichters, des 1794 guillotinirten Hell, unerträglich geworden war, wandten ſich durch ihren Vertreter, den geachteten Cerf Beer in Metz, an Mendelsſohn mit der Bitte, eine die Verbeſſerung ihrer Lage bezweckende Denkſchrift, welche dem franzöſiſchen Staatsrathe vorgelegt werden ſollte, zu entwerfen, oder vielmehr dem ihm geſchickten Memoire die geeignete Faſſung zu geben. Mendelsſohn hatte mit der Pentateuch-Ueberſetzung vollauf zu thun, war auch ohnedies ſo leidend, daß er der äußerſten Schonung bedurfte: „mein Gehirn iſt jetzt," heißt es in einem Briefchen an Markus Herz, „wie gekörntes Pulver. Ein Funken, den ein Conſtabler wie Sie, hineinwirft, entzündet augenblicklich die ganze Maſſe."[3]) Da er ſelbſt ſich der Arbeit nicht unterziehen konnte, ſo ſuchte er den ihm befreundeten Kriegsrath Chriſtian Wilhelm Dohm, der ſich eingehend mit der Geſchichte der Juden beſchäftigt hatte, für dieſelbe zu gewinnen. Bei der Neigung dieſes damals kaum dreißig Jahre alten talentvollen Mannes zu gemeinnütziger, möglichſt weitgreifender Wirkſamkeit ging er gern auf den ihm geſtellten Antrag ein, faßte ſeine Aufgabe, jedoch nicht blos mit Bezug auf die Stellung der franzöſiſchen Juden, ſondern der Juden überhaupt, aus dem allgemeinen und höhern Standpunkt der Humanität und Politik,[4]) und ſo entſtand die Schrift, welche nach dem Urtheile eines berühmten Vorfechters der Emancipation, nicht nur für ihre Zeit ihren Gegenſtand vollſtändig

[1]) Schr. V, 640.

[2]) Observations d'un Alsacien sur les affaires des juifs en Alsace (1779).

[3]) Schr. V, 555.

[4]) Gronau, Chriſtian Wilhelm von Dohm nach ſeinem Wollen und Handeln (Lemgo 1824), S. 84.

erschöpfte, sondern auch die genügendsten Widerlegungen aller noch in der neuesten Zeit hie und da wieder zu Tage geförderten Einwendungen enthält.[1])

Was Lessing als philosophischer Dichter in seinem „Nathan", das that Dohm als philosophischer Staatskundiger in seiner, im August 1781 erschienenen unübertroffenen Schrift „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden"[2]): beide haben den großen Zweck der Vorsehung, die Bestimmung des Menschen und die Gerechtsame der Menschheit im Zusammenhange gedacht; beide haben sich über den religiösen und confessionellen Unterschied hinweggesetzt und in dem Menschen nur den Menschen betrachtet. Auch Dohm wollte eben so wie Lessing „weder für das Judenthum, noch für die Juden eine Apologie schreiben; er führt blos die Sache der Menschheit und vertheidigt ihre Rechte. Ein Glück für uns," sagt Mendelssohn, „wenn diese Sache auch zugleich die unsrige wird, wenn man auf die Rechte der Menschheit nicht dringen kann, ohne zugleich die unsrigen zu reclamiren." Dohm gebührt das Verdienst, zuerst und in so ausgezeichneter Weise die Emancipation der Juden wissenschaftlich erörtert zu haben.

Vor allem suchte er in seiner den Regenten der Staaten gewidmeten Schrift nachzuweisen, daß die Juden durch ihre religiösen Grundsätze von der Erfüllung ihrer Pflichten gegen den Staat nicht abgehalten werden, denn „ihr Hauptbuch, das Gesetz Mosis, wird auch von den Christen mit Ehrfurcht genannt." Er scheute sich nicht zu behaupten, daß alles, was man den Juden vorwirft, eine nothwendige und natürliche Folge der drückenden Verfassung ist, in der sie sich seit so vielen Jahrhunderten befinden, daß sie Scharfsinn, Fleiß, Betriebsamkeit, viele Tugenden und die „biegsame Fähigkeit" besitzen, sich in alle Lagen zu versetzen, daß die Anhänglichkeit an dem uralten

[1]) Riesser, Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland, S. 14; Riessers Ges. Schr. II, 31.

[2]) Berlin, Nicolai 1781; 2. Aufl. 1783.

Glauben ihrer Väter ihrem Charakter Festigkeit verlieh, daß sie dem Staate, in dem sie leben, wenn sie nur nicht gar zu sehr gedrückt werden, treu ergeben sind und Gut und Blut für denselben opfern.

Zur Tilgung der bisher den Juden bereiteten Unbilden trat er auch mit bestimmten Vorschlägen auf; er forderte für sie von den Regierungen: Gleichheit in Rechten und Pflichten mit allen übrigen Unterthanen, Zulassung zu den Gewerben, Aufmunterung zu Handwerken und Ackerbau, Beseitigung jeder Beschränkung, welche sie von wissenschaftlicher und künstlerischer Ausbildung und Thätigkeit abhält, Zulassung zu Aemtern im Staatsdienst, Reform ihrer Schulen und ihres Unterrichtswesens, Beförderung ihrer Bildung und Aufklärung, völlige Religionsfreiheit und Autonomie.

Diese durch die elsässischen Juden veranlaßte und durch Professor Bernoulli bald nach dem Erscheinen ins Französische übersetzte Schrift ist durch einen seltsamen Zufall nie zur Kenntniß des Staatsraths gelangt. Auf Wunsch Cerf Beers schickte Dohm sechshundert Exemplare derselben nach Paris; dort wurde aber der Bücherballen, weil er ohne vorher ertheilte Erlaubniß eingebracht worden war, mit Beschlag belegt. Durch Intervention von Lalande und andern einflußreichen Bekannten gelang es Dohm und seinem Freunde Nicolai binnen Jahr und Tag eine Entscheidung des damaligen Groß-Siegelbewahrers zu bewirken, welche die seltene Begünstigung der Rücksendung des Ballens ertheilte. Allein als man bei der Chambre syndicale um deren Ausführung nachsuchte, erging die Antwort, der Ballen sei bereits vor längerer Zeit in die Bastille geschickt, pour être mis au pillon, d. h. um vernichtet zu werden; die Bücher seien verbrannt und es könne die Entscheidung des Ministers nicht mehr ausgeführt werden.[1])

In Deutschland erregte die Dohmsche Schrift ungeheures

[1]) Gronau a. a. O. S. 90.

Aufſehen. Für die damals verachtete und rechtloſe Menſchenclaſſe der Juden erhob ein als Gelehrter von allen geſchätzter Mann ſeine Stimme — man denke was das heißen wollte! Dieſelbe gehäſſige Beſchuldigung, welche Leſſing traf, erfuhr auch Dohm: man ſprengte aus, er habe von den Juden eine große Summe als Honorar erhalten! Die Zeichen der Anerkennung, welche die Juden ihm gaben, beſtanden darin, daß die Berliner Gemeinde ihm zum Geburtstage ein ſilbernes Beſteck ſchenkte, daß die portugieſiſchen Juden in Surinam in einem ſchmeichelhaften Schreiben ihm ihren Dank ausdrückten und daß die Juden in Halberſtadt bei ſeinem dortigen Aufenthalte ihm beſondere Ehre erwieſen. Fing man nun in beſſergeſinnten Kreiſen auch an, die Lage der Juden vom Standpunkte der Menſchlichkeit aus in Erwägung zu ziehen, ſo fehlte es doch auch an Gegenſchriften nicht, welche die edlen Beſtrebungen Dohms mit mittelalterlichen Vorurtheilen zu bekämpfen ſuchten. Selbſt der bereits ergraute Profeſſor Michaelis in Göttingen, trat wie zur Zeit als Leſſings Luſtſpiel „Die Juden“ erſchien, auch jetzt, nach Verlauf ſolcher Jahre der Aufklärung und Berichtigung der Nationalbegriffe, „da es beinahe kein Verdienſt mehr war, die Vorurtheile dieſer Art abgelegt zu haben“, in der „Orientaliſchen Bibliothek“ gegen die Juden, ihren Charakter, ihre Tauglichkeit zum Kriegsdienſte auf.[1])

Da konnte auch Mendelsſohn nicht länger ſchweigen. Wußte er auch nur zu gut, daß Vernunft und Menſchlichkeit ihre Stimme umſonſt erheben, „denn grau gewordenes Vorurtheil hat kein Gehör“, ſo wollte er doch wenigſtens „den verjährten Vorurtheilen die Wurzeln durchſchneiden.“

An der Seite eines an Achtung und Anſehen ihm nicht ungleichen Vertreters des jüdiſchen Volkes aus dem ſiebzehnten Jahrhundert erſchien er als Vertheidiger ſeiner Glaubensgenoſſen.

[1]) Mendelsſohns Anmerkungen zu des Ritters Michaelis Beurtheilung der Dohmſchen Schrift in Dohms Ueber die bürgerliche Verbeſſerung der Juden, II, 72 ff.; Schr. III, 365—367.

Die „Rettung", welche der berühmte Amsterdamer Rabbiner Menasse Ben Israel[1]) in der Absicht verfaßt hatte, um seine Brüder von den Beschuldigungen und Anklagen frei zu sprechen, welche von der englischen Geistlichkeit gegen sie erhoben wurden, als Cromwell das Gesuch Menasses um die Wiederaufnahme der Juden in England sehr kräftig unterstützte, ließ Mendelssohn durch seinen Freund, den Doctor Markus Herz, aus dem Englischen ins Deutsche übersetzen und begleitete sie mit einer ausführlichen Vorrede.

Fünfundsechzigstes Kapitel.

Vorrede zur „Rettung".

Mendelssohn, welcher die allgütige Vorsehung preist, „daß sie ihn am Ende seiner Tage noch diesen glücklichen Zeitpunkt hat erleben lassen, in welchem die Rechte der Menschheit in ihrem wahren Umfange beherzigt zu werden anfingen",[2]) beabsichtigte in den wenigen inhaltreichen Blättern, welche er der „Rettung der Juden" voranschickte, den gehässigen Recensenten der Dohmschen Schrift Rede zu stehen, dann aber auch Dohm selbst seine Einwürfe zu machen.

Gegenüber den böswilligen Anklagen gegen seine Glaubensgenossen verließ ihn seine Sanftmuth und er raffte sich zu einer energischen Abwehr auf. Wie ein lange zurückgehaltener Schmerzensschrei tönen uns die Worte entgegen: „Merkwürdig ist es, zu sehen, wie das Vorurtheil die Gestalten aller Jahrhunderte annimmt, uns zu unterdrücken und unserer bürgerlichen Aufnahme Schwierigkeiten entgegenzusetzen. In jenen aber-

[1]) M. s. mein: Menasse Ben Israel. Sein Leben und Wirken. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Juden in England. Berlin 1861.

[2]) Schr. III, 179.

gläubiſchen Zeiten waren es Heiligthümer, die wir aus Muthwillen ſchänden; Crucifixe, die wir durchſtechen und bluten machen; Kinder, die wir heimlich beſchneiden und zur Augenweide zerſetzen; Chriſtenblut, das wir zur Oſterfeier brauchen; Brunnen, die wir vergiften u. ſ. w.; Unglaube, Verſtocktheit, geheime Künſte und Teufeleien, die uns vorgeworfen, um derentwillen wir gemartert, unſeres Vermögens beraubt, ins Elend gejagt, wo nicht gar hingerichtet worden ſind. Jetzt haben die Zeiten ſich geändert, die Verleumdungen machen den erwünſchten Eindruck nicht mehr. Jetzt iſt es gerade Aberglaube und Dummheit, die uns vorgerückt werden, Mangel an moraliſchem Gefühle, Geſchmack und feinen Sitten, Unfähigkeiten zu Künſten, Wiſſenſchaften und nützlichen Gewerben, hauptſächlich zu Dienſten des Krieges und des Staates, unüberwindliche Neigung zu Betrug, Wucher und Geſetzloſigkeit, die an die Stelle jener gröbern Beſchuldigungen getreten ſind, uns von der Anzahl nützlicher Bürger auszuſchließen und aus dem mütterlichem Schoße des Staates zu verſtoßen. Vormals gab man ſich um uns alle erſinnliche Mühe, und machte mancherlei Vorkehrungen, uns nicht zu nützlichen Bürgern, ſondern zu Chriſten zu machen, und da wir ſo hartnäckig und verſtockt waren, uns nicht bekehren zu laſſen, ſo war dieſes Grundes genug, uns als eine unnütze Laſt der Erde zu betrachten und dem verworfenen Scheuſale alle Greuel anzudichten, die ihm dem Haſſe und der Verachtung aller Menſchen bloßſtellen konnten. Jetzt hat der Bekehrungseifer nachgelaſſen. Nun werden wir vollends vernachläſſigt. Man fährt fort, uns von allen Künſten, Wiſſenſchaften und andern nützlichen Gewerben und Beſchäftigungen der Menſchen zu entfernen; verſperrt uns alle Wege zur nützlichen Verbeſſerung, und macht den Mangel an Cultur zum Grunde unſerer fernern Unterdrückung. Man bindet uns die Hände und macht uns zum Vorwurfe, daß wir ſie nicht gebrauchen.“[1])

[1]) Schr. III, 182 f.

Mit den Recenſenten, welche Beſchuldigungen gegen die Juden „wie aus der Luft“ griffen, war Mendelsſohn bald fertig; er wußte, „daß alle Gegengründe fruchtlos bleiben, wenn man ihnen nicht die erforderliche Aufmerkſamkeit zuwenden mag, wenn ſich Nebenabſichten der Ueberführung widerſetzen, oder wenn das Gemüth von Vorurtheilen befangen iſt. Man kann einem verjährten Vorurtheile alle Wurzeln durchſchneiden, ohne ihm die Nahrung gänzlich zu entziehen. Es ſaugt ſolche allenfalls aus der Luft.“[1])

Aber auch an Dohms Schrift hatte Mendelsſohn einiges auszuſetzen. Vielleicht mit Rückſicht auf die Geſetzgebung Friedrich des Großen, welche die Verminderung der Juden bezweckte, hatte Dohm als königlich Preußiſcher Archivar und Kriegsrath auf dem erſten Blatte ſeiner Schrift zugegeben, daß in einzelnen Fällen „eine Zunahme der Bevölkerung nicht nützlich ſein dürfte“. „Dieſes iſt eine Sprache, die mir,“ ſchreibt Mendelsſohn, „eines Staatsmannes unwürdig zu ſein ſcheint.“ Von ſeinem naturrechtlichen Standpunkte gereicht jede Maßregel, welche man ergreift, der Vermehrung Einhalt zu thun, „der Cultur der Einwohner, der Beſtimmung der Menſchen und ihrer Glückſeligkeit zu weit größerem Nachtheile als die zu beſorgende Ueberfüllung. So oft Menſchen in irgend einer Verfaſſung Menſchen ſchädlich werden, liegt es blos an den Geſetzen oder an ihren Verweſern.“[2])

Auch mit dem Vorſchlage Dohms, daß den Juden zur Handhabung ihrer kirchlichen Angelegenheiten das jüdiſche Recht und die jüdiſche Jurisdiction und als Gewalts- und Zwangsmittel das Bann- und Ausſchließungsrecht gelaſſen werde, konnte ſich Mendelsſohn nicht einverſtanden erklären. Mit aller Kraft der Wahrheit und der Ueberzeugung erhob er ſeine Stimme gegen eine ſolche Forderung. „Ich ſchweige von der Gefahr, die mit dem Anvertrauen eines ſolchen Ausſchließungsrechtes

[1]) Schr. III, 186.
[2]) Schr. III, 188 f.

verknüpft, von dem Mißbrauche, der bei einem ſolchen Bannrechte, ſo wie bei jeder Kirchenzucht und Kirchenmacht unvermeidlich iſt. Ach! das menſchliche Geſchlecht wird ſich noch in Jahrhunderten nicht von den Geiſelſchlägen erholen, die ihm dieſe Ungeheuer beigebracht haben! Ich ſehe keine Möglichkeit, den falſchen Religionseifer in Zügel zu halten, ſobald er dieſen Weg vor ſich offen findet, denn am Sporne wird es ihm niemals fehlen.“[1])

Der Bann mit allen ſeinen Schrecken und Folgen erhob ſich geſpenſterartig vor ſeinen Blicken. Er dachte an das Vorgehen der eifervollen Rabbiner gegen ſeine Pentateuch-Ueberſetzung, an den Bann, welchen kurz vorher der Hamburg-Altonaer Oberrabbiner über Samuel Marcus ausgeſprochen hatte. Mendelsſohn konnte ſich die kleine Genugthuung nicht verſagen, an dieſen Fall, „an die Mißbräuche, welche ſich ein berühmter Rabbiner erlaubt haben ſoll“, zu erinnern. „Die Sache iſt, wie verlautet, vor die Landesobrigkeit gebracht worden. Dieſe wird unterſuchen und Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Sie mag indeſſen ausfallen, wie ſie wolle, ſo wünſchte ich, daß der wahre Verlauf derſelben, wie er aus den Acten erhellet, zur Beſchämung des allzu raſchen Richters oder ſeines öffentlichen Anklägers bekannt gemacht werde.“[2])

In wahrhaft herzergreifenden Worten beſchwört er am Schluſſe der „Vorrede“ die Rabbiner und Vorſteher auf dieſes ſchädliche Vorrecht des Bannes und der Ausſchließung Verzicht zu thun. „Zu den erleuchtetſten und frömmſten unter den Rabbinern und Aelteſten meiner Nation habe ich das Zutrauen, daß ſie ſich eines ſo ſchädlichen Vorrechtes gern entäußern, auf alle Religions- und Synagogenzucht gerne Verzicht thun, und ihre Mitbürger von ihrer Seite dieſelbe Liebe und Duldung genießen laſſen werden, nach welcher ſie ſelbſt bisher ſo ſehr geſeufzt haben. Ach, meine Brüder! Ihr habt das drückende

[1]) Schr. III, 199.
[2]) Schr. III, 201; vgl. oben S. 300.

Joch der Intoleranz bisher allzu hart gefühlt, und vielleicht eine Art von Genugthuung darin zu finden geglaubt, wenn Euch die Macht eingeräumt würde, Euern Untergebenen ein gleich hartes Joch aufzudrücken. Die Rache sucht ihren Gegenstand, und wenn sie andern nichts anhaben kann, so nagt sie ihr eigenes Fleisch. Vielleicht auch ließet Ihr Euch durch das allgemeine Beispiel verführen. Alle Völker der Erde schienen bisher von dem Wahne bethört zu sein, daß sich Religion nur durch eiserne Macht erhalten, Lehren der Seligkeit nur durch unseliges Verfolgen ausbreiten, und wahre Begriffe von Gott, der, nach unser aller Geständniß, die Liebe ist, nur durch die Wirkung des Hasses mittheilen lassen. Ihr ließet Euch vielleicht verleiten, ebendasselbe zu glauben, und die Macht zu verfolgen war Euch das wichtigste Vorrecht, das Eure Verfolger Euch einräumen konnten. Danket dem Gotte Eurer Väter, danket dem Gotte, der die Liebe und Barmherzigkeit selbst ist, daß jener Wahn sich nach und nach zu verlieren scheint. Die Nationen dulden und ertragen sich einander, und lassen auch gegen Euch Liebe und Verschonung blicken, die unter dem Beistande desjenigen, der die Herzen der Menschen lenkt, bis zur wahren Bruderliebe anwachsen kann. O meine Brüder, folget dem Beispiele der Liebe, so wie Ihr bisher dem Beispiele des Hasses gefolgt seid! Ahmet die Tugend der Nationen nach, deren Untugend Ihr bisher nachahmen zu müssen geglaubt. Wollet Ihr gehegt, geduldet und von andern verschont sein, so heget und duldet und verschonet Euch untereinander! Liebet, so werdet Ihr geliebt werden!“[1])

Diese vom 19. März 1782 datirte Vorrede zu der „Rettung der Juden“[2]) war von zündender Wirkung. Gegen Bann und Kirchenrecht aufzutreten hatte bis dahin noch niemand gewagt. Aufgeklärte christliche Theologen waren mit der Vorrede und deren Inhalt wol zufrieden; Teller, Spalding, Zollikofer,

[1]) Schr. III, 201 f.

[2]) Berlin, Nicolai, 1782; Schr. III, 179—202.

Büſching u. a. empfahlen ſie bei allen Gelegenheiten; einige derſelben trugen kein Bedenken, ſeinen Gründen wider das allgemein angebetete Idol des Kirchenrechtes überhaupt beizutreten und dem Reſultate derſelben öffentlich Beifall zu geben. Moſes Weſſely in Hamburg ſtimmte in ſeinen „Anmerkungen zu Dohms Schrift“ Mendelsſohn bei; auch er hebt die ſchädlichen Folgen der Autonomie hervor und verweiſt auf das Altonaer Factum.[1]) Nur die Hamburger waren ſehr übel darauf zu ſprechen. „Was unſere Leute im Grunde dawider haben, weiß ich in Wahrheit nicht,“ ſchreibt Mendelsſohn den 20. Juni 1782 an Herz Homberg; „es müßte denn Beamtenſtolz — Parnaſſim — ſein, wie Sie mit Recht bemerkt haben.“[2])

Angriffe in Zeitſchriften und Broſchüren blieben natürlich auch nicht aus. Ein Recenſent in den Göttinger Anzeigen meinte: „Dies alles iſt neu und hart. Die erſten Grundſätze werden weggeleugnet, und aller Streit hat ein Ende.“ Friedrich Traugott Hartmann, ein verbiſſener Judenfeind, ſpielte den Aufgeklärten und wandte ſich in ſeiner Schrift „Ob die bürgerliche Freiheit den Juden zu geſtatten ſei?“[3]) ſowol gegen Dohms Vorſchläge als gegen Mendelsſohns Vorrede. Den ſchärfſten Angriff erfuhr er von dem ungenannten Verfaſſer der Schrift „Das Forſchen nach Licht und Recht, in einem Schreiben an Herrn Moſes Mendelsſohn“.[4]) Dieſer „Forſcher“ räumt ihm ein, daß zwar alles was er über Kirchenrecht und Bann vorgebracht habe, ganz vernunftmäßig ſei, daß es aber den Grundſätzen des Judenthums ſchnurſtraks widerſpreche; ja, der „Forſcher“ geht ſo weit, ihn anzureden: „Inwiefern können Sie,

[1]) Moſes Weſſelys Anmerkungen erſchienen anonym (von L. C. U.) Altona 1782, dann wieder abgedruckt in deſſen hinterlaſſenen Schriften S. 145—178.

[2]) Schr. V, 655; vgl. III, 302.

[3]) Berlin 1783.

[4]) Berlin 1782. Für den Verf. dieſer Schrift wurde der Kriegsrath Cranz gehalten.

mein theurer Herr Mendelsſohn, bei dem Glauben Ihrer Väter beharren, und durch Wegräumung ſeiner Grundſteine das ganze Gebäude erſchüttern, wenn Sie das durch Moſen gegebene, auf göttliche Offenbarung ſich berufende Kirchenrecht beſtreiten? . . . Sollte der jetzt von Ihnen gethane merkwürdige Schritt wol wirklich ein Schritt von Erfüllung der ehemals an Sie ergangenen Lavaterſchen Wünſche ſein?"

Ein ſolcher Angriff „drang ans Herz". Wollte er Mendelsſohn veranlaſſen, ſeine Anſichten über das Judenthum auszuſprechen oder ihn zur Bekämpfung des Chriſtenthums reizen?[1]) Genug, dieſer Angriff des Unbekannten und des ſich nennenden Herrn Mörſchel, der die Schrift des „Forſchers" mit einer Nachſchrift begleitet hatte, brachte ihn zu dem Entſchluſſe, das was er in der „Vorrede" nur in kurzen Umriſſen gezeichnet hatte, ausführlich zu behandeln und zu begründen, ſein Syſtem über die Rechte der Gewiſſensfreiheit darzulegen und ſeine Theorie vom Judenthum aufzuſtellen. „In einer demnächſt erſcheinenden Abhandlung," ſchreibt er im März 1783 an den Probſt Schulſtein in Prag,[2]) „vertheidige ich mich wider einen Angriff, der auf meine Grundſätze geſchehen, in einer Schrift „das Forſchen nach Licht und Wahrheit" betitelt, die dem Vorgeben nach zu Wien abgefaßt ſein ſoll. Eine ſo öffentliche Aufforderung durfte nicht unbeantwortet bleiben, ſo ungern ich mich auch in dergleichen Erörterungen einlaſſe."

„Jeruſalem, oder über religiöſe Macht und Judenthum", nannte Mendelsſohn das im Mai 1783 erſchienene bedeutungsvolle Werk, in dem er ſeine Grundſätze über Staat, Religion und Judenthum darlegte.

---

[1]) Euchel, Biographie Mendelsſohns S. 54.

[2]) Schr. V, 612. Das Schreiben iſt vom März 1783 zu datiren.

Sechsundsechzigstes Kapitel.

Staat und Kirche.

Kühn und unerschrocken trat Mendelssohn mit einer Forderung auf, welche in jener Zeit allgemeines Staunen und einen fast panischen Schrecken verbreitete: er verlangte Emancipation des Glaubens und des Gewissens, Glaubens- und Gewissensfreiheit. Um eine bessere Stellung seiner Glaubensgenossen anzubahnen und die Toleranz gegen Andersglaubende zum Gesetze zu erheben, mußte Kirche und Religion jeder bürgerlichen Macht entkleidet, die Trennung der Kirche vom Staate gefordert werden.

Wie Reimarus aus dem Gesichtspunkte des reinen Deismus sich gegen Offenbarungsglaube und Bibelreligion gerichtet hatte, so richtete Mendelssohn denselben Gesichtspunkt gegen die Kirche; er zeigte den Widerspruch zwischen Religion und Kirche, wie jener den zwischen Vernunft und Offenbarung.[1]) Staat und Kirche — bürgerliche und geistliche Verfassung — weltliches und kirchliches Ansehen — diese Stützen des gesellschaftlichen Lebens so gegenüberzustellen, daß sie sich die Wage halten, daß sie nicht vielmehr Lasten des gesellschaftlichen Lebens werden, und den Grund desselben stärker drücken, als was sie tragen helfen;[2]) dieses Problem hat die Politik seit Jahrhunderten beschäftigt, ohne eine Lösung gefunden zu haben. Man hat zwar dem Staate sowol wie der Kirche besondere Rechte und Pflichten, Gewalt und Eigenthum zugestanden, aber die vielfachen Klagen über die Eingriffe des einen auf das Gebiet des andern, die Uebel, welche aus den Mißverhältnissen beider noch immer entstehen, zeigen, wie weit man von einem wirklichen Einverständniß entfernt ist. Weder Hobbes, der, um den Streit zu schlichten, in seiner absolutistischen Rechtslehre alles Recht

[1]) Kuno Fischer, a. a. O. II, 542.
[2]) Schr. III, 257.

auf Macht und alle Verbindlichkeit auf Furcht gründet, noch Locke, welcher die Toleranz und Gewiſſensfreiheit allerdings gewahrt wiſſen, aber nur die zeitliche Wohlfahrt der Menſchen befördern will, kann ſich Mendelsſohn anſchließen; letzterem umſoweniger als, wie er hinzufügt, irdiſches und himmliſches Wohlergehen aus einer und derſelben Quelle fließt.

Um eine Entſcheidung dieſer ſchwierigen Frage herbeizuführen, unterſcheidet Mendelsſohn zwiſchen Verhältniſſen des Menſchen zum Menſchen und Verhältniſſen des Menſchen zu Gott; jene gehören für den Staat, dieſe ſind Angelegenheiten der Religion. Inſofern nun beide, Staat und Religion, die Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit zur Abſicht haben, wirken beide auf Geſinnungen und Handlungen der Menſchen; für beides hat die Geſellſchaft ſoviel als möglich durch gemeinſchaftliche Bemühungen zu ſorgen: der Staat, der den Menſchen als unſterblichen Sohn der Erde betrachtet, durch die Regierung, die Religion, welche in ihm das Ebenbild ſeines Schöpfers ſieht, durch die Erziehung.

Wie Schiller ſein politiſches Glaubensbekenntniß in dem Satze formulirt, daß „das Grundprincip, worauf alle Staaten beruhen müſſen, einzig und allein das iſt, daß Gehorſam und Pflichterfüllung aus Einſicht und Liebe zu den Inſtitutionen, und nicht aus ſklaviſcher Furcht vor Strafe oder aus blinder und ſchlaffer Ergebung in den Willen eines Obern entſpringen", ähnlich verlangt Mendelsſohn, daß die Hauptbemühung eines jeden Staates darauf gerichtet ſei, die Menſchen durch die Erziehung ſelbſt zu regieren, d. h. ihnen ſolche Sitten und Geſinnungen einzuflößen, welche von ſelbſt zu gemeinnützigen Handlungen führen und nicht immer durch den Sporn der Geſetze angetrieben zu werden brauchen. Hierin muß die Religion dem Staate zu Hülfe kommen und das Volk von der Wahrheit edler Geſinnungen und Grundſätze überführen; ſie hat zu zeigen, daß

[1]) Schr. III, 264, 293.

„die Pflichten gegen Menschen auch Pflichten gegen Gott seien, daß dem Staate dienen ein wahrer Gottesdienst, Recht und Gerechtigkeit der Befehl Gottes und Wohlthun sein allerhöchster Wille sei.“[1]) So lange es aber unmöglich ist, durch Gesinnungen zu regieren, muß der Staat durch Gesetzeszwang seine Zwecke erreichen. „Wenn innere Glückseligkeit der Gesellschaft nicht völlig zu erhalten steht, so werde wenigstens äußere Ruhe und Sicherheit allenfalls erzwungen. Der Staat begnügt sich mit todten Handlungen, mit Worten ohne Geist, mit Uebereinstimmung im Thun ohne Uebereinstimmung in Gedanken.“

Ganz anders verhält es sich mit der Religion. „Sie kennt keine Handlung ohne Gesinnung, kein Werk ohne Geist, keine Uebereinstimmung im Thun ohne Uebereinstimmung im Sinne. Religiöse Handlungen ohne religiöse Gedanken sind leeres Puppenspiel, kein Gottesdienst. Diese müssen an und für sich selbst aus dem Geiste kommen und können weder durch Belohnung erkauft, noch durch Strafe erzwungen werden; sie fließen entweder aus freiem Antriebe der Seele oder sind ein leeres Spiel und dem wahren Geiste der Religion zuwider.“ „Die Religion weiß von keinem Zwange, wirkt nur mit dem Stabe Gelinde, wirkt nur auf Herz und Geist. Sie treibt nicht mit eisernem Stabe, sondern lenkt am Seile der Liebe. Sie zückt kein Racheschwert, spendet kein zeitliches Gut aus, maßt sich auf kein irdisches Gut ein Recht, auf kein Gemüth äußerliche Gewalt an. Ihre Waffen sind Gründe und Ueberführung, ihre Macht die göttliche Kraft der Wahrheit, die Strafen, die sie androhet, sind, wie die Belohnungen, Wirkungen der Liebe.“ Das sind die wesentlichen Unterschiede zwischen Staat und Religion. „Der Staat gebietet und zwingt, die Religion belehrt und überredet; der Staat ertheilt Gesetze, die Religion Gebote. Zwangsrecht hat nur der Staat; die Religion kann nur auf die Ueberzeugung

[1]) Schr. III, 267.

einwirken, nur belehren und trösten; ihre Macht ist Liebe und Wohlthun.“ [1])

Die Richtigkeit dieser Behauptung sucht Mendelssohn aus seinem Naturrecht herzuleiten, zu dem er die Grundzüge schon einige Jahre früher entworfen hatte.[2]) Entschiedener Gegner der Ansicht, daß Pflichten und Rechte erst durch den Gesellschaftsvertrag entstehen, schreibt er diesem die Macht zu, unvollkommene oder Gewissenspflichten und Rechte in vollkommene oder Zwangsrechte und Pflichten zu verwandeln. Rechte gelten nur da, wo auf der andern Seite Leistungen sind, die man im Nothfalle auch erzwingen kann. Was sich aber schlechterdings nicht erzwingen läßt, darauf giebt es auch nimmermehr ein ernstliches Recht. Nun besteht die Religion wesentlich in der moralischen Gesinnung. Gesinnungen und Gedanken lassen sich niemals erzwingen, leiden ihrer Natur nach keinen Zwang, keine Bestechung, und die Religion leistet nichts, was belohnt oder bestraft werden kann. So erklärt Mendelssohn, ähnlich wie Spinoza in seinem theologisch-politischen Tractat, daß die Religion ihrer Natur nach niemals durch eine Rechtsanstalt könne ausgedrückt werden und kommt zu dem entscheidenden Satze, daß die Kirche als moralische Person kein Recht auf Gut und Eigenthum in Anspruch nehme, daß es überhaupt kein Kirchenrecht gebe, daß jedes Kirchenrecht dem Wesen und der Natur der Religion widerspreche.

Gesinnungen, Meinungen und Ueberzeugungen können nicht Object eines gesellschaftlichen Vertrages sein. „Grundsätze sind frei. Weder Kirche noch Staat sind berechtigt, mit Grundsätzen und Gesinnungen Vorzüge, Rechte und Ansprüche auf Personen und Dinge zu verbinden.“ Demzufolge dürfen auch Lehrer und Priester nicht auf gewisse Glaubenslehren verpflichtet werden.

[1]) Schr. III, 265, 268, 296.

[2]) Von vollkommenen und unvollkommenen Rechten und Pflichten, Schr. IV, 1, 128, weiter ausgeführt Schr. III, 196 f., 269 ff.; s. auch IV, 1, 135 ff.

„Alles Beschwören und Abschwören in Absicht auf Grundsätze und Lehrmeinungen sind unzulässig, und wenn sie geleistet werden, so verbinden sie zu nichts als zur Reue über den sträflich begangenen Leichtsinn.“ Er erinnert an die Professoren und Geistlichen, an die Bischöfe und wahrhaft großen Männer, welche in England Amt und Würden bekleiden und den Eid auf die 39 Artikel der anglikanischen Hochkirche leisten, und wies auf die Gewissenspein hin, in welche dieselbe gerathen, wenn ihre Ueberzeugung eine andere wird.[1])

Welchen Einfluß räumt nun Mendelssohn dem Staate den verschiedenen Religionen und Secten gegenüber ein? Weder darf er sich in religiöse Streitigkeiten, als in ein ihm fernstehendes Gebiet, unmittelbar einmischen, noch die vorhandenen Lehrmeinungen durch seine Autorität besonders begünstigen. Er hat nur darüber zu wachen, daß keine Lehren ausgebreitet werden, welche, wie Atheismus und Epikureismus, in ihren Principien die ethischen und socialen Grundlagen untergraben, denn derjenige, welcher Gott, Vorsehung und künftiges Leben leugnet, kann auch die Zwecke des Staates nicht verwirklichen. „Ohne Gott und Vorsehung und künftiges Leben ist Menschenliebe eine angeborene Schwachheit, und Wohlwollen wenig mehr als eine Geckerei, die wir uns einander einzuschwatzen suchen, damit der Thor sich placke und der Kluge sich gütlich thun und auf jenes Unkosten sich lustig machen könne.“[2])

Diese Grundsätze über den Charakter des Staates und der Religion, die Objecte ihrer Thätigkeit, die Macht, die dem einen und dem andern zusteht, waren dem Publikum nicht unbekannt; Mendelssohn hatte sie in der „Vorrede“ zur „Rettung der Juden“ bereits in kurzen Umrissen dargestellt und in dem ersten Abschnitt des „Jerusalem“ nur weiter ausgeführt. „Neue und harte Meinungen“ blieben es immerhin. „Aller kirchlicher Zwang ist

[1]) Schr. III, 288, 294 ff.
[2]) Schr. III, 287.

widerrechtlich, alle äußere Macht in Religionssachen gewaltsame Anmaßung"! Wer hat es damals noch gewagt, derartiges öffentlich zu bekennen? Mendelssohn war, in Deutschland wenigstens, der Erste, welcher für Glaubens- und Gewissensfreiheit, für die Trennung der Kirche vom Staate seine Stimme erhob; mit dem blanken Schwerte der philosophischen Kritik zerschnitt er das unsinnige Band, das Jahrhunderte lang so viel Unglück über die Völker gebracht hat, das einzig und allein in den Vereinigten Staaten Nordamerikas und jetzt in dem republikanischen Frankreich zerrissen, das sonst in der Gegenwart noch überall mit aller Zähigkeit gewaltsam zusammengehalten wird.

Was wunder daß Mendelssohn mit seinen Principien den lebhaftesten Widerspruch fand. Die Juden nahmen anfangs wenig Notiz von seiner Schrift und kümmerten sich nicht um seine Bestrebungen und Forderungen, so sehr sie auch in ihrem Interesse waren; desto ärger trieben es viele christliche Theologen. Am schärfsten griff ihn der anonyme Verfasser der unmittelbar an ihn gerichteten Schrift „Das Forschen nach Licht und Recht" an; dieser behauptete, daß das Judenthum das gerade Gegentheil von dem lehre, was Mendelssohn im Namen der gesunden Vernunft verkündige, daß das mosaische Gesetz Zwang und positive Strafen an Nichtbeobachtung gottesdienstlicher Pflichten binde, ja, daß „das bewaffnete Kirchenrecht einer der vorzüglichsten Grundsteine der mosaischen Religion sei". „Sollte der jetzt von Ihnen gethane merkwürdige Schritt wol wirklich ein Schritt von Erfüllung der ehemals an Sie ergangenen Lavaterschen Wünsche sein? In wie fern können Sie, mein theurer Herr Mendelssohn," redet ihn, wie bereits erwähnt, der anonyme „Forscher" an, „bei dem Glauben Ihrer Väter beharren und durch Wegräumung seiner Grundsteine das ganze Gebäude erschüttern, wenn Sie das durch Mosen gegebene, auf göttliche Offenbarung sich berufende Kirchenrecht bestreiten?"

Das war eine neue Herausforderung. Mendelssohn, der schon in dem Lavaterschen Streite seine Abneigung gegen Reli-

gionsſtreitigkeiten zu erkennen gab, ließ ſich auch von Herrn Mörſchel zu einer Polemik gegen das Chriſtenthum nicht reizen, aber ganz ſchweigen wollte er auch nicht. „Wenn ich bedenke," ſchrieb er nach dem Streite mit Lavater an ſeinen Vetter Elkan Herz, „was man zur Anerkennung der Heiligkeit unſerer Religion zu thun ſchuldig iſt, ſo begreife ich gar nicht, wie ſo manche unſerer Glaubensgenoſſen immer ſchreien, ich ſolle um Himmels willen nicht mehr davon ſchreiben. Auch habe ich es, Gott weiß es, nicht gern gethan, daß ich mich vom Disput losgemacht habe; mein eigener Wille trat gegen den Willen anderer zurück. Wäre es mir nachgegangen, ſo hätte ich eine ganz andere Antwort geben wollen. Wollte Gott, ich bekäme nur wieder eine ſolche Gelegenheit."[1])

Siebenundſechzigſtes Kapitel.

Judenthum.

Mendelsſohn war auch jetzt feſt entſchloſſen, die chriſtliche Religion, von der ſo viele ſeiner Nebenmenſchen Zufriedenheit in dieſem Leben und unbegrenztes Glück nach demſelben erwarten, nicht öffentlich zu beſtreiten. Dem anonymen „Forſcher", der ſich mit dem neuen Bekehrungsverſuch an ihn heranwagte, antwortete er mit ſeinem berühmt gewordenen Gleichniſſe: „Wenn es wahr iſt, daß die Eckſteine meines Hauſes austreten, und das Gebäude einzuſtürzen droht, iſt es wohlgethan, wenn ich meine Habſeligkeit aus dem unterſten Stockwerke in das oberſte rette? Bin ich da ſicherer? Nun iſt das Chriſtenthum, wie Sie wiſſen, auf dem Judenthume gebaut, und muß nothwendig, wenn

[1]) 1. Aufl. S. 493.

dieſes fällt, mit ihm über einen Haufen ſtürzen.“ „Beim Anſcheine eines Widerſpruches zwiſchen Wahrheit und Wahrheit, zwiſchen Schrift und Vernunft, muß der Chriſt nicht den Juden zum Kampfe auffordern, ſondern mit ihm gemeinſchaftlich den Ungrund des Widerſpruches zu entdecken ſuchen. Es geht ihrer beiden Sachen an.“[1]) Um Mißdeutungen vorzubeugen, verſicherte er, daß die Juden zur Bekämpfung des Chriſtenthums keine geheimen Nachrichten, unbekannt gewordenen Actenſtücke beſitzen, keine anderen Nachrichten und Actenſtücke als die allgemein bekannt ſind, daß er alſo ſeinerſeits „nichts neues wider den Glauben der Chriſten vorzubringen habe, was nicht ſchon unzählige male von Juden und Naturaliſten geſagt und wiederholt worden ſei. Es ſei, meint er, „genug in der Sache replicirt und duplicirt worden“ — eine feine Anſpielung auf die Streitſchriften zwiſchen Leſſing und Goeze — es ſei einmal Zeit, die Acten zu ſchließen. „Allzu vieles Gerede von einer Sache klärt in derſelben nichts auf, und verdunkelt vielmehr noch den ſchwachen Schein der Wahrheit.“[2])

Statt ſich in eine Polemik einzulaſſen, ſtatt zu zeigen, weshalb er ſich nicht zum Chriſtenthum bekennen könne, wies er, eingedenk des Wunſches ſeines theuren Leſſing, lieber erſt nach, welche Gründe ihn von jeher beſtimmten, Jude zu bleiben; darum ſetzte er zunächſt ſeine Anſichten über Religion und Judenthum auseinander.

Was Mendelsſohn von Leſſing behauptet: „Seine Anhänglichkeit an der natürlichen Religion ging ſo weit, daß er aus Eifer für dieſelbe keine geoffenbarte neben ihr leiden wollte“,[3]) das gilt in gewiſſem Sinne von ihm ſelbſt. Sein hauptſächliches Beſtreben war darauf gerichtet, die Grundwahrheiten der natürlichen Religion zu befeſtigen und allgemein zu machen: er hatte vor allem den Menſchen als ſolchen und dann erſt den

[1]) Schr. III, 309.
[2]) Schr. III, 310 f., 103.
[3]) Schr. II, 362.

Juden im Auge und erscheint so als der Aufklärungsphilosoph, als der wahre Apostel seines Jahrhunderts.

Auf die Lehren der Vernunftreligion, welche als das Erzeugniß der allen Menschen gemeinsamen Natur, nicht einzelnen Völkern, Secten, Gesellschaften zukommt, sondern allen Menschen, Christen, Juden und Mohammedanern, als Wegweiserin durchs Leben dient, muß, nach Mendelssohns Ansicht, vorzüglich Rücksicht genommen, sie müssen unangefochten, heilig und aufrecht erhalten werden, denn ohne sie kann kein Vertrag geschlossen, Treue und Redlichkeit nicht bewahrt werden, besteht kein Band der Geselligkeit. Der Glaube an die Gottheit, Nothwendigkeit der Tugend, an eine belohnende oder durch Strafe bessernde Zukunft sind ihm als Anhänger der Leibnizschen Philosophie die religiösen Grundwahrheiten, deren Nothwendigkeit die Vernunft eben so sehr verlangt, wie das dem Menschen innewohnende Gefühl.[1]) Von den Wahrheiten der Vernunftreligion sich zu überzeugen, hat der Mensch auf jeder Stufe der Aufklärung in jeder Lage des Lebens Vermögen, Gelegenheit und Kräfte genug.[2])

In Absicht auf Lehre und Meinung kannte Mendelssohn keine andere Ueberzeugung als die durch Vernunftgründe. Offen erklärte er: „Ich erkenne keine andern ewigen Wahrheiten als die der menschlichen Vernunft nicht nur begreiflich, sondern durch menschliche Kraft dargethan und bewährt werden können." Wie konnte er nun diesen rein deistischen Grundsatz mit dem Judenthume vereinen? Diese Vernunftmäßigkeit der höchsten Lehren bildet, wie er selbst sagt, einen wesentlichen Punkt der jüdischen Religion und einen charakteristischen Unterschied zwischen ihr und dem Christenthume. „Unsere Vernunft kann ganz gemächlich von den ersten sichern Grundbegriffen der menschlichen Erkenntniß ausgehen und versichert sein, die Religion auf dem Wege anzutreffen. Im Judenthume ist kein Kampf zwischen Religion

[1]) Hennings, Erinnerungen an Dresden (Hdschr.).

[2]) Schr. III, 15.

und Vernunft, kein Aufruhr der natürlichen Erkenntniß wider die unterdrückende Gewalt des Glaubens.“[1])

Das Judenthum ist nach Mendelssohn keine Religion, keine geoffenbarte Religion im gewöhnlichen Sinne. „Das Judenthum weiß von keiner geoffenbarten Religion, in dem Verstande, in welchem dieses von den Christen genommen wird; es hat göttliche Gesetze, Gebote, Befehle, Lebensregeln, Unterricht vom Willen Gottes, aber keine Lehrmeinungen, keine Heilswahrheiten, keine allgemeinen Vernunftsätze. Diese offenbart der Ewige den Israeliten wie allen übrigen Menschen allezeit durch Natur und Sache, nie durch Wort und Schriftzeichen.“

Mit Leibniz unterscheidet Mendelssohn zwischen „ewigen Wahrheiten“ und „zeitlichen“ oder „Geschichtswahrheiten“. Die ersteren, welche der Zeit nicht unterworfen sind und in Ewigkeit dieselben bleiben, sind nothwendig, an und für sich selbst unveränderlich oder zufällig, fließen aber aus einer gemeinschaftlichen Quelle, aus dem Verstande oder aus dem Willen Gottes. Diese ewigen Wahrheiten, welche sich, wie alle mathematischen und logischen Beweise, auf Vernunft gründen: die Begriffe von Gott, seiner Regierung und Vorsehung, ohne welche die Menschen ihre Bestimmung nicht erreichen können, „durften nicht durch unmittelbare Offenbarung eingegeben, nicht durch Wort und Schrift, die nur jetzt, nur hier und da, diesem oder jenem verständlich sind, bekannt gemacht werden. Das allerhöchste Wesen hat sie allen vernünftigen Geschöpfen durch Sache und Begriff geoffenbart, mit einer Schrift in die Seele geschrieben, die zu allen Zeiten und an allen Orten leserlich und verständlich ist . . . Ihre Wirkung ist so allgemein, wie der wohlthätige Einfluß der Sonne, die, indem sie ihren Kreislauf durcheilt, Licht und Wärme über den ganzen Erdball verbreitet.“[2])

Die Geschichtswahrheiten hingegen, Dinge, die sich zu einer Zeit zugetragen und vielleicht niemals wiederkommen, die uns

[1]) Schr. III, 311, 164.

[2]) Schr. III, 312 ff., 348.

erzählt werden, die wir aber selbst nie wahrnehmen können, werden durch Beobachtung erkannt, und da sie nur von denjenigen vermittelst der Sinne wahrgenommen werden konnten, die zu der Zeit und an dem Orte zugegen gewesen, können sie, ihrer Natur nach, nicht anders als auf Glauben angenommen werden; „Autorität allein giebt ihnen die erforderliche Evidenz.“[1]) „Blos in Absicht auf Geschichtswahrheiten dünkt mich,“ bemerkt Mendelssohn, „sei es der allerhöchsten Weisheit anständig, die Menschen auf menschliche Weise, d. i. durch Wort und Schrift zu unterrichten, und wo es zur Bewährung des Ansehens und der Glaubwürdigkeit erforderlich war, außerordentliche Dinge und Wunder in der Natur geschehen zu lassen.“[2])

Wie schon Saadia, einer der ältesten jüdischen Religionsphilosophen, und nach ihm die meisten anderen, behauptet auch Mendelssohn, daß die ewigen Wahrheiten, welche zur menschlichen Glückseligkeit unentbehrlich sind, nicht auf eine übernatürliche Weise geoffenbart wurden. „Wenn das menschliche Geschlecht ohne Offenbarung verderbt und elend sein müßte, warum hat denn der bei weitem größere Theil desselben ohne wahre Offenbarung gelebt? Warum müssen beide Indien warten, bis es den Europäern gefällt, ihnen einige Tröster zu senden, die ihnen Botschaften bringen, ohne welche sie, dieser Meinung nach, weder tugendhaft noch glückselig leben können?“[3]) Nach den Begriffen des wahren Judenthums sind alle Menschen zur Glückseligkeit berufen und die Mittel derselben so ausgebreitet als die Menschheit selbst.

Die Nothwendigkeit der Offenbarung ewiger Wahrheiten wird vom Mendelssohn somit bestritten; er weiß von keiner geoffenbarten Religion in dem Sinne, in welchem man dieses Wort zu nehmen gewohnt ist. Ein anderes ist geoffenbarte Religion, ein anderes geoffenbarte Gesetzgebung, wie sie am

[1]) Schr. III, 313 ff., 349.
[2]) Schr. III, 315.
[3]) Schr. 316, 143.

Sinai stattfand, wo nicht allgemeine Menschenreligion, sondern eine Geschichtswahrheit, auf die sich die Gesetzgebung gründete, und Gesetze verkündet wurden, nach welchen das Volk Israel leben sollte. Die Gesetzgebung am Sinai betraf Geschichtswahrheiten, „die ihrer Natur nach auf historischer Evidenz beruhen, durch Autorität bewährt werden müssen und durch Wunder bekräftigt werden können".[1])

Leugnete nun Mendelssohn auch nicht, daß das göttliche Buch, das die Israeliten durch Moses empfangen haben, wiewol Gesetzbuch, auch „einen unergründlichen Schatz von Vernunftwahrheiten und Religionslehren miteinschließt, die mit den Gesetzen so innig verbunden sind, daß sie nur Eins ausmachen", so sprach er doch dem Judenthume von seinem deistischen Standpunkte den dogmatischen Inhalt ab und popularisirte somit die Ansicht, welche Spinoza in seinem „Tractate" dunkel angedeutet hatte. Ist das Judenthum keine geoffenbarte Religion, so kennt es folgerichtig auch keinen „Glauben". „Unter allen Vorschriften und Verordnungen des mosaischen Gesetzes lautet kein einziges: ‚Du sollst glauben! oder nicht glauben', sondern alle heißen: ‚Du sollst thun, oder nicht thun'! Dem Glauben wird nicht befohlen; er nimmt keine andern Befehle an, als die den Weg der Ueberzeugung zu ihm kommen."[2])

Wie keinen Glauben kennt er im Judenthume auch keine Glaubensartikel, keine eigentlichen Symbole des Glaubens. Wohl hat Maimonides die Grundbegriffe des Judenthums in sogenannte Glaubensartikel zusammengefaßt, „zu Glaubensfesseln", sagt Mendelssohn, „sind sie gottlob! noch nicht geschmiedet worden."[3]) „Das jetzige Judenthum hat," schreibt er an seinen Freund und Landsmann Wolf in Dessau, welcher wegen seiner 1782 herausgegebenen „Grundsätze der jüdischen Religion" von seinen Glaubensgenossen heftig angegriffen worden war, „eben

[1]) Schr. III, 319 f.
[2]) Schr. III, 321.
[3]) Schr. III, 322.

ſo wie das vormalige, keine eigentlichen Symbole des Glaubens. Es ſind uns ſehr wenig Grundſätze und Lehrmeinungen vorgeſchrieben. Maimuni zählt derſelben dreizehn, Albo nur drei, und niemand wird den Albo deswegen verketzern. Und ſind Geſetze, Gebräuche, Lebensregeln, Handlungen vorgeſchrieben. In Anſehung der Lehrmeinungen ſind wir frei. Wo die Meinungen der Rabbiner getheilt ſind, kann jeder Jude, der ungelehrte ſowol als der gelehrte, dieſem oder jenem beiſtimmen. . . . Der Geiſt des Judenthums iſt Conformität in Handlungen und Freiheit in Abſicht auf Lehrmeinungen: wenige Fundamentallehren ausgenommen, über welche alle unſere Lehrer ſich vereinigt haben, und ohne welche die jüdiſche Religion ſchlechterdings nicht ſtatthaben kann.“[1]) Merkwürdigerweiſe verpflanzte Mendelsſohn ſich ſelbſt auf den Boden dieſer dreizehn Glaubensartikel, welche er als Anhang zu einem „Leſebuch für jüdiſche Kinder“,[2]) mehrere Jahre vor dem Erſcheinen des „Jeruſalem“, frei ins Deutſche überſetzt hat. Da, nach ſeiner Anſicht, das Judenthum keinen „Glauben“ kennt, ſo übertrug er nicht „ich glaube“, ſondern „ich erkenne für wahr und gewiß“, und nahm die geſchichtlichen Wahrheiten ſo an, wie ſie eben überliefert worden.[3])

Nach dieſer Darlegung ſeiner Auffaſſung des geiſtigen Inhalts des Judenthums geht Mendelsſohn auf die Formen über, oder vielmehr auf die geoffenbarten Geſetze, das Ceremonialgeſetz.

[1]) Schr. V. 602 f.

[2]) Berlin 1779; die 13 Glaubensartikel ſ. 1. Aufl. S. 565 ff.

[3]) M. ſ. L. Philippſon, die Stellung Moſes Mendelsſohns in und zum Judenthum in Allg. Zeitg. des Judenthums, 1886, S. 177 ff.

Achtundſechzigſtes Kapitel.

Ceremonialgeſetz.

Die Geſetze und Vorſchriften, welche das eigentliche Weſen der Offenbarung bilden, belegte Mendelsſohn, wie das von Simeon Duran und dem jüdiſchen Religionsphiloſophen Joſeph Albo lange vor ihm geſchehen, mit dem Namen Ceremonialgeſetz.

Um die reinen von aller Abgötterei entfernten Begriffe der natürlichen Religion bei dem jüdiſchen Volke durch fortdauernde Zeichen zu erhalten, gab Gott den aus egyptiſcher Sklaverei Geführten das Ceremonialgeſetz, um ſie „zu Handlungen zu treiben und zum Nachdenken zu veranlaſſen", gleichſam als ein Band, welches Handlungen mit Betrachtungen, Lehre mit Leben ſtets verbinden ſollte.[1]) Das Ceremonialgeſetz iſt, wie Mendelsſohn ſich ausdrückt, „eine lebendige, Geiſt und Herz erquickende Art von Schrift, welche bedeutungsvoll iſt, gediegenen tiefen Sinn hat, und mit der ſpeculativen Erkenntniß der Religion und der Sittenlehre in genaueſter Verbindung ſteht.[2]) Weil es zwiſchen Schule und Lehrer, zwiſchen Forſcher und Unterweiſer, perſönlichen Umgang, geſellige Verbindung veranlaſſen und zum mündlichen Unterricht führen ſollte, deshalb waren der geſchriebenen Geſetze anfangs nur wenige; das ungeſchriebene Geſetz, die mündliche Ueberlieferung ſollte erklären, erweitern, näher beſtimmen, was in dem geſchriebenen Geſetze abſichtlich unbeſtimmt geblieben war. In allen öffentlichen und Privatverhandlungen, an allen Thoren und Thürpfoſten, wohin der Menſch Auge und Ohr wandte, ſollte er Gelegenheit zum Forſchen und Nachdenken über den Geiſt der Geſetze finden. Leben und Lehre, Weisheit und Thätigkeit, Speculation und Umgang ſollten auf das innigſte verknüpft und unzertrennlich ſein, ſtets Hand in Hand gehen.[3])

---

[1]) Schr. III, 167.
[2]) Schr. III, 324.
[3]) Schr. III, 340, 350.

In der ursprünglichen Verfassung der mosaischen Religion, die weder Hierokratie noch kirchliche Regierung, weder Theokratie noch Priesterstaat, sondern, einzig in ihrer Art, mosaische Verfassung war und verschwunden ist, war Staat und Religion, wie Mendelssohn erklärt, nicht vereinigt, sonders Eins, nicht verbunden, sondern Ebendasselbe. Das Verhältniß der Menschen gegen die Gesellschaft und das der Menschen gegen Gott trafen auf einen Punkt zusammen und konnten nie in Gegenstoß gerathen; jeder Bürgerdienst war auch zugleich ein wahrer Gottesdienst und jedes Verbrechen wider das Ansehen Gottes, als des Gesetzgebers der Nation, auch ein Staatsverbrechen. Wer Gott lästerte, war ein Majestätsschänder, wer den Sabbat freventlich entheiligte, hob ein Grundgesetz der bürgerlichen Gesellschaft auf, denn auf der Einsetzung des Sabbats beruhete ein wesentlicher Theil der Verfassung. Alle diese Verbrechen konnten, ja mußten bestraft werden, nicht aber als irrige Meinung, als Unglaube, sondern als Unthaten, als Staatsverbrechen. Kirchenrecht und Kirchenmacht gab es nach der Verfassung des Judenthums nicht, Unglaube und Irrglaube konnten nach ihr nicht mit zeitlichen Strafen belegt werden. „Die Religion als Religion kennt keine Strafen, keine andere Buße, als die der reuevolle Sünder sich freiwillig auferlegt.“ [1])

Da die Ceremonialgesetze nur für das jüdische Volk gegegeben worden sind, so wurde die Befolgung derselben auch nur von denjenigen gefordert, welche in den mosaischen Gesetzen geboren sind. Alle übrigen Völker sollen sich an das Gesetz der Natur halten und Tugend üben, um glückselig zu werden, dem jüdischen Volke aber ist es nicht erlaubt, seine Seligkeit auf einem andern als dem von Gott ihm vorgeschriebenen Wege zu suchen. „Nunmehr muß dieses Volk alle Schmach, Unterdrückung, Verspottung und Verfolgung, die es auf diesem Wege antrifft, mit Geduld und Ergebenheit in den göttlichen Willen ertragen,

[1]) Schr. III, 350 ff.; vgl. Spinoza, Tract. theol.-polit. Cap. 13 ff.

ohne einen Schritt breit davon zu weichen. Alle andern Völker können ihre Gesetze nach Zeit, Umständen, Bedürfnissen und Annehmlichkeiten abändern; mir aber hat der Schöpfer selbst Gesetze vorgeschrieben; sollte ich, schwaches Geschöpf, mich erdreisten, nach meinem Dünkel diese göttlichen Gesetze abzuändern?“[1])

„Wir wissen aber zum Theil ihren Nutzen nicht mehr? Ganz recht. Wo hat aber der Gesetzgeber erklärt, daß sie nicht länger verbindlich sein sollen, als uns ihr Nutzen bekannt sein wird? Und ohne diese Erklärung, welcher Sterbliche ist verwegen genug, ihrer Gültigkeit Grenzen zu setzen? Menschliche Gesetze können von Menschen nach Zeit und Umständen abgeändert werden, aber die göttlichen bleiben unverändert, bis eine völlige Ueberzeugung da ist, daß Gott ihre Abänderung bekannt gemacht habe.“[2])

Die Ceremonialgesetze sollten für alle Zeiten um alle im Judenthume Geborenen ein unauflösbares Band der Vereinigung bilden. Ihre Nothwendigkeit als einigendes Band hört nicht auf, wenn auch ihre ursprüngliche Bedeutung als Schriftart oder Zeichensprache ihren Nutzen verloren hätte, und diese Vereinigung selbst wird in dem Plane der Vorsehung nach Mendelssohns Ansicht so lange erhalten werden müssen, so lange noch Polytheismus, Anthropomorphismus und religiöse Usurpation den Erdball beherrschen. „So lange diese Plagegeister der Vernunft vereinigt sind, müssen auch die echten Theisten eine Art von Verbindung unter sich stattfinden lassen, wenn jene nicht alles unter den Fuß bringen sollen. Und worin soll diese Verbindung bestehen? In Grundsätzen und Meinungen? Da haben wir Glaubensartikel, Symbole, Formeln, die Vernunft in Fesseln. Also Handlungen und zwar bedeutende Handlungen, d. i. Ceremonien.“[3])

---

[1]) Schr. III, 145, 156.
[2]) Schr. III, 166.
[3]) Schr. V, 669.

„Was das göttliche Geſetz gebietet, kann die nicht minder göttliche Vernunft nicht aufheben,“[1]) lautet der Beſcheid, welchen Mendelsſohn allen giebt, die mit ihren Vernünfteleien die Juden vom Geſetze losmachen und das ganze Convolut bei Seite ſchieben wollten. „In der That ſehe ich nicht, wie diejenigen, die in dem Hauſe Jacobs geboren ſind, ſich auf irgend eine gewiſſenhafte Weiſe vom Geſetze entledigen können. Es iſt uns erlaubt, über das Geſetz nachzudenken, ſeinen Geiſt zu erforſchen, hier und da, wo der Geſetzgeber keinen Grund angegeben, einen Grund zu vermuthen, der vielleicht an Zeit und Ort und Umſtände gebunden geweſen, vielleicht mit Zeit und Ort und Umſtänden verändert werden kann — wenn es dem allerhöchſten Geſetzgeber gefallen wird, uns ſeinen Willen darüber zu erkennen geben; ſo laut, ſo öffentlich, ſo über alle Zweifel und Bedenklichkeiten hinweg zu erkennen zu geben, als er das Geſetz ſelbſt gegeben hat. So lange dieſes nicht geſchieht, ſo lange wir keine ſo authentiſche Befreiung vom Geſetze aufzuweiſen haben, kann uns unſere Vernünftelei nicht von dem ſtrengen Gehorſam befreien, den wir dem Geſetze ſchuldig ſind, und die Ehrfurcht vor Gott zieht eine Grenze zwiſchen Speculation und Ausübung, die kein Gewiſſenhafter überſchreiten darf.“ „Darf ich,“ ruft er aus, „in menſchlichen Dingen mich nicht erdreiſten, aus eigener Vermuthung und Geſetzdeutelei, ohne Autorität des Geſetzgebers dem Geſetze zuwiderzuhandeln, um wieviel weniger in göttlichen Dingen? Hier heißt es offenbar: Was Gott gebunden, kann der Menſch nicht löſen.“[2])

Von Leibniz und den engliſchen Deiſten ausgehend und in Uebereinſtimmung mit dem Fragmentiſten, daß die moſaiſchen Geſetze nicht gegeben ſind, eine Religion zu offenbaren, ſtellte Mendelsſohn für das Judenthum ein Syſtem auf, in welchem er ſeine philoſophiſche Denkart, den reinen Deismus, mit dem

[1]) Schr. III, 235.
[2]) Schr. III, 356, 166.

unbedingten Festhalten an die geoffenbarten Gesetze zu vereinen suchte: Vernunftreligion auf der einen, göttliche Offenbarung und zwar Offenbarung der Gesetze auf der andern Seite, oder wie er sich während seines Streites mit Lavater in dem Briefe vom 13. März 1770 an den Mystiker Obereit ausdrückt:[1] „Gott hat uns das System der Moral durch Natur und Vernunft, nicht durch Worte und Buchstaben offenbaren wollen. Was die Menschen als Menschen brauchen, hat Gott allen, was sie als gewisse Menschen brauchen, auch nur gewissen Menschen gegeben."

Mit solchen philosophischen Grundsätzen und einer so strengen Gläubigkeit, welche seiner innersten Ueberzeuguug entsprach, mußte Mendelssohn in diametralem Gegensatze zu den Lehren des Christenthums stehen.

Neunundsechzigstes Kapitel.

Christenthum.

Es kam Mendelssohn nicht in den Sinn, gegen die christliche Religion polemisch aufzutreten; er wollte im Grunde nur die Differenzpunkte zwischen Judenthum und Christenthum hervorheben und daraus die Consequenzen ziehen.[2] Dies that er im zweiten Theile seines „Jerusalem", oder vielmehr in seinen „Betrachtungen über Bonnets Palingenesie".[3] Wie der erste Theil jenes Tractats eine weitere Ausführung der „Vorrede"

[1] Schr. V, 497.

[2] M. s. auch Winkelmann, Moses Mendelssohns Ansichten über Kirche und Religion. (Programmarbeit.) Lingen 1875.

[3] Die Betrachtungen über Bonnets Palingenesie zum ersten male gedruckt: Schr. III, 137—176.

zur „Rettung", so ist der zweite Theil desselben eine theilweise Bearbeitung der „Betrachtungen", oder, genau genommen, der „Handschrift über die christliche Religion", welche er, wie es in dem Briefe an seinen Vetter Elkan Herz vom 25. November 1771 heißt, niemals aus Händen geben und aus der er bei besserer Gesundheit „was machen" wollte.[1])

Außer den Bekennern des Judenthums, welche auf das geoffenbarte Gesetz verpflichtet wurden, sind nach Mendelssohn in Uebereinstimmung mit den Rabbinen alle übrigen Völker angewiesen, sich an das Gesetz der Natur und an die Religion der Patriarchen, an die sieben noachidischen Gesetze, zu halten, welche die wesentlichen Gesetze des Naturrechts in sich fassen. Die ihren Lebenswandel nach den Gesetzen dieser Natur- und Vernunftreligion einrichten, werden, behauptet Mendelssohn im Widerspruch mit Maimonides, tugendhafte Männer anderer Nationen genannt und sind „Kinder der ewigen Seligkeit".[2]) Nach diesem Grundsatze ist dem Judenthume auch der Bekehrungsgeist zuwider, denn die Pflicht zu bekehren, ist offenbar „eine Folge aus dem Grundsatze, daß außerhalb der Kirche des Bekehrenden keine Seligkeit zu hoffen sei".[3])

Mit seiner Auffassung des Judenthums, daß dasselbe keine geoffenbarte Religion, sondern geoffenbarte Gesetzgebung ist und nur Glauben an historische Wahrheiten, an Thatsachen befiehlt, kann er den Glauben nicht vereinen. Mit allem Nachdruck behauptet er, daß „Wunderwerke nach dem Judenthume keine Unterscheidungszeichen der Wahrheit, keine Beweismittel für oder

[1]) 1. Aufl. S. 498. Der Brief ist vom 25., nicht 15. November datirt.

[2]) Schr. III, 43, 159. Die schon von Spinoza bekämpfte dogmatische Ansicht Maimonides in dessen Mischne Thora, Von den Königen Kap. 8 § 10, wurde Gegenstand einer Controverse zwischen Mendelssohn und Jakob Emden und zeigt, wie groß die Kluft zwischen dem Philosophen und dem starren Talmudisten war. M. s. mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, S. 34 f.

[3]) Schr. V, 503.

wider einige Vernunftwahrheiten, keine untrügliche Quelle der Ueberlieferung ſind.“ „Wunder können nur Zeugniſſe bewähren, Autoritäten unterſtützen, Glaubhaftigkeit der Zeugen und Ueberlieferer bekräftigen; aber alle Zeugniſſe und Autoritäten können keine ausgemachte Vernunftwahrheit umſtoßen.“ Die Sendung Moſes beruhte auf einem weit ſichererem Grunde. Da war „kein Creditiv des Geſandten“ nöthig; die geſammte Nation, an welche die Sendung gerichtet war, hat die große öffentliche Erſcheinung mit Augen geſehen, und mit ihren Ohren gehört, wie Gott Moſes zu ſeinem Geſandten und Dolmetſcher eingeſetzt hat. „Das iſt eine Geſchichtswahrheit und was ihr widerſpricht, iſt Unwahrheit.“[1]) „Bei allen übrigen Erzählungen von Wundern, die ohne dieſe großen Anſtalten nicht ſo öffentlich, nicht ſo augenſcheinlich geſchehen ſein ſollen, umfaßt uns der Unglaube mit ſeinen ſtarken Armen, und wir können uns nicht leicht herauswinden. Wir wiſſen, wie leicht die Menſchen verführen und verführt werden können; wir wiſſen, was Vorurtheil, Aberglaube und Enthuſiasmus für Gewalt über die Menſchen hat; wie oft ſich in einem Charakter Vernunft und Enthuſiasmus, Aberglaube und Betrug, Liſt und Einfalt ſo feſt verbinden, daß es dem Scharfſichtigſten ſchwer fällt, ihre Grenzen zu unterſcheiden; wir wiſſen, wie oft die Menſchen Gutes aus böſen Abſichten und Böſes aus guten Abſichten gethan haben; wir vergleichen Erzählung mit Erzählung, ſetzen Zeugniß gegen Zeugniß, ein ganzes Meer von Zweifeln ſchlägt über uns zuſammen, und wir halten unſer Urtheil zurück.“[2])

Dem geſchichtlichen Beweiſe für das Chriſtenthum ſpricht Mendelsſohn alle Kraft ab. Vor dem allergerechteſten Richter der Welt betheuert er, daß er keines der chriſtlichen Dogmen annehmen könne. „Sie ſcheinen mir ſchnurſtracks allem zuwider

[1]) Schr. III, 65, 121, 320.

[2]) Schr. III, 158. „Ueber den Moſes Mendelsſohnſchen Gedanken von Wunderwerken“ richtete B. C. Möller ein Schreiben an Wittenberg, o. D. 1771.

zu ſein, was mich die geſunde Vernunft, das natürliche Nachdenken und die heilige Schrift gelehrt, die wir alle für göttlich erkennen, und meine ganze Seele müßte verändert werden, wenn ich jemals hierüber anderes Sinnes werden könne.“ „Ich kann den Stifter eines Glaubens für keinen göttlichen Geſandten halten, der dieſe Lehren verkündigt . . . . Er hat ſeine Sendung durch Wunder beſtätiget? — Was können mir Wunder beweiſen? Und wenn dieſer Religionsſtifter vor meinen Augen alle Todten erweckte, die ſeit Jahrhunderten geſtorben ſind, ſo würde ich ſagen, der Religionsſtifter hat Todte erweckt, aber ſeine Lehre konnte ich nicht annehmen.“[1])

Auf die ſo häufig gemachten Einwendungen, daß ſchon die Propheten auf das Chriſtenthum hinweiſen, bleibt Mendelsſohn die Antwort nicht ſchuldig. „Ich danke,“ ſagt er, „meinem Schöpfer täglich, daß er meine Glückſeligkeit nicht hat von exegetiſchen Unterſuchungen abhängen laſſen. Ich würde das elendſte Geſchöpf auf dem Erdboden ſein, wenn mich meine Religion zu dieſer mühſeligen Uebung verbände. Wozu wäre es auch nöthig, Schriftſtellen zu unterſuchen, ob ſie nicht eine Lehre beweiſen, die ich nicht annehmen kann? Wenn ſie dieſes thäten, ſo wäre es nach meiner Denkungsart mehr Beweis wider die Schriftſtellen als für die Lehre.“[2]) Noch ſchärfer ſpricht er ſich über dieſe dogmatiſche Exegetik in ſeinem Briefe an den Erbprinzen von Braunſchweig aus: „Ich glaube, die Sprache des Grundtextes ſo gut als irgend ein Neuerer zu verſtehen, denn ſie iſt gleichſam meine zweite Mutterſprache. Mir ſcheinen dieſe Stellen alle nicht die geringſte Spur eines Beweiſes zu enthalten. Die Auslegungen der Theologen von dieſen Stellen haben mir an vielen Orten offenbar falſch und an den übrigen höchſt gezwungen und willkürlich geſchienen . . . . Gott ſei meiner Seele gnädig! ich kann mir den Grund meiner ewigen Seligkeit unmöglich aus den räthſelhaften Träumen Daniels herausziffern,

[1]) Schr. III, 163, 130.

[2]) Schr. III, 164.

oder aus der erhabenen Poesie eines Propheten herauscommentiren. Diese Schriften sind 'zur Erweckung des Herzens, aber nicht zur Belehrung des Verstandes geschrieben.“ [1])

Von der Erbsünde, sagt Mendelssohn, „weiß die gesunde Vernunft nichts, ebenso wenig das Alte Testament. Der Mensch ist nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, aber doch als Mensch, als ein Wesen, das der Sünde hat unterworfen sein sollen. Adam und Eva sind gestorben, weil sie gesündigt haben, und so ergeht es allen ihren Nachkommen; sie sündigen und sterben, sind aber nicht durch jenen Sündenfall dem Guten abgestorben und in die Macht des Satans gekommen.“ [2])

Wie keine Erbsünde, kennt Mendelssohn auch keinen Seelentod, keine ewigen Strafen. „Rächende Strafen, Genugthuung der beleidigten Gottheit, Böses thun, weil Böses geschah, Böses um des Bösen willen, ewige willkürliche Strafen! Auf allen Dächern muß wider diese Ungeheuer gepredigt werden,“ schreibt Mendelssohn an einen Freund Nicolais, von dem er erwartete, daß er „als Wahrheitsforscher nicht Stimmen sammeln will, um sie zu zählen; sie wollen gewogen und nicht gezählt sein“. [3]) Jede Strafe ist eine Wohlthat für den Menschen, und sie wird ihm erlassen, sobald sie aufhört, Wohlthat für ihn zu sein, denn Gott hat den Menschen erschaffen zu seiner eigenen Glückseligkeit. Sollte aber jede Uebertretung ewiges Elend nach sich ziehen, so würde Gott seine Gesetze zum Verderben gegeben haben. „Kein Individuum, das der Glückseligkeit fähig ist, ist zur Verdammniß, kein Bürger in dem Staate Gottes zum ewigen Elende ausersehen. Jedes wandelt seinen Weg, jedes durchläuft seine Reihe von Bestimmungen, und gelangt von

---

[1]) Schr. III, 133.

[2]) Schr. III, 132, 161, 165.

[3]) Mendelssohn, Ueber Freiheit und Nothwendigkeit in der Berlin. Monatsschrift, II, 1 ff.; Schr. III, 370 ff.; über dasselbe Thema schrieb Professor Eberhard an Mendelssohn, Berlin. Monatsschrift II, 276 ff.

Stufe zu Stufe zu dem Grade der Glückseligkeit, der ihm angemessen ist.“ [1]) Gott straft den Sünder nicht nach seiner eigenen Unendlichkeit, sondern nach der Hinfälligkeit des Sünders; die göttliche Gerechtigkeit will nur eine Züchtigung, welche dem Sünder selbst zum besten gereicht; ist sie nicht mehr zum ewigen Wohl des Sünders unentbehrlich, so wird sie ihm erlassen und er wird begnadiget, dazu bedarf es keines Mittlers, der ihm die Gnade auswirket.[2])

Daß der Stifter der christlichen Religion den Beruf gehabt, die natürliche Religion in ihre Rechte einzuführen, daß „dieser außerordentliche Mensch“ ein Prophet war, das zuzugeben, trägt Mendelssohn kein Bedenken, wenn jener nichts gelehrt, was den Worten Gottes und der Vernunft zuwider ist und wenn sein Beruf sich nicht auch dahin erstreckte, die jüdische Nation von ihrer Verbindlichkeit zu den mosaischen Gesetzen loszusprechen.[3]) Und er hat, behauptet Mendelssohn, niemals mit ausdrücklichen Worten gesagt, daß er das mosaische Gesetz aufheben und die Juden davon dispensiren wolle, er hat vielmehr das Gegentheil gesagt und gethan. „Jesus von Nazareth hat selbst nicht nur das Gesetz Moses, sondern auch die Satzungen der Rabbinen beobachtet, und was in den von ihm aufgezeichneten Reden und Handlungen dem zuwider zu sein scheint, hat doch in der That nur dem ersten Anblicke nach diesen Schein. Wenn er gekommen ist, der eingerissenen Heuchelei und Scheinheiligkeit zu steuern, so wird er sicherlich nicht das erste Beispiel zur Scheinheiligkeit gegeben, und ein Gesetz durch Beispiel autorisirt haben, das abgestellt und aufgehoben sein sollte .... Haben seine Nachfolger in spätern Zeiten anders gedacht und auch die Juden, die ihre Lehre annahmen, entbinden zu können geglaubt, so ist es sicherlich ohne seine Autorität geschehen.[4])

---

[1]) Schr. II, 432.
[2]) Schr. III, 131, 142 ff. = 345 ff., 166; V, 565.
[3]) Schr. III, 170.
[4]) Schr. III, 357 = III, 160, 132.

Demzufolge ſind die Juden, ſelbſt wenn ſie das Chriſtenthum annehmen, von dem moſaiſchen Geſetze nicht dispenſirt.[1])

Der Meſſias, welchen Mendelsſohn als treuer Bekenner des Judenthums erwartet, wird, ſeiner Anſicht nach, kein Erlöſer ſein, durch den er ſelig zu werden hofft, kein irdiſcher Herrſcher, der eine Univerſalherrſchaft herſtellt. „Die Menſchheit müßte ihre Natur ausziehen, wenn eine allgemeine Monarchie ſollte zu ihrem Beſten gereichen können“: der Meſſias, den er erwartet, wird den Beruf haben, die jüdiſche Nation von jeder politiſchen Unterdrückung zu befreien, daß alsdann alle Nationen ſich vereinigen werden, den einig-einzigen wahren Gott anzubeten.[2]) Da iſt von keiner Vereinigung in Lehre und Geſetz, noch weniger von einer ſogenannten Glaubensvereinigung die Rede.

Siebenzigſtes Kapitel.

Toleranz, nicht Glaubensvereinigung.

Toleranz iſt der Culminationspunkt, auf den Mendelsſohns Religionsprincip eigentlich ausläuft; ſie iſt die nothwendige Folge der Glaubens- und Gewiſſensfreiheit.

Flehentlichſt bat er, am Schluſſe des „Jeruſalem“, ſeine chriſtlichen Brüder, den Juden nicht zu verargen, das zu thun, was der Stifter ihrer Religion ſelbſt gethan und durch ſein Anſehen bewährt hat. „Ihr ſolltet glauben, uns nicht bürgerlich wieder lieben, Euch mit uns nicht bürgerlich vereinigen zu können, ſo lange wir uns durch das Ceremonialgeſetz äußerlich unterſcheiden, nicht mit Euch eſſen, nicht von Euch heirathen, das, ſo viel wir einſehen können, der Stifter Eurer Religion

[1]) Schr. III, 357, 132.
[2]) Schr. III, 104, 171.

ſelbſt weder gethan, noch uns erlaubt haben würde? Wenn dieſes, wie wir von chriſtlich geſinnten Männern nicht vermuthen können, Eure wahre Geſinnung ſein und bleiben ſollte; wenn die bürgerliche Vereinigung unter keiner andern Bedingung zu erhalten, als wenn wir von dem Geſetze abweichen, das wir für uns noch für verbindlich halten, ſo thut es uns herzlich leid, was wir zu erklären für nöthig erachten; ſo müſſen wir lieber auf bürgerliche Vereinigung Verzicht thun. Von dem Geſetze können wir mit gutem Gewiſſen nicht weichen, und was nützen Euch Mitbürger ohne Gewiſſen?“ [1])

Mendelsſohn wollte Glaubensfreiheit, aber keine Glaubensvereinigung, denn dieſe führt gerades Weges auf die gehäſſige Intoleranz und hat die unſeligſten Folgen für Gewiſſensfreiheit. Alle Verfolgungen ſind von jeher im Namen dieſer Glaubensvereinigung ausgeübt worden, und man hat dieſe wie den gefährlichſten Feind des menſchlichen Geſchlechtes und ſeiner Glückſeligkeit zu vermeiden und mit aller Macht zu verhindern. Liebe und Haß ſind nicht ſo ſehr verſchieden, als Ausbreitung der Gotteserkenntniß von Glaubensvereinigung. [2])

„Großen Dank für alle Toleranz, wenn man dabei noch immer an Glaubensvereinigung arbeitet!“ ruft er ſeinem Freunde Homberg zu. So lange noch das Vereinigungsſyſtem im Hinterhalte lauerte, ſchien ihm dieſe Toleranzgleißnerei noch gefährlicher als offene Verfolgung. So lange noch dieſer verkehrte Weg zur Bruderliebe und Bruderduldung eingeſchlagen wird und man die Juden durch Sanftmuth und Schmeicheleien ihren Geſetzen abwendig machen will, iſt es höchſt nöthig, daß „das kleine Häuflein derer, welche nicht bekehren, auch nicht bekehrt ſein wollen, ſich zuſammendränge und feſt aneinanderſchließe.“ [3])

Mendelsſohn konnte den Gedanken nicht faſſen, daß man die Juden, weil ſie treue Bekenner ihrer Religion ſind, von

[1]) Schr. III, 357 f.
[2]) Schr. III, 235.
[3]) Schr. V, 671, 677.

den Menſchenrechten ausſchließen würde. Wegen der Verheißung von einem Hirten und einer Heerde, „braucht weder die ganze Heerde auf einer Flur zu weiden, noch durch eine Thür in des Herrn Haus ein- und auszugehen. Dieſes iſt weder dem Wunſche des Hirten gemäß, noch dem Gedeihen der Heerde zuträglich.“ „Brüder!“ ruft er aus, „iſt es Euch um wahre Glückſeligkeit zu thun, ſo laſſet uns keine Uebereinſtimmung lügen, wo Mannichfaltigkeit offenbar Plan und Endzweck der Vorſehung iſt. Keiner von uns denkt und empfindet vollkommen ſo, wie ſein Nebenmenſch; warum wollen wir denn einander durch trügliche Worte hintergehen? Warum uns einander in den wichtigſten Angelegenheiten unſeres Lebens durch Mummerei unkenntlich machen, da Gott einem jeden nicht umſonſt ſeine eigenen Geſichtszüge eingeprägt hat?“ [1])

Mit Worten prophetiſchen Geiſtes wendet er ſich dann an die „Regenten der Erde“. „Wenn es einem unbedeutenden Mitbewohner vergönnt iſt, ſeine Stimme bis zu Euch zu erheben, trauet den Räthen nicht, die Euch mit glatten Worten zu einem ſo ſchädlichen Beginnen, wie Glaubensvereinigung iſt, verleiten wollen. Sie ſind entweder ſelbſt verblendet und ſehen den Feind der Menſchheit nicht, der im Hinterhalte lauert, oder ſuchen Euch zu verblenden. Es iſt gethan um unſer edelſtes Kleinod, um die Freiheit zu denken, wenn Ihr ihnen Gehör gebet! Um Eurer und unſrer Aller Glückſeligkeit willen, Glaubensvereinigung iſt nicht Toleranz, iſt der wahren Duldung gerade entgegen! . . . Bahnet einer glücklichen Nachkommenſchaft den Weg zu jener Höhe der Cultur, zu jener allgemeinen Menſchenduldung, nach welcher die Vernunft noch immer vergebens ſeufzet! Belohnet und beſtrafet keine Lehre, locket und beſtechet zu keiner Religionsmeinung! Wer die öffentliche Glückſeligkeit nicht ſtört, den laſſet ſprechen, wie er denkt, Gott anrufen nach ſeiner oder ſeiner Väter Weiſe, und ſein

[1]) Schr. III, 360 f.

ewiges Heil ſuchen, wo er es zu finden glaubt. Laſſet niemanden in Euren Staaten Herzenskündiger und Gedankenrichter ſein, niemanden ein Recht ſich anmaßen, das der Allwiſſende ſich allein vorbehalten hat! Wenn wir dem Kaiſer geben, was des Kaiſers iſt, ſo gebet Ihr ſelbſt Gott was Gottes iſt! Liebet die Wahrheit! Liebet den Frieden!“[1])

Es thut von Zeit zu Zeit Noth, auf ſolche erhabene Worte wieder hinzuweiſen. Solche Worte müſſen alle diejenigen mit wahrem Schauder erfaſſen, welche ſich der hehren Tugend der Toleranz noch immer entſchlagen.

Mendelsſohn übte Toleranz gegen Andersglaubende und Andersdenkende im weiteſten Sinne. In Abſicht auf ſich dogmatiſch im ſtrengſten Verſtande, hatte er, was ihn ſelbſt betraf, in den wichtigſten Punkten der Religion und Philoſophie Partei genommen, aber eben ſo ſkeptiſch verhielt er ſich, wenn er ſeinen Nebenmenſchen beurtheilen ſollte.[2]) Er räumte einem jeden daſſelbe Recht ein, das er für ſich forderte, und war nach den Worten des Dichters:

„Streng gegen ſich, nachſichtig gegen andere.“

Niemand ſuchte er für ſeine Anſicht zu gewinnen, niemand verachtete er, weil er nicht ſo dachte und handelte wie er, inquiſitoriſches Ketzergericht war ihm ein Greuel, und Perſonen, mit denen er ſich über Wahrheiten der Religion nie vereinen konnte, waren dennoch ſeine beſten Freunde. „O, wer dieſe Erfahrung in ſeinem Leben gehabt hat, und noch intolerant ſein, noch ſeinen Nächſten haſſen kann, weil er in Religionsſachen nicht denkt oder ſich nicht ſo ausdrückt, wie er, den möchte ich nie zum Freunde haben, denn er hat alle Menſchheit ausgezogen.“[3])

---

[1]) Schr. III, 361 f.
[2]) Schr. III, 69, 168.
[3]) Schr. III, 291.

Einundſiebzigſtes Kapitel.

Urtheile über „Jeruſalem“.

Mendelsſohns „Jeruſalem“ machte weit größeres Aufſehen als der beſcheidene Verfaſſer erwartet hatte. Ein rechtloſer Jude hatte es gewagt für Denk-, Glaubens- und Gewiſſensfreiheit, für Gleichheit aller vor dem Geſetze, für Toleranz und religiöſe Duldung aufzutreten; und er that dies mit einer Freimüthigkeit und Entſchiedenheit, die Staunen erregte. Das Judenthum war dem Staate gegenüber noch nie ſo vertheidigt, das Verhältniß zwiſchen Staat und Religion noch nie ſo gefaßt und abgegrenzt worden! Keines ſeiner Werke hat aber auch ſo viel „Saft und Kraft“ als „Jeruſalem“,[1]) das, wie der edle Graf Mirabeau in ſeiner vortrefflichen Schrift „Ueber Moſes Mendelsſohn“ behauptet,[2]) „in alle europäiſchen Sprachen überſetzt zu werden verdiente“.[3])

[1]) Berlin, Fr. Maurer, 1783; Frankfurt a. M. 1787; Schr. III, 258—362 und in den verſchiedenen Ausgaben der Geſ. Schriften, dann auch in der Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur, zuſammen mit dem „Phädon“ (Leipzig 1869).

[2]) Mirabeau, Sur Moses Mendelssohn et sur la réforme politique des juifs (Leipzig 1853) S. 29; die 1. Aufl. London 1787.

[3]) Von „Jeruſalem“ erſchien eine italieniſche Ueberſetzung:

Gerusalemme, o sea del poter religioso e del Giudaismo; Trieste 1799. Es wurde in London und in Philadelphia ins Engliſche überſetzt:

Jerusalem, a treatise on ecclesiastical authority and judaïsm, translated from the German by M. Samuels. 2 vol. London 1838.

Jerusalem, a treatise etc. Translated from the German by Isaac Leeser. Philadelphia 1852.

Auch erſchienen davon zwei hebräiſche Ueberſetzungen:

ירושלים מאת ר' משה בן מנחם נעתק מלשון אשכנזי ע"י אברהם בער גאטלאבער

Sitomir 1867.

ירושלים . . . . . נעתק ע"י שוחר טוב לישראל ויצא לאור ע"י פרץ כמאלענסקין

Wien 1876.

Das Buch wurde mit Unwillen aufgenommen und erfuhr Widerlegungen von geiſtlichen und weltlichen Herren. Auf ungetheilten Beifall hatte Mendelsſohn nicht gerechnet. Er war ſich bewußt, daß er es keiner Partei recht gemacht und nur ſehr wenige zufrieden geſtellt habe. Er hatte ſo mancherlei in damaliger Zeit herrſchenden Vorurtheilen und falſchen Vorausſetzungen ſo geradezu widerſprochen, daß er auf Angriffe von allen Seiten gefaßt ſein mußte. Die Geiſtlichkeit konnte ſich mit ſeinen Grundſätzen nicht einverſtanden erklären, ebenſo wenig wie die weltliche Obrigkeit; „ihr behagt blos das Syſtem des Hobbes, der den Weihrauch vom Altare nimmt und ihr damit räuchert“. Seine Offenbarungslehre, ſeine Begriffe vom Judenthume konnten weder Orthodoxe noch Heterodoxe befriedigen. Und nun gar ſeine Anſichten über das Chriſtenthum! Er machte ſich, wie er ſeinem Freunde Homberg ſchrieb, Rechnung darauf, die mehrſten Gemüther wider ſich eingenommen zu finden, und faßte daher von vornherein den Entſchluß, ſich alle ſchriftlichen ſowol als mündlichen Privaterörterungen höflichſt zu verbitten und jeden, der ihm einen Entwurf machen würde, auf den Druck zu verweiſen. Ihm lag daran, die Streitpunkte mehr in öffentliche Unterſuchung vor das Publikum zu bringen. So oft ſelbſt ſeine beſten Freunde ihm ihre Zweifel mündlich zu erkennen gaben, erhielten ſie keine andere Antwort als: „laſſen Sie drucken“.

Kein durchlauchtiges, hochehrwürdiges oder hochgelehrtes Urtheil über „Jeruſalem“ konnte ihn ſonderlich befremden. „Der Fürſt, der ſich beim Friſiren ſo etwas vorleſen läßt,“ meinte er, „muß dem vorleſenden Abt die Schrift aus der Hand nehmen und ſprechen: Mendelsſohn iſt ein Schwätzer. Ein Leipziger Profeſſor hat geſagt: Mendelsſohn iſt in dem erſten Abſchnitte ein Sophiſt und in dem zweiten Stockjude. Zu Wittenberg ſoll jemand geurtheilt haben, er ſei Sacrilege und Naturaliſt: alles

---

Auszugsweiſe wurde Jeruſalem ins Hebräiſche überſetzt von J. Euchel, a. a. O. S. 58—112.

dieſes kam ihm nicht unerwartet.“[1]) Selbſt Kaiſer Joſeph hielt ihn in Folge des „Jeruſalem“ für einen Naturaliſten. Als dieſer den durch ſeine mannichfachen Schickſale, vorzüglich durch ſein Wirken als Geiſtlicher und Freimaurer bekannten Feßler zum Cenſor in Galizien ernannte und ihm die Beförderung der Cultur unter den Juden ans Herz legte, machte Feßler den Vorſchlag, den Raſchi-Kommentar zu ſtreichen.

„Wie, wenn ich ihnen dieſen Raſchi ſtreiche und ſtatt deſſen Moſes Mendelsſohns Ueberſetzung beizudrucken befehle?“

„Nein, nein,“ erwiderte der Kaiſer, „das geht nicht. Mendelsſohn war ein Naturaliſt, und ich will nicht, daß meine Juden Naturaliſten werden.“[2])

Indeſſen hatte Mendelsſohn doch die Freude, daß ſich einige der hellſten Köpfe und beſten Menſchen in den wichtigſten Behauptungen völlig für ihn erklärten.

Kant bewunderte Jeruſalem „wie ein unwiderlegbares Buch“[3]) und gab dem Verfaſſer ſeinen Beifall in einem Privatbriefe deutlich zu erkennen. „Herr Friedländer wird Ihnen ſagen,“ ſchrieb er ihm am 18. Auguſt 1783, „mit welcher Bewunderung der Scharfſinnigkeit, Feinheit und Klugheit ich Ihren Jeruſalem geleſen habe. Ich halte dieſes Buch für die Verkündigung einer großen obzwar langſam bevorſtehenden und fortrückenden Reform, die nicht allein Ihre Nation, ſondern auch andere treffen wird. Sie haben Ihre Religion mit einem ſolchen Grade von Gewiſſensfreiheit zu vereinigen gewußt, die man ihr gar nicht zugetraut hätte und dergleichen ſich keine andere rühmen kann. Sie haben zugleich die Nothwendigkeit einer unbeſchränkten Gewiſſensfreiheit zu jeder Religion ſo gründlich und ſo hell vorgetragen, daß auch endlich die Kirche unſererſeits darauf wird denken müſſen, wie ſie alles, was das Ge-

[1]) Schr. V, 675 f.

[2]) Feßler, Rückblicke auf ſeine ſiebenzigjährige Pilgerſchaft (Breslau 1824), 204.

[3]) Jacobis Werke IV, 3, 142.

wissen beläſtigen und drücken kann, von der ihrigen absondern, welches endlich die Menschen in Ansehung der wesentlichen Religionspunkte vereinigen muß; denn alle das Gewissen beläſtigende Religionssätze kommen uns von der Geschichte, wenn man den Glauben an deren Wahrheit zur Bedingung der Seligkeit macht."[1])

August von Hennings, ein eifriger Kämpfer für Glaubens- und Gewissensfreiheit, war der Meinung, „Jerusalem" sei aus dem Feuerstrome geschöpft, in den sich ehemals seine eigene Seele hinabstürzte; er schöpfte aber blos Wärme, was Mendelssohn herausgenommen habe, sei ganz Licht.[2])

Der junge schwärmerische Thomas Wizenmann, der sich später in so unwürdiger Weise gegen Mendelssohn benahm, mußte „Jerusalem" Gerechtigkeit widerfahren lassen und einräumen, daß der zweite Theil des Buches vortreffliche Ideen enthalte. Ihm war es freilich nicht denkbar, wie ein Mann das Judenthum so rein darstellen und das Christenthum leugnen könne.[3])

Auch Herder hielt mit seinem Urtheile nicht zurück. „An Ihrem ‚Jerusalem'," schreibt er Mendelssohn den 4. Mai 1784, bei Uebersendung seiner „Ideen zur Philosophie der Geschichte", „habe ich mit Geist und Herz viel Antheil genommen und Sie über die mancherlei Chikane beklagt, die man hie und da dagegen erhoben. Aber, lieber Mendelssohn, rechnen Sie nicht mit zwei ungleichen Größen? Den Staat setzen Sie so vollkommen, als er sein sollte und — wo ist? und zu einem solchen fügen Sie die Kirche. Ich gebe es zu, auch nach Ihren reinen Grundsätzen; so lange aber jener, wie Sie selbst nicht leugnen, mit der äußersten Unvollkommenheit behaftet ist, so lange wird auch sein pflegbefohlenes Kind, als corpus betrachtet, an seinen ungesunden Säften Antheil nehmen. Und da mag's immer noch

[1]) Kants Sämmtliche Werke, herausgegeben von Rosenkranz und Schubert (Leipzig 1842), XI, 1, 17.

[2]) Erinnerung an Dresden. (Hdschr.)

[3]) Von der Goltz, Thomas Wizenmann (Gotha 1859), II, 55

gut sein, wenn dieses einigen Halt für sich hat und nicht ganz von seiner Nahrung abhängt. Im Jerusalem droben oder im zukünftigen — freilich da wird niemand an Ihrer Theorie zweifeln.“[1])

Die Urtheile solcher Denker boten Mendelssohn reichen Ersatz für alle „schale Kritik, und alles noch schalere Lob, womit die gewöhnlichen Recensenten die arme Broschüre verfolgten“.[2])

Die meisten, welche über oder gegen die „arme Broschüre“ schrieben oder sie zu widerlegen suchen, knüpften mehr oder weniger an die Lavatersche Herausforderung an; nur sehr wenige ließen alles Persönliche aus dem Spiel und hielten sich streng an die Sache.

Der Berliner Prediger Joh. Friedrich Zöllner, ein mehrjähriger Bekannter Mendelssohns, schrieb ein ganzes Buch über „Jerusalem“,[3]) in welchem, wie Garve gegen Weisse äußerte, „mehrere Sätze nicht immer sehr bündig vertheidigt werden.“[4]) Ein anderer Berliner Prediger, Uhle, schickte ein noch weitläufigeres Product über das Buch in die Welt.[5]) Was Mendelssohn in seiner „deutlichen und stark überzeugenden Sprache“ sagt, hält er für wahr und vortrefflich, nichtsdestoweniger muß er dem „gründlichen Weisen“ widersprechen: nach seinem Dafürhalten ist „Jerusalem“ eine Mischung von Naturalismus und Particularismus.

Am meisten Aufsehen erregten die durch „Jerusalem“ hervorgerufenen „Philosophischen Betrachtungen über Theologie und Religion überhaupt und über die jüdische insonderheit“.[6]) Die

---

[1]) 1. Aufl. S. 550.

[2]) Schr. V, 616.

[3]) Ueber Moses Mendelssohns Jerusalem. Berlin, Maurer, 1784.

[4]) Briefe von Garve an Weisse (Berlin 1808), I, 184.

[5]) Ueber Herrn Moses Mendelssohns Jerusalem, politisch religiöse Macht, Judenthum und Christenthum. Berlin und Leipzig. Im Jahre 1784.

[6]) Frankfurt und Leipzig, 1784.

Berliner Juden waren so begierig, dieses Schriftchen zu lesen, daß sie es sich einander in der Synagoge zusteckten.[1])

Die Angriffe hörten noch lange nicht auf.

Da trat der eine mit einer Schrift unter dem pomphaften Titel „Offenbarung, Judenthum und Christenthum für Wahrheitsforscher" dagegen in die Schranken;[2]) ein anderer fühlte sich gedrungen, über diese „elende Apologie" und „rabbinische Philosophie" seine Gedanken zu eröffnen und das Christenthum zu vertheidigen,[3]) und ein dritter, namens Benedict Stattler, wurde erst 1787 mit seinem „Wahren Jerusalem, oder über religiöse Macht und Toleranz, bei Anlaß von M. Mendelssohns Jerusalem" fertig.[4])

Und nun erst der Troß der Recensenten: Herr Lossius,[5]) der Recensent in der „Züricher Bibliothek",[6]) Doederlein[7]) u. a. Doederlein gereicht es zum wahren Vergnügen, eine Schrift anzuzeigen, welche, wie „Jerusalem", zwar nicht an „körperlicher Größe, in der sich oft geistlose Menschen und Bücher brüsten, aber wol an innerm Gehalt, an Präcision der Ideen und des Ausdrucks und an Wichtigkeit und Fruchtbarkeit der Sachen vor vielen den Vorzug und den Beifall des Denkers verdient", aber zufrieden kann er doch nicht mit ihr sein. Alle behaupten, daß der Staat nicht ohne positive, ohne eine vorgeschriebene Religion bestehen könne und daß die Kirche auch Macht haben müsse.

Auch dem theologischen Ritter Michaelis bot „Jerusalem" eine erwünschte Gelegenheit, seinem Judenhaß wieder Luft zu machen. Zufolge der im ersten Theile des „Jerusalem" aufgestellten und gegen die Bischöfe der anglikanischen Hochkirche ge-

[1]) Hamburger Correspondent, 1786, Nr. 24.

[2]) Berlin, Nicolai, 1785.

[3]) Gedanken über Moses Mendelssohns Jerusalem, in so fern diese Schrift dem Christenthum entgegen gesetzt ist. Bremen, Förster, 1786.

[4]) Augsburg 1787.

[5]) Uebersicht der neuesten Literatur der Philosophie, Bd. 1, St. 2.

[6]) Züricher Bibliothek, Bd. 1, St. 1

[7]) Theologische Bibliothek, Bd. 2, St. 12.

richteten Behauptung, daß alles Beſchwören von Lehrmeinungen unzuläſſig ſei, warf ihm der Ritter „einen Zank an den Hals, der ihm in mancher Betrachtung gar hämiſch angelegt zu ſein ſchien“.[1]) Er machte ihm ohne weiteres den Vorwurf, alle engliſchen Biſchöfe als Meineidige gebrandmarkt zu haben, und beſchuldigte in der Recenſion,[2]) wie bei allen Gelegenheiten, die jüdiſche Nation der abſcheulichſten Grundſätze in Abſicht auf die Eide. Mendelsſohn fand es für nöthig, ſich zu vertheidigen und ließ die Vertheidigung, „Ueber die neununddreißig Artikel der engliſchen Kirche und deren Beſchwörung“, in der „Berliniſchen Monatsſchrift“ einrücken.[3]) Er ſtellt es nicht in Abrede, Mißbrauch und Geringſchätzung der feierlichſten Betheuerung den Biſchöfen des Oberhauſes, die ſelbſt am Ruder ſitzen, vorgeworfen zu haben; unbegreiflich iſt ihm nur, daß ein, ihm ſonſt ſo verehrungswürdiger Mann, wie der Ritter Michaelis, ſo leichtfertig wie der gemeine Haufe der Recenſenten iſt. „Gewiſſe Göttingſche Gelehrte ſcheinen von jeher mit gemeinen Vorurtheilen wider die Juden eingenommen zu ſein, und obgleich das aufgeklärte Publikum ſeitdem zu menſchlichern und tolerantern Geſinnungen gelangt iſt, ſo beharren ſie noch immer bei dem verjährten Wahn.“[4])

Einen ſehr warmen Vertheidiger gegen die verſchiedenen Angriffe fand Mendelsſohn in dem ungenannten Verfaſſer der kleinen, noch heute beherzigenswerthen Schrift „Ueber kirchliche Gewalt. Nach Moſes Mendelsſohn“.[5]) Der Ungenannte, ein Geſinnungsgenoſſe von Diez, dem Apologeten der Duldung, dem Freunde Dohms und von Hennings, will er nur jenem Meiſter-

[1]) Schr. V, 706.

[2]) Orientaliſche Bibliothek, Theil 22, Nr. 226, 232.

[3]) Berl. Monatsſchrift, 1784, S. 24—41; wieder abgedruckt: Schr. III, 374—385.

[4]) Schr. III, 384.

[5]) Berlin, Mylius, 1786. Das 80 Seiten umfaſſende Schriftchen iſt dem Rentſecretär Schneider in Merſeburg zugeeignet.

Hamann, wie ein geistreicher Theologe ihn so treffend bezeichnet,[1]) hatte einen würdigen Kampfgenossen gefunden: ein anderer Prediger hatte sich aufgeworfen, der das Ding noch gröber gemacht als jener in der Wüste. Der bekannte oder, wie er in einem Briefe an Herder genannt wird, der berüchtigte „Sirach für Jedermann", Schulz, hat eine philosophische Betrachtung zum Besten des Atheismus geschrieben", meldet Hamann seinem Busenfreunde Jacobi, „und der Israelit hat seinen Wunsch erreicht, wie ich meinen —; jener, einen bestimmten und mit zureichendem Grunde ausgerüsteten Gegner gefunden zu haben; ich, abgelöst zu sein und einen müßigen Zuschauer abgeben zu können."[2])

Hatte Hamann Mendelssohn des Atheismus beschuldigt, so griff ihn Schulz von der entgegengesetzten Seite an: er machte ihm, wie dieses auch von dem Ritter Michaelis und von andern Recensenten geschah, den Vorwurf, daß er im „Jerusalem" ein gar zu orthodoxer Jude, ja ein Rabbinite sei. Mendelssohn stand so zwischen zwei Feuern und befand sich in einer nicht geringen Verlegenheit.

Zweiundsiebzigstes Kapitel.

Mendelssohns Stellung im Judenthum.

Auf dem Fundamente der Leibniz-Wolffischen Philosophie stellte Mendelssohn in seinem „Jerusalem" ein neues System für das Judenthum auf. In seinem völlig selbstständigen Deismus sprach er dem Judenthum dessen eigenstes Eigenthum, die monotheistische Erkenntniß, ab und beschränkte dessen ganzes Wesen

[1]) Schwarz, Lessing als Theologe (Halle 1855), 9.

[2]) Hamanns Briefwechsel mit Jacobi. Herausg. von Roth, 18.

auf das geoffenbarte, für ewige Zeiten bindende und unveränderliche Gesetz, dessen Befolgung die Erhaltung des Judenthums bedingt. Die religiöse Handlung, die Beobachtung des Gesetzes, ist nach ihm unabhängig vom Glauben und Erkennen, sodaß er allen Ernstes behauptete, „daß Spinoza seiner speculativen Lehre ungeachtet, ein orthodoxer Jude hätte bleiben können, wenn er nicht in andern Schriften das echte Judenthum bestritten und sich dadurch dem „Gesetze" entzogen hätte."[1])

Indem Mendelssohn Denk- und Glaubensfreiheit einerseits als Princip des Judenthums anerkannte, das ganze Wesen desselben aber andererseits in das Ceremonialgesetz legte, war der subjectiven Auffassung der weiteste Spielraum geboten. Die verschiedensten religiösen Parteien, die Orthodoxen sowol wie die Reformfreunde, beriefen sich mit gleichem Rechte auf ihn. Jene führten ihn als ihren Gewährsmann dafür an, daß das Judenthum wesentlich Gesetz, daß Gebote und Verbote Gottes fundamental seien; diese beriefen sich auf ihn, daß man um Jude zu sein nichts zu glauben brauche.[2]) Bei aller Anerkennung, welche den hohen Verdiensten Mendelssohns um das Judenthum von allen Seiten bereitwillig gezollt wird, fand er doch wegen des „Jerusalem" besonders in neuerer Zeit unter seinen Glaubensgenossen viele, zum Theil scharfe Beurtheiler.[3]) Man beschul

[1]) Schr. III, 5.

[2]) M. s. die Schrift: Die Religion im Bunde mit dem Fortschritte und die unter demselben Titel erschienene Gegenschrift „von einem Schwarzen" (S. R. Hirsch). Frankfurt a. M. 1854.

[3]) M. s. Sam. Holdheim, Moses Mendelssohn und die Denk- und Glaubensfreiheit im Judenthume (Berlin 1859); Steinheim, Moses Mendelssohn und seine Schule (Hamburg 1840); M. Lazarus, Moses Mendelssohn in seinem Verhältniß zu Juden und Judenthum, in Deutsche Revue, 1886, Februar, S. 215—228; L. Philippson, Die Stellung Moses Mendelssohns in und zum Judenthume, in Allg. Ztg. d. Jdths., 1886, Nr. 11—16. Vom Standpunkte der äußersten Reform beurtheilt ihn J. H. Ritter, Geschichte der jüdischen Reformation. Erster Theil. (Berlin 1858).

digte ihn der Feigheit und Zweideutigkeit, hielt seine Ansichten für irrig und hinfällig, ja Steinheim, der sich beständig im Dunstkreise der Ideen des Judenthums bewegte, von dem jüdischen Leben und der jüdischen Gemeinschaft sich aber gänzlich fernhielt, und sich einredete, ein begeisterter Anhänger des Judenthums zu sein, hatte die Vermessenheit, Mendelssohn, der mit allen Fasern seines Herzens dem Judenthume anhing, einen Probalitätscalculator zu nennen, „der vom Juden nicht mehr zurückbehalten hatte als die Ceremonien, Perrücke und Judenbärtchen".[1])

Um „Jerusalem" richtig zu beurtheilen, muß man die Zeit und Umstände in Betracht ziehen, in welchen das Werk entstanden. Mendelssohn hatte sich selbst gegen Bekehrungsversuche zu vertheidigen, das Judenthum in seinen Grundlehren gegen böswillige Angriffe und dem Christenthume gegenüber in Schutz zu nehmen, er wollte um keinen Preis, daß seine nach bürgerlicher Freiheit dürstenden Glaubensgenossen in Bezug auf das religiöse Gesetz Concessionen machten. In seinem System suchte er seine philosophische Denkart mit unbedingter Gläubigkeit zu verschmelzen; es war das der Ausdruck seiner innersten Ueberzeugung. Von einer Zweideutigkeit, von einem Schwanken zwischen Philosophie und Rabbinismus, von einem bewußten Zwiespalt seiner Seele, wie, daß er sich innerlich vom Gesetze frei fühlte, es aber darum äußerlich übte, um auf seine jüdischen Zeitgenossen desto besser wirken zu können, kann bei Mendelssohn auch nicht im entferntesten die Rede sein, und wer solches ihm zuschreibt, wer wie Steinheim von ihm zu behaupten sich erkühnt, er sei mit dem Verstande Heide, mit dem Leibe Israelit gewesen,[2]) der versündigt sich an seinem Schatten und an der Wahrheit. Daß seine Jünger andere Wege einschlugen und in dem Streben nach Aufklärung und bürgerlicher Freiheit die

[1]) Steinheim, Die Offenbarung nach dem Lehrbegriffe der Synagoge (Leipzig 1863), III, 283.

[2]) Steinheim, Moses Mendelssohn und seine Schule, 37.

Gläubigkeit, welche den Meister beseelte, verloren, daß bald nach seinem Tode eine Erschlaffung der religiösen Ueberzeugung, eine religiöse Rathlosigkeit in den gebildeten Kreisen eintrat, ist den Zeit- und Culturverhältnissen zuzuschreiben, nicht aber Mendelssohn zur Last zu legen.

Wer möchte den Lehrer für die Schüler verantwortlich machen?

Weil die Schüler den Talmud und den Rabbinismus bekämpften, pflegte man auch Mendelssohn für einen Gegner des Rabbinismus und für einen Feind des Rabbinenthums zu halten. Er war aber weder das eine noch das andere. In seinen in hebräischer Sprache abgefaßten Schriften, steht er auf rabbinischem Standpunkt. Seine Einleitungen zum Pentateuch und zu Kohelet sind so ganz und gar rabbinisch, daß sie den Beifall der bedeutendsten talmudischen Autoritäten fanden,[1]) trotzdem er sich in der einen auf des freisinnigen Eichhorn „Einleitung in das Alte Testament" beruft und in der andern nicht verschweigt, „das Gute, das er in den Kommentarien der christlichen Schriftsteller gefunden, als Hebe vor Gott herausgehoben zu haben." Dem Talmud und dessen Auslegern zollte er sein Lebelang die größte Hochachtung,[2]) und das Studium desselben bot ihm Freude und Erholung. Mendelssohn war ein scharfsinniger Talmudist, das zeigt seine Correspondenz mit Jakob Emden[3]) und das Gutachten, welches er in einer Erbschaftsangelegenheit dem sehr unterrichteten und von ihm hochgeschätzten Hartog Leo

[1]) Sal. Herschel, Oberrabbiner zu London, spricht sich über Mendelssohn und dessen Pentateuch-Uebersetzung sehr anerkennend aus in seinem Gutachten zu den von Heidenheim herausgegebenen Festgebeten (Wochenfest), Rödelheim 1811.

[2]) Mendelssohns Urtheile über den Talmud in der Ankündigung von Rabes Mischna, im 35. Literaturbriefe, s. auch den 122 Literaturbrief, die Recension der gen. Mischna-Uebersetzung; Schr. IV, 1, 529 ff., IV, 2, 134 ff.

[3]) Emdens Gutachtensammlung Sch'ilat Jaabez (Altona 1770), II, Nr. 155, 156.

Lipschitz, dem „Secretär, Beglaubigter und Vorbeter der Berliner Gemeinde", im Januar 1765 ertheilte.[1]) Jene Methode des Talmudstudiums aber, welche sich in der damals tonangebenden polnischen Schule gebildet hatte, „jene gewöhnliche Disputirkunst, wie sie vielen Rabbinern eigen ist, die sich sehr gelehrt dünken", widerte Mendelssohn, den geraden Denker, an. „Es gehört, wie Sie wissen," schreibt er 1783 an Homberg, „eine ganz besondere Art des Unterrichts dazu, an dieser Geistesübung Geschmack zu finden, und wiewol wir beide diesen Unterricht selbst genossen haben, so kamen wir doch darin überein, daß Joseph lieber etwas stumpfsinniger bleibe, als daß man ihn in einer so unfruchtbaren Art des Witzes übe."[2]) Er war ein abgesagter Feind des Pilpuls, wie die polnische Disputirkunst genannt wird. Einst kam zu ihm ein Rabbi, da er eben Gesellschaft bei sich hatte, und forderte ihn auf, mit ihm zu disputiren. „Freund!" kam ihm Mendelssohn entgegen, „ich erkläre hiermit öffentlich, daß wir mit einander in Frieden leben, und dieser soll nicht verletzt werden." Ein anderes mal empfing er den Besuch des Prager Talmudisten Wolf Lasch, der ein weitschichtiges pilpulistisches Gebäude vor ihm aufführte. Am andern Tage kam Lasch wieder, um Abschied von ihm zu nehmen. Da holte Mendelssohn den bezüglichen Talmudtractat herbei und erklärte das fragliche Thema in so klarer und gründlicher Weise, daß das ganze pilpulistische Gebäude Laschs zusammenstürzte.[3])

Sein Widerwille gegen diese Art von Talmudstudium sowie seine Abneigung gegen das Kauderwelsch, dessen sich die Juden zu ihrer Umgangssprache bedienten, hing aufs innigste mit den Bestrebungen zusammen, welche er nie aus den Augen verlor: die Juden in das allgemeine Culturleben einzuführen.

[1]) Das Gutachten abgedruckt in einem, nicht erschienenen Cat. H. S. (Pinner?) S. 54 ff.

[2]) Schr. V, 673.

[3]) Ben Chananja V, 102.

Cultur und Bildung war das hohe Ziel, welches ihm beſtändig vorſchwebte, für Cultur und Bildung ſeine Glaubensgenoſſen empfänglich gemacht und dieſe unter ihnen verbreitet zu haben, darin beſteht der große reformatoriſche Einfluß, den er geübt hat.

Reformator, im herkömmlichen Sinne genommen, war Mendelsſohn nicht. Er trat nicht zum Kampfe gegen die Vergangenheit auf, er erklärte nicht das Beſtehende für abgeſtorben und unhaltbar, ſtellte nicht neue Glaubensſätze auf, ſchuf nicht neue Formen, er hob nicht alte Satzungen auf und proclamirte ſich nicht als neuer Geſetzgeber. Aber er löſte die Feſſeln, welche um den Geiſt gewunden waren, er weckte eine neue Bewegung, ein neues Leben in den Geiſtern und ſtärkte den Bildungstrieb in ihnen.[1]) Gerade dadurch, daß er ſich nicht als Reformator geberdete, daß er keine Reform anſtrebte, gerade dadurch iſt ſeine Bedeutung für die ſpätere Entwickelung des Judenthums eine ſo außerordentliche geworden.[2]) Er, der von allen anerkannte, gefeierte deutſche Schriftſteller ſtand in religiöſer Beziehung unwandelbar in ſeiner Ueberzeugung; er war mit ganzer Seele Jude, hielt ſich ſtreng an die kleinſte Satzung und beobachtete auf das gewiſſenhafteſte jeden Brauch, ohne ſich durch die Anweſenheit chriſtlicher Bekannten daran hindern zu laſſen. So erzählt der ſpätere Schulrath J. H. Campe in Braunſchweig: „Es war an einem Freitag Nachmittage, als wir, meine Frau und ich, mit Berliner Gelehrten bei Mendelsſohn zum Beſuche waren und mit Kaffee bewirthet wurden. Mendelsſohn, immer der freundlichſte Geſellſchafter, ſtand etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang von ſeinem Sitze auf, trat auf uns zu mit den Worten: ‚Meine Damen und Herren! Ich gehe nur in das Nebenzimmer um meinen Sabbat zu empfangen und bin dann gleich wieder in Ihrer Mitte; unterdeß wird

[1]) L. Philippſon, Moſ. Mendelsſohn der Reformator des Judenthums, in Leſſing-Mendelsſohn-Gedenkbuch, S. 89.

[2]) M. A. Goldſchmidt, Feſtrede bei der . . . Gedächtnißfeier Moſ. Mendelsſohns (Leipzig 1861), S. 14.

meine Frau Ihre Gegenwart um so mehr genießen.“ Mit einem unnennbaren heiligen Gefühle begleiteten unsere Blicke den liebenswürdigen Philosophen in seine Andachts-Stube, von wo er nach einer halben Stunde mit derselben Freundlichkeit zu uns zurückkehrte. Indem er sich niedersetzte, sagte er zu seiner Frau: ‚Jetzt bin ich wieder in meinem Amte und ich will es nun auch einmal versuchen, an Deiner Stelle die Honneurs zu machen, da Dich Geschäfte abrufen; unsere Freunde werden entschuldigen.‘ Mendelssohns Frau empfahl sich, ging zur Familie, weihete den Sabbat durch Lichtanzünden ein und kam dann zu uns zurück. Wir blieben noch einige Stunden zusammen.“[1])

„Ich freue mich,“ schrieb er noch wenige Tage vor seinem Tode seiner theuern Sophie Becker, „mit jedem Religionsgebrauche, der nicht zu Intoleranz und Menschenhaß führt; freue mich, wie meine Kinder, mit jeder Ceremonie, die etwas wahres und gutes zum Grunde hat; suche das unwahre so viel als möglich abzusondern, und schaffe nichts ab, bevor ich dessen gute Wirkung nicht durch etwas besseres zu ersetzen im Stande bin.“[2])

Neuerungen anzustreben kam ihm nie in den Sinn, „seine Gemüthsart war nicht für die Neuerungen“. Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, daß er die Abschaffung mancher Mißbräuche nicht vom Herzen wünschte. Er leugnete es nicht, „daß er bei seiner Religion menschliche Zusätze wahrgenommen, die leider! ihren Glanz nur zu sehr verdunkeln. Welcher Freund der Wahrheit kann sich rühmen, seine Religion von schädlichen Menschensatzungen frei gefunden zu haben? Wir erkennen ihn alle, diesen vergiftenden Hauch der Heuchelei und des Aberglaubens, so viel unserer sind, die wir die Wahrheit suchen, und wünschen, ihn ohne Nachtheil des Wahren und Guten ab-

[1]) J. Heinemann, Moses Mendelssohn. Sammlung theils noch ungedruckter, theils zerstreuter Aufsätze und Briefe von ihm, an und über ihn (Leipzig 1831), S. 21.

[2]) Schr. V, 649.

ſchaffen zu können.“[1]) „Unſere Bemühungen ſollten deshalb dahin gehen, die eingeriſſenen Mißbräuche abzuſchaffen und den Ceremonien echte, gediegene Bedeutung unterzulegen, die Schrift wieder leſerlich zu machen, die durch Heuchelei und Pfaffenliſt unverſtändlich geworden iſt.“[2])

Ruhig und beſonnen wie er war, unterließ er es auf die Abſchaffung der von ihm erkannten Mißbräuche zu dringen und Vorurtheile zu bekämpfen; er duldete lieber das Vorurtheil, als die mit ihm ſo verſchlungene Wahrheit zugleich mitzuvertreiben, hielt es ſo lange für unentbehrlich, ſo lange er ſich zu ſchwach fühlte es auszurotten. „Vorurtheile ſollen nicht unterdrückt, ſie müſſen beleuchtet werden“.[3]) Erſt vermittelſt der Cultur ſollte Aufklärung ſich entwickeln und zur gehörigen Reife gelangen; aber Aufklärung ſollte der Cultur nicht voraneilen, um dieſe nicht zu hemmen. „Wenn ich es auch in meiner Macht hätte,“ ſchreibt er den 27. November 1784 an Hennings, den jungen Stürmer, „ſo würde ich mich gleichwol ſehr hüten, alle Vorurtheile mit einem einzigen Federſtriche aufzudecken. Der Aufklärer, der nicht unbedachtſam zufahren und Schaden anrichten will, hat ſorgfältig auf Zeit und Umſtände zu ſehen und den Vorhang nur in dem Verhältniſſe aufzuziehen, in welchem das Licht ſeinem Kranken heilſam ſein kann. Die Zeloten haben Recht, wenn ſie zuweilen die Folgen der Aufklärung für bedenklich halten. Der Trugſchluß liegt blos darin, daß ſie euch bereden wollen, den Fortgang derſelben zu hemmen. Aufklärung hemmen iſt in aller Betrachtung und unter allen Umſtänden weit verderblicher als die unzeitigſte Aufklärung. Sie rathen alſo zu einem Mittel, das ſchädlicher iſt als die Krankheit. Das Uebel, welches zufälligerweiſe aus der Aufklärung entſtehen kann, iſt außerdem von der Beſchaffenheit, daß es in der Folge ſich ſelbſt

[1]) Schr. III, 41.
[2]) Schr. V, 669.
[3]) Schr. III, 415.

hebt. Laſſet die Flamme nur recht auflodern, ſo wird ſie den Rauch ſelbſt verzehren, den ſie hat aufſteigen laſſen.“[1])

Mendelsſohns unſterbliche Verdienſte um das Judenthum und die Juden, die deutſchen zunächſt, beſtehen hauptſächlich darin, daß er ſie die reine deutſche Sprache gelehrt, die Pforte zu neuen Unterſuchungen und Discuſſionen eröffnet, daß er den Geiſt von innen frei gemacht und damit die bürgerliche Gleichſtellung angebahnt, daß er durch ſein eigenes Leben ihnen den Weg gezeigt hat, auf welchem ſie als treue Juden den allgemeinen Culturbeſtrebungen ſich anſchließen und entwickeln können. Seine lautere Abſicht wurde jedoch bald verkannt, ſein religionsphiloſophiſches Syſtem, den klaren und lichtvollen Ideen zum Trotz, vielfach mißverſtanden zunächſt von ſeinen Schülern.

Dreiundſiebzigſtes Kapitel.

Mendelsſohns Schüler, Jünger und Freunde.

Schüler im eigentlichen Sinne des Wortes hatte Mendelsſohn nicht. An Sabbat- und Feſttagen verſammelten ſich gegen Abend wißbegierige junge Männer in ſeinem Hauſe mit der beſtimmten Abſicht, Belehrung bei ihm zu ſuchen. Dieſe jungen Freunde der Aufklärung, durch das von ihnen betriebene Studium des Talmuds gewandte Dialektiker, führten unter ſeiner Anleitung Discuſſionen über von ihm gegebene oder ſelbſtgewählte Themata. Er ſaß dann gewöhnlich als Kampfrichter auf ſeinem Armſeſſel mit niedergeſchlagenen Augen. Oft befeuerte er den Muth durch ein plötzliches Aufblicken oder durch einen einſilbigen Ausruf, oft belohnte er durch einen lächelnden Beifall; ein ſchnelles

[1]) 1. Aufl. S. 536; ſ. auch den Brief Mendelsſohns an Hennings vom 20. September 1779 in L. Geigers Zeitſchrift, S. 113 f.

Niederſehen, ein verneinendes Kopfſchütteln galt für entſchiedenen Tadel. Zuweilen erhob er ſich auch von ſeinem Sitze, trat, wenn Reden und Gegenreden ſich durchkreuzten, zwiſchen die Streitenden und ſchien liebreich um Gehör zu bitten. Sobald dann ein ehrerbietiges Stillſchweigen erfolgte, nahm Mendelsſohn den Faden des Geſpräches auf, ſtellte Satz und Gegenſatz mit der ihm eigenthümlichen Klarheit gegeneinander und ließ die Streitenden die Vergleichungspunkte ſelbſt finden, ohne für den einen oder andern Partei zu nehmen. Das was er lehren wollte, ſuchte er in ſokratiſcher Weiſe zu entwickeln. Hatte ſich dann die Hitze der Streitenden gelegt, ſo pflegte er oft zu ſagen: „Sehen Sie, meine Herren, es war ein bloßer Wortſtreit, wie es gewöhnlich der Fall iſt; ich glaubte gleich, Sie würden bald eines Sinnes werden.“[1])

Erziehung und Unterrichtsweſen, die Religion und ihre Grundprincipien, die jüdiſche Literatur und ihre Träger boten in der Regel den Stoff der Unterhaltungen, an welchen junge Männer wie David Friedländer, Enchel, Löwe, Wolfſohn, Satanow, ferner Hartwig Weſſely und H. Homberg, die Aerzte Bloch und Herz und mehrere andere theilnahmen.

David Friedländer, ein geborener Königsberger, kam 1771 nach Berlin und wurde ein Jahr ſpäter Schwiegerſohn des angeſehenen Daniel Itzig, deſſen Gattin eine Verwandte und Landsmännin Mendelsſohns war und mit deſſen Familie dieſer in innigem Verkehre ſtand. Fanny, eine der neun ſchönen Töchter ſeines Freundes, welche, ſcharfen Verſtand mit fröhlicher Laune vereinend und fremder Sprachen wie der eigenen kundig, als die Gattin des in den Adelſtand erhobenen Wiener Bankiers Nathan Arnſtein, Prinzen und Fürſten, Staatsmänner und Gelehrte in ihren Salons verſammelte, ſchrieb er ins Stammbuch die charakteriſtiſchen Zeilen:

[1]) D. Friedländer, Moſes Mendelsſohn. Fragmente von ihm und über ihn (Berlin 1819) (aus der Zeitſchrift Jedidja und dann wieder in Heinemanns Moſes Mendelsſohn abgedruckt), S. 36 f.

Die Geschichte der Menschenduldung.

Auch sie entsprang wie ihre Mutter, die Weisheit, aus dem Haupte Jupiters,
Aber nicht in voller Rüstung: Berlin sah sie geboren werden, sah sie auf
Der Mutter Schoß kindlich tändeln und kindlich weise Thaten beginnen.
Wien hörte aus dem Munde dieses Fremdlings noch nie gehörte liebevolle
Sprüche und erwartet nun auch bald weise Thaten:
Ihr irdisches Bild nennt sich Fanny Arnstein und ihr irdischer Geschichtschreiber
Moses Mendelssohn.[1])

Eine Enkelin Itzigs, die Tochter der „sanften" Elisabeth, heirathete später Mendelssohns Sohn Abraham!

Mit wahrhaft kindlicher Verehrung hing Friedländer an Mendelssohn; er begleitete ihn auf seinen Reisen, bildete sich an seinem Umgange, wurde Freund seiner Familie, unterstützte ihn in seinen Culturbestrebungen, so besonders bei der Errichtung der Berliner jüdischen Freischule, der er auch sein erstes literarisches Product widmete: ein Lesebuch für jüdische Schulen, für das Mendelssohn die „Grundartikel des Judenthums nach Maimonides" bearbeitete und eine „Andachtsübung" schrieb.[2]) Nach dem Tode seines Lehrers und Freundes übersetzte Friedländer einige hebräische Abhandlungen desselben, wie „Ueber die Seele", ins Deutsche, besorgte auch die fünfte und sechste Auflage des „Phädon"[3]) und schrieb sonst manches über ihn. Sein Kampf

[1]) 1. Aufl. S 569.

[2]) Das Lesebuch erschien: Berlin 1779; die „Grundartikel" s. 1. Aufl. S. 565 ff., die „Andachtsübung", Schr. VI, 416 f.

[3]) „Der alte ehrliche Friedländer hat den „Phädon" wieder neu auflegen lassen," schreibt Zelter an Göthe den 25. December 1824, „und mir es vorigen Sonntag geschickt. Auch Dir wird er ein Exemplar zugeschickt haben." Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter, III, 480

gegen Talmud und Rabbinismus, sein ganzes späteres Wirken war nicht im Sinne des Meisters.

Mit Friedländer innig befreundet war Isaak Euchel aus Kopenhagen, ein kenntnißreicher, für Aufklärung und Fortschritt glühender junger Mann, der mehrere Jahre in der Friedländerschen Familie in Königsberg als Erzieher lebte. Als er im Juni 1784 zum Besuche seiner Eltern nach Kopenhagen reiste, gab ihm Mendelssohn an seine dort wohnenden Schwäger das folgende humoristische Schreiben mit:

An meine guten Brüder in Kopenhagen Herren Moses Fürst und Joseph Gugenheim meinen brüderlichen Segen und Gruß zuvor.

Brüder, liebe Getreue!

Wenn ich Euch jemand empfehle, so ist es, verlaßt Euch auf mein Wort, gewiß kein Mann, der Euch um Euer Geld oder um Euren guten Namen bringen, keiner, der in Eurem Hause, oder in Eurer Küche, oder in Eurem Weinkeller (wenn Ihr einen habt), oder in Eurem Schlafzimmer wird den Meister spielen wollen; keiner, der Euch ein Buch verehrt, das Ihr nicht braucht, und Euch dafür Geld abnimmt, das Ihr gar wohl braucht, sondern ein Mann, der mehr Eure Thüre als Euren Beutel beständig offen zu finden wünscht, der Euch höchstens ein Stündchen Zeit abfordern wird, mit der man ohnehin nicht sehr karg umzugehen pflegt, und bei dem dieses Stündchen selbst nichts weniger als verloren ist, denn seine Unterhaltungen sind so nützlich und lehrreich, daß sie den Verlust zweifach ersetzen, — ein solcher Mann ist nun der Herr Isaak Euchel, der Ihnen dieses Handbillet oder diesen Cabinetsbefehl vorzeigt von

Ihrem guten Bruder
Moses Mendelssohn.[1])

Auf Euchels Anregung hatte sich in Königsberg eine Gesellschaft hebräischer Literaturfreunde gebildet, welche zur Pflege

[1]) 1. Aufl. S. 554 f.

und Läuterung der hebräiſchen Sprache und zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe ein eigenes Organ ſchaffte. Dieſe allmonatlich erſcheinende Zeitſchrift „Der Sammler" brachte außer den Poeſien Hartwig Weſſelys, David Franco Mendes in Amſterdam und anderer neuhebräiſcher Dichter, welche das Unternehmen unterſtützten, und den Ueberſetzungen der Gedichte Hallers, Ramlers u. a., meiſtens grammatiſche, exegetiſche und pädagogiſche Aufſätze, ſowie kurze Biographien hervorragender Männer aus der jüdiſchen Geſchichte und Literatur. Der „Sammler" legte auch gleich im erſten Jahre ſeines Beſtehens es den reichen Juden ans Herz, die große Oppenheimerſche Bibliothek anzukaufen. Mendelsſohn, an den ſich Iſaak Seligmann Kohen in Hamburg, der damalige Beſitzer dieſes ſeltenen Bücher- und Handſchriftenſchatzes, gewandt hatte, gab die ſchriftliche Erklärung ab, daß die Sammlung, einzig in ihrer Art, 50 bis 60000 Thaler werth ſei. Eigentlich, drückte er ſich aus, könne er den äußern Werth gar nicht ſchätzen, aber es müßten ſich Männer finden, welche eine ſolche Summe dafür zahlten. Der edle Mendelsſohn hätte gewiß noch mehr gegeben, hätten ſeine Verhältniſſe ihm geſtattet, die Bibliothek zu kaufen.[1])

Der „Sammler", der in allen größern Gemeinden des In- und Auslandes, in Berlin, in Königsberg, wo er anfangs erſchien, in Hamburg, Prag, Breslau, Straßburg, Kopenhagen, beifällige Aufnahme fand, wurde von Mendelsſohn mit Beiträgen verſehen: einige Stücke aus ſeinem von dem Frommen bald unterdrückten „Sittenprediger", ſeine mit Emden geführte Correſpondenz über die Beerdigungsfrage und einige kleine Gedichte erſchienen in dieſer Zeitſchrift, deren erſter Jahrgang (1784) auch mit ſeinem Bildniſſe geſchmückt wurde.

Von den zeitgenöſſiſchen philoſophiſchen Denkern jüdiſchen Stammes ſtand Markus Herz, der Gatte der ſchönen Henriette

[1]) S. Friedländer bezeugt, den Brief Mendelsſohns an Iſaak Kohen geſehen zu haben; Sammler, 1784, S. 80; Orient, Literaturblatt, 1844, Nr. 18.

de Lemos, Mendelssohn am nächsten. Herz, von seinen armen Eltern zum Rabbiner bestimmt, widmete sich später dem Studium der Medicin und lag in Königsberg mit besonderer Vorliebe der Philosophie ob. Die Natur hatte viel für ihn gethan. Er besaß einen hellen Verstand, ein weiches Herz, eine gemäßigte Einbildungskraft und eine „gewisse Subtilität des Geistes, die der Natur natürlich zu sein scheint". „Ich liebe ihn aufrichtig," schreibt Mendelssohn den 23. December 1770 an Kant, der ihm seinen Lieblingsschüler empfohlen hatte, „und habe das Vergnügen, fast täglich seines sehr unterhaltenden Umganges zu genießen."[1]) Herz fuhr auf der unter Kants Leitung betretenen Bahn rühmlichst fort. Nach seiner Rückkehr aus Königsberg schrieb er „Philosophische Gespräche" und schickte sie Mendelssohn zur Beurtheilung. Dieser, von seinem Nervenleiden noch nicht hergestellt, schrieb ihm: „Ich bin ein podagrischer Tänzer; da sitze ich in meinem Lehnstuhle und rufe den Tänzern mein Bravo zu. Das erste Bravo bekommen Sie." Die Gespräche blieben ungedruckt: Mendelssohns Tadel hatte den Verfasser abgeschreckt, sie zu überarbeiten. Auf den Scharfsinn und das philosophische Urtheil des Doctor Herz legte Mendelssohn großen Werth, das beweist sowol die zwischen beiden geführte Correspondenz,[2]) als auch die Widmung, mit der er ihm die neue Auflage seiner „Philosophischen Schriften" zuschickte: „Seinem Freunde Markus Herz empfiehlt folgende Aufsätze zur fernern Ausführung, deren er selbst wol auf Erden nicht mehr fähig sein wird, der Verfasser." In ein Exemplar des neuaufgelegten „Phädon" schrieb er ihm: „In jenem Leben ein Mehreres. Moses Mendelssohn."[3])

Markus Herz, vom Fürsten von Waldeck zum Hofrath ernannt, und der erste Jude, der als Professor der Philosophie in Berlin öffentliche philosophische Vorlesungen hielt, die von

[1]) Schr. V, 509, Kants Werke XI, 1, 20 f.
[2]) Schr. V, 555, 558 f., 587 f., 614.
[3]) Aus Schlichtegrolls Nekrolog in Sulamith III, 2, 80 f.

Fürſten und Prinzen beſucht wurden, dabei ein beliebter vielbeſchäftigter Arzt, blieb Mendelsſohn ein treuer hingebungsvoller Freund; in ſeinen Armen hauchte er den Geiſt aus.

Als ich einſt vor Mendelsſohns Krankenbett ſaß, ſo erzählt ein Namensvetter unſeres Philoſophen, kam ein zerlumpter Pole hereingeſtürzt, holte ein Convolut Schriften aus ſeinem Buſen, warf ſie aufs Bett und verſchwand. Wiſſen Sie, ſprach Mendelsſohn, was dieſe Schriften enthalten? Dieſer wilde Pole ſucht darin die zehn Sefirot durch die neueſte Philoſophie zu erklären.[1]) Dieſer Pole ward nachher der berühmte Salomon Maimon. Chamiſſos „Abba Gloſk Leczeka", jener blutarme jüdiſche Ketzer, der von heißer Begierde nach Wahrheit geſtachelt, von ſeinen unduldſamen Glaubensgenoſſen verjagt, aus Lithauen nach Berlin pilgert, um Mendelsſohns Rath und Unterricht zu genießen, aber auch in Berlin nicht geduldet wurde, Abba Gloſk ſtellt das poetiſche Seitenſtück zu Salomon Maimons wirklichen Lebensſchickſalen dar. Dieſes ſeltene Genie, das ſich durch eiſerne Willenskraft unter den ungünſtigſten Verhältniſſen vom polniſchen Talmudiſten zum deutſchen Philoſophen emporgearbeitet, dem Kant in einem Schreiben an Markus Herz zugeſtanden hat, daß er unter allen ſeinen Gegnern der bedeutendſte und ſcharfſinnigſte wäre, fand, als er im Jahre 1779 zum zweiten male nach Berlin kam und dort geduldet wurde, in einem Butterladen Wolffs Metaphyſik, welche er für zwei Groſchen kaufte und in deren Studium er ſich verſenkte. Er war von dem Buche ganz entzückt, die Ordnung und mathematiſche Methode, die er darin fand, „zündeten in ſeinem Geiſte ein neues Licht an". Aber Wolffs Theologie flößte dem mit Maimunis „Führer" vertrauten jungen Manne Bedenken ein; den Beweis vom Daſein Gottes nach dem Satze des zureichenden Grundes konnte er nicht zugeben. Seine Zweifel ſetzte er in hebräiſcher Sprache auf und überſandte die Schrift Mendelsſohn, von dem er ſchon ſo viel

[1]) Orient, Literaturblatt, 1848, S. 165, Mittheilung Moſes Mendelſons in Hamburg nach Erzählung ſeines Vaters.

gehört hatte. Aufgemuntert durch deſſen ſofortige und anerkennende Antwort, ſchrieb er eine metaphyſiſche Disputation in hebräiſcher Sprache; infolge derſelben wünſchte Mendelsſohn ihn perſönlich kennen zu lernen. Er war aber ſo ſchüchtern, daß er es kaum wagte, in ein vornehmes Haus zu treten. Als ich Mendelsſohns Thüre öffnete, erzählt er ſelbſt, ihn und andere vornehme Leute, die zugegen waren, erblickte, ſo bebte ich zurück, machte die Thüre wieder zu und wollte mich entfernen. Mendelsſohn aber hatte mich bemerkt, kam zu mir, redete mich ſehr liebreich an, führte mich in ſein Zimmer, ſtellte ſich mit mir ans Fenſter und machte mir über mein Schreiben viele Complimente. Dieſer würdige Mann ſorgte auch für meinen Unterhalt, empfahl mich den vornehmſten und aufgeklärteſten Juden Berlins, die für meine Beköſtigung und übrigen Bedürfniſſe Sorge trugen.[1]) Maimon, der Locke und Spinoza, Homer und Oſſian durcheinander las und ſich für keinen beſtimmten Beruf erklären wollte, lernte endlich auf Zureden ſeiner Freunde drei Jahre in einer Apotheke, aber nur als theoretiſcher Zuſchauer, dabei führte er ein loſes Leben, ſodaß Mendelsſohn ihn endlich kommen ließ und ihm den Rath ertheilte, Berlin zu verlaſſen. Maimon entſchloß ſich nach Hamburg zu gehen. Mendelsſohn gab ihm ein ſehr vortheilhaftes Zeugniß über ſeine Fähigkeiten und Talente mit, und war froh, ihn los zu ſein. Als dieſer „Verbeſſerer Kants", über deſſen Schriften Schiller, Göthe, Körner voll des Lobes ſind, nach einigen Jahren wieder nach Berlin zurückkehrte, war Mendelsſohn ſchon der Erde entrückt. Beſonders dankbar hat er ſich nicht gegen ihn gezeigt.[2])

Auch ein ſonſt unbekannter Philoſoph, Herz Ullmann aus Mainz, der ſich im Haag häuslich niedergelaſſen, der die ganze

[1]) Salomon Maimons Lebensgeſchichte. Von ihm ſelbſt geſchrieben und herausgegeben von K. P. Moritz (Berlin 1792), II, 156 ff.

[2]) Der von Maimon an Mendelsſohn gerichtete, in der Biographie Elia Wilnas „Alijuth Elijahu" (Wilna 1856) abgedruckte Brief und die ganze damit in Verbindung gebrachte Geſchichte iſt Erfindung.

Philoſophie nach Wolffiſcher Eintheilung bearbeitet, über Logik und Metaphyſik, über Pſychologie und Kosmogonie geſchrieben hat, wandte ſich an Mendelsſohn mit einer Abhandlung über das Daſein Gottes, um ſie in Berlin drucken zu laſſen. Dieſer gab ſich der Hoffnung hin, die Druckkoſten, welche der in dürftigen Verhältniſſen lebende Schriftſteller nicht beſtreiten konnte, durch eine Sammlung bei ſeinen reichen Glaubensgenoſſen mit Leichtigkeit aufbringen zu können, ſtieß aber auf ſo große Schwierigkeiten, daß er den Plan aufgeben und die ſonſt vortreffliche Arbeit dem Autor zurückſchicken mußte.[1])

Von dem Regensburger Rabbiner Iſaak Alexander, der in jener Zeit deutſche Schriftchen mit philoſophiſchen Titeln erſcheinen ließ und den Nicolai auf ſeinen Reiſen durch Deutſchland perſönlich kennen lernte und als einen merkwürdigen Mann bezeichnete, nahm Mendelsſohn wenig Notiz. Er hielt ihn, wie er Avigdor Levi ſchrieb, „für einen intereſſirten Menſchen, der blos Eigennutz zur Abſicht hat".[2])

Alle dieſe Männer, welche mit und durch Mendelsſohn dachten, waren, wie der Kantianer Lazarus Bendavid, der ſich, von ihm aufgemuntert und unterſtützt, zum Mathematiker erſten Ranges heranbildete, treffend bemerkt,[3]) die Kleinhändler deſſen, was ſie im Umgange mit Mendelsſohn im ganzen einkauften: Cultur und Aufklärung wollten ſie unter den Juden verbreiten. Die Aufklärung erhielt aber einen gewaltſamen Schwung und verlor an Kraft, was ſie an Zeit zu gewinnen ſchien.

[1]) Die Abhandlung blieb ungedruckt und iſt mit andern philoſophiſchen Arbeiten Ullmanns noch handſchriftlich vorhanden; ſ. Katalog der Michaelſchen Bibliothek (Hamburg 1848), H. S. Nr. 297—299, 300, 302, 391, 419; Steinſchneider, Cat. Cod. Hebr. Bibl. Acad. Lugduno-Batavae 86 ff. Der Brief Mendelsſohns an Ullmann von A. N(eubauer) veröffentlicht in Jſr. Letterbode II, 174; m. ſ. mein Moſes Mendelsſohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, S. 36 ff.

[2]) Schr. VI, 453. Ueber Alexander ſ. mein: Ein vergeſſener Zeitgenoſſe Mendelsſohns, in Frankels Monatsſchrift, 1867, 161 ff.

[3]) Lazarus Bendavid, Charakteriſtik der Juden (Leipzig 1793), S. 34.

Vierundſiebzigſtes Kapitel.

Aufklärung und Schwärmerei.

Die Stadt Friedrich des Großen betrachtete ſich mehr und mehr als die Metropole der Aufklärung. Zur Verbreitung nützlicher Aufklärung und zur Verbannung verderblicher Irrthümer war durch den Bibliothekar Bieſter und den Gymnaſialdirector Gedike im Jahre 1783 die „Berliner Monatsſchrift“ gegründet; Mendelsſohn zählte zu ihren Mitarbeitern. Zu gleicher Zeit und zu ähnlichen Zwecken bildete ſich in Berlin eine gelehrte Geſellſchaft, der alle Männer der Aufklärung, Engel, Nicolai, Juſtizrath Klein, Kriegsrath Dohm, der Propſt Teller, die Prediger Spalding und Zöllner, Hofrath Selle, Bieſter, Gedike und mehrere andere als Mitglieder angehörten. Auch Mendelsſohn wurde zum Beitritt aufgefordert. Derſelbe Grund, der ihn verhinderte, einer „Geſellſchaft der Wiſſenſchaften“ in Wien beizutreten, machte es ihm unmöglich, der Einladung Bieſters zu folgen: ſein leidender Zuſtand, ſeine häuslichen Verrichtungen, welche, wie er dem Freiherrn von Sonnenfels ſchreibt, „viel Zeit und Bemühungen erfordern;“ [1]) ein Grund, der die abſchlägliche Antwort für jeden ſeiner Freunde doppelt ſchmerzlich machte. Daraufhin ſchrieb ihm Bieſter: „Jetzt hat die Geſellſchaft einen andern Wunſch geäußert und mir aufgetragen, Sie um die Gewährung deſſelben zu bitten. Ein in der Geſellſchaft gehaltener Vortrag wird nicht blos dort beſprochen, ſondern er circulirt hernach bei allen Mitgliedern, um noch reiflicher überlegt zu werden und kommt mit den beigeſchriebenen Votis der Mitglieder zurück. Nun wünſcht man, daß man auch Ihnen, verehrungswerther Mann, zuweilen die Kapſel ſchicken darf, um auch Ihre Meinung über einen Vortrag zu hören, den man dazu wichtig genug hält. Wollen Sie dies erlauben und gütig

[1]) Schr. V, 623.

genug sein, zuweilen Ihr Votum zu geben? Sie werden auf diese Weise ein Ehrenmitglied der Gesellschaft und haben Fug und Recht, wenn Sie wollen oder wenn es Ihre Bequemlichkeit erlaubt, die Gesellschaft zu besuchen oder nicht, wie es Ihnen beliebt.“ [1])

Man sieht, welch großen Werth die gelehrte Gesellschaft auf Mendelssohns Urtheil legte. Mehrere für dieselbe von ihm geschriebene Vota sind in der „Berliner Monatsschrift“ erschienen. In diesem Journale beantwortete er auch die Frage: „Was heißt Aufklären?“ [2]) Er unterscheidet zwischen Cultur und Aufklärung: jene bezieht sich auf das Praktische, diese auf das Theoretische; sie verhalten sich zu einander wie Theorie zur Praxis, wie Erkenntniß zur Sittlichkeit. „Wo beide, Cultur und Aufklärung, mit gleichen Schritten fortgehen, da sind sie sich einander die besten Schutzmittel gegen die Corruption. Mißbrauch der Aufklärung schwächt das moralische Gefühl, führt zu Egoismus und Irreligion. Mißbrauch der Cultur erzeugt Ueppigkeit, Gleisnerei, Verweichlichung und Aberglauben.“ Und in der That! Die mißbrauchte Aufklärung führte zur Irreligion; das Mystische wurde Mode. Schröpfer, Cagliostro und andere Schwärmer traten auf und fanden Glauben. „Wir träumten von nichts als Aufklärung,“ heißt es in dem Briefe Mendelssohns an Zimmermann vom 1. September 1784, [3]) „und glaubten durch das Licht der Vernunft die Gegend so aufgehellt zu finden, daß die Schwärmerei sich gewiß nicht mehr zeigen werde. Allein wie wir sehen, steiget schon von der andern Seite des Horizonts die Nacht mit allen ihren Gespenstern wieder empor. Das Fürchterlichste dabei ist, daß das Uebel so thätig, so wirksam ist. Die Schwärmerei *thut* und die Vernunft begnügt sich zu *sprechen*.“

Schon beim ersten Auftreten des berüchtigten Schröpfer,

[1]) Schr. I, 30.

[2]) Schr. III, 399 ff.

[3]) Mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, S. 17.

von dem sich die angesehensten Männer so außerordentliche Wunderdinge zu erzählen wußten, war man begierig, Mendelssohns Ansichten über diese „Arbeiten" zu hören. Die Grafen Hoym und von Lynar ersuchten ihn, seine Gedanken darüber zu Papier zu bringen. Er that es in einem noch heute lesenswerthen Aufsatze in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek".[1]) Gleichzeitig bestimmte er in einer besondern, auch dem Grafen zu Schaumburg-Lippe abschriftlich geschickten Abhandlung[2]) die Wörter: Enthusiast, Visionär und Fanatiker oder Schwärmer. Er „nennt denjenigen einen Enthusiasten, auf dessen Gemüth minder kräftige Vorstellungen von einer gewissen bestimmten Gattung (die nämlich seinem Genie entsprechen) mit solcher Energie wirken, daß sie alle seine Geisteskräfte aufregen und zu einem Endzwecke thätig machen. Wir sind alle mehr oder weniger empfindsam gegen Tugend, Religion, Vaterland, Freundschaft, ob sie gleich als allgemeine Ideen und als bloße Zeichen minder kräftig sein müssen. Wenn aber das Genie eines Menschen danach gestimmt und die Laune günstig ist, so kann bei Anhörung bloßer Worte ein Enthusiasmus in seiner Seele entstehen und ihm eine Thätigkeit verleihen, die ihm selbst eingehaucht scheinen wird, weil sie ihren sichtbaren Ursachen so wenig entspricht.

Mancher ist gegen Vorstellungen von einer gewissen Gattung so leichtbeweglich, daß seine Erfindungs- und Einbildungskraft durch die bloßen Zeichen derselben in Bewegung gerathen, die Zeichen in Bilder, und die Bilder oder Phantasmata in gegenwärtige Empfindungen verwandeln. Diesen nennen wir einen Visionär, Erscheinungsseher.

Auf den Schwärmer oder Fanatiker wirken die Ideen, welche seinem Genie analog sind, mit mehr Wärme als Licht. Sie setzen die verborgensten Triebfedern seines Herzens in heftige, anhaltende Bewegung und lassen sie in wirkliche Handlungen,

[1]) Schr. IV, 2, 561 ff.

[2]) Diese Abhandlung, bereits 1775 geschrieben, wurde zuerst veröffentlicht: Deutsches Museum, 1858, Nr. 33, dann 1. Aufl. 551 ff.

und zwar in ſtarke und außerordentliche Handlungen ausbrechen, die mehrentheils böſe ſein werden, weil ſie aus einer unreinen Quelle fließen, und nicht Wahrheit, ſondern Wahn und Träumerei zum Grunde haben."

Aberglauben und Schwärmerei, Geiſterbeſchwörung und Roſenkreuzerei griffen immer mehr um ſich; „man wollte lieber von Geſpenſtern umgeben ſein als in einer todten Natur zwiſchen lauter Leichnamen wandeln, lieber im Schlaraffenlande als länger ohne Gott leben." Dieſe gefährliche Krankheit der Zeit beſchäftigte damals wie die bedeutendſten Denker auch Mendelsſohn, der ungefähr anderthalb Jahr vor ſeinem Tode das Mittel angab, „wie der einreißenden Schwärmerei entgegenzuarbeiten ſei".[1]) Nicht durch Spott; „die Menſchen können aus ihren falſchen Begriffen von Gott und der Vorſehung weder durch Satyre hinausgelacht, noch durch äußere Macht und Anſehen hinausgeſchreckt werden . . . Die Quelle des Uebels kann nicht anders als durch Aufklärung verſtopft werden. Man helle die Gegend auf, ſo verſchwinden die Geſpenſter. Man ziehe ans Licht, was ſo gerne im Finſtern ſchleicht; bringe alles an den Tag, was man von den Bemühungen, geheimen Verbindungen, Anſtalten und Verrichtungen der Schwärmerei in Erfahrung bringen kann; mit Verachtung gegen den Verführer, aber mit Verſchonung und ohne Geiſel der Satyre gegen den Verführten, der Mitleid, aber nicht Hohn verdient." „Es wäre zu wünſchen," ſchreibt Mendelsſohn an Zimmermann, „daß ein glückliches Kind der Vorſehung mit eben ſolchen Waffen wider den Atheismus, der bald der Vorläufer, bald der Nachfolger der Schwärmerei iſt, zu Felde zöge, ein Mann, der den hohen Ernſt der Vernunft, ſowie die ſanfteſte Wärme der Empfindung und alle Mittel einer reichen, aber nicht verſchwenderiſchen Einbildungskraft in ſeiner Gewalt haben müßte, mit einem Worte, wenn ich mir das Ideal deſſelben vorſtellen will: ein Mann,

[1]) Schr. III, 413 ff.

der das für die Sache der Gottheit thun könnte, was Winckelmann für das Heidenthum gethan. Dieſer würde zu Ihrem Werke — Ueber die Einſamkeit — den Pendant ſchreiben, und ſo hätten wir dem von allen Seiten einreißenden Uebel auch von allen Seiten zu ſteuern geſucht. Von meiner Seite muß ich es vor der Hand blos bei dem frommen Wunſche bewenden laſſen. Ich fühle mich zur Vollendung dieſes erhabenen Werkes viel zu ſchwach. Indeſſen will ich, ſo lange mir die Vorſehung das Leben friſtet, Materialien dazu herbeiſchaffen. Vielleicht bedient ſich derſelben einſt ein glücklicherer Sterblicher, und vielleicht — tröſtend und herzſtärkend iſt dieſer Wunſch für meine Schwachheit — vielleicht iſt dieſer glücklichere mein Sohn![1])

Ihm ſelbſt wurden die letzten Jahre ſeines Lebens durch den „ſchalen nervenloſen" Atheismus und die Glaubensſchwärmerei gründlich verbittert.

---

[1]) Mein: Moſes Mendelsſohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, S. 17 f.

Fünfzehntes Buch.

Jacobi.

Fünfundſiebzigſtes Kapitel.

Eliſe Reimarus und Jacobi.

Eliſe Reimarus, die treffliche und hochgebildete Tochter des Hamburger Philoſophen, verehrte Mendelsſohn als die Herzensfreundin ſeines Leſſing, als die nahe Verwandte Hennings, und wurde noch weit mehr von ihr verehrt.

Auf einer Reiſe, welche ſie im März 1783 in Begleitung Campes, welcher damals einer Erziehungsanſtalt in Hamburg vorſtand, nach Berlin machte, lernte ſie den ihr ſo theuern Mann perſönlich kennen. „Mendelsſohn, meinen lieben Mendelsſohn ſah ich geſtern," ſchreibt ſie am 25. März von Berlin aus an einen Freund. „Er iſt ganz, wie ich ihn mir dachte; unwiderſtehlich einnehmend durch die überall aus ihm redende Güte des Herzens und hervorleuchtende Klarheit ſeines Geiſtes. Wir haben viel über Leſſing und Sie geſprochen. Leſſings nicht unähnliche Büſte war das erſte, was beim Hereintreten mir in die Augen fiel. . . . Mendelsſohn hat ſeines Briefwechſels mit Leſſing bis dieſe Stunde noch nicht habhaft werden können; aber der Bruder hat verſprochen, ihm nächſtens ein Packet

Schriften zu schicken, worunter auch dieser Briefwechsel sein soll. Und alsdann verspricht Mendelssohn sein Wort wegen des ‚Etwas über Lessings Charakter' zu halten. Der Himmel gebe ihm dazu Gesundheit und Heiterkeit, so werden wir doch einmal etwas über unsern Freund lesen, das des Mannes werth ist." [1])

In den wenigen Stunden, welche Mendelssohn diese um fünf Jahre jüngere Schwester des mit ihm in gleichem Alter stehenden Hamburger Arztes und Philosophen Johann Albert Reimarus zu sprechen die Freude hatte, gewann er sie so lieb, daß er als Freund Lessings sein Recht auf ihre Freundschaft geltend machte; „aus ihren Reden und noch mehr aus ihrem bedeutenden Stillschweigen" schloß er auf Gleichheit der Gesinnungen; er nannte sie seine „theuerste Freundin", seine „verehrungswürdige Schwester", seine „theuerste Elise". Sie blieb ihm eine theure Freundin, wie unangenehm für ihn auch die Folgen ihres Besuches wurden: Elise Reimarus brachte Mendelssohn zunächst mit Jacobi zusammen. An diesen Freund war ihr obiges Schreiben gerichtet.

Friedrich Heinrich Jacobi, ein Schüler und Verehrer Bonnets und Busenfreund Hamanns, der, insofern er den Glauben über die Vernunft setzt, der Glaubens- und Gefühlsphilosoph, der Vorläufer der romantischen Schule ist, hielt sich im Juli 1780 einige Tage bei Lessing in Wolffenbüttel auf. Am zweiten Tage seiner Anwesenheit kam Lessing des Morgens früh zu seinem Gaste, und da dieser mit Briefschreiben beschäftigt war, bat er sich etwas zu lesen aus. Jacobi reichte ihm das Goethesche Gedicht „Prometheus", das er in der Handschrift bei sich trug, mit den Worten: „Sie haben so manches Aergerniß gegeben, so mögen Sie auch einmal eins nehmen." Zu seiner großen Ueberraschung fand Lessing nicht allein das Gedicht nach Form und Inhalt von dem lebendigen Geiste des Alterthums durchweht, sondern fügte noch hinzu: „der Gesichtspunkt, aus welchem

[1]) Jacobis Werke IV, 1, 38.

das Gedicht gewonnen ist, das ist mein eigener Gesichtspunkt. Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen. *Ἓν καὶ Πᾶν!* Eins und Alles. Ich weiß nichts anderes. Wenn ich mich nach jemand nennen soll, so weiß ich keinen andern als Spinoza.“[1])

Lessing Spinozist! Jacobi staunte. Im Laufe des Gespräches fragte er ihn auch, ob er gegen Mendelssohn, den er unter seinen Freunden am höchsten schätzte, seine Anhänglichkeit an Spinoza nie hätte laut werden lassen. „Nie!“ antwortete Lessing. „Einmal nur sagte ich ihm ungefähr eben das, was Ihnen an der ‚Erziehung des Menschengeschlechts‘ aufgefallen ist. Wir wurden aber nicht mit einander fertig, und ich ließ es dabei.“[2])

Dieses Geheimniß von Lessings Spinozismus bewahrte Jacobi drei volle Jahre, bis er durch Elise erfuhr, daß Mendelssohn ernstlich daran denke, eine Charakteristik Lessings zu schreiben. Erst da hielt er es für geboten, der gemeinschaftlichen Freundin das Geheimniß anzuvertrauen, damit sie, wenn sie es für gut fände, es Mendelssohn eröffne.

„Sie wissen vielleicht,“ schrieb er ihr am 21. Juli 1783, „und wenn Sie es nicht wissen, so vertraue ich Ihnen unter der Rose der Freundschaft, daß Lessing in seinen letzten Tagen ein entschiedener Spinozist war. Es wäre möglich, daß Lessing diese Gesinnungen gegen mehrere geäußert hätte, und dann wäre es nöthig, daß Mendelssohn in dem Ehrengedächtnisse, das er ihm setzen will, gewissen Materien entweder ganz ausweiche, oder sie wenigstens äußerst vorsichtig behandelte. Vielleicht hat sich Lessing gegen seinen lieben Mendelssohn eben so klar als gegen mich geäußert, vielleicht auch nicht, weil er ihn lange nicht gesprochen, und sehr ungern Briefe schrieb. Ihnen, meine Traute,

[1]) Jacobis Werke IV, 1, 52.
[2]) Jacobis Werke IV, 1, 42; Schr. III, 10.

ſei es hiermit anheimgeſtellt, ob Sie Mendelsſohn hiervon etwas eröffnen wollen oder nicht.“[1])

Der Freundin ſchien die Sache äußerſt wichtig, ſie ſchrieb ſofort an Mendelsſohn und entdeckte ihm das Geheimniß.

Sechsundſiebzigſtes Kapitel.

Leſſing Spinoziſt.

Leſſing ein Anhänger des Spinoza! Man bedenke, daß die Leute damals von Spinoza noch immer wie „von einem todten Hunde“ redeten und was ſich nicht allein Theologen, ſondern auch Philoſophen unter einem Spinoziſten vorſtellten. Sehr überraſcht war Mendelsſohn von dieſer Mittheilung nicht. Wußte er doch, daß Leſſing ſo gut wie er ſelbſt ſich in der Jugend mit Spinoza beſchäftigt und deſſen Einheitsgedanken in echt ſpeculativer Weiſe überall folgerecht feſtgehalten. Aber höchſt unangenehm war ihm der Antrag von Seiten Jacobis. Im Grunde hatte er den Mann nie gekannt. Er hatte wol einzelne Aufſätze von ihm geleſen und ihn als pſychologiſchen Romanſchreiber geſchätzt; in der Philoſophie hielt er ihn für einen Dilettanten. Daß er Leſſings Freundſchaft und Vertrauen genoſſen habe, das war ihm völlig fremd. Er hielt daher das ganze Geheimniß vorläufig für eine bloße Anekdote, welche ihm irgend ein Reiſender erzählt haben mochte. Indeſſen witterte er bald, daß man geneigt ſei, Leſſing den Proceß zu machen. Da er nun wirklich im Begriffe war, über Leſſings Charakter zu ſchreiben, ſo ſah er gar wohl, daß ihn dieſe Anekdote weit vom Ziele abführen würde, daß ſie Erörterungen und Unter-

[1]) Jacobis Werke, IV, 1, 40.

ſuchungen erforderte, zu welchen ihm Stimmung und Kraft fehlten. Unter allen Umſtänden war ihm die Entdeckung Jacobis ſehr unwillkommen, und er drang auf nähere Erklärung.[1])

Ohne zögern ſchrieb er der „verehrungswürdigen Reimarus“: „Was heißt das: Leſſing war in ſeinen letzten Tagen ein entſchiedener Spinoziſt? Wie hat ſich Leſſing dieſes gegen Jacobi geäußert? Hat er mit trockenen Worten geſagt: Ich halte das Syſtem des Spinoza für wahr und gegründet? und welches? Hat er das Syſtem ſo genommen, wie es Bayle mißverſtanden, oder wie andere es beſſer erklärt haben? Wenn Leſſing im Stande war, ſich ſo ſchlechtweg, ohne alle nähere Beſtimmung, zu dem Syſtem irgend eines Mannes zu verſtehen, ſo war Leſſing zu der Zeit nicht mehr bei ſich ſelber, oder in ſeiner ſonderbaren Laune, etwas paradoxes zu behaupten, das er in einer ernſthaften Stunde ſelbſt wieder verwarf. Hat aber Leſſing etwa geſagt: „Lieber Bruder! der ſo ſehr verſchrieene Spinoza mag wol in manchen Stücken weiter geſehen haben, als alle die Schreier, die an ihm zu Helden geworden ſind. In ſeiner Ethik insbeſondere ſind vortreffliche Sachen enthalten, vielleicht beſſere Sachen als in mancher orthodoxen Moral oder in manchem Compendio der Weltweisheit. Sein Syſtem iſt ſo ungereimt nicht, als man glaubt.“ Hat er etwas dergleichen ſich merken laſſen, wie ich von meinem Freunde vermuthe; — beſte Seele! ich weiß nicht, wie nahe oder wie ferne der Tod hinter mir ſteht und mit der Hippe droht: aber ich bin zu aller Zeit bereit, dieſes von ganzem Herzen zu unterſchreiben, man bringe mich, unter welche Rubrik man wolle.“[2])

Da Mendelsſohn vermuthete, daß Jacobi der Mann nicht ſei, der ſich die Sachen nur halb ſagen ließe, ſo erſuchte er Eliſe, den Freund zu veranlaſſen, daß er ausführlich berichte, was, wie, bei welcher Gelegenheit und auf welche Veranlaſſung ſich Leſſing über ſeinen Spinozismus geäußert habe. Sobald

[1]) Schr. III, 6.
[2]) Schr. V, 693 ff.

Jacobi ihn hierüber befriedigt hätte, wollte er auch die letzten Gesinnungen seines Freundes nicht verschweigen; auch des besten Freundes Name sollte für die Nachwelt nicht heller glänzen, als er es verdient.

Sobald Elise diesen Brief vom 16. August 1783 erhielt, kam sie dem Wunsche Mendelssohns nach und brachte den Inhalt des Schreibens Jacobi zur Kenntniß. Dieser genügte der Aufforderung und richtete von Pempelfort aus am 4. November 1783 „unter dem Umschlag an die Freundin unversiegelt" an Mendelssohn ein Schreiben, in dem er ihm das Wesentliche seiner Unterredung mit Lessing weitschweifig mittheilte. Und doch erzählte er nur den zehnten Theil von dem was er hätte erzählen können! „Wenn man ganze Tage und von vielen sehr verschiedenen Dingen miteinander spricht, muß sich die Erinnerung des Details verlieren." Die Fragen, welche Mendelssohn ihm vorgelegt und, wie er selbst gesteht, „vielleicht etwas zu lebhaft" ausgedrückt hatte,[1]) wurden gerade nicht in der zartesten Weise, sondern „dürre, trocken, ja wol etwas herbe" beantwortet, sodaß Jacobi am Schlusse des Schreibens für schicklich hielt, den „lieben edlen Mendelssohn" zu bitten, „es ihm nicht zum bösen zu deuten. Gegen einen Mann, den ich so wie Sie verehre, war dieser Ton der einzige, der mir geziemte."[2])

Das Schreiben Jacobis gab Mendelssohn genugsam zu erkennen, daß er seinen Mann nicht gekannt hatte. Er hielt ihn für einen Schöngeist und wurde einen Philosophen gewahr, der Kraft genug besaß, „sich vom Gängelbande loszureißen und seinen eigenen Weg zu gehen". Er verstand in dem, von Jacobi ihm geschickten langen Briefe, der einer philosophischen Abhandlung glich, nur das wenigste: der Gang der Ideen war ihm, wie er Elise und deren Bruder, dem Doctor Joh. Albert Reimarus den 18. November 1783 schrieb, zu fremd, das Bilderreiche in den Vorstellungen zu blendend, daß er wie be-

[1]) Schr. III, 7.

[2]) Jacobis Werke, IV, 1, 94.

täubt daſtand und ſich nicht zu finden wußte. Indeſſen glaubte er aus dem „ganzen Gebäude, das ſich Jacobi auf eigene Koſten errichtet hatte", ſchließen zu dürfen, daß dieſer in die Subtilitäten des Spinozismus tiefer eingedrungen, als er vermuthete, und daß die Nachricht von Leſſings Anhänglichkeit an Spinoza keine Anekdote, ſondern das Reſultat einer wirklichen Unterredung ſei.

Mendelsſohn hatte den Ritter, den er ſelbſt zum Zweikampf aufgefordert, verkannt und war bereit, ihn förmlich um Verzeihung zu bitten, wenn der Ton, in welchem dieſer ihn ſein Unrecht hatte empfinden laſſen, nicht Genugthuung wäre.[1])

Höchſt unangenehm und peinlich war es Mendelsſohn ſich mit Jacobi einzulaſſen. Daß Leſſing ſich in den letzten Tagen ſeines Lebens zu den Lehren Spinozas bekannt habe, darauf legte er nicht viel Werth. Er machte ſich überhaupt nicht viel aus dem, was der größte Menſch in ſeinen letzten Stunden ſagt oder thut; am wenigſten wenn er die „Seitenſprünge" ſo ſehr liebte, wie Leſſing wirklich gethan; „das Neue und Auffallende galt bei ihm mehr als Wahrheit und Einfalt." „Sobald ihn die Laune anwandelte, war keine Meinung ſo ungereimt, deren er ſich nicht, aus Liebe zum Scharfſinn, anzunehmen fähig war und in der Hitze des Streits ſchien es ihm ſelbſt zuweilen ein Ernſt zu ſein. In dieſer Stunde war ihm die Gymnaſtik des Geiſtes wichtiger als die reine Wahrheit."[2]) Den Beweis für Leſſings Spinozismus fand Jacobi in „Prometheus"! Eine gute Perſiflage! meint Mendelsſohn. „Glücklicher hätte das ſogenannte ſpinoziſtiſche Syſtem nicht gezeigt werden können. Wer durch ſchlechte Verſe um ſeine Religion kommen kann, muß ſicherlich wenig zu verlieren haben".[3])

Dem leidenden ſchwächlichen Manne war die ganze Angelegenheit in der Seele zuwider, weil er wußte, daß Jacobi

[1]) Schr. V, 701.
[2]) Schr. V, 698, 702.
[3]) Schr. V, 702; III, 9.

überall Spinozismus witterte, auch die Leibniz-Wolffische Philosophie auf Spinoza zurückführte; sie war beängstigend für ihn, weil er gleich anfangs vermuthete, daß dieser Glaubensphilosoph, der beste Freund Lavaters und Hamanns, den Versuch machen wolle, ihn in den Schos des Glaubens zu führen. Er zog, um dem Streite aus dem Wege zu gehen, die Sache in die Länge: erst nach neun Monaten, den 1. August 1784, antwortete er Jacobi[1]) und theilte ihm mit, indem er ihm seine „Erinnerungen" über die Unterredung mit Lessing zuschickte, daß er von seinem Vorhaben über Lessings Charakter zu schreiben abgekommen und willens sei, erst einen Gang mit den Spinozisten oder „All Einern", wie er sie lieber heißen wollte, zu wagen.

Der Kampf mit einem neuen Glaubenshelden war begonnen. Es war ein metaphysischer Ehrenkampf, den der schwächliche Mendelssohn unter den Augen der Dame ausfechten mußte, die sowol von ihm als von dem Gegner hochgeschätzt wurde. „Waffnen Sie sich nur mit der lieben Geduld!" ruft er seiner Dame zu. „Ich stehe Ihnen dafür, unsere Briefe werden in die Länge immer weitläufiger, dunkler, unentschiedener, rechthaberischer; aber ich hoffe, wir werden unter Ihren Augen die Gesetze der Bescheidenheit, die Grenzen eines ritterlichen, wohlerzogenen Verhaltens nie überschreiten, und uns niemals Ihrer Achtung und Theilnehmung unwürdig machen."[2])

Siebenundsiebzigstes Kapitel.

Widerlegung Jacobis.

„Wir müssen nun hoffen, daß Mendelssohn wirklich bald Hand ans Werk legt," schreibt Elise den 5. Juli 1784 an

[1]) Schr. V, 707 ff.

[2]) Schr. V, 709.

Jacobi. „Sie aber, lieber Jacobi, müſſen ſich freuen, daß Sie durch Ihren Aufſatz die Veranlaſſung zu einer ſo nützlichen Arbeit gaben, wenn es gleich eigentlich zu einem andern Zwecke dienen ſollte und mit der Zeit auch dienen wird.“[1])

Mendelsſohn ſah die Arbeit ſeines ganzen Lebens bedroht, das Schreckbild des Pantheismus erhob ſich geſpenſterhaft vor ſeinen Augen: er durfte nicht ſchweigen, mußte Jacobi Rede ſtehen, ſo ſchwer es ihm auch wurde. Mußte er doch der Philoſophie, die ſeine treueſte Gefährtin, ſein einziger Troſt in allen Widerwärtigkeiten des Lebens war, jetzt wie einer Todfeindin auf allen Wegen ausweichen. Er hatte alle Hoffnung aufgegeben aus Rückſichten für ſeine ſchwächliche Geſundheit jemals zum „ſpeculativiſchen Leben“ zurückzukehren und wollte „in langer Zeit wenig oder vielleicht gar nichts Metaphyſiſches mehr ſchreiben“; nun mußte er ſich mit einem male bis über den Kopf hinweg in transcendentale Spitzfindigkeiten verſenken. Dabei verbot ihm die Nervenſchwäche, welche ihn ſeit mehr als zehn Jahren ſo ſehr niederhielt, jede Anſtrengung des Geiſtes. Er mußte mit einer „ſchneckenartigen Langſamkeit“ arbeiten und fürchtete, daß eine Arbeit wie die Widerlegung Jacobis ſein Gehirn gar zerſprengen würde.[2]) In dieſem leidenden Zuſtande ſollte er nun wieder an die erſten Begriffe gehen, ohne Ekel wiederkäuen, was Subſtanz, Wahrheit, Urſache, hauptſächlich was objectives Daſein ſei; „alle dieſe Subtiligkeiten wieder vorzunehmen,“ bekennt er in dem Briefe an Eliſe vom 5. Januar 1784, „wäre für mich, beſonders in dieſer abſcheulichen Kälte, eine tödtende Arbeit.“[3])

Er hatte einen ſchweren Stand; nicht blos weil er

[1]) Jacobis Werke IV, 1, 100.

[2]) Schr. II, 235; V, 703, 712; 1. Aufl. S. 539. Ob Mendelsſohn beabſichtigte, die Ethik des Ariſtoteles zu überſetzen, wie Satanow in der Vorrede zu der hebräiſchen Ueberſetzung derſelben (Berlin 1790) verſichert, dürfte bezweifelt werden.

[3]) Schr. V, 705.

es als alternder kränklicher Mann mit einem jüngern und rüſtigern Gegner zu thun hatte, ſondern vor allem, weil ihm dieſer Gegner, den ſelbſt Kant als einen Herkules unter den Denkern rühmt, an Vertrautheit mit den Schriften und Einſicht in die Denkweiſe Spinozas weit überlegen war. Nach dem funfzigſten Jahre, klagt er wiederholt, „will ſich unſere Seele nicht leicht einen neuen Weg führen laſſen. Wenn ſie auch ihrem Führer eine Strecke folgt, ſo iſt ihr doch jede Gelegenheit, in ihren gewohnten Pfad auszuweichen, willkommen, und ſie verliert ihren Vorgänger unvermerkt aus den Augen.“ Er hatte als Widerleger, wie er ſich ausdrückt, eine „ſiſyphiſche Arbeit“.

Das Schlimmſte für ihn war, daß er Jacobi und Genoſſen nichts neues, nichts frappantes zu ſagen hatte. Er fand, daß er „zu alt und zu ſteif ſei, ſich ſein Schibbolet abzugewöhnen, daß er ſich in keine andere philoſophiſche Sprache mehr hineinſtudiren könne, als die er ſo lange gewohnt war“. Die alten bekannten Gründe, ſo ſchlußrichtig und bündig ſie mir auch vorkommen, ſind den Sophiſten unſeres Jahrhunderts zu Spott und Mähre geworden. Was nicht quer durch den Sinn fährt und wie ein Wetterſchlag erſchüttert, macht keinen Eindruck mehr, und die Arbeit der Penelope wieder ganz von neuem anzufangen, mit langſamen, aber feſten Tritten alle Schlupfwinkel und Irrgänge der Sophiſterei durchzugehen und das Ungeheuer aufzuſuchen, dazu habe ich die Kräfte nicht mehr, wenn ich ſie auch gehabt haben ſollte.“[1]) Flehentlich bat er den Doctor Reimarus, der von ſeinem großen Vater die ſeltene Gabe hatte, die abſtruſeſten Speculationen ohne Wortgepränge und Bilderſchmuck dem ſchlichten Menſchenſinne darſtellen zu können, den Gang mit den „Sophiſten“ zu wagen. Gern wollte er als treuer Gehülfe oder Schildknappe dem Kämpfer zur Seite ſtehen, die Pfeile ſchärfen und ſie dem Schleuderer darreichen. Selbſt

[1]) Schr. V, 703.

konnte er nicht mit dem Gegner ringen, so lange noch jede Meditation ihm schlaflose Nächte verursachte und mit dem Schlagflusse drohete.[1])

Jacobi, Lessing, Spinoza beschäftigten ihn unaufhörlich und ließen ihn nicht ruhen. Jacobi schickte ihm den 5. September 1784 von Hofgeismar aus, wo er sich bei seiner Freundin, der Fürstin Galizin, aufhielt, die Abschrift eines französischen Sendschreibens an Hemsterhuis, gegen welchen er im Namen Spinozas die Consequenz des Systems zu vertheidigen suchte, das Mendelssohn im buchstäblichen Sinne nicht verstanden hat. Und mit welch geringschätziger Miene der glaubensstarke Mann auf den bescheidenen Mendelssohn herabblickte! Welch brüsker Ton! „Daß ich ritterlich den Handschuh hingeworfen hätte, davon weiß ich nichts. Wenn er mir entfallen ist, und Sie wollen ihn für hingeworfen ansehen und ihn aufnehmen; gut, ich wende nicht den Rücken, sondern wehre mich meiner Haut, so gut ich kann. Daß Sie mich für einen andern halten, das kommt nicht von irgend einem blauen Dunst, den ich gemacht hatte. Kampf und Ausgang werden zeigen, daß ich keiner unerlaubten Künste mich bediene und auf nichts weniger bedacht bin als mich zu verstecken."[2]) Und eine solche Sprache nannte Mendelssohn in seiner Liebenswürdigkeit „altdeutsche Offenherzigkeit".

Je mehr Erläuterungen Jacobi gab, desto weniger wußte Mendelssohn was er wollte. Er merkte gar bald, daß er sich mit diesem Manne, der voll Rechthaberei und Eigendünkel war und in eine, wie ihm schien, „mit Fleiß angenommene Hitze zu gerathen" anfing, nicht vereinigen könne. Niemand war auf den Fortgang dieses sonderbaren Kampfes mehr gespannt als Herder, der damals mit Göthe, Knebel und Frau von Stein das Studium des Spinoza eifrig betrieb. „Ich fürchte," schreibt er Jacobi den 2. November 1784, „Ihr werdet, nicht zwar mit

[1]) Schr. V, 704.

[2]) Jacobis Werke IV, 1, 122.

Homeriſchen Göttern, aber mitunter mit Schatten ſtreiten; wenigſtens hat Mendelsſohn ſchon einen guten Anfang damit gemacht, daß er Dich für einen Spinoziſten genommen.“[1])

Bevor Mendelsſohn ſich in einen Wettkampf mit Jacobi einließ, wollte er, um Verwirrung zu vermeiden, in einer etwa zwanzig und mehrere Bogen umfaſſenden Schrift erſt ſeine metaphyſiſchen Grundanſchauungen darſtellen und zugleich, ohne alles was Jacobi und Leſſing insbeſondere angeht zu berühren, den Pantheismus widerlegen. Er machte ſich zwar keine Rechnung, den Gegner durch die Schrift von ſeiner Meinung zu überführen, aber die Controverſe hoffte er wenigſtens feſtzuſetzen und den Streit gehörig einzuleiten. „Mit unſerm würdigen Jacobi wird mich alles dieſes nicht zuſammenbringen, ſo viel ſehe ich zum voraus. Wie ich mir ſeinen feurigen Geiſt vorſtelle, wird er alle meine Gründe als bekanntes Schulgeſchwätz verwerfen und der Mühe nicht werthachten, es nochmals zu unterſuchen. Ja, er nimmt es mir vielleicht noch übel, daß ich den tiefſinnigen Lehren des Spinoza meine platte Compendien-Weisheit entgegenſetzte. Am Ende fürchte ich, wir bewirthen uns einander wie der Storch und der Fuchs in der Fabel. Jener läßt in tiefen Flaſchen, dieſer auf flachen Tellern auftragen.“[2])

Bevor noch Mendelsſohn Jacobis Antwort auf die ihm geſchickten „Erinnerungen“ mit deſſen kurzem Briefe vom 26. April 1785 erhalten hatte, theilte er Eliſe mit: er ſei feſt entſchloſſen, den erſten Theil ſeiner „Morgenſtunden“ herauszugeben.

---

[1]) Aus Herders Nachlaß, II, 259.
[2]) Schr. V, 717.

Achtundſiebzigſtes Kapitel.

Joſeph Mendelsſohn.

Die „Morgenſtunden“, das metaphyſiſche Hauptwerk Mendelsſohns, hatte mit der Pentateuch-Ueberſetzung gleichen Zweck: dieſe Vorleſungen, durch den Streit mit Jacobi veranlaßt, waren zunächſt gehalten, um ſeinen älteſten Sohn „frühzeitig zur vernünftigen Erkenntniß Gottes anzuführen“.

Auf die Erziehung und Bildung ſeiner talentvollen Kinder, von denen noch ſpäter die Rede ſein wird, verwandte Mendelsſohn ſtets die größte Sorgfalt. „Auch ich habe Kinder, die ich erziehen ſoll,“ ſchreibt er Herder den 20. Juni 1780. „Zu welcher Beſtimmung? Ob im Sachſen-Gothaiſchen bei jeder Durchreiſe ihren jüdiſchen Kopf mit einem Würfelſpiel zu verzollen, oder irgend einem kleinen Satrapen das Märchen von den nicht zu unterſcheidenden Ringen zu erzählen, weiß nur der, der uns all unſere Pfade vorgemeſſen. Meine Pflicht iſt, ſie ſo zu erziehen, daß ſie in jeder Situation ſich von ihrer Seite keine Schande zuziehen, und die ihnen ihre Nebenmenſchen unverdient zuwerfen, mit Reſignation zu ertragen.“[1]) Obgleich nicht reich, ſcheute er doch die Koſten nicht, ihnen Hauslehrer zu halten. Als ſolchen lernten wir früher Herz Homberg kennen; nach deſſen Abgang nahm Moſes Metz, ein Elſäſſer, ein tiefſinniger Denker und dabei voll Beſcheidenheit und Herzensgüte,[2]) ſeine Stelle ein.

Ganz beſondere Sorgfalt verwandte er auf die Ausbildung ſeines älteſten hoffnungsvollen Sohnes Joſeph. Er ließ ihn von Herz Homberg im Hebräiſchen und im Talmud, von den tüchtigſten Männern der Stadt in Sprachen und Wiſſenſchaften, in Muſik und Zeichnen unterrichten. Rector Fiſcher war ſein

[1]) 1. Aufl. S. 543.
[2]) Schr. I, 54.

Lehrer im Lateiniſchen, bis er ins Gymnaſium eintrat.[1]) Engel, der Erzieher der beiden Humboldt, ſpäter Gouverneur Friedrich Wilhelms III., übernahm es aus Freundſchaft für den Vater, ihm Anleitung im deutſchen Stil zu geben. Dieſer Mann eines „ſichern Geſchmacks“ ſollte „dem guten gründlichen, lebhaften Vortrage“ des jungen Mendelsſohn die angemeſſene äſthetiſche Form verleihen.[2]) Die Vorleſungen, welche Hofrath Herz über Phyſik hielt und welche von Prinzen und Miniſtern beſucht wurden, hörte auch Joſeph mit gleichem Eifer wie die über Chemie bei dem Profeſſor Klaproth.[3]) Der Vater hemmte in keiner Weiſe die freie Entwickelung ſeines Geiſtes, er ließ ihn alles lernen, wozu er Luſt und Trieb empfand, umſomehr „da ſeine Talente und guten Anlagen zu den gründlichen Wiſſenſchaften berechtigten, etwas vorzügliches von ihm zu erwarten; er drang tief ein, ſchaute mit feſtem forſchenden Blicke umher, that aber niemals große Sprünge, wie junge feurige Köpfe zu thun pflegen.“[4])

Joſeph war der Stolz des Vaters; das Herz lachte ihm vor Freude, wenn er von ihm ſprach, wenn er von dieſem „guten Jungen“ ſeinen beſten Freunden und Freundinnen ſchrieb. Mit Sehnſucht erwartete er ihn, ſobald er von ihm getrennt war; an ihn dachte er zuerſt, ſo oft Schmerz oder Freude ihn erfüllte. Als ſein Freund Reimarus einen hoffnungsvollen Sohn verlor, condolirte er ihm mit den ſüßſchwärmeriſchen Worten: „Ach! das Herz blutete mir, als ich die Nachricht davon in öffentlichen Blättern las .... Ich warf einen Blick auf meinen, auch nicht wenig hoffnungsvollen Sohn, und heiße Thränen entfielen meinen Augen.“[5])

Im Alter von funfzehn Jahren unternahm Joſeph eine

---

[1]) 1. Aufl. S. 540.
[2]) Schr. V, 667.
[3]) Schr. V, 680.
[4]) Schr. II, 236; V, 673.
[5]) Schr. V, 713.

Reise nach Hamburg und Strelitz zu Verwandten. Bei der hochgeachteten Familie Reimarus führte ihn der Vater durch folgende charakteristische Zeilen an seine theuerste Elise ein:

„Ueberbringer dieses, mein Sohn Joseph, hat den Auftrag von meiner ganzen Familie, Sie ihrer ungetheilten Hochachtung und Freundschaft zu versichern; und es gefällt mir, daß er, seiner anscheinenden Keckheit ungeachtet, zu bescheiden ist, sich einer Person, die er so hochzuschätzen gelernt hat, ohne Empfehlung zu nähern. „Sie hat dich doch gesehen, lieber Sohn! und ihr ist nichts unwillkommen," sprach ich, „das aus unserm Hause kommt." — „Mich hat sie lange wieder vergessen," antwortete er, „und überhaupt macht mich nichts so schüchtern als die Hochachtung."[1])

Auch Freund Hennings sollte er auf dieser Reise kennen lernen, durch ihn, den Sohn, „sollte das Band der alten Freundschaft von neuem befestigt werden". Hennings war aber gerade damals auf einige Zeit verreist, und Joseph kehrte zurück, ohne ihn gesehen zu haben.[2])

Wie gern hätte Mendelssohn auch seinen Joseph für die Wissenschaften bestimmt, aber er mußte einen „Knecht des Mammon" aus ihm machen. Zur Arzneikunst hatte er weder Lust noch Genie, und was konnte er als Jude damals werden? „Arzt, Kaufmann oder Bettler".[3]) Er mache es allerdings, wie sein Vater es hat machen müssen, heißt es in einem Briefe an Homberg; „stümpere sich durch, bald als Gelehrter, bald als Kaufmann, ob er gleich Gefahr läuft, keines von beiden ganz zu werden."[4])

Joseph wurde Kaufmann. Mit seinem jüngern Bruder Abraham gründete er in Berlin ein Bankhaus, das unter der Firma „Mendelssohn & Comp." noch jetzt besteht. In seinen

[1]) Schr. V, 721.
[2]) 1. Aufl. S. 538.
[3]) Schr. V, 722.
[4]) Schr. V, 674.

Muſeſtunden beſchäftigte er ſich auch literariſch; er veröffentlichte: „Berichte über Roſſetis Ideen zu einer neuen Erläuterung des Dante und der Dichter ſeiner Zeit“ und „Ueber Zettelbanken“;[1]) auch ſchrieb er die kurze den Geſammelten Schriften ſeines Vaters vorgedruckte Biographie.

Die Liebe zu den Wiſſenſchaften hatte der Vater ihm eingeflößt. Er hielt es für Pflicht, ihn frühzeitig zum Denken anzuleiten und ihm philoſophiſche Kenntniſſe beizubringen. Zuvörderſt ließ er ihn Ideen ſammeln, „Materie“ zuſammentragen; als es dann Zeit war, Form und Regel hineinzubringen, ihm zum methodiſchen Nachdenken über die wichtigſten Materien die erforderliche Anleitung zu geben, entſchloß er ſich, die wenigen Stunden des Tages, in welchen er in ſeinen letzten Jahren noch heiter zu ſein pflegte, die Morgenſtunden, ihm zu dieſem Behufe zu widmen.

In dieſen Morgenſtunden unterredete er ſich mit ihm und andern Jünglingen „von ſchätzbaren Geiſtesgaben und noch beſſerm Herzen“ von den Wahrheiten der natürlichen Religion, oder hielt ihnen, wenn er dazu aufgelegt war, zuſammenhängende Vorleſungen über einen und den andern Punkt aus derſelben, aber, wie leicht zu erachten, ohne allen Schulzwang. Sie hatten die Freiheit, ihn zu unterbrechen, Einwürfe vorzubringen, ſie unter ſich zu beantworten, und er brach zuweilen ſeinen Discurs abſichtlich ab, um ſie unter ſich ſtreiten zu laſſen.[2])

Es war eine muntere, lernbegierige Geſellſchaft junger Leute, die ſich um den liebenswürdigen Alten in den frühen Morgenſtunden verſammelten. Außer Joſeph, ſeiner ältern Schweſter, der geiſtreichen Dorothea, und dem „unvergleichlichen“ Simon Veit-Witzenhauſen, mit dem ſie den 3. April 1783[3]) die Ehe eingegangen war, fanden ſich regelmäßig ein:

[1]) Berlin 1840, 1846. — Joſeph ſtarb den 24. November 1848.

[2]) Schr. II, 236.

[3]) Von demſelben Tage, dem 1. Niſſan = 3. April 1783, datirte Mendelsſohn die Einleitung zur Pentateuch-Ueberſetzung.

der auf dem Deſſauer Philanthropin gebildete, junge Weſſely, der als Kapellmeiſter berühmte Neffe des alten Jugendfreundes Hartwig Weſſely, und noch zwei andere junge Männer, die beiden Humboldt.

Neunundſiebzigſtes Kapitel.

Die beiden Humboldt.

„Seit meiner früheſten Jugend hatte ich die Ehre, in Deutſchland mit den hervorragenden Männern unter Ihren Glaubensgenoſſen, welche in der Philoſophie und Mathematik geglänzt haben, verbunden zu ſein, und einer unſerer größten und älteſten Schriftſteller, der Freund Leſſings, Moſes Mendelsſohn, hatte auf die Erziehung, welche ich und mein Bruder in vorſündflutlicher Zeit genoſſen, Einfluß ausgeübt," heißt es in dem Schreiben, das Alexander von Humboldt den 12. November 1853 an den gelehrten Rabbiner Mortara in Mantua richtete.[1]) Mit wahrem Entzücken ſprach dieſer Fürſt der Wiſſenſchaften, etwa zwei Jahre vor ſeinem Hinſcheiden, von den „Morgenſtunden"; „ich habe die Morgenſtunden ſelbſt bei Mendelsſohn gehört," waren ſeine eigenen Worte.[2])

[1]) Mortara, Comp. d. Rel. Iſr. (Mantua 1855), XV; vgl. Steinſchneider, Hebr. Bibliographie (Berlin 1859), II, 38.

[2]) S. Henſel, Die Familie Mendelsſohn 1729—1847 zählte, dieſer Biographie folgend, in der 1. Aufl. die beiden Humboldt zu den Schülern Mendelsſohns; in der 2. Aufl. (Berlin 1880) machte er jedoch S. 20 in einer Note die ganz unnöthige Bemerkung, daß dieſe Angabe auf einer mündlichen Tradition beruhe. Daß dieſe mündliche Tradition von Alexander v. Humboldt ſelbſt ſtammt, konnte Herr Henſel natürlich nicht wiſſen. M. ſ. auch meine Recenſion Allg. Ztg. d. Jdths., 1880, S. 85 f.

Mendelsſohn war in der That der eigentliche Lehrer der beiden Jünglinge und trug beſonders viel dazu bei, Wilhelm mit den Tendenzen der Berliner Aufklärung zu erfüllen. Mendelsſohns Freunde bildeten den täglichen Umgang der jungen Männer. Auf Veranlaſſung Engels hielt ihnen Klein, der früher genannte Mitarbeiter an der großen preußiſchen Geſetzgebungsreform, Vorleſungen über das Naturrecht; in dem von Wilhelm eigenhändig geſchriebenen Collegienhefte befindet ſich, nebſt einem handſchriftlichen Briefe Mendelsſohns an Klein,[1]) ein kurzer Entwurf „Ueber die erzwungenen Verträge von Moſes Mendelsſohn“,[2]) beſtehend aus folgenden Paragraphen:

1) Der Krieg iſt ein Zuſtand, in welchem die Menſchen ihre ſtreitigen Rechte nicht die Vernunft, ſondern die Gewalt entſcheiden laſſen.

2) Der Sieg giebt dem Sieger die Rechte des beleidigten Theils.

3) Der Sieger kann alſo Entſchädigung verlangen, Erſatz für Schaden und Gefahr.

4) Ihm allein kommt es zu, die Grenzen der Schadloshaltung zu beſtimmen, denn ihm allein ſind die Colliſionsfälle bekannt.

5) Indeß iſt er innerlich verbunden, die wahren Grenzen nicht zu überſchreiten.

6) Und wenn er dieſes thut, ſo beleidigt er wiederum von ſeiner Seite, wiewol nur innerlich.

7) Wenn es aber offenbar und über alle Zweifel hinweg iſt, daß er die Grenzen überſchritten und ſich mehr einräumen laſſen, als ihm Schaden und Gefahr verurſacht worden; wenn kein Colliſionsfall zu erdenken, der ſeine Schätzung der Be-

---

[1]) Schr. V, 616 ff. Nach dem handſchr. Briefe heißt es S. 618 ſtatt „die den Zweifel erhebt“, „die der Zweifel angeht“.

[2]) Das Collegienheft handſchriftlich in der Privatbibliothek S. Maj. des Königs von Sachſen.

leidigung rechtfertigen könnte, so hat der Besiegte ein vollkommenes Recht, den Ueberschuß zu reclamiren.

8) Es giebt also Fälle, wo erzwungene Tractate aufhören, verbindlich zu sein und aufgehoben werden können.

Wie Engel und Klein, so waren alle andern Lehrer Wilhelms aus dem Kreise der Freunde Mendelssohns: in diesen Kreis war, wie sein trefflicher Biograph sich ausdrückt, sein Leben und seine Bildung mitten hineingestellt.[1]) Mit diesen Freunden, mit Männern wie Friedländer, Herz, Moritz u. a. verkehrte er wie ein Jüngerer mit Aelteren. Bei der Herz, der durch Schönheit und Geist berühmten Henriette, wurde er und sein Bruder Hausfreund; von ihr erlernten sie beide die hebräische Currentschrift. Mit Mendelssohns Kindern, besonders mit Joseph und Dorothea, wurden sie innig befreundet, und diese Freundschaft vererbte sich auch auf deren Kinder. Der greise Alexander feierte seinen Geburtstag am liebsten in dem engen Familiencirkel des, den 25. October 1871 verschiedenen, edeln Alexander Mendelssohn, Josephs ältesten Sohnes, wo denn auch der Jugend und des theuren Moses oft gedacht wurde.

Der Einfluß, welchen Mendelssohn auf das mit seinen Schriften wohlvertraute Bruderpaar übte, tritt ganz besonders in Wilhelm und dessen ersten literarischen Versuchen merklich hervor. Ueber Gott, über die Vorsehung und Unsterblichkeit philosophirte er in dem ältesten Aufsatze, den wir überhaupt von ihm besitzen und den er als neunzehnjähriger Jüngling Zöllner für dessen „Lesebuch für alle Stände" überließ. Er spricht es darin seinem Lehrer nach, daß in den Fragen über Vorsehung und Unsterblichkeit jene wahre Philosophie enthalten sei, welche brauchbare Resultate für das praktische Leben liefere. Der junge Schriftsteller, sagt sein Biograph,[2]) steht ganz auf dem Standpunkte jener maßhaltenden deutschen Popularphilosophie, welche nichts mit gewagten Hypothesen und nichts mit den Spitzfindigkeiten

[1]) Haym, Wilhelm von Humboldt (Berlin 1856), 10.

[2]) Haym, a. a. O., 9.

der Dialektik zu thun haben will und welche mit dem durch die Gründe des Herzens unterstützten Beifall des unparteiischen Menschensinnes zufrieden ist. Mit gleicher Entschiedenheit wie Mendelssohn erklärt er sich gegen den Skepticismus und gegen die Schwärmerei für die echte Weisheit einer Kopf und Herz gleichmäßig befriedigenden Aufklärung.

Lebhaft beschäftigte die beiden Humboldt die spinozistische Fehde, welche Mendelssohn mit Jacobi geführt und die „Morgenstunden" veranlaßt hat.

Achtzigstes Kapitel.

Entstehung der „Morgenstunden".

An den „Morgenstunden", welche Mendelssohn im Sommer 1784 begonnen hat, mußte er seiner Nervenschwäche wegen mit einer „schneckenartigen Langsamkeit" arbeiten. Da er das Manuscript nicht selbst ins Reine bringen konnte, — war er doch kaum mehr im Stande, seine freundschaftliche Correspondenz zu führen, denn die Augen fingen ihm an zu versagen[1]) — so ließ er es abschreiben, um es dem Doctor Reimarus zur Censur vorzulegen; er hatte, wie er Elise bei Uebersendung eines Theils des Manuscripts den 24. Mai 1785 bemerkt, „keinen philosophischen Freund, dem er mehr Freimüthigkeit, Wahrheitsliebe und Beurtheilungsfähigkeit, bessern Willen und bessere Kräfte zutraute, ihm über seine Arbeit die Wahrheit zu sagen."[2]) Den 28. Juni konnte er den ganzen Rest der „Morgenstunden" Reimarus schicken und schon den 21. Juli seiner Freundin melden,

[1]) 1. Aufl. S. 537.
[2]) Schr. V, 715.

daß der dritte Bogen bereits unter der Presse seufze. Jacobi sollte die ganze Schrift erst gedruckt zu Gesicht bekommen, um ihn nicht zu veranlassen, noch mehrere Erklärungen abzugeben. Es hat den leidenschaftlichen Glaubensphilosophen nicht wenig verdrossen, von Fremden über das Erscheinen der neuen Schrift früher zu hören als von dem Verfasser selbst. Der Schildträger Hamann hatte ihm schon am 1. Juni 1785 mitgetheilt, daß er wegen der neuen Schrift, an welcher der Berliner Jude arbeite, neue und zwar verschiedene Nachrichten erhalten hätte; nach einigen würden es „Morgengedanken über Gott und Schöpfung", nach andern „Gedanken über das Dasein und die Eigenschaften Gottes";[1]) während Mendelssohn ihm erst zwei Monate später anzeigte, er wäre in der Streitsache nicht ganz müssig gewesen, und wenn Reimarus die Arbeit nicht ganz verwerfe, so würde der nächste Meßcatalog sicher etwas bringen.[2])

In den ersten Tagen des October verließen die „Morgenstunden" die Presse. Die ersten Exemplare schickte er den 4. October 1785 Elise und Jacobi, letzterm mit der Bitte, Geduld zu haben und „ihn seine ganze Lection auffagen zu lassen". „Auf diese Weise denke ich," heißt es am Schlusse seines die Schrift begleitenden Briefes, „müssen wir entweder am Ende zusammen- oder, wie Sie gar richtig sich ausdrücken, auseinander kommen."[3])

Auch dem Fürsten von Anhalt-Dessau, dem „durchlauchtigsten Beherrscher seines Geburtslandes, dem weisen Freunde und Beschützer des Guten und Schönen", wartete Mendelssohn mit dieser Schrift auf;[4]) ebenso seinem ehemaligen Gönner, dem Erbprinzen, seit 1780 regierender Herzog von Braunschweig, der schon bei Empfang des „Phädon" den Wunsch geäußert hatte,

[1]) Jacobis Werke IV, 1, 53.
[2]) Schr. V, 720.
[3]) Schr. V, 722.
[4]) Schr. V. 638.

einen ähnlichen Tractat über das Daſein Gottes von ihm zu leſen,[1]) und als „Vorleſungen über das Daſein Gottes“[2]) kündigten die „Morgenſtunden“ ſich an.

Einundachtzigſtes Kapitel.

Daſein Gottes.

Die „Morgenſtunden“, die letzte Schrift Mendelsſohns, welche zu ſeinen Lebzeiten erſchien und als ſein philoſophiſches Teſtament betrachtet werden kann, beſchäftigen ſich in den erſten ſieben Vorleſungen mit den metaphyſiſchen Grundbegriffen, den erkenntniß-theoretiſchen Betrachtungen über Wahrheit, Schein und Irrthum, als Einleitung zu der „Lehre von Gott und ſeinen Eigenſchaften“.

Es war ihm Bedürfniß, ſich von den Gründen des Glaubens an ein höchſtes Weſen und eine göttliche Weltregierung Rechenſchaft zu geben; er wollte das Daſein Gottes erkennen, vernunftgemäß beweiſen. Der Areopagus der Vernunft ſollte entſcheiden, nicht nach der Neigung, ſondern nach der Strenge der Wahrheit die Gründe abwägen und das Urtheil fällen. Darum verwahrte er ſich von vornherein gegen die Annahme einer „Glaubenspflicht“, wie ſie Baſedow in die Philoſophie ein-

---

[1]) Schr. V, 636.

[2]) Morgenſtunden oder Vorleſungen über das Daſeyn Gottes. Berlin 1785; mit Vermehrungen ibid. 1786, Frankfurt u. Leipzig 1786; Schr. II, 235—409. Eine italieniſche Ueberſetzung erſchien Trieſt 1843. Unter dem Titel שיחות שחר wurden die „Morgenſtunden“ ins Hebräiſche übertragen von Joſ. Herzberg (Königsberg 1845) und früher von Sal. Maimon (handſchr.). Maimons Ueberſetzung von Bruchſtücken von XI, XII und dem größten Theil von XIII finden ſich in deſſen Kommentare zum „More“, I, Cap. 74.

geführt hat; denn in der wissenschaftlichen Erkenntniß der Wahrheit sollen wir den Wünschen und Neigungen keinen Einfluß auf die Ueberzeugung einräumen.

Mendelssohn, der über das Dasein Gottes mit solcher Deutlichkeit sprechen konnte, wie über ein neues Muster seiner Seidenfabrik,[1]) nimmt auf die verschiedenen Beweise, wie sie von den Philosophen und Theologen geführt wurden, Rücksicht.

Die Beweisarten, welche auf das Zeugniß der äußern und innern Sinne, auf das Dasein einer veränderlichen Welt oder eines veränderlichen denkenden Wesens beruhen, verwirft er, weil sie von Voraussetzungen ausgehen, die nicht von allen zugegeben werden; er ist eingedenk, daß der Idealist das wirkliche Dasein einer materiellen Welt, der Egoist das Dasein aller Substanzen außer sich leugnet, daß der Spinozist sich selbst für kein für sich bestehendes Wesen, sondern für einen bloßen Gedanken in Gott hält.

Ebenso wenig konnte er die Wolffische Fassung des ontologischen Beweises, der seinen Ausgangspunkt von dem Begriffe des allerrealsten Wesens nimmt, adoptiren; er versuchte es vielmehr, denselben auf eine neue, noch von keinem Philosophen berührte Weise zu führen und ihm eine größere Festigkeit dadurch zu geben, daß er aus der Möglichkeit eines allervollkommensten Wesens auf dessen Wirklichkeit schließt: „Was nicht ist, muß entweder unmöglich, oder blos möglich sein. Im erstern Falle müssen sich seine innern Bestimmungen widersprechen, das heißt: dasselbe Prädicat von demselben Vorwurfe zugleich bejahen und verneinen; im letztern aber werden sie zwar keinen Widerspruch enthalten, es wird sich aber aus denselben nicht begreifen lassen, warum das Ding vielmehr sein als nicht sein soll. Eins wird mit dem wesentlichen Theil desselben sowol bestehen können, als das andere, aus welchem Grunde das Ding möglich genannt wird. Das Dasein eines solchen Dinges gehört nicht zu

[1]) Hildebrand, Deutsche Nationalliteratur seit Lessing, S. 193.
[2]) Schr. II, 35, 388 f.

ſeiner innern Möglichkeit, nicht zu ſeinem Weſen, auch nicht zu ſeinen Eigenſchaften, und iſt daher eine bloße Zufälligkeit, deren Wirklichkeit nicht anders als aus einer andern Wirklichkeit begriffen werden kann. Ein ſolches Daſein iſt abhängig, nicht ſelbſtſtändig. Nun kann dem vollkommenſten Weſen ein ſolches Daſein nicht zukommen; denn es würde ſeinem Weſen widerſprechen, indem ein jeder einſiehet, daß ein unabhängiges Daſein eine größere Vollkommenheit ſei, als ein abhängiges; daher der Satz: das allervollkommenſte Weſen hat ein zufälliges Daſein, einen offenbaren Widerſpruch enthält. Das allervollkommenſte Weſen iſt alſo entweder wirklich, oder es enthält einen Widerſpruch. Denn blos möglich kann es nicht ſein, wie vorher erwieſen worden; daher bleibt für daſſelbe nichts weiter übrig, als die Wirklichkeit oder Unmöglichkeit.“ [1])

So giebt Mendelsſohn dem alten ontologiſchen Beweiſe für das Daſein Gottes mit ſeiner feinen Dialektik und in ſeiner geiſtvollen Art ein modernes Gewand. Daß er dabei ſelbſtſtändig verfahren und auf Kants „einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonſtration des Daſeins Gottes“, mit dem er in einzelnen Punkten zuſammentrifft, keine Rückſicht genommen hat, ergiebt ſich aus dem Umſtande, daß der neue Beweis in der Abhandlung „Ueber die Evidenz“ ausgearbeitet war, lange bevor er von Kants Schrift Kenntniß erlangt hatte. Alles in dieſem Beweiſe iſt, wie Garve ſagt, [2]) Licht und zeigt Scharfſinn, aber er befriedigt nicht. Der Grundfehler des ontologiſchen Beweiſes, daß er das Daſein Gottes aus einem vorausgeſetzten Begriff über die Gottheit erſchließt, während die Aufgabe vielmehr gerade die wäre, die Wahrheit dieſer Vorausſetzung zu erweiſen, wird natürlich auch durch die neue Wendung, welche Mendelsſohn ihm gab, nicht gehoben. [3])

---

[1]) Schr. II, 35, 388 f.

[2]) Chr. Garve, Ueber das Daſein Gottes (Breslau 1802), S. 4.

[3]) Eduard Zeller, Geſchichte der deutſchen Philoſophie ſeit Leibniz, S. 343.

Zu diesem Beweise, in welchem die Möglichkeit der Begriffe mit der Möglichkeit der Dinge leichthin zusammengenommen wird, fügt Mendelssohn noch einen dritten hinzu, welcher aber auf den frühern zurückgeführt werden kann. Er geht von dem Satze aus, daß alles Wirkliche von irgend einem denkenden Wesen als wirklich gedacht werden müsse. Was nicht wirklich ist, muß entweder unbestimmbar oder unbestimmt sein; das allerhöchste Wesen kann aber weder unbestimmbar, noch unbestimmt sein, denn es enthält keinen Widerspruch, und was ihm zukommen kann, ist durch seine innere Möglichkeit nothwendig bestimmt; daher ist das allerhöchste Wesen nothwendig vorhanden.[1])

Es kam Mendelssohn nicht in den Sinn, das Wesen Gottes zu erklären, er wollte das Dasein Gottes nach den Gesetzen des Denkens vernunftgemäß beweisen und war zufrieden, wenn die Gegner ihm einräumten, daß der Mensch sich eine Gottheit als wirklich vorhanden denken müsse. Er bekennt sich zu einem philosophischen Theismus, wie wir ihn etwa bei Rousseau finden, und ist von den beiden herrschenden Anschauungen, Anthropomorphismus und theologischem Despotismus, gleich weit entfernt; weder auf die Güte, noch auf die Größe Gottes sollte mehr Rücksicht genommen werden. Er wollte seinen persönlichen Gott weder über die sublunarische Welt erheben und ihm nur die Sorge für die Erhaltung des Ganzen mit völligem Verzicht auf die Schicksale der einzelnen beilegen, noch ihn zu menschlichen Schwachheiten herabwürdigen: beide Wege erschienen ihm als Irrthümer, als zu Atheismus und Unglauben führend.

Ueber das Wesen Gottes und seine Eigenschaften hat Mendelssohn seine Gedanken in aller Kürze entworfen; sie waren für den zweiten Theil der „Morgenstunden" bestimmt und fanden sich in seinem handschriftlichen Nachlaß unter dem Titel „Sache Gottes, oder die gerettete Vorsehung".

[1]) Schr. II, 36, 43.

Zweiundachtzigstes Kapitel.

Theodicee.

In dem aus 84 Paragraphen bestehenden Bruchstücke der 1784 verfaßten Schrift „Sache Gottes, oder die gerettete Vorsehung“[1]) entwickelt Mendelssohn seine Ansichten über das Wesen und die Eigenschaften Gottes: Allmacht, Güte, Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit, über dessen Beziehungen zur Welt und zum Menschen. In keiner seiner Schriften tritt seine Anhänglichkeit an Leibniz so prägnant hervor als in der „Sache Gottes“, in der er die Leibnizische Theodicee mit den Anschauungen, wie sie sich ihm aus dem jüdischen Schriftthum ergaben, zu vereinigen suchte.

Länger verweilte auch er bei der uralten, von Leibniz wieder angeregten Frage, warum die Welt, gerade wie sie ist, die beste ist, da es doch in Gottes Rathschluß gelegen, auch eine oder verschiedene andere zu schaffen. Da Gott die höchste Weisheit zur unveränderlichen Richtschnur dient und er nur das vollkommenste zur Wirklichkeit bringt, so hat er aus allen möglichen Reihen der Dinge die allerbeste Welt gewählt und diese allerbeste ist auch die wirklich existirende.[2]) Gegen die metaphysische Nothwendigkeit der besten Welt werden die mächtigsten Einwürfe von dem Vorhandensein der Uebel geltend gemacht, und eben hierin weicht der jüdische Philosoph vermöge seines religiösen Standpunktes von Leibniz in wesentlichen Punkten ab.

Während Leibniz in den Uebeln ein Mittel zur Herbeiführung eines höhern Gutes, eine Bedingung der diesseitigen und jenseitigen Glückseligkeit erkannte, findet Mendelssohn darin nur das „populäre System“; er hält sich an die „höhere Sitten-

---

[1]) Zum ersten male gedruckt: Schr. II, 411—451, ins Hebräische übersetzt von S. J. Finn unter dem Titel מאמר על ההשגחה, Wilna 1872.

[2]) Schr. II, 422 ff., 339.

lehre der Weisen", nach welcher das Gute an und für sich selbst nicht nur Glückseligkeit befördert, sondern auch Glückseligkeit ist. Sodann berührt er auch die Frage über die ungleiche Austheilung der Güter. Wären die Glücksgüter, meint er, nach Verdienst ausgetheilt worden, so würde alle Tugend, zu der der Mensch nicht erst durch Leiden vorbereitet zu werden braucht, und mit ihr alle Glückseligkeit aus dem Staate Gottes verschwinden. „Wer von dieser Höhe auf das Schicksal der Menschen herabschaut, wer von dieser wolkenfreien Atmosphäre Tugend und Laster, Glück und Unglück in ihren wechselseitigen Kämpfen und Umwälzungen betrachtet, und das große Schauspiel in der unabsehbaren Reihe der Zukunft verfolgt, der wird hier anbeten und nicht murren. Träfe ihn auch das Schicksal noch so hart, so wird er gegen die Vorsehung nicht murren, sondern mit inniger kindlicher Ergebung sein ganzes Leben hindurch anbeten und wohlthun."[1]) Somit schwindet auch die Schwierigkeit, welche Leibniz in Absicht auf das künftige Leben findet.

Ueber diese religiös-ethische Themata führte Mendelssohn einst mit Hennings eine Unterredung, welche uns dieser in Dialogform in seinen handschriftlichen „Erinnerungen an Berlin" erhalten hat. Sie wurde hervorgerufen durch Rousseaus Brief über die Zerstörung Lissabons, in welchem die Gerechtigkeit der Vorsehung gegen die Klagen der Menschen vertheidigt wird.

Hennings. — Am besten gefiel mir die Parallele, welche Rousseau zwischen seinem eigenen Schicksale und dem Voltaires zieht. Dieser, glücklich und im Wohlleben, klagt die Vorsehung wegen der Uebel an, mit denen die Welt gefüllt ist; jener arm, krank, verfolgt, findet, daß im ganzen betrachtet alles gut sei.

Mendelssohn. Rousseau thut nicht wohl daran, so zu sprechen. Wenn er der Vorsehung nichts verdankte als Rousseau zu sein, so wäre sie schon verschwenderisch gegen ihn gewesen; denn das ist gewiß, ihr allein verdankt er sein Genie, seine starke Seele und seinen männlichen und durchdringenden Geist.

[1]) Schr. II, 431.

Hennings. Das gesteht Rousseau selbst. Ich erinnere mich, irgendwo in seinen Schriften gelesen zu haben, daß unsere Talente mit uns geboren werden und daß die Tugend allein unser Werk sei; daß die Natur einen Racine, einen Guido Reni gebildet, daß der tugendhafte Mann seinen Werth aber durch seine Werke und Thaten erst erlange.

Mendelssohn. Hierin bin ich entgegengesetzter Meinung. Wir schulden der Vorsehung selbst die Neigung zur Tugend, welche mit uns geboren wird.

Hennings. Wenn Sie Gott zum Urheber unserer Tugend machen, so machen Sie ihn auch zum Urheber der Laster. Die Lasterhaften werden behaupten, daß sie die ihnen angeborene Neigung zum Bösen ebenfalls von der Vorsehung empfangen haben.

Mendelssohn. Und was folgt hieraus?

Hennings. Daß dem Menschen die freie Wahl zwischen Gutem und Bösem überlassen ist, und daß es von ihm abhängt den Weg zu wählen, welchen er gehen will.

Mendelssohn. Ich würde diesen Schluß nicht ziehen, sondern aus dem gesagten nur einen Beweis gegen die Ewigkeit der Strafen bringen.

Hennings. Könnte denn auch ein vernünftiger Mensch einen Augenblick an die Fabel von der Hölle glauben? Wenn es Strafen giebt, so begreife ich darunter nur die innere Qual, nicht tugendhaft gewesen zu sein, wie dies Plato bewundernswürdig schön durch die Allegorie des Tantalus erklärt.

Mendelssohn. Welche Schlußfolge würden Sie daraus ziehen? Wenn die Strafen so wären, daß die Schuldigen selbst wünschten, lieber bestraft als frei zu sein. Wenn Gott straft, so geschieht es nur um zu bessern und auf den Weg der Tugend zurückzuführen. Die menschlichen Strafen können nicht immer so gerecht sein. Sie haben ebenso wol das Beispiel als die Zucht im Auge, bei den Todesstrafen ersteres sogar ausschließlich.

Da dieses Thema von der Beschaffenheit derjenigen ist,

welche ich nicht ergründen will, weil ich das Zweckloſe ſolcher Speculationen einſehe, ſo begnüge ich mich mit der Annahme, daß die Tugend zu unſerem irdiſchen Glücke nothwendig iſt, ohne mich in Vermuthungen über das Schickſal einzulaſſen, welches die Tugendhaften in jenem Leben zu erwarten haben.

Ein anderes mal führte Hennings mit Mendelsſohn eine Unterredung über Belohnung.

Als Mendelsſohn zum letzten male mit Leſſing zuſammentraf, unterhielten ſie ſich in Gegenwart des zu Münſter verſtorbenen Hauptmann Rothmann, des Verfaſſers mehrerer Theaterſtücke und Gedichte, auch über die damals viel beſprochenen „Philoſophiſchen Unterſuchungen über die Amerikaner" des Niederländers Corneille de Pauw, welcher ſich einige Monate bei Quintus Icilius, dem Favoriten Friedrich des Großen, aufgehalten hatte und Mendelsſohn perſönlich bekannt war.[1]) „Ein wahrheitsforſchender Philoſoph," ſagte dieſer, „müßte nicht ſo ſehr auf Hypotheſen bauen." Rothmann erwiderte: „Vielleicht kann man ihm mehr Glauben ſchenken, wenn er ſeinem Verſprechen gemäß über das deutſche Volk und die deutſchen Sitten ſchreiben wird." „So, ſo!" verſetzte hierauf Mendelsſohn, „ich glaubte nicht, daß Pauw von ſonſt was ſchriebe, als wovon er nichts wüßte."[2])

Bei ſeiner Rückkehr nach Berlin erzählte nun Mendelsſohn dem jungen Hennings von ſeinen Reiſeerlebniſſen und theilte ihm unter andern mit, daß er mit Leſſing über de Pauw und amerikaniſche Zuſtände geſprochen habe. Auch dieſe Unterhaltung bot Stoff zu einem Geſpräche über Belohnung, das uns Hennings ebenfalls in ſeinen „Erinnerungen an Berlin" erhalten hat.

Mendelsſohn. Wie Herr Rothmann verſichert, theilen ſich die amerikaniſchen Gelehrten die literariſchen Producte, welche ihnen aus Europa zukommen, gegenſeitig mit. Die Philoſophie

[1]) 1. Aufl. S. 513.

[2]) Hormayrs Archiv für Geſchichte, 1811, 472.

Baumgartens hat sich in der neuen Welt eines solchen Erfolges zu erfreuen, daß sogar die Jesuiten sie in ihren Schulen eingeführt haben.

Er hielt einen Augenblick inne. Ein neues Feuer glänzte in seinen Augen. Plötzlich rief er aus:

Es ist doch eine herrliche Welt, die Gott geschaffen hat! Man braucht nur das Gute im Stillen zu üben, es ist nie verloren; man ist des Erfolges sicher. Baumgarten hat in Frankfurt leben müssen, damit seine nächtlichen Studien den Amerikanern Nutzen und Aufklärung bringen, und ein anderer Erdtheil seine Arbeit belohne.

Hennings. Schön ist es, den Glauben zu bewahren, daß keine gute Handlung nutzlos ist. Es ist ein großer herrlicher Gedanke, daß es in der Tugend nichts geringfügiges, nichts verlorenes giebt und daß die scheinbar unbedeutendste Handlung früher oder später aus ihrer Dunkelheit hervortritt, um in der Verkettung von Ursache und Wirkung wiederzuerscheinen. Die Vorsehung bedient sich ihrer gleichsam als eines Mittels, um zu ihren Zwecken, ihren erhabenen Plänen zu gelangen. Dieser Gedanke verleiht dem Leben einen neuen Werth, verwandelt die Ruhe in Thätigkeit, ja es giebt keinen Augenblick der Trägheit mehr; das Gefühl wird wirksam: eine Geberde, eine Miene, ja ein einfaches Zeichen des Wohlwollens hat Einfluß auf das Ganze, und wäre es auch in dem Sinne eines Wassertropfens, der auf die ruhige Fläche des Weltmeeres fällt.

Dennoch wünschte ich, daß die um die Menschheit verdienten Männer schon hienieden für ihre Mühen belohnt würden, daß jede Tugend auch ihre Belohnung fände, und daß die Welt nie undankbar gegen denjenigen wäre, der sie übt.

Mendelssohn. Welche Größe aber, wenn man nur des Lohnes wegen arbeitet![1]) Die Belohnung ist vorhanden, das muß genügen. Ob wir im Diesseits oder Jenseits die Früchte

[1]) Vgl. Sprüche der Väter 1, 3.

unſerer Mühen genießen — begnügen wir uns mit dem Bewußtſein, daß die Tugend nie ihr Ziel verfehlt. Das iſt der wahre Reiz, der das Leben verſchönert. Der dem Anſcheine nach zweifelhafte Erfolg der Tugend giebt der Seele jene Beharrlichkeit, ohne welche für ſie weder Tugend noch Größe vorhanden wäre. Wenn das Gift unter ſeiner natürlichen Form erſchiene, wenn die heilſamſten Kräuter auch die wohlſchmeckendſten wären, ſo hätte die Mäßigkeit keinen Anſpruch auf Verdienſt, und dem Menſchen bliebe nichts zu thun übrig.

Hennings. Nicht doch! Ich wünſchte keineswegs, daß die Tugend uns ſo leicht würde, daß ſie durchaus keine Anſtrengung erforderte, aber ich wünſchte, daß ihre Mühen und Qualen zu einem ſichern Ziele führten.

Mendelsſohn. Zweifeln Sie daran? Nicht darf das ganze Glück im Gefühle liegen, es hängt auch oft von der Vernunft ab, von der innern Ueberzeugung, Gutes vollbracht zu haben. Wer ſich geſteht, daß er für die Tugend arbeitet, und wäre der Vortheil, der aus ſeinen Arbeiten erſpießen kann, noch ſo fern, er wird ſich nie unglücklich, immer beruhigt fühlen, trotz der Undankbarkeit, mit der die Welt ihm begegnet.

Als Mendelsſohn die „Morgenſtunden“ ſchrieb, hatte er den „ſcholaſtiſchen Grübeleien“, die er vormals außerordentlich liebte, wie es in ſeinem Briefe an Hennings vom 5. November 1785 heißt,[1]) beinahe völlig entſagt. Die neuern philoſophiſchen Werke Lamberts, Tetens, Platners, ſelbſt Kants, kannte er nur aus unzugänglichen Berichten ſeiner Freunde oder aus gelehrten Anzeigen. Für ihn ſtand die Philoſophie noch auf dem Punkte, auf dem ſie in der Mitte der ſiebziger Jahre ſich befand.[2])

[1]) 1. Aufl. S. 537.
[2]) Schr. II, 235.

Dreiundachtzigstes Kapitel.

Mendelssohns philosophischer Standpunkt.

Die Leibniz-Wolffische Philosophie, welche dem achtzehnten Jahrhundert bis auf Kant als Erbschaft zugefallen war, haben wir als diejenige bezeichnet, der Mendelssohn seine philosophische Bildung zu verdanken hatte; die Grundideen derselben, die Monadologie und die prästabilirte Harmonie, blieben die Basis seiner philosophischen Weltanschauung selbst dann noch, als man bereits mit Geringschätzung auf die „Schule" herabblickte. „Ich freue mich," schreibt er den 26. April 1785 an Professor Schwab in Stuttgart, „in Deutschland einen Philosophen zu finden, der sich nicht schämt, Wolffianer zu sein. Den Schriften dieses Weltweisen habe ich meine erste Bildung zur Philosophie zu verdanken; daher ich eine Art von Vorliebe für ihn jederzeit behalte und mir ein Vergnügen machen werde, alles zu retten, was aus seiner Feder geflossen ist."[1]) Und noch in der Vorrede zu seinem letzten Werke bekannte er ganz offen: „Ich weiß, daß meine Philosophie nicht mehr die Philosophie der Zeiten ist. Die meinige hat noch allzu sehr den Geruch jener Schule, in welcher ich mich gebildet habe."[2])

So sehr er aber auch Wolff verehrte, so war er doch nie Wolffianer im strengsten Sinne. Er tadelte das „barbarische Gewäsch des alten Mannes",[3]) suchte die Mängel des Systems aufzudecken und hatte das Bestreben, über den Kreis der Schule hinauszugehen: er gehört zu den wenigen seiner Zeit, welche in den fruchtbaren Geist der Leibnizischen Philosophie selbst tiefer

---

[1]) Schr. V, 631. An Schwab richtete er den 18. Juni 1784 einen ausführlichen Brief „Ueber das sittlich und physische Gute"; Schr. III, 403.

[2]) Schr. II, 236.

[3]) Schr. V, 316.

eindrangen, sie theils ergänzend weiterbildeten, theils durch die Art der Behandlung in größere Kreise einführten.

Die Ergänzung, welche er der Leibnizischen Philosophie zu geben versuchte, war nun allerdings eine eigenthümliche und unphilosophische. Seine Vorliebe für den Sensualismus, dessen Vertreter Locke und Shaftesbury ebenso wie Leibniz und Wolff von ihm verehrt wurden, führte ihn auf den Gedanken, Leibniz mit Locke und den Engländern überhaupt zu verbinden.[1]) Will man Mendelssohn wegen dieser synkretistischen Bestrebung der Oberflächlichkeit zeihen, so trifft der Vorwurf noch viele andere, denen ein wenigstens gleich ehrenvoller Platz in den Hallen der Philosophie eingeräumt wird. Schon Wolff neigt sich dem Sensualismus hin; Beausobre und Merian bemühen sich, Locke mit Leibniz auszugleichen, und selbst Lambert, der an logischem Scharfsinn, an Strenge und Folgerichtigkeit des Denkens über alle gleichzeitigen Philosophen hervorragt, macht in seiner Architektonik den Versuch einer Vermittelung zwischen Wolff und Locke. Es war Mendelssohn hauptsächlich darum zu thun, mit Hülfe des englischen Empirismus über die dogmatische Einseitigkeit des Wolffischen Systems hinauszukommen.

Mit Locke unterscheidet Mendelssohn eine dreifache Art der Erkenntniß: die anschauende oder sinnliche Erkenntniß, Erkenntniß der äußeren und inneren Sinne, oder unmittelbares Bewußtsein der Veränderungen, die in unserer Seele vorgehen, dann Vernunfterkenntniß, die Urtheile und Schlüsse, welche aus der unmittelbaren Erkenntniß gezogen werden, und endlich die Erkenntniß des Wirklichen außer uns.[2]) Er behauptet ferner, die anschauende Erkenntniß, ob sie Empfindung der äußeren oder Wahrnehmung der inneren Sinne ist, sei immer wahr, und erläutert sehr gut, daß nicht die Sinne uns täuschen, sondern der Irrthum darin besteht, daß wir einen gegebenen sinnlichen Ein-

---

[1]) Danzel, a. a. O. I, 347.

[2]) Schr. II, 259 f.

druck durch den Gedanken falsch subsumiren. Mit dieser Erklärung verbindet er, bewußt oder unbewußt, Locke mit Leibniz.

Mit den Schottischen Philosophen Reid, Beattie u. a. und mit Rousseau stimmt Mendelssohn in dem Zurückgehen auf den gesunden Menschenverstand überein. Im Grunde war der ganze sogenannte Rationalismus, der von Leibniz an der geistigen Zeitbewegung sich bemächtigte, ein Eklekticismus, der auf gesundem Menschenverstande basirte. Richtig charakterisirt Göthe die ganze Zeitströmung, wenn er sagt: „Die Philosophie war ein mehr oder weniger „gesunder Menschenverstand", der es wagte, ins allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzusprechen. Ein heller Scharfsinn und eine besondere Mäßigkeit, indem man durchaus die Mittelstraße und Billigkeit gegen alle Meinungen für das Rechte hielt, verschafften solchen Schriften und mündlichen Aeußerungen Ansehen und Zutrauen, und so fanden sich zuletzt Philosophen in allen Facultäten, ja in allen Ständen."[1])

Der gesunde Menschenverstand und die Vernunft sind, wie Mendelssohn auseinandersetzt, im Grunde eine und dieselbe Erkenntnißkraft. Der Unterschied besteht blos darin: „der Menschenverstand thut eilige Schritte und geht rasch vorwärts, ohne von der Furcht zu fallen wankend gemacht zu werden, er eilt gleichsam wie geflügelt zum Ziele; die Vernunft hingegen geht langsam mit schwerfälligen Elephantenschritten, fühlt mit dem Stabe umher, bevor sie einen Schritt wagt; sie wankt denselben Weg, zwar vorsichtiger, aber nicht ohne Furcht und Zittern."[2])

An einer anderen Stelle vergleicht er den gesunden Menschenverstand mit dem bon-sens, einem glücklichen Wahrheitssinne, und setzt diesen völlig in dasselbe Verhältniß zur Vernunft. „Bon-sens ist eine geübte Vernunft; beide wirken nach ähnlichen Regeln. Diese langsamer, sodaß wir die Verbindung

---

[1]) Göthe, Dichtung und Wahrheit, II, 95.

[2]) Schr. II, 265, 283.

der Mittelbegriffe wahrnehmen, jener so schnell, daß wir von der ganzen Folge der Begriffe nichts behalten als Anfang und Ende.“[1]) Insofern der Wahrheitssinn die Fertigkeit ist, das Wahre vom Falschen durch undeutliche Schlüsse, unmittelbar, ohne Reflexion richtig zu unterscheiden, soll er im praktischen Leben meistens die Vernunft vertreten, indem es uns an Zeit fehlt, die Gründe der Wahrscheinlichkeit durch mühsames Nachdenken nach deutlichen Begriffen abzuwägen.[2])

Mendelssohn ist von der Unfehlbarkeit des gesunden Menschenverstandes so völlig überzeugt, daß er behauptet, die Urtheile und Aussprüche desselben in richtige Vernunftschlüsse und Vernunfterkenntnisse auflösen zu können.[3]) Demgemäß ist auch die Vernunft dem gesunden Menschenverstande unterzuordnen. „So oft jene so weit hinter diesem zurückbleibt, oder gar von ihm abschweift und in Gefahr ist auf Irrwege zu gerathen, wird der Weltweise selbst seiner Vernunft nicht trauen und dem gemeinen Menschenverstande widersprechen, sondern ihr vielmehr ein Stillschweigen auferlegen, wenn ihm die Bemühung nicht gelingt, sie in die betretene Bahn zurückzuführen und den gesunden Menschenverstand zu erreichen.“[4])

Was wunder daß, wenn die „spröde Dame Vernunft“ und der Menschenverstand sich entzweien, „in den meisten Fällen das Recht auf seiner Seite zu sein, und die Frauensperson, wider die Erwartung, sich belehren zu lassen pflegt; ja, wenn auch das Recht zuweilen auf ihrer Seite ist, so ist er, der Starrköpfige, nicht zum Nachgeben zu bringen.“[5])

Bei der Untrüglichkeit des Menschenverstandes nimmt ihn Mendelssohn zum Kompaß und Wegweiser in der Speculation. „Wenn ich Gründe genug für und wider einen philosophischen

[1]) Schr. IV, 1, 80.
[2]) Schr. II, 60.
[3]) Schr. II, 283; IV, 1, 80.
[4]) Schr. II, 316.
[5]) Schr. II, 318.

Grundsatz gesammelt habe, so lasse ich den Eindruck, den sie einzeln auf mich gemacht, etwas schwächer werden, betrachte sie im Zusammenhange, und bringe solchergestalt die Untersuchung gleichsam vor den Richterstuhl des natürlichen Menschenverstandes . . . . Ihn erkenne ich in der That für den obersten Richter der Wahrheit an, und sein Ausspruch pflegt selten zu trügen."[1]) So oft die Speculation Mendelssohn zu weit von der Heerstraße des Menschenverstandes abzuführen pflegte, suchte er sich zu orientiren, und sie beide auf den Punkt zurückzuführen, von dem sie ausgegangen. „Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß in den meisten Fällen das Recht auf Seiten des Gemeinsinns zu sein pflegt, und die Vernunft muß sehr entscheidend für die Speculation sprechen, wenn ich jenen verlassen und dieser folgen soll."[2])

Philosophie des gesunden Menschenverstandes und Popularphilosophie sind im Grunde genommen ein und dasselbe. Aus der Mischung der verschiedenen in der Zeitphilosophie gegebenen Elemente entstand in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts jene Denkweise, welche man Philosophie der deutschen Aufklärung oder auch wol schlechtweg Popularphilosophie nannte. Als Popularphilosophen galten alle diejenigen, welche die Form der zusammenhängenden wissenschaftlichen Untersuchung absichtlich verschmähten und ohne Tiefe der Ideen dem großen Publikum zu Munde redeten.

Popularphilosoph in diesem Sinne war Mendelssohn nicht, und wenn er in verschiedenen Compendien der Geschichte der Philosophie mit Männern wie Engel, Eberhard, Nicolai und andern dieses Schlages in eine Linie gestellt wird, so beruht dieser Irrthum auf der ganz äußerlichen Thatsache, daß er zu einigen von ihnen in freundschaftlicher Beziehung gestanden

---

[1]) Schr. V, 564.
[2]) Schr. II, 318; III, 15.

und ſogar an Engels „Philoſoph für die Welt“ [1]) mitgearbeitet hat.

Einer flachen, alles Geiſtes beraubten und aller Speculation Hohn ſprechenden Philoſophie tritt Mendelsſohn auf das entſchiedenſte entgegen. Wie er kein Bedenken trägt, ſelbſt Wolff, den er wol ſonſt den Großen nennt, über ſeine ſeichte Popularität Vorwürfe zu machen, ſo ſpricht ſich auch an vielen Stellen ſeiner Schriften ſeine Abneigung gegen die Popularphiloſophie aufs deutlichſte aus: „Man trägt ſich heutigen Tages,“ heißt es in ſeinem erſten Literaturbriefe, „mit der Grille, alle Wiſſenſchaften leicht und ad captum, wie man es zu nennen beliebt, vorzutragen. Dadurch glaubt man die Wahrheit unter den Menſchen auszubreiten und ſie wenigſtens nach allen Ausmeſſungen auszudehnen, wenn man ihren innern Werth nicht vermehren kann .... Um die Beweiſe der angenommenen Sätze bekümmert man ſich wenig, weil man überzeugt ſein wollte; noch weniger aber dachte man an die Schwierigkeiten, die durch das beliebte Syſtem gehoben oder die mit demſelben verbunden ſind.“ [2]) In gleicher Weiſe klagt er in dem Schreiben an H. D. von Platen vom 29. December 1769, daß die „ſeichten Metaphyſiker“ jetzt das große Wort hätten. „Man kann es in öffentlichen Schriften kaum mehr wagen, recht metaphyſiſch zu denken, weil dieſe Sprecher der Metaphyſik bei allen Gelegenheiten die Zähne weiſen. Man muß dieſen Herren nur immer eine Art von Punſch vorſetzen. Wenig metaphyſiſche Gründlichkeit mit einer Menge von wäſſerigem Geſchwätz verdünnt,. erhält allgemeinen Beifall.“ [3]) Ja noch in der Vorrede zu den „Morgenſtunden“ klagt er darüber, „daß die beſten

[1]) Engels Philoſoph für die Welt (Berlin 1844), 1. Band: Proben rabbiniſcher Weisheit, S. 146 ff. (Schr. VI, 436—443); Hylas und Philonous, 101 ff.

[2]) Schr. IV, 1, 501.

[3]) Schr. V, 484.

Köpfe Deutschlands von aller Speculation mit schnöder Wegwerfung sprechen.“[1])

Solche Stellen zeigen zur Genüge, wie Mendelssohn über Popularphilosophie dachte, und widerlegen die Ansicht der Literarhistoriker, welche mit Gervinus[2]) ihn an die Spitze der Philosophieverächter stellen, und behaupten, er habe wie Hamann und hundert andere dem Hange nachgegeben, sich mit nichts bestimmtem zu beschäftigen, überall herumdilettantirt und vertrete überhaupt eine Philosophie des Lebens im grellsten Gegensatze zur Schulphilosophie. Es ist das ein Irrthum, der ganz besonders daher entstand, daß Mendelssohn Autodidakt war. Auf Grund dieser besonders von Göthe an Mendelssohn hervorgehobenen Autodidaxis glaubt Gervinus auf eine natürliche Gegnerschaft gegen systematische Philosophie schließen zu dürfen; ja noch mehr, weil Mendelssohn in der Vorrede zur ersten Auflage seiner „Philosophischen Schriften“[3]) in der ihm eigenen Bescheidenheit äußert: „Ich traute mir das Vermögen oder die Fertigkeit nicht zu, meine Gedanken beständig an eine strenge systematische Ordnung zu binden,“ spricht er ihm die Fähigkeit eines systematischen Vortrags gänzlich ab.

Noch weit ungerechter ist der Vorwurf, welchen Hegel ihm macht,[4]) er habe seine philosophische Bedeutung überschätzt. Fern von aller Eitelkeit und Selbstüberhebung dachte Mendelssohn nie daran, ein eigenes philosophisches System zu begründen. „Ich habe mir niemals in den Sinn kommen lassen,“ sagt er im Anhang zum „Phädon“[5]), „Epoche in der Weltweisheit zu machen, oder durch ein eigenes System berühmt zu werden. Wo ich eine betretene Bahn vor mir sehe, da suche ich keine neue zu brechen. Haben meine Vorgänger die Bedeutung eines

[1]) Schr. II, 237.
[2]) Geschichte der deutschen Nationalliteratur, IV, 238 f.
[3]) Schr. I, 105.
[4]) Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie III, 434.
[5]) Schr. II, 191.

Wortes festgesetzt, warum sollte ich davon abweichen? Haben sie eine Wahrheit ans Licht gebracht, warum sollte ich mich stellen, als wüßte ich es nicht? Der Vorwurf der Sectirerei schreckt mich nicht ab, von andern mit dankbarem Herzen anzunehmen, was ich bei ihnen Brauchbares und Nützliches finde.“ Mendelssohn will nichts selbst wissen, schreibt gern alles seinen Vorgängern zu: unter den Männern, welche in der Wolffischen Schule gebildet, ist er, mit den jüdischen Religionsphilosophen und den englischen Moralisten innig vertraut, der bedeutendste unter den Philosophen seiner Zeit, welche nicht sowol darauf ausgingen, ein neues System aufzustellen, als vielmehr alles einer gebildeten Reflexion zu unterwerfen. Mendelssohn ist der edelste Vertreter der deutschen Aufklärungsphilosophie. „Er schreibt nicht blos zur Förderung der wissenschaftlichen Erkenntniß, sondern in erster Reihe ist es ihm, auch bei seinen philosophischen Arbeiten, um die Beförderung der menschlichen Glückseligkeit, um die Vervollkommnung der Menschen durch Aufklärung ihrer Gedanken zu thun; und deshalb will er so schreiben, daß ihn alle verstehen, alle von ihm angezogen und zum Guten angeregt werden.“[1])

Beseelt von dem Streben, die Leibniz-Wolffische Philosophie von den engen Fesseln der systematischen Geschlossenheit zu befreien, suchte er die von ihm behandelten Probleme durch die Anmuth der Darstellung, durch die Form der gebildeten Conversation einem größeren Kreise zugänglich zu machen. Er erreichte es durch seinen leicht flüssigen eleganten Stil.

Seine liebenswürdige Persönlichkeit, sein edles Herz, sein freundlicher, durchdringender Blick treten am klarsten in seinem Stil hervor. Die Meisterschaft in dem deutschen Ausdrucke, der feine Geschmack, die edle Gesinnung befähigten ihn zu einem echten Volksschriftsteller. Eine solche Faßlichkeit im Vortrage, eine so zierliche, so anmuthige Sprache, ein so bescheidener

[1]) Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz, S. 335.

Ton, verbunden mit einer feinen ſokratiſchen Ironie, eine ſo ungeſuchte, ſich ſchmiegende Beredtſamkeit des Herzens: alles dies vereinigt hatte man noch bei keinem philoſophiſchen Schriftſteller Deutſchlands gefunden. Alles in ſeinen Schriften iſt Licht, und dieſes Licht iſt bei Problemen, welche das Herz berühren, mit einer Wärme verbunden, die bisweilen bis zur Begeiſterung ſteigt.

Mendelsſohn hat, wie Börne ſich ausdrückt, von den Roſen der Philoſophie die Dornen weggebrochen; er hat für die Philoſophie ein neues Gewand, eine Diction geſchaffen, welche noch heute muſtergültig iſt und ſelbſt einem Kant unerreichbar ſchien. „Man ſoll zwar," ſagt dieſer einmal, „ebenſo wenig allen Verfaſſern Einen Stil, wie allen Bäumen Eine Rinde wünſchen; aber dennoch ſcheint uns Mendelsſohns Schreibart für die Philoſophie die zuträglichſte zu ſein. So frei von aller Sucht nach blendendem Schmuck und doch ſo elegant; ſo ſcharfſinnig und doch ſo deutlich; ſo wenig auf Rührung dem Scheine nach arbeitend und doch ſo eindringend. Wenn ſich die Muſe der Philoſophie eine Sprache erkieſen ſollte, ſo würde ſie dieſe wählen."[1])

Mit gleicher Anerkennung läßt ſich Garve, ſelbſt einer der beſten Proſaiſten des achtzehnten Jahrhunderts, über Mendelsſohns Stil und deſſen Bedeutung für die deutſche Sprache aus. „Als Leſſings eigener philoſopiſcher Witz, ſein ſchneidender Scharfſinn und ſeine Gedankenfülle ſich unter uns zeigten, war allen Beſonderheiten ſeines Stils unſere Sprache ſo angemeſſen und ſie nahm die ſeltſamſten Formen ſeiner Ideen mit ſolcher Geſchmeidigkeit an, als wenn nur er ein recht originell deutſcher Schriftſteller wäre. Und doch bot zu eben dieſer Zeit eben dieſe Sprache dem ruhigen Denker Mendelsſohn, der die größte Deutlichkeit mit dem ſanften Fluſſe der Rede ſuchte, alle Wörter und Redensarten eines rein philo-

[1]) Jacobis Werke IV, 3, 114, 142.

ſophiſchen Stils an!“[1]) „Der Mann macht alles ſo helle,“ ſchreibt er den 17. November 1785 an Weiſſe, „was er vorträgt, daß man auf eine ſehr angenehme und nützliche Weiſe während der Leſung ſeiner Bücher beſchäftigt iſt, auch wenn man durch dieſelben nicht neue Aufſchlüſſe bekömmt, auch wenn man nicht ſeinen Meinungen beipflichtet.“[2])

„Wenn man Ihnen auch recht geben wollte, daß Ihre Philoſophie nicht mehr die Philoſophie der Zeiten iſt,“ ſchreibt ihm Auguſt von Hennings nach Empfang der „Morgenſtunden“, „ſo müßte man nicht wiſſen, daß Sie in Ihren Briefen zuerſt den attiſchen Ton mit dem Tiefſinn des ſpeculativen Nachdenkens verbanden und der Schönheit und Wahrheit ſo wie Sokrates den Grazien opferten, daß Sie in den Literaturbriefen Deutſchlands Geſchmack bildeten und zeigten, wie gerade auf dem ſchlichten Pfade der Vernunft die Blumen blühen.“[3]) Mendelsſohn galt, man kann wol ſagen bis auf Göthe, nächſt Leſſing für den vorzüglichſten Proſaiker, den die Deutſchen den Ausländern entgegenzuſetzen hatten. Er führte die Philoſophie aus der Schule ins Leben, in einer klardurchdachten, wohlgeordneten und geſchmackvollen Darſtellung in die gebildeten Kreiſe der deutſchen Nation ein.

Mendelsſohn iſt der bedeutendſte Repräſentant der Popular- und Aufklärungsphiloſophie, in deren Dienſte er bis zu ſeinem Tode ſtand. Als „Atheismus und die albernſte Schwärmerei in die beſten Herzen und Köpfe Deutſchlands ſich einzuſchleichen anfingen“,[4]) da machte er noch den letzten Verſuch, die verſchobenen Balken des Syſtems der Schule in ihre Fugen wenigſtens noch zurechtzurücken; er wollte „dem Rade einen Schwung geben, um dasjenige wieder emporzubringen, was durch den Cirkellauf der Dinge zu lange war unter die Füße

[1]) Garve, Sammlung einiger Abhandlungen, II, 65.
[2]) Briefe von Garve an Weiſſe, I, 227.
[3]) Handſchriftl.
[4]) Schr. III, 415.

getreten worden;“[1]) es war vergebliche Mühe. Das ganze ehrwürdige Gebäude des Dogmatismus der Leibniz-Wolffischen Philosophie war bereits zum Sinken gebracht durch den Königsberger Alten, den „alles zermalmenden“ Kant.

Vierundachtzigstes Kapitel.

Mendelssohn und Kant.

Wie verschieden sich die Ansichten und Ziele der beiden Denker in der Folge auch gestalteten, durch die Aehnlichkeit der Vernunftbeschäftigungen, wie es in dem frühesten Briefe Kants an Mendelssohn heißt, und die Gleichheit des Strebens fühlten sie sich in jüngern Jahren enger verbunden. Durch die beiderseitige Lösung der von der Berliner Akademie der Wissenschaften gestellten Preisaufgabe einander näher gerückt, unterhielten sie seit dieser Zeit eine Correspondenz, welche zur Genüge beweist, mit welcher Hochachtung Kant dem Verfasser des „Phädon“ begegnete.

Es gereichte ihm zu keinem geringen Vergnügen, ihn bei sich in Königsberg zu sehen und wiewol gerade nicht ehrgeizig, schlug er es ihm doch sehr hoch an, daß er seinen Vorlesungen beiwohnte; er bedauerte, einen „so seltenen Mann“ nicht recht genießen zu können. „Ein solcher Mann, von so sanfter Gemüthsart, guter Laune und hellem Kopfe in Königsberg zum beständigen und täglichen Umgange zu haben,“ heißt es in einem Briefe an seinen Schüler und Freund Markus Herz in Berlin, „würde diejenige Nahrung der Seele sein, der ich hier so gänzlich entbehren muß. Ich bitte Sie, mir die Freundschaft

---

[1]) Schr. II, 237.

dieſes würdigen Mannes ja ferner zu erhalten.“ „Grüßen Sie doch Herrn Mendelsſohn von mir auf das verbindlichſte,“ heißt es in einem andern Briefe an Herz von März 1778, „und bezeugen Sie ihm meinen Wunſch, daß er in zureichender Geſundheit ſeines von Natur fröhlichen Herzens und der Unterhaltungen genießen möge, welche ihm deſſen Gutartigkeit zuſammt ſeinem ſtets fruchtbaren Geiſte verſchaffen könne.“[1])

Als Mendelsſohn mit den früheſten, an Geiſtesblitzen ſo reichen Schriften des „Philoſophen der Zukunft“ bekannt worden war, hatte er bereits einen feſten Standpunkt eingenommen und einzelne Theile des von ihm ergriffenen Leibniz-Wolffiſchen Syſtems auszubauen begonnen. Hätte er ſie auch gekannt und durchdrungen, ſie würden ihn, den begeiſterten Anhänger der „Schule“, ſchwerlich bewogen haben, eine Philoſophie zu verlaſſen, in deren Gängen und Formen er ſich heimiſch fühlte.

Schon in den „Träumen eines Geiſterſehers“ erkannte er, daß Kant der dogmatiſchen Philoſophie nicht mehr angehöre. Er drückt ſein Befremden über den ſeltſamen Ton in der Schrift aus und weiß nicht, wie es in ſeiner kurzen Anzeige derſelben in der „Deutſchen Bibliothek“ heißt,[2]) ob der Verfaſſer die Metaphyſik hat lächerlich oder die Geiſterſeherei glaubhaft machen wollen. Kant ſteht nicht an, ihm nähern Aufſchluß zu geben; er ſchreibt ihm den 8. April 1766: „Solchen Genies wie Ihnen, mein Herr, kommt es zu, in dieſer Wiſſenſchaft eine neue Epoche zu machen, die Schnur ganz aufs neue anzulegen und den Plan zu dieſer noch immer aufs gerathewohl angebauten Disciplin mit Meiſterhand zu zeichnen.“[3])

Beim Erſcheinen der Schrift, mit der Kant im Auguſt 1770 ſeine Profeſſur antrat und in der er die Grundzüge ſeines

---

[1]) Kants Sämmtliche Werke, XI, 1, 37.
[2]) Schr. IV, 1, 529.
[3]) Kant, a. a. O. XI, 1, 53.

ſpätern Syſtems darlegte,[1]) war Mendelsſohn wegen ſeines Nervenleidens kaum im Stande etwas Speculatives von ſolchem Werthe „mit gehöriger Anſtrengung durchzudenken"; nichtsdeſtoweniger erhob er als Leibnizianer Widerſpruch gegen die Annahme, daß die Zeit etwas blos Subjectives ſei. Mit ſeinem Scharfblick erkannte er ſofort, daß „die kleine Schrift die Frucht von ſehr langen Meditationen und als ein Theil eines ganzen Lehrgebäudes anzuſehen iſt, das dem Verfaſſer eigen und wovon er vor der Hand nur einige Proben zu zeigen willens iſt".[2])

Durch die „Kritik der reinen Vernunft" wurde auch wirklich in der deutſchen Philoſophie jene Revolution hervorgerufen, welche Mendelsſohn längſt vorausgeſagt hatte. Er war zu alt und ſteif, um an einer ſolchen Umwälzung, an einem ſo freien philoſophiſchen Gange noch Gefallen finden zu können; er „verlangte Dach und Fach für ſich und ſeine Familie und dankte der weiſen Matrone", wie er den bauluſtigen Kriticismus Kants nennt, „für ihren bauluſtigen Vorwitz. Sie mag ihn an Kartenhäuſern oder Luftſchlöſſern verſuchen".[3]) Der alte Mann wollte ſich in dem Gebäude des Dogmatismus, in dem er Ruhe fand und auf deſſen Grund er ſeine Sittenlehre aufgeführt hatte, nicht mehr ſtören laſſen und legte die „Kritik", die noch dazu in einem ſchweren und dunkeln Stile geſchrieben war, bald aus Händen, ohne ſich die Mühe zu geben, ihren tiefen Sinn zu ergründen. „Sehr angenehm war es für mich," heißt es in dem Briefe an Eliſe Reimarus vom 5. Januar 1784, „von Herrn Rudolphi zu vernehmen, daß der Herr Bruder nicht viel von der „Kritik der reinen Vernunft" halte. Ich für meinen Theil muß bekennen, daß ich ſie nicht verſtehe . . . . Es iſt mir alſo lieb, daß ich nicht ſonderlich viel

[1]) De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis. Regiomont. 1770.

[2]) Schr. V, 510.

[3]) Schr. V, 704.

entbehre, wenn ich von dannen gehe, ohne dieſes Werk zu verſtehen.“ [1])

Daß Mendelsſohn der „Kritik“ ſeine „ſcharfſinnige Aufmerkſamkeit“ nicht ſchenken konnte oder mochte, bedauerte niemand mehr als Kant ſelbſt. Bei dem Einfluſſe, welchen er als Wortführer der Aufklärungsphiloſophie übte, erwartete der damals noch ziemlich unbekannte Königsberger Profeſſor, daß der transcendentale Idealismus mehr Beachtung und ſchnellere Verbreitung finden würde, wenn ein Mendelsſohn dafür eintrete. Er machte ihm daher nach dem Erſcheinen der „Prolegomenen zu einer jeden künftigen Metaphyſik“ den Vorſchlag, falls er ſich „nicht weiter mit ſchon zur Seite gelegten Sachen ſelbſt beſchäftigen wollte“, er wenigſtens ſein Anſehen und ſeinen Einfluß dazu verwenden möge, eine Prüfung der grundlegenden Sätze des Syſtems zu vermitteln, um beiſpielsweiſe zu unterſuchen, ob es mit der Unterſcheidung der analytiſchen und ſynthetiſchen Urtheile ſeine Richtigkeit habe, ob der Satz, daß alle ſpeculative Erkenntniß a priori nicht weiter reiche als auf Gegenſtände einer möglichen Erfahrung u. dgl. m. Große Hoffnung machte er ſich von der Erfüllung ſeines Wunſches nicht. „Mendelsſohn, Garve und Tetens ſcheinen dieſer Art von Geſchäften entſagt zu haben,“ heißt es in dem Briefe Kants an Mendelsſohn vom 18. Auguſt 1783,[2]) „und wo iſt noch ſonſt jemand, der Talent und guten Willen hat, ſich damit zu befaſſen.“ Mendelsſohn wußte, daß er mit dem „Alles Zermalmenden“ in den Grundſätzen nicht übereinſtimme. Die Schaumünze, welche er im November 1783 auf Kant entwarf: ein Thurm, der einzuſtürzen ſcheint und dennoch alle erſtaunliche Feſtigkeit hat, die „Kritik der reinen Vernunft“ mit der Umſchrift: „Drohet, aber fällt nicht“,[3]) iſt bezeichnend für ſeine Auffaſſung des Kriticismus.

[1]) Schr. V, 705 ff.
[2]) Kant, a. a. O. XI, 1, 37.
[3]) Schr. V, 614.

Und doch ist Mendelssohn als Vorläufer Kants im wahren Sinne des Wortes zu betrachten: in den beiden Hauptpunkten der Philosophie, in Inhalt und Form, arbeitete er ihm wacker vor.

Wie er die Sonderung von Gedanken und Anschauung bereits andeutet, so hebt er auch den Unterschied zwischen beständigen und unbeständigen Erscheinungen deutlich hervor. „Ich glaube, es werde kein Vernünftiger in Abrede stellen, daß es wenigstens zwei verschiedene Arten von Erscheinungen gebe, nämlich beständige und unbeständige. Jene haben ihren Grund in der innern Beschaffenheit der menschlichen Sinne überhaupt, diese aber in gewissen äußern Zufälligkeiten.“[1]) Es bedarf hier nur einer Veränderung der Begriffe und der weitern Motivirung, so haben wir Kants Unterscheidung zwischen „Schein“ und „Erscheinung“.

Die gewöhnliche Wolffische Eintheilung der Seelenvermögen in Erkenntniß- und Begehrungsvermögen erklärte Mendelssohn für unvollständig und fügte als ein drittes noch das „Billigen“, den Beifall oder das Wohlgefallen hinzu als ein Vermögen, das zwar der Keim der Begierde, aber nicht die Begierde selbst, sondern der Uebergang vom Erkennen zum Begehren, die Verbindung dieser beiden Vermögen durch die feinste Abstufung ist.[2]) Wer vermöchte darin ein Vorbild des interessenlosen Wohlgefallens Kants zu verkennen?

Auch in der Bestreitung des dogmatischen Idealismus ist Mendelssohn mit Kant einverstanden. Durch die Leibnizische Philosophie gelangte er zu der Ueberzeugung, daß wir die Objecte der materiellen Vorstellungen nicht unmittelbar erkennen, sondern daß wir blos auf ihr Dasein schließen. „Ihr sehet von selbst ein, daß durch diese Gründe blos das Dasein eines Objects der materiellen Vorstellungen geschlossen werden kann; inwieweit sich aber bei der Darstellung materieller Beschaffenheiten das Subjective unserer sinnlichen Erkenntniß miteinmischt

[1]) Schr. II, 19.
[2]) Schr. II, 295.

und ſolche in „Erſcheinungen“ verwandelt, bleibt hierdurch unentſchieden. In der ſinnlichen Erkenntniß liegt unſtreitig Wahrheit. Aber dieſe Wahrheit iſt bei uns mit Schein, das Urbildliche iſt mit dem Perſpectiven verbunden und kann durch unſere Sinne nicht von demſelben getrennt werden.“[1]) Er glaubt alſo, es läge Wahrheit in dem Sinnlichen, die Sinnlichkeit entdecke Prädicate, die den Dingen an ſich zukämen. Dieſen Idealismus führte Kant weiter durch, indem er die Erkenntniß der Objecte an ſich leugnet und ſie blos nach einer nothwendigen Idee in uns vorausſetzt; die Sinnenwelt iſt, nach ihm, kein Ding an ſich, ſondern eine bloße „Erſcheinung“.

Trotz dieſer Berührungspunkte, welche Mendelsſohn mit dem transcendentalen Idealismus Kants zeigt, war er doch von den Feſſeln des philoſophiſchen Dogmatismus zu ſehr umſtrickt, als daß er dem Kantſchen Kriticismus, den er für eine Wiederbelebung des Humeſchen Skepticismus hielt, Beifall zollen konnte. Vollſtändige Kritik war ihm bei allem Scharfſinn fremd. Gerieth die Vernunft mit ſich ſelbſt in Steit, ſo führte er die Nachforſchungen auf eine gewiſſe Stufe und ſtopfte dann dem Frager kurz und gut den Mund. „Wenn ich euch ſage, was ein Ding wirket oder leidet, ſo fraget weiter nicht, was es iſt. Wenn ich euch ſage, was ihr euch von einem Dinge für einen Begriff zu machen habt, ſo hat die fernere Frage, was dieſes Ding an und für ſich ſelbſt ſei? weiter keinen Verſtand . . . . Wir ſtehen an der Grenze nicht nur der menſchlichen Erkenntniß, ſondern aller Erkenntniß überhaupt, und wollen noch weiter hinaus, ohne zu wiſſen, wohin.“[2])

Zuweilen bediente er ſich auch des Auswegs, den Streit auf eine bloße Modification des Ausdrucks zurückzuführen. „Sie wiſſen, wie ſehr ich geneigt bin, alle Streitigkeiten der philoſophiſchen Schulen für bloße Wortſtreitigkeiten zu erklären, oder doch wenigſtens urſprünglich von Wortſtreitig-

[1]) Schr. II, 339.
[2]) Schr. II, 293.

keiten herzuleiten.“[1]) Kant ist hierin gerade entgegengesetzter Meinung, und behauptet, daß in den Dingen, worüber man, vornehmlich in der Philosophie, eine geraume Zeit gestritten hat, niemals eine Wortstreitigkeit zu Grunde gelegen habe, sondern immer eine wahrhafte Streitigkeit über Sachen; ein Verfahren, wie das Mendelssohns, nennt er „den Durchbruch des Oceans mit einem Strohwisch zustopfen“. Wenn dann aber Kant dem subtilen Manne das Bestreben zuschreibt, „allenthalben Logomachie zu ergrübeln“ und „in Logodädalie zu verfallen“, so spricht er dem sonst von ihm hochverehrten Denker den Ernst der Forschung ungerechterweise ab.[2]) Hätte Mendelssohn, wie er es gewünscht, „vor seinem zwanzigsten Jahre einen Kant zum Freunde gehabt“,[3]) so wären seine philosophischen Leistungen unstreitig von weit größerem Erfolge gewesen; andererseits würde der beständige Umgang mit einem Manne wie Mendelssohn für Kant und seine Arbeiten höchst ersprießlich gewesen sein. Wer weiß, ob er nicht durch ihn von der dunkeln Schreibart abgebracht wäre und sich des lichtvollen Stils befleißigt hätte, den er an Mendelssohn so sehr bewunderte. „Es sind nur wenige so glücklich,“ schreibt er ihm am 18. August 1783, „für sich und zugleich in der Stelle anderer denken und die ihnen allen angemessene Manier im Vortrage treffen zu können. Es ist nur ein Mendelssohn.“[4])

---

[1]) Schr. II, 341; V, 547.

[2]) Kant, in den Bemerkungen zu L. H. Jakobs Prüfung der Mendelssohnschen Morgenstunden (Leipzig 1786), LIV, auch Sämmtl. Werke I, 395.

[3]) Schr. V, 509.

[4]) Kant, a. a. O. IX. 1, 42.

Sechzehntes Buch.

Mendelssohns letzter Kampf und Tod.

Fünfundachtzigstes Kapitel.

Mendelssohn und Spinoza.

Die Entdeckung Jacobis, daß Lessing in seinen letzten Tagen Spinozist gewesen und der darüber entstandene Streit veranlaßten Mendelssohn auf das „Eins und Alles" Spinozas näher einzugehen; in seinem vorgerückten Alter und leidenden Zustande mußte er wider Willen auf das System zurückkommen, dem er in seinen frühesten philosophischen Schriften zuerst Anerkennung verschafft hatte.

Seinem Vorsatze gemäß, des eigentlichen Streites mit Jacobi in den „Morgenstunden" nicht zu erwähnen, den ganzen Briefwechsel erst später, in einem zweiten Theile, zu beleuchten, nahm er auf den spinozistischen Pantheismus jetzt nur ganz im allgemeinen Rücksicht, suchte ihn aber gleichwol zu widerlegen. Zu diesem Zwecke ging er von dem ersten Grundbegriffe des Systems, der absoluten Einheit des ewigen Seins, der Substanz, aus. Nach Spinoza ist Gott die einzige Substanz, die sich denken läßt, alles Uebrige lebt, webt und ist nicht außer Gott; alle Dinge sind nur Modificationen, alle Vorgänge nur Wir-

kungen dieſer einen Subſtanz. Gott und die Welt ſind ein und dasſelbe. Eins iſt Alles und Alles iſt Eins.

Der Haupteinwurf, den Mendelsſohn gegen Spinoza führt, iſt, daß er das Unendliche der Kraft nach mit dem Unendlichen der Ausbreitung nach, die intenſive mit der extenſiven Größe, verwechſele, daß er den Inbegriff aller Einzelnheiten zur Gottheit mache oder vielmehr aus unendlich vielen endlichen Gedanken das Unendliche gleichſam zuſammenſetze;[1]) ein Einwurf, der den eigentlichen Spinozismus geradezu verkennt.

Giebt Mendelsſohn dann auch zu, daß nicht der Begriff der Subſtanz Spinoza zu ſeinen irrigen Anſichten geführt habe, ſo findet er doch, daß in der Erklärung des Wortes ſelbſt eine Willkürlichkeit liege. Er räumt ein, daß eine ſolche ſelbſtgenügende Subſtantialität allerdings blos dem unendlichen und nothwendigen Weſen zukomme, unterſcheidet aber das „Selbſtändige“ von dem „Fürſichbeſtehenden“. „Erſteres iſt unabhängig und bedarf keines andern Weſens zu ſeinem Daſein, iſt unendlich und nothwendig, letzteres aber kann in ſeinem Daſein abhängig und dennoch als ein von dem Unendlichen abgeſondertes Weſen vorhanden ſein, d. h. es laſſen ſich Weſen denken, die nicht blos als Modificationen eines andern Weſens beſtehen, ſondern ihre eigene Beſtandheit haben und ſelbſt modificirt ſind.“[2])

Mit dieſer mehr den Ausdruck als die Sache treffenden Diſtinction will Mendelsſohn Spinozas Subſtanzbegriff von allen ihm blos äußerlich beigelegten, ſich widerſprechenden Prädicaten getrennt wiſſen. Bei Spinoza iſt alles bloßer Gedanke, reiner Idealismus, ſeine unendliche ſo angeſtaunte Subſtanz iſt gewiſſermaßen die Sonne, deren Strahlen nie die Erde berühren; es giebt für ihn keinen Uebergang vom Unendlichen zum Endlichen, von der Einheit zur Vielheit, vom Geiſt zur Materie; über die einzige Subſtanz hat er die Menſchen vergeſſen. Das

[1]) Schr. II, 342.
[2]) Schr. II, 343.

eben ist es, was Mendelssohn ihm besonders zum Vorwurf macht, daß er das Formale, die reale Welt, der Ideen wegen außer Acht gelassen habe. „Spinoza hat blos die Quelle der Materie angewiesen. Wo sollen wir aber die Quelle der Form suchen? Wodurch erhält der Körper seine Bewegung, der organisirte Körper seine Bildung, d. i. seine planvolle und regelmäßige Bewegung, und jeder andere Körper seine Figur? Wo kann der Ursprung hiervon anzutreffen sein? Nicht im Ganzen, denn das Ganze hat keine Bewegung. Das Sämmtliche aller Körper, in eine einzige Substanz vereinigt, kann den Ort nicht verändern und hat weder Organisation noch Figur. Also in den Theilen. Mithin müssen die Theile auch ihr abgetheiltes Dasein haben, und das Ganze ein bloßes Aggregat aus denselben sein.“[1])

Das Mangelhafte des Systems zeigt sich demnach in zweierlei Rücksichten. Sowol in Absicht auf die Körperwelt als auf die denkenden Wesen berücksichtigt Spinoza blos das Materiale, nicht aber das Formale. Eine reale für sich bestehende Welt ist bei Spinoza nicht zu finden, das Princip des Realismus ist ihm gänzlich fremd. Die Welt an sich ist nach Spinoza nichts, sie flieht gleichsam in Gott zurück, wie Gott aus sich in die Welt flieht, oder wie Mendelssohn sich ausdrückt, „Spinoza versetzt bald Gott zu bildlich in die Welt, bald die Welt zu bildlich in Gott.“[2]) Beides, Gott und die Welt, mußte, als für sich bestehend, von einander gelöst werden, und in diesem Sinne stellte Mendelssohn seinen geläuterten Pantheismus in dem schönen Bilde auf: „Mein Pantheismus gleicht einer zweiköpfigen Hydra. Einer dieser Köpfe führt die Ueberschrift: „Alles ist Eins“; der andere: „Eins ist Alles“. Ihr müsset beide zugleich abschlagen, wenn ihr das Ungeheuer tödten wollt.“[3])

[1]) Schr. II, 344, m. s. hierzu den Brief Mendelssohns an Lessing, V, 176 f.

[2]) Schr. II, 360.

[3]) Schr. II, 352.

Spinoza sagt: Alles ist Eins, Gott ist auch die Welt; der geläuterte Pantheist spricht: Gott und die Welt. Das Unendliche, behauptet dieser, hat alles Endliche, Eins das Viele zur Wirklichkeit gebracht; jener hingegen: das Unendliche umfaßt Alles, ist selbst Alles, ist Eins und zugleich Alles; denn so wenig das Viele ohne das Eine vorhanden sein kann, eben so wenig kann nach Spinoza das unendliche Eins ohne Alles existiren. So trennt Mendelssohn Gott von der Natur, der Welt, schreibt Gott ein außerweltliches, der Welt ein außergöttliches Dasein zu, und stellt einen Pantheismus auf, der nicht auf Atheismus hinausläuft, der vielmehr mit der Religion und der Sittenlehre im Einklang steht.[1])

Diesen geläuterten Spinozismus führt Mendelssohn auf die Behauptung zurück, daß alles, als Vorstellung Gottes, in Gott sei; damit soll aber weder der Realität der Körperwelt, noch dem abgesonderten Selbstbewußtsein des Menschen, noch seiner endlosen Fortdauer, noch dem Leibnizischen Satze von der vorherbestimmten Harmonie zu nahe getreten werden.[2]) Was Mendelssohn Spinozismus nennt, ist im Grunde nichts als das Leibnizische System mit jener Zuthat des Pantheismus, den man allerdings bei Lessing findet, wie denn Mendelssohn den Freund auch zum Verfechter des geläuterten Pantheismus macht und als Beleg dafür das „Christenthum der Vernunft", jene in der Jugend verfaßte Abhandlung macht, davon er ihm gleich zu Anfang ihrer Bekanntschaft das Wesentliche vorgelesen hatte.[3]) Gott ist Lessing das allervollkommenste Wesen; er hat von Ewigkeit her nur sich selbst denken können. Zwischen Lessing und Spinoza ist, so unverkennbar jener diesem sich auch nähert, noch immer ein großer, tiefgreifender Unterschied.

Zwischen Mendelssohn und Jacobi lag eine zu große Kluft, als daß sie sich noch hätten verständigen können. Diesem erschien

[1]) Schr. II, 357; I, 207.
[2]) E. Zeller, a. a. O., 346.
[3]) Schr. II, 369 ff.

Spinoza gleich Leibniz und Wolff, jenem Leibniz und Wolff gleich Spinoza; dieſer vertheidigte den Theismus der Vernunft, jener den Theismus des Gefühls; dieſer wollte Glauben und Wiſſenſchaft in Moral, jener Moral und Wiſſenſchaft in Glauben verwandeln.

Durch den Jacobi-Mendelsſohnſchen Streit wurde ein gründlicheres Studium des Spinoza herbeigeführt und die ganze philoſophiſche Richtung in neue Bahnen gelenkt.

Wer war froher als Mendelsſohn, als er die „Morgenſtunden" endlich gedruckt vor ſich ſah. Die Arbeit hatte ihn ſo angegriffen, daß er ſich gern eine Erholung gönnte.

Sechsundachzigſtes Kapitel.

Die kurländiſchen Freundinnen.

Die Herzogin Dorothea von Kurland, die Tochter des Reichsgrafen Johann Friedrich von Meden, und ihre unglückliche Schweſter Eliſe von der Recke, eine zur Schwärmerei geneigte und durch den Abenteurer Caglioſtro ſchmählich betrogene Frau, lernten während ihres zeitweiligen Aufenthaltes in Berlin im Herbſte 1785 durch Nicolai auch Mendelsſohn kennen. Bald ſchätzten ſie ſich glücklich, den liebenswürdigen Philoſophen öfter in ihrer Nähe zu haben. Das Geſpräch, das er bei ſeinem erſten Zuſammentreffen mit dieſen intereſſanten Frauen führte, hatte die Unſterblichkeit der Seele zum Gegenſtande.

Am 3. October 1785 machte Mendelsſohn in Begleitung Ramlers eine Spazierfahrt nach dem ein paar Stunden von Berlin entfernten Friedrichsfelde, um der dort reſidirenden Herzogin den verſprochenen Beſuch abzuſtatten. Früher als ſie erwartet hatte, trafen die beiden Gelehrten am kuriſchen Hofe ein. Die Herzogin war mit ihrer Toilette beſchäftigt und gab

der gerade anwesenden Freundin und Reisebegleiterin ihrer in Berlin zurückgebliebenen Schwester den Auftrag, die willkommenen Gäste einstweilen im Schloßgarten umherzuführen. Sie lustwandelten in dem herrlichen Park, bis sie bei einem Platze, wo Prinz Ferdinand eine große Allee hatte umhauen lassen, stehen blieben. Die anmuthige Führerin, welche in der Gesellschaft dieser geistvollen Männer Gott und seine Welt lebhafter als sonst zu fühlen glaubte, brach nicht ohne Zagen das Schweigen: „Mir kommt das Niederhauen eines großen schönen Baumes beinahe wie ein Mord vor, ein so wichtiges Product der Natur scheint mir der Baum zu sein." Ramler erinnerte sich hierbei einer Idylle Geßners, welche die Geschichte enthält, daß ein Schäfer dafür besorgt ist, einem Baum, dem das Wasser an die Wurzel greift, so zu verwahren, daß er nicht nur geschützt ist, sondern auch noch seinen Wuchs fortsetzen kann, und dafür segnet ihn die Dryade des Baumes in seiner Herde. Mendelssohn war damit nicht zufrieden, daß der Dichter für die Erhaltung des Baumes außer der innern Belohnung durch das Bewußtsein der guten That noch Wohlstand verheiße und gleichsam die Tugend zu einer feilen Dirne mache.

Sophie Becker, so hieß die Begleiterin, war die Tochter und Schwester kurländischer Pfarrer, eine begabte Schriftstellerin, deren „Gedichte" und „Briefe einer Kurländerin" ihr Gatte, der Gerichtsdirector J. L. Schwarz, nach ihrem frühen Tode erscheinen ließ. Als Sophie im Alter von einunddreißig Jahren Mendelssohn kennen lernte, befand sie sich gerade in der Periode des Zweifelns. Ihre Seele war von so mancherlei dunkeln Vorstellungen und von so verschiedenen Gefühlen bewegt, „daß sie sich irgendwo ergießen mußte". Mendelssohn erschloß sie ihr ganzes Herz, er wurde ihr „theuerster Freund", sie ihm die „theuerste Sophie". Er war der erste, wie sie in ihrem Briefe an ihn versichert,[1]) von dem sie glaubte, er würde sie verstehen,

[1]) Schr. V, 645 f.

oder da, wo sie sich selbst nicht versteht, Licht hinhalten können. In Betrachtungen über Menschenschicksal versunken, fühlte sie in ihrem Herzen eine Leere und war sich selbst ein Räthsel: sie konnte den Gedanken „Gott" nicht mehr fassen und nur „bei der Betrachtung der Natur und der mannichfaltig wirkenden Kräfte in derselben bewundern, erstaunen und verstummen". Ihre Gebete waren nicht mehr Worte, sondern blos noch Gefühle, die durch Thränen sich ausdrückten; für den öffentlichen Gottesdienst hatte sie keinen Sinn mehr. „So sieht es in meiner Seele aus, theuerster Freund; nur Ihnen lege ich sie offen dar," heißt es in dem erwähnten Briefe. „Rathen Sie mir, auf welche Art ich es anfange, meinem Herzen den Gott näher zu bringen, den mein Verstand im Sandkorn wie in der Sonne anbetet." „Wenn Sie Geduld genug haben, theuerste Sophie! meine ‚Morgenstunden' durchzulesen," antwortete er ihr, „so werden Sie auch die Stelle bemerkt haben, wo ich von der Schwierigkeit handele, die Erhabenheit Gottes in der stärksten Verbindung mit dessen allbarmherziger Herablassung zu denken, und unserem Lessing ein großes Verdienst um diese wichtige Wahrheit zuschreibe. Mich dünkt, Sie befinden sich jetzt in dem Falle, da Ihnen diese Erwägung gute Dienste leisten kann. Mit Ihrem Kopf und Ihrem Herzen werden Sie keine sonderliche Anstrengung brauchen, diese Lehre in ihrem ganzen Umfang zu fassen, und wahren Trost und Beruhigung zu finden."[1])

Mit dieser liebenswürdigen kurländischen Freundin der Skepsis, der die Unterhaltung mit Mendelssohn Balsam war und sie zur reifern Prüfung stimmte, mit dieser „theuersten Sophie", welche den letzten köstlichen Brief, den das Herz des Philosophen dictirte, als ein „heiliges Depositum" bewahrte, durchstrichen Mendelssohn und Ramler den Schloßgarten, bis die Herzogin selbst erschien. Im traulichen Gespräche vergingen die Morgenstunden. Als die Gäste zum Speisen gerufen wurden,

[1]) Schr. V, 649.

entfernte sich Mendelssohn stillschweigend. Er ging ins Wirthshaus, wo er sich ein frugales Mahl bestellt hatte, denn — es sind das Sophiens Worte — aus einem gewiß sehr ehrwürdigen Grunde läßt sich dieser philosophische Mann nie zu den Mahlzeiten der Christen laden.

Um Mendelssohns Gesellschaft nicht lange zu entbehren, hob die Herzogin die Tafel bald auf; er kehrte zu den Freundinnen zurück. Ramler wurde aufgefordert etwas zu lesen, und da gerade Nathan der Weise auf dem Tische lag, so wählte er etwas daraus. Während die Herzogin und Sophie von den Wahrheiten seiner Gedanken oder von dem trefflichen Charakter des Nathan zur lauten Bewunderung hingerissen wurden, saß Mendelssohn mit verschlossenem Munde da; seine Seele schien sich blos in das Auge zurückgezogen zu haben.

Um die ernste Empfindung sanfter zu stimmen, trat endlich die Herzogin ans Clavier und spielte eine seelenvolle Arie. Am Schlusse derselben empfahl sich Mendelssohn, indem er mit glänzenden Augen versicherte: „Ich habe heute mit dem Geiste geschwelgt.“[1])

Er hatte einen glücklichen Tag verlebt, so glücklich, wie ihm nur noch wenige beschieden waren.

Als Sophie mit Elise von der Recke wenige Tage später Mendelssohn einen Besuch abstatteten, da wurde über nichts als über Lessing gesprochen und zwar, wie Sophie bemerkt, durch Veranlassung der ganz neuerlich angekommenen Briefe des Geheimraths Jacobi an Mendelssohn.[2])

---

[1]) Briefe einer Kurländerin II, 172. Vor hundert Jahren. Elise von der Reckes Reisen durch Deutschland nach dem Tagebuche ihrer Begleiterin Sophie Becker (Stuttgart), S. 193.

[2]) Vor hundert Jahren, S. 196.

Siebenundachtzigſtes Kapitel.

Mendelsſohn und Jacobi.

Die „Morgenſtunden" hatten Pempelfort noch nicht erreicht, ſo war auch ſchon von Jacobi eine Schrift bei Mendelsſohn angelangt. Das Packet hatte ſich mit den „Rabbiniſchen Vorleſungen", wie es in einem Briefe Jacobis an Goethe heißt,[1]) gekreuzt. Ohne das Erſcheinen des Buches, das Mendelsſohn ihm nie in der Handſchrift, ſondern nur vollendet und gedruckt vorlegen wollte, erſt abzuwarten, hatte er aus Furcht, der Gegner könne die ſtreitigen Punkte unrichtig darlegen, den ganzen zwiſchen Eliſe Reimarus, ihm und Mendelsſohn geführten Briefwechſel ohne Vorherwiſſen und Erlaubniß veröffentlicht und das ihm von Leſſing anvertraute Geheimniß der ganzen Welt verrathen.

Jacobis Schrift „Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moſes Mendelsſohn,"[2]) welche ſich den 8. October bereits in des letztern Händen befanden, war eine Compoſition der wunderlichſten Art, der ganze Jacobi wie er leibt und lebt. Mit den Briefen an Mendelsſohn und Eliſe verband er die Geſchichte der Briefe und zugleich die Geſchichte, warum dieſelben veröffentlich wurden. Die ihm geſchickten „Erinnerungen" hatte der „delicate Mann" wohlweislich nicht mitabdrucken laſſen. Die Sätze, welche er zu beweiſen unternahm, waren: „Spinozismus iſt Atheismus." „Die Kabaliſtiſche Philoſophie iſt, als Philoſophie, nichts anderes als unentwickelter oder nur verworrener Spinozismus." „Die Leibniz-Wolffiſche Philoſophie iſt nicht minder fataliſtiſch als die Spinoziſtiſche." „Jeder Weg der Demonſtration geht in Fatalismus aus." „Wir können nur

[1]) Briefwechſel zwiſchen Goethe und F. H. Jacobi. Herausgegeben von Max Jacobi (Leipzig 1846), 101.

[2]) Breslau 1785; neue Ausgabe, ibid. 1789.

Aehnlichkeiten demonstriren, denn Demonstration ist Fortschritt in identischen Sätzen, und jeder Erweis setzt etwas schon Erwiesenes zum Voraus, wovon das Princip Offenbarung ist." „Das Element aller menschlichen Erkenntniß und Wirksamkeit ist Glaube".[1])

Um die Tactlosigkeit sich selbst nicht zu gestehen, nimmt der glaubensstarke Mann in dieser mit Sophismen und Autoritäten gewürzten Polemik einen anmaßenden Ton an und schaut mit geringschätziger Miene auf den Juden herab. Mendelssohn fürchtete, „die Philosophie hat ihre Schwärmer, die ebenso ungestüm verfolgen und fast noch mehr auf das Proselytenmachen steuern als die Schwärmer der positiven Religion;" er und Nicolai sahen gleich anfangs in diesem ganzen Vorgehen ein Complot der Lavaterschen Partei.[2]) Er war aufs schmerzlichste davon ergriffen. „Was dünkt Ihnen zu diesem sonderbaren, windschiefen Betragen?" fragt er Nicolai gleich nach Empfang von Jacobis Schrift.[3]) Die ganze Verfahrungsart war ihm so fremd, daß er ihr gar keinen Namen zu geben wußte. „Ist es Unbesonnenheit, Schwachheit oder böser Wille? Will Jacobi heucheln oder schwärmt er in der That? Will er den Atheismus oder den blinden Glauben predigen? Ich mag annehmen, was ich will, so bleibt mir noch manches in seinem Betragen unerklärbar."[4]) „Es liegt so etwas verschobenes, so etwas verwickeltes in dem ganzen Betragen dieses Mannes," schreibt er den 21. October 1785 der „verehrungswürdigen Freundin", welche in ihrer Herzensgüte sich selbst einen Theil der Schuld aufbürdete, „darein ich mich nicht finden kann. Warum ist er anfangs so vertraulich, um hernach, ohne Grund und Ursach, so argwöhnisch zu sein? Ist seine Eigenliebe so zündbar, warum kommt er dem Feuer so nah? Warum ist er von der einen Seite

---

[1]) Ueber die Lehre des Spinoza, 223 ff.
[2]) Schr. V, 638. Vor hundert Jahren, S. 196.
[3]) Schr. V, 634.
[4]) Schr. V, 641.

ſo keck, um von der andern ſo furchtſam zu ſein? ſtößt ſeinen Nebenmenſchen ins Feuer und flieht? reißt andern die Maske oder wol gar die natürliche Haut vom Geſicht, um ſeine eigene Larve undurchdringlicher zu machen. Ich liebe den Umgang mit ſolchen Leuten nicht und bin feſt entſchloſſen, allen Privat-Briefwechſel mit Herrn Jacobi von nun an aufzuheben. Was wir uns einander zu ſagen haben, ſoll öffentlich geſchehen.“[1])

Mendelsſohn war im höchſten Grade erregt. „Ach Gott! daß ich gerade jetzt ſo ſehr vom Schwindel geplagt ſein muß!“ iſt ſeine häufig wiederkehrende Klage. Er war feſt entſchloſſen zu antworten; Jacobi ſollte die Wahrheit hören, und das Andenken Leſſings mußte in Schutz genommen werden. Erſt wollte er jedoch reiferer Ueberlegung Raum geben und ſich von einſichtsvollen und rechtſchaffenen Männern „ihre Gedanken ausbitten“.

Er ſchickte die „Morgenſtunden“ den 16. October 1785 an Profeſſor Kant in Königsberg und an den Hofrath Zimmermann in Hannover; letzterem empfahl er die Materie der ſtrengſten Kritik, die Form aber der gütigen Nachſicht. „Der Verfaſſer des claſſiſchen Werkes ‚Ueber die Einſamkeit‘ muß wiſſen,“ heißt es in dem Briefe, „daß das Belecken der jungen Gedanken der Mutter ſo ſauer wird als das Gebären. Das Ausbilden und Vollenden erfordert eine zweite Anſtrengung, und ach! ich bin kaum der erſten noch fähig, die zum bloßen Berichtigen gehört.“[2]) Profeſſor Garve in Breslau, der die „Morgenſtunden“ ebenfalls erhielt, erſuchte er dieſelben in einer müſſigen Stunde durchzuleſen, dann auch Jacobis Schrift „Ueber die Lehre des Spinoza“ zu prüfen und ihm „ſeine aufrichtigen Gedanken über das Betragen dieſes Mannes“ mitzutheilen.[3])

Alle billig denkenden, durch Freundſchaft für Jacobi nicht geblendeten Männer erklärten ſich für Mendelsſohn.

---

[1]) Schr. V, 723.

[2]) S. Meiñ: Moſes Mendelsſohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, S. 19.

[3]) Schr. V, 641.

„Dieſe Nacht, mein Theuerſter," ſchreibt der alte Gleim den 13. November 1785 an Herder, „las ich Mendelsſohns Morgenſtunden, und freute mich herzlich darüber, daß ich alles von Leſſing geſagt ſo fand, wie ich es geſagt oder hätte ſagen mögen. Mendelsſohn iſt doch ein Mann Gottes! Herder ſollte ihn ſparen zur Schilderung ſeines nähern Freundes, wie Herder Leſſings Freund war! Mein Leſſing Atheiſt! Wer ſagt's? Wer gab's zu leſen? Jacobi! Gott erbarm's! Wär's Goeze noch geweſen."[1])

„Unter meiner neueſten Lectüre nehmen ſich Moſes' und Jacobis Schriften aus," heißt es in einem Briefe Garves an Weiſſe. „Jenes iſt Licht, dieſes Finſterniß. Die Metaphyſik des einen, wenn auch nicht immer neu, noch immer überzeugend, iſt immer deutlich und belehrend; die des andern, die außerordentlich neu ſein ſoll, iſt theils unverſtändlich, theils zwecklos!"[2]) „In der That iſt mir die Jacobiſche Schrift ſehr aufgefallen," ſchreibt derſelbe an Zollikofer. „Erſtlich was hat Jacobi nöthig, Leſſingen vorzuſchieben, wenn er überhaupt den Spinozismus erörtern will. Ueberdies ſollte Jacobi einen Brief, der blos zur Belehrung Mendelsſohns beſtimmt war, nicht drucken laſſen, ohne dieſen erſt deshalb zu fragen .... Was für eine ganz andere Arbeit iſt Moſes ſeine! Das Licht, das dem Leſer auch aus den abgezogenſten Speculationen entgegenſtrahlt, macht alles nicht nur leicht, ſondern auch intereſſant. Die Bücher dieſes Mannes ſind zur Uebung des Denkens vortrefflich."[3])

Ganz anders lautete das Urtheil der Freunde des ſchwärmeriſchen Jacobis, der Glaubensliebhaber, und aller derjenigen, welche dem Juden die Ehre mißgönnten, die er allgemein genoß. Ihnen ſchien Jacobi engelrein, grundehrlich; „ſeine Sache ſo gut, ſein Handel ſo rein, ſein Spiel ſo groß".

---

[1]) Von und an Herder I, 114.
[2]) Briefe von Garve an Weiſſe (Berlin 1808), I, 232.
[3]) Briefwechſel zwiſchen Garve und Zollikofer (Berlin 1804), 373.

Hamann wünschte seinem Freunde „die größte Kaltblütigkeit gegen alle Conföderirten und Secundanten des Rabbi zu Berlin", und bildete sich ein, der erste gewesen zu sein, der den „Rabbi Moses auf die Sprünge gebracht, mit seinen Vorlesungen herauszurücken". Er stachelte Jacobi auf, „den beiderseitigen Erzfeind die ganze Lection nicht zu Ende lesen zu lassen, und hoffte, über die Vorlesungen die Epistel zu halten und den Metten eine etwas sehr starke Vesperlection entgegenzusetzen".[1])

Auf Seite Jacobis standen, wie sich leicht denken läßt, alle seine damaligen Freunde, besonders Lavater, Herder und Goethe. Nahm doch jeder mehr oder weniger Interesse an einem Streite, der den von fanatischen Pfaffen verketzerten Lessing und den jetzt zu neuem Leben erstandenen Spinoza betraf, und durch den, wie Johannes von Müller mit Recht behauptet,[2]) die wichtigsten Untersuchungen über den Spinozismus recht rege geworden waren.

Wo war Herders Freundschaft für Mendelssohn geblieben? Daß dieser die „Ideen zur Philosophie der Geschichte" kühl beurtheilt und gegen den preußischen Gesandten Kammerherrn von Seckendorff offen darüber gesprochen hatte, das konnte der eitle Mann ihm nicht verzeihen. „Denk Dir, Lieber," berichtet Herder den 25. Februar 1785 seinem Herzensbruder Lavater und an demselben Tage auch Hamann, „Seckendorff kommt von Berlin, hat mit Mendelssohn auch über die Ideen gesprochen und weißt Du, was dieser fürchtet? Daß es zuletzt auf Schwärmerei hinausgehe und oben ein Flämmchen brennen werde, das nicht für uns ist."[3])

Eigenthümlich benahm er sich auch in diesem Streite. „Mendelssohn ist zu alt," äußerte er gegen Hamann; „und ein zu elastischer Philosoph der deutschen Nation und Sprache, als daß er sich belehren ließe, und ein zu pfiffiger Ebräer, als daß

---

[1]) Jacobis Werke IV, 3, 42, 112.

[2]) Johannes von Müllers Werke, Bd. 38, S. 32.

[3]) Hamanns Schr., VII, 226; Aus Herders Nachlaß, II, 268.

ein ehrlicher Christ mit ihm auskäme. . . . Es ist sonderbar, daß in dem alten Manne der versteckte Haß gegen die Christen von Tag zu Tag mehr hervorzutreten scheint; denn allenthalben bringt er die Christen als geborene oder wiedergeborene Schwärmer ins Spiel und mit dieser geheimen bittersten Intoleranz ist alles Disputiren am Ende. In seinen „Morgenstunden" hat er seinen Schatten von Lessing so aus dem Gefechte zu bringen gesucht, daß er durch diese Verrückung der Sterne schon gewonnen Spiel hat."[1]) Herder hatte einen giftigen Neid auf alles Gute und, wie gegen Kant und die neuern Philosophen, auch gegen Mendelssohn das größte Gift auf dem Herzen.[2])

Und Goethe? Sein Busenfreund Jacobi wünschte, daß er thätigen Antheil an dem Streite nehme. Goethe, jetzt zuerst auf Spinoza geführt, schwieg; er war mit der Polemik des „lieben Bruders" gar nicht zufrieden; er tadelte seine Form nicht weniger als seine Ansichten. „Wenn die Gegner," schrieb er ihm, „nur halb klug sind, so machen sie auf den langhalsigen Verfasser Jagd, der in unendlicher Selbstzufriedenheit aus den Büschen heraussieht und im Schatten sich seiner Superiorität über Elstern und Raben erfreut, und sie haben das ganze Publikum auf ihrer Seite. Wenn Selbstgefühl sich in Verachtung anderer, auch des geringsten ausläßt, muß es widrig ausfallen. Ein leichtsinniger Mensch darf andere zum besten haben, erniedrigen, wegwerfen, weil er sich selbst einmal preisgiebt. Wer auf sich etwas hält, scheint dem Rechte entsagt zu haben, andere gering zu schätzen. Und was sind wir denn alle, daß wir uns viel erheben dürfen."[3])

Ließe sich bei einem solchen Urtheile nicht erwarten, daß er auch gegen den übel mitgespielten Mendelssohn zum mindesten gerecht sei? Aber sein tiefwurzelnder Judenhaß spricht sich in

---

[1]) Jacobis Werke IV, 3, 143; Hamanns Briefwechsel mit Jacobi (Gotha 1868), S. 195.

[2]) Briefwechsel zwischen Schiller und Körner, III, 28.

[3]) Briefwechsel zwischen Goethe und Fr. H. Jacobi, 104.

jeder Zeile aus, welche er über ihn niederschrieb. „Was haſt Du zu den ‚Morgenſtunden‘ geſagt?“ ſchrieb er Jacobi den 1. December 1785. „Und zu den jüdiſchen Pfiffen, mit denen der neue Sokrates zu Werke geht? Wie klug er Spinoza und Leſſing eingeführt hat? O Du armer Chriſte, wie ſchlimm wird es Dir ergehen! Wenn er Deine ſchwirrenden Flüglein nach und nach umſponnen haben wird!“[1])

Der Jacobi-Mendelsſohnſche Streit wurde immer unerquicklicher; von allen Seiten ſtürmten die Gegner auf Mendelsſohn und ſeine Schrift ein.

Kant, welcher die „Morgenſtunden“ für das „letzte Vermächtniß der dogmatiſirenden Metaphyſik und zugleich für das vollkommenſte Product derſelben, für ein nie von ſeinem Werthe verlierendes Denkmal des Verfaſſers“ erklärte,[2]) hatte ſich anfangs vorgenommen, „mit aller Kälte ſich in einen Gang mit Mendelsſohn einzulaſſen“; nach reiflicher Ueberlegung kam er davon ab. Später veranlaßte er ſeinen Jünger, den Profeſſor Ludwig Heinrich Jakob in Halle, zu einer „Prüfung der Mendelsſohnſchen Morgenſtunden“[3]) und ſchrieb eine gegen dieſelben gerichtete Abhandlung, welche der Jakobſchen Schrift als Empfehlung vorgedruckt iſt.

Noch ein anderer Anhänger Kants trat gegen die in den „Morgenſtunden“ aufgeſtellten Axiome und den darauf geführten Beweis für das Daſein Gottes rückſichtslos auf: Samuel Heinike, der Begründer des Taubſtummenunterrichts in Deutſchland, ließ ſich unwirſch über Mendelsſohn aus.[4])

Unberufen, „als Freiwilliger“, brach Theodor Wizemann für ſeinen Freund Jacobi die Lanze und ſchleuderte in ſeinen „Reſultaten der Jacobi und Mendelsſohnſchen Philoſophie“ die

---

[1]) Briefwechſel zwiſchen Goethe und Fr. H. Jacobi, 95.

[2]) Jenaer Literatur-Zeitung, Januar 1786.

[3]) Leipzig 1786.

[4]) Nach Kantiſcher Manier aufgelöſte Axiomen von Moſes Mendelsſohn. Cöthen 1787.

ungewöhnlicher Lebhaftigkeit beſprach er die Angelegenheit mit Engel und andern Freunden oft noch in ſpäten Abendſtunden; er war von der Sache ſeines Leſſings ſo voll, daß er den alten Gleim, in deſſen Gartenhauſe jener das ἓν καὶ πᾶν als den Inbegriff ſeiner Philoſophie wenige Monate vor ſeinem Tode an die Wand geſchrieben haben ſoll, bei ſeiner Anweſenheit in Berlin im November 1785 dringend erſuchte, einen Abend im Gaſthofe für ihn zu ſparen, weil ſie in ſeinem Hauſe geſtört würden, um ſich einmal darüber auszuſprechen.[1])

Es war Mendelsſohn weniger darum zu thun, den Pantheismus Spinozas zu widerlegen oder Jacobi von ſeiner Anſicht zu überzeugen, als Leſſing gegen die Beſchuldigung des Spinozismus und Atheismus in Schutz zu nehmen. Er wollte die Gründe und Gegengründe vor den Augen des Publikums darlegen, die Geſchichte ſeines Briefwechſels mit Jacobi ergänzen und die nöthigen Anmerkungen hinzufügen.

Daß Leſſing der Lehre des Juden Spinoza angehangen, hatte für Mendelsſohn nichts ſonderlich Befremdliches, ihn verletzte, daß Jacobi ihn als „ſchalen Atheiſten, nicht aus der Schule eines Hobbes oder eines Spinoza dargeſtellt, ſondern irgend eines kindiſchen Witzlings, der ſich eine Freude macht, das mit Füßen von ſich zu ſtoßen, was ſeinen Nebenmenſchen ſo wichtig und ſo theuer iſt.“[2]) Ihn ſchmerzte, daß Jacobi in ſtolzer, vornehmer Ueberhebung das Verhältniß zwiſchen ihm und Leſſing ſo darſtellte, als ob dieſer gar nicht ſein Freund geweſen wäre, ihn wenigſtens nicht ſeines ganzen Vertrauens gewürdigt hätte. Jacobis Beſtreben zielte in der That darauf hin, Mendelsſohn von dieſem Ehrenplatze, den er keinem irdiſchen Geſchöpfe gönnen mochte, zu verdrängen.

Erſt Schelling übte in ſeinem Streite mit Jacobi eine furchtbare Vergeltung. Durch den biedern Meyer, den Bio-

---

[1]) Aus Herders Nachlaß, I, 117.
[2]) Schr. III, 8.

graphen Schröders, über die Wahrheit der Freundschaft aufgeklärt, schrieb er diesem aus München den 29. August 1812: „Was Sie mit einer Gewißheit, die keinen Zweifel verstattet, von Lessings Denkart in Bezug auf Mendelssohn mir mittheilten, war mir insofern merkwürdig, als ich Jacobi'n nicht einmal von dieser Seite im Unrecht glaubte. Bedenke ich, mit welchen Künsten, wenigstens bei der gesammten nachgewachsenen Welt, jene Meinung hervorgebracht worden, die Sie bestreitem, so entsteht in mir der Wunsch, den alten Mendelssohn noch in das ihm gebührende Recht auf Lessings wissenschaftliche Achtung wiedereingesetzt zu sehen, ehe die Meinung unwiderruflich auf ihm haftet. So wenig ich mit ihm symphatisire, so oft habe ich mir einen Mann von seiner Klarheit zurückgewünscht, mit dem es doch möglich war, ins Reine zu kommen; um so mehr wünsche ich etwas zur Herstellung der Meinung über ihn in Ansehung dieses Punktes beizutragen."[1])

Bei aller von den Freunden so vielgerühmten Rechtschaffenheit Jacobis schien dessen ganzes Betragen Mendelssohn unerklärlich. Lessing vertraute ihm ein Geheimniß, und er verrieth es dem Publikum; er machte ihn in den letzten Tagen seines Lebens zum Vertrauten seiner Schwachheit und nun brandmarkte er damit dessen Andenken. Lessing gestand ihm, daß er Mendelssohn, „seinem so hochgeschätzten Freunde, sein wahres System verheimlicht hätte, um ihm nicht seine Ueberzeugung zu rauben, mit der er ihn so ruhig, so glücklich leben sah", und gleichwol war Mendelssohn der Erste, dem Jacobi das gefährliche Geheimniß aufdrang. „Wer," fragt Mendelssohn, „hat hier mehr thätige Religion, mehr wahre Frömmigkeit zu erkennen gegeben, der Atheist, der seinem geliebten Freunde die Ueberzeugung von der natürlichen Religion nicht entziehen will, oder der rechtgläubige Christ, der ohne Erbarmen dem Lahmen die Krücke aus den Händen schlägt."[2])

[1]) Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer, II, 140.
[2]) Schr. III, 10.

Aus allem folgerte Mendelssohn, daß Jacobi nichts anders beabsichtigte, als jeden, der sich in der Einöde der Speculation verloren hatte, auf den sicheren Pfad des Glaubens zurückzuführen. Lessing war schalkhaft genug, den aufmerksamen Schüler zu spielen, nicht zu widersprechen, in alles mit einzustimmen. Was ihm bei Lessing mißlungen war, versuchte er nun bei Mendelssohn: während er für seine eigene Person „sich unter die Kanone des Glaubens zurückzog und Rettung und Sicherheit in einer Bastion des seligmachenden Lavaters fand", bemühte er sich nach Art seines Züricher Freundes, den Juden in den Schos der Kirche zu führen.

Jacobis Schrift schien ihm, wie er Kant und Zimmermann den 16. October 1785 schrieb, „ein gar sonderbares Monstrum: der Kopf von Goethe, der Leib von Spinoza und die Füße von Lavater."[1])

Die Cur war an Mendelssohn vergeblich angebracht. „Ich glaube," sagt er am Schlusse seiner letzten Schrift, „es sei bei so bewandten Umständen durch Disput wenig auszurichten, und also wohlgethan, daß wir aus einander scheiden. Er kehre zu dem Glauben seiner Väter zurück, bringe durch die siegende Macht des Glaubens die schwermäulige Vernunft unter Gehorsam, schlage die aufsteigenden Zweifel durch Autoritäten und Machtsprüche nieder, segne und versiegele seine kindliche Wiederkehr mit Worten aus dem frommen engelreinen Munde Lavaters. Ich von meiner Seite bleibe bei meinem jüdischen Unglauben, traue keinem Sterblichen einen engelreinen Mund zu, möchte selbst von der Autorität eines Erzengels nicht abhängen, wenn von ewigen Wahrheiten die Rede ist, auf welche sich des Menschen Glückseligkeit gründet, und muß also schon hierin auf eigenen Füßen stehen und fallen. . . Von diesem unwankenden Glauben gestärkt, suche ich Belehrung und Ueberzeugung, wo ich sie finde. Und, Preis sei der seligmachenden Allgütigkeit

[1]) Schr. V, 638; mein Moses Mendelssohn. Ungedrucktes, S. 19.

meines Schöpfers, ich glaube sie gefunden zu haben, und glaube, daß jeder sie finden könne, der mit offenen Augen sucht, und sich nicht selbst das Licht verstellen will.“[1])

„An die Freunde Lessings“ war Mendelssohns Testament, wie Gleim, Goethe u. a. diese Schrift nannten.

Seiner Religion und der Freundschaft opferte er in dieser letzten Geistesarbeit den letzten Rest seiner Kräfte. Der Denkstein, den er dem aus seiner Ruhe aufgestörten Freunde setzen wollte, wurde sein eigener Grabstein.

Die Gemüthserregung hatte sein Nervenleiden in bedenklichem Grade gesteigert.

Am Abend des letzten December 1785 brachte er das Manuscript der Schrift seinem Verleger Voß. Leidend und über Schmerzen klagend kehrte er nach Hause zurück.

Neunundachtzigstes Kapitel.

Mendelssohns Tod.

Als Hofrath Herz Montag den 2. Januar 1786 zufällig hörte, daß Mendelssohn sich nicht wohl befinde und das Zimmer hüte, eilte er zu ihm und fand ihn mit seinen Handlungsbüchern beschäftigt. „Wie geht es, mein lieber Moses? Sie sind krank?“ „Ich habe mich erkältet,“ war seine Antwort, „als ich vorgestern Abend meine Schrift in Betreff der Jacobischen Angelegenheit zu Vossen brachte; es ist mir lieb, daß ich diese verdrießliche Sache vom Halse habe.“ Er sagte das letzte mit einem ihm ungewöhnlichen Widerwillen und Mißmuth, der mir durch die Seele ging. „Sie glauben nicht, lieber Herz,“ fuhr er fort,

[1]) Schr. III, 35.

„wie ſchwach ſeit einiger Zeit mein Gedächtniß iſt; mein Caſſabuch iſt voller Unordnung; bald fehlt es hier, bald da, und da muß ich nun ſtehen und mich anſtrengen, um es wieder in die Richte zu bringen.“

Mendelsſohn klagte über Schwäche, machte aber nicht viel aus ſeiner Unpäßlichkeit; ſein Puls war natürlich, der Athem frei, nur der Huſten etwas feſt; gegen dieſen bediente er ſich eines unbedeutenden Hausmittels und nahm öfters Zucker. Zucker war überhaupt ſeine Lieblingsnäſcherei, ſo oft man ihm denſelben auch widerrieth. Der Zucker, pflegte er zu ſagen, hat nur den einzigen Fehler, daß man keinen Zucker dazu eſſen kann.

Wir ſprachen hierauf, erzählt Herz weiter,[1]) von dem Zuſtande der Medicin, von dem er eine ſehr große Idee hatte, und von den Erforderniſſen eines praktiſchen Arztes. Hofrath Herz verließ ihn, ohne ihm etwas zu verordnen, weil er ſchlechterdings keine Arznei vertragen konnte.

Dienſtag Vormittag kam der Arzt wieder und fand ihn, im Pelz gehüllt, auf dem Sopha unter Leſſings Büſte ſitzen, dem erſten Blicke nach, kränker und ſchwächer. „Ich bin heute recht herzlich krank, lieber Doctor,“ ſagte er. „Mein Huſten will nicht los, ich kann nicht eſſen, habe nicht geſchlafen und bin ſehr entkräftet.“ Dennoch unterhielt er ſich von den Geiſtesanlagen ſeines jüngſten Sohnes mit völliger Klarheit des Geiſtes. Sein Puls war etwas ſchwach und in einiger Bewegung. Herz beredete ihn, dann und wann von einem ſehr gelinde auflöſenden kühlenden Trank einen Löffel voll zu nehmen.

Dienſtag Abend um fünf Uhr lag er auf dem Sopha in einem etwas ſtarken Fieber, wobei ſein Athem aber freier und ſein Geiſt heiterer als des Vormittags war. Um neun Uhr war das Fieber faſt gänzlich gewichen; nur zeigte er eine kleine Stelle in der Bruſt, in welcher er Stiche fühlte. Herz verab-

---

[1]) Vorrede zu der erſten Ausgabe von Moſes Mendelsſohns „An die Freunde Leſſings“ XIII ff.

redete mit dem noch zu Rathe gezogenen Doctor Bloch, auf den leidenden Theil warme Umschläge zu legen und, falls sich die Stiche nicht bald verlören, ihm zu Ader zu lassen. Er war im übrigen bei ziemlicher Heiterkeit. Als die Aerzte sagten, es wären zu viele Leute im Zimmer, antwortete er mit einiger Laune: „Nach Achards Versuchen ist ja diese Luft die gesündeste," und so wünschten sie ihm eine gute Nacht.

Mittwoch den 4. Januar, morgens gegen sieben Uhr, lief Josef Mendelssohn bestürzt zu Herz und bat ihn, sogleich zu seinem Vater zu kommen, der sehr unruhig wäre. Herz eilte hin und fand ihn auf dem Sopha; Lessings Büste stand ihm gegenüber. Seine Augen hatten nicht mehr jenes durchdringende Feuer, sein Gesicht war eingefallen und blaß. Er empfing den alten Freund nach seiner liebevollen Weise mit einem Händedruck. „Nehmen Sie es nicht übel, lieber Doctor, daß ich Sie so früh beunruhige, ich habe eine elende Nacht gehabt. Die Stiche haben sich gleich nach den Umschlägen verloren, aber ich habe Beängstigung und Unruhe, ich fühle es, daß es mir vom Unterleibe herauftreibt, meine Brust ist sehr voll."

Sein Puls war fast natürlich, nur etwas schwach, ohne die mindeste Unregelmäßigkeit. „Ich will mich einmal aufsetzen, vielleicht geht es besser," sagte er nach einer Weile zu seinem Arzte, der in Angst und Verlegenheit gerieth. Er richtete sich mit ziemlicher Kraft auf, setzte sich auf einen Stuhl, stand nach einer halben Minute wieder auf und nahm auf dem Sopha Platz mit den Worten: „Nun ist es vorüber." Sein Aussehen wurde immer mißlicher. Herz ging in das anstoßende Zimmer, um der Gattin und der Familie des Kranken seinen Zustand zu verkündigen. Plötzlich hörte er ein Geräusch auf dem Sopha. Er sprang hinzu, und da lag Mendelssohn, ein wenig von dem Sitze herabgesunken, mit dem Kopfe rücklings, etwas Schaum vor dem Munde; weg war Athem, Pulsschlag und Leben. Verschiedenes wurde versucht, ihn wieder zum Bewußtsein zu bringen, allein vergebens. Da lag er nun ohne vorhergegangenes

Röcheln, ohne Zuckung, ohne Verzerrung, mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit auf den Lippen, als wenn ein Engel ihn von der Erde hinweggeküßt hätte. Sein Tod war, wie Herz angab, ein Schlagfluß aus Schwäche. Die Lampe erloſch, weil es ihr an Oel gebrach.

So endete unerwartet das theure Leben, ſo endete Moſes Mendelsſohn im 57. Jahre ſeines Alters.

Tags darauf las man in den Berliner Zeitungen:

„Geſtern früh ſtarb hier im 57. Jahre ſeines Alters plötzlich an einem Schlagfluſſe Herr Moſes Mendelsſohn, aus Deſſau gebürtig; eine Nachricht, die außer dem, der ſie niederſchrieb, gewiß noch manchem Auge Thränen auspreſſen wird. Für die Welt ſowol als für ſeine Freunde bleibt ſein Verluſt unerſetzlich. In welchem künftigen Jahrhundert wird ein ſolcher Geiſt in der Hülle eines ſterblichen Körpers wieder zur Reife kommen? Er hat die Hülle nur abgeſtreift; die Scheidewand iſt geſunken, die ihn nur kurze Zeit von ſeinem verewigten Freunde trennte; ſein verklärter Geiſt iſt nun wieder bei ſeinem Leſſing, dem er noch kurz vorher in ſeinen ‚Morgenſtunden‘ ein ſo rührendes Denkmal der Freundſchaft geſtiftet hat. Man ſage dann: Leſſing ſtarb, da er Nathan den Weiſen vollendet, die Nacht des Aberglaubens verſcheucht und die Gottheit in ihrem reinſten und erhabenſten Lichte den Sterblichen geſchildert hatte, und ſein Freund ſtarb, nachdem er ſeine letzten Gedanken dem erhabenſten Gegenſtande des menſchlichen Denkens, dem Beweiſe von dem Daſein dieſer Gottheit gewidmet hatte, in deren näherm Anſchauen nun beide glücklich ſind.“

Der öſterreichiſche Geſandte in Berlin, Fürſt von Reuß, meldete dem Fürſten Kaunitz, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Wien, in einer Depeſche: „Vorgeſtern iſt der berühmte jüdiſche Gelehrte Moſes Mendelsſohn an einem Stickfluſſe jäh allhier verſtorben.“[1]) Man ſieht, welch tiefen Eindruck

[1]) Mittheilung G. Wolfs in Wien, in Allg. Zeitg. d. Judths., 1872, S. 364.

der Tod des seltenen Mannes in allen Kreisen seiner Zeitgenossen hervorrief.

Vierundzwanzig Stunden nach dem Verscheiden, den 5. Januar um 10 Uhr morgens, wurde seine Leiche an ihre Ruhestätte gebracht. Seine aufrichtigsten Freunde, die Edelsten und Besten Berlins, trugen die Bahre; die ganze jüdische Gemeinde, bis auf wenige fanatische Frömmler, die nicht würdig waren, einem solchen Manne die letzte Ehre zu erweisen, und viele Christen schlossen still und trauernd dem Zuge sich an. Einige Fremde, die noch wenige Tage vor seinem Tode nach Berlin gekommen waren, einzig und allein um ihn zu sprechen, drängten sich in das Reinigungshaus, um wenigstens seine Hülle zu schauen, und benetzten mit Thränen die Lippen, welche so viel Weisheit und Güte ausgeströmt hatten. Während der ganzen Begräbnißzeit ruhte bei seinen Glaubensgenossen Handel und Wandel und in allen Straßen, durch welche der Zug nach dem jüdischen Friedhofe sich bewegte, selbst in anderen jüdischen Gemeinden, wohin die Trauerkunde gedrungen war, blieben die Geschäfte den ganzen Tag geschlossen.[1])

„Ein Schauer drang durch meine Seele,
Als ich des Volkes Trauer sah.
Von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang
Sah ich der Wechsler Tische leer,
Der Krämer Haus verschlossen,
Des Handels Lauf gehemmt.
Man trauert um den Redlichsten in Israel
Als um den Obersten im Volk,
Als um den Aeltesten des Landes.“[2])

---

[1]) Berl. Priv. Zeitung v. Dienstag d. 10. Januar 1786, und andere Zeitungen des In- und Auslandes, so Kjobenhevns Tidender, Aar 1786, No. 5.

[2]) Ramler, Sulamith und Eusebia. Eine Trauercantate auf den Tod Mendelssohns, in der Berliner Monatsschrift, Juni 1786.

Auf dem, mitten in der Stadt hinter dem Krankenhause in der großen Hamburgerstraße gelegenen alten jüdischen Friedhofe ruht Mendelssohn neben seinem Lehrer David Fränkel. Sein Grabstein, in der dritten Grabreihe, etwa der dreizehnte Leichenstein von der linken Seite ab, ist ein Denkmal seiner Bescheidenheit. Die wahrscheinlich von der Hand des demuthsvollen Philosophen selbst verfaßte hebräische und die später hinzugekommene deutsche Inschrift des Grabsteines lautet:

פ״נ
ההכם ר׳ משה מדעסא
נולד י״ב אלול תפ״ט
ונפטר ביום ד׳ ה׳ שבט התקמ״ו
תנצבה.

Moses Mendelssohn
geb. zu Dessau am 6. September 1729,
gest. zu Berlin am 4. Januar 1786.[1])

Neunzigstes Kapitel.

Allgemeine Theilnahme.

Selten hat der Tod eines Gelehrten so allgemeine Theilnahme erregt als der Mendelssohns; sie war in den weitesten Kreisen der gebildeten Welt eine aufrichtige und allgemeine.

Die Kunde von seinem Hinscheiden erschütterte alle seine Freunde wie ein elektrischer Schlag; selbst Fürstinnen, wie die Prinzessin Ferdinand, die Gemahlin des jüngsten Bruders Friedrich des Großen, die Herzogin von Kurland und deren Schwester Elise von der Recke, trauerten um den edlen Freund.

---

[1]) Lebrecht, Zum 150. Geburtstage Mos. Mendelssohns, S. 6, 12.

Die Herzogin, welche die Trauerkunde am Todestage früh morgens erhalten hatte, schrieb sofort der Reisebegleiterin ihrer Schwester: „Unser großer, weiser Mendelssohn ist diesen Morgen entschlafen.“ Die ersten Theilnehmer unseres Schmerzes, berichtet Sophie Becker, waren die Herzogin, die Campe, Hauptmann von Stamford, Nicolai und Parthey. „Da saßen wir und verstummten, keines konnte sprechen. O wie laut sprachen unsere Thränen: ‚Er ist nicht mehr!‘ Welche unersetzliche Lücke hat Berlin, hat die ganze Welt erhalten! Elise, deren Befinden ohnehin schon schlecht war, litt viel. Keiner hatte den Muth, Mendelssohns Namen zu nennen. . . Nicolai war sehr consternirt.“[1])

Groß und unersetzlich war der Verlust, den seine Glaubensgenossen erlitten hatten; ihr Lehrer, Rathgeber, Führer und Fürsprecher war dahin. „Talmudisten und Kaufleute, Vorsteher und Lehrer, Künstler und Schriftsteller, alle liefen zu ihm wie zu einem Orakel, das selten verfehlte und nie zu bestechen war“.[2]) Wohin die Nachricht von seinem Hinscheiden gelangte, war Klage und Trauer; die bessergesinnten unter den Juden condolirten einander und heiße Thränen entrannen ihren Augen bei den Worten: „Moses Dessau ist todt.“[3])

Er, dessen Blick sich so oft im Lichte der Gottheit verlor,
Stieg schnell von der obersten Stufe der Menschheit zur Vorsicht empor.
Jetzt blickt er aus hellem Lichte auf seines Volkes Trauer herab,
Und Thränen der Christen bezeichnen sein Grab.[4])

Alle seine Bekannten, selbst seine heftigsten Widersacher empfanden einen heimlichen Schauer bei der Kunde von seinem Ende.

[1]) Vor hundert Jahren, S. 232.

[2]) Berliner Priv. Zeitung vom 10. Januar 1786 und danach die meisten deutschen Zeitungen.

[3]) M. s. die Nachricht aus Halberstadt in der Berl. Priv. Zeitung vom 21. Februar 1786.

[4]) Mendelssohns Andenken geweiht. Berl. Priv. Zeitung vom 16. Februar 1786.

Ⅰ. 1. 1. 1

immer bedauerte, ihm nicht vor seinem Ende, wie ich mehr als einmal willens gewesen bin, geschrieben und mich gegen ihn erklärt zu haben, daß mein ‚Golgatha' mehr die Berliner als ihn selbst angehen sollte."[1]) Er quälte sich mit dem Einfall, gegen den Sohn dasjenige zu thun, was er dem Vater schuldig zu sein glaubte, er wollte dem Sohne und der Familie, weil er in seinem Hause Höflichkeiten genossen, sein aufrichtiges Beileid bezeugen; aber die Grille verging ihm, wie sie sich seiner bemächtigt hatte.

Herder hatte der Tod des alten Freundes frappirt. „Du wirst schon wissen," schrieb auch er den 15. Januar an Jacobi, „daß Mendelssohn todt ist. Er ist den 4. am Schlage gestorben, und ich wollte, daß sein Aufsatz nicht möge vollendet sein. Mit Todten zu streiten ist immer unangenehm. Die Göttin hat ihn weggerückt."[2])

In Goethe waren durch die Todesnachricht die unangenehmsten Empfindungen wach geworden[3]), und der junge Thomas Wizemann glaubte sein ungerechtes Benehmen gegen Mendelssohn dadurch wieder gutzumachen, daß er folgende Elegie ins „Museum" einrücken ließ.[4])

Wer ist der Schatten, der dort im düstern Schimmer des Mondes
So ruhig emporwallt?
Wie er, in Gedanken verloren, sich hebt! Wie er aufblickt,
Als wär' kein Gerichtstag!
Sieh! das ist nicht des Feigen Blick, auch nicht des Erob'rers.
O nenne mir Diesen!
Das ist des Weisen Schatten, der rastlos den Schimmer der Wahrheit
Auf Erden verfolgt hat.
Voll der Ahnung Gottes und der Unsterblichkeit Ahnung
Voll, hat er gewandelt.
Dieses Wandels, sich selber bewußt, blickt auf er so ruhig,
Als wär' kein Gerichtstag.

---

[1]) Jacobis Werke IV, 3, 138, 141 f.
[2]) Aus Herders Nachlaß II, 282.
[3]) Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi, 102.
[4]) Von der Goltz, Thomas Wizemann, II, 130.

Horch, wie hinter ihm her die Klage tönet! — ich hör' ihn
Beweinen mit Schmerzen.
Hat er Waiſen zurückgelaſſen, und ringt eine Witwe
Die Hände vorm Leichnam?
Eine Witwe und Waiſen. Doch weit umher hallen die Seufzer
In Deutſchlands Gefilden.
Jünglinge, edel und kühn, die im Kampf mit Irrthum und Wahrheit
Sich ſeiner getröſtet
Ach! und Germaniens Töchter, die durch ihn Hoffnung geſchöpfet
Des ewigen Lebens,
Klagen um ihn!

Nach ſeinem frühzeitigen Tode war jeder bemüht, ihm, ſeiner Perſönlichkeit und ſeinen hohen Verdienſten die volle Anerkennung zu zollen. Seinen Freunden ſchien mit ihm die Fackel der echten, die Wahrheit ſuchenden Aufklärung erloſchen. „Wie viel die Gelehrſamkeit, die Weltweisheit, die deutſche Literatur an einem Mendelsſohn verloren haben, das wiſſen alle, denen dieſe Gegenſtände wichtig ſind; aber wie wenig reicht das hin, den unerſetzlichen Verluſt zu ermeſſen, den ſeine Freunde erlitten! Ich geſtehe frei," klagt Profeſſor Engel, „daß an dem Orte, wo ich lebe, mich kein Schlag empfindlicher hätte treffen, kein Unfall mich tiefer hätte verwunden können, als der Tod dieſes Edeln."[1])

Sein alter Freund Nicolai ſchrieb einen Nekrolog in der „Allgemeinen Deutſchen Bibliothek", und Bieſter widmete ihm in der „Berliniſchen Monatsſchrift", deren Mitarbeiter er in den letzten Jahren ſeines Lebens war, einen warmen Nachruf; durch beide, mit dem Feuer der Empfindung geſchrieben, iſt er, wie Garve ſich ausdrückt, wahr geehrt worden.[2])

Der alte Weſſely machte ſeinem von Schmerz zuſammengepreßten Herzen in einer meiſterhaften hebräiſchen Elegie Luft[3]), und Ramler feierte in ihm

---

[1]) An die Freunde Leſſings, Vorrede.
[2]) Briefe von Garve an Weiſſe, S. 245.
[3]) Sammler, 1786, S. 81 ff.

„Einen Weisen wie Sokrates,
Den Gesetzen der Väter getreu,
Unsterblichkeit lehrend,
Unsterblich wie er."

Der bekannte Dichter und Aesthetiker, Karl Philipp Conz in Tübingen, durchdrungen von Mendelssohns unsterblichen Verdiensten als Mensch und Philosoph, setzte ihm ein schönes Denkmal in einem, aus vier Gesängen bestehenden lyrisch-didaktischen Gedichte, in dem er „Moses Mendelssohn, den Weisen und den Menschen" zum Helden seines Epos machte.[1])

Simon Höchheimer, ein junger Arzt und Landsmann des Doctor Markus Bloch, der während seines Aufenthaltes in Berlin mit Mendelssohn, dessen Kindern und Freunden freundschaftlich verkehrte und dem der Weise den 7. August 1785 das Bibelwort „Liebet Wahrheit und Frieden!" ins Stammbuch schrieb, gab den Empfindungen seines Herzens „Ueber Moses Mendelssohns Tod" in einer hebräischen und ins Deutsche übersetzten Elegie zusammen mit einer Charakteristik und Würdigung der Verdienste des vielbetrauerten Mannes Ausdruck.[2])

Auch Kant, der freilich keinen Helden aus dem jüdischen Volke leiden und deswegen auch Lessings Nathan keinen Geschmack abgewinnen konnte,[3]) wollte etwas über Mendelssohns Verdienste um die jüdische und christliche Religion veröffentlichen. Bis zur Schwärmerei voll war er von seinem Originalgenie und seine klare leichtfaßliche Schreibart konnte er nicht genug bewundern.[4]) Wie bedauerte er, daß von dem vortrefflichen Moses keine brauchbaren Schriften in seinem Nachlasse gefunden wurden![5])

---

[1]) Stuttgart 1787. Den Reinertrag bestimmte der edle Verf. für arme Judenfamilien.

[2]) Ueber Moses Mendelssohns Tod. Wien und Leipzig 1786; die Elegie S. 77 ff.

[3]) Hamanns Schriften VI, 79.

[4]) Jacobis Werke IV, 3, 202; Kants Werke, XI, 1, 100, vgl. I, 371 ff.

[5]) Kants Werke, XI, 1, 51.

Da erſchien inmitten dieſer theilnahmsvollen Kundgebungen die letzte Schrift Mendelsſohns „An die Freunde Leſſings. Ein Anhang zu Herrn Jacobis Briefwechſel über die Lehre des Spinoza“[1]), und der Streit brach wieder von neuem aus. Engel, der Herausgeber der Schrift, hatte nämlich in der Vorrede behauptet, daß Jacobi an dem Tode des Freundes ſchuld ſei und ihm den Todesſtoß verſetzt habe. Das Schriftchen, das Anfang Februar 1786 erſchien, verurſachte große Aufregung. „Wie wenig wünſchte ich jetzt an Jacobis Stelle zu ſein!“ ſchreibt Garve den 5. Februar an Weiſſe, unmittelbar nach Empfang der Schrift. „Was wollte ich darum geben, wenn Moſes wenigſtens den zweiten Theil ſeiner ‚Morgenſtunden‘ hätte herausgeben können.“[2]) Goethe war einer der erſten, der ſich über das Schriftchen äußerte; er ſtand ganz auf Jacobis Seite. Den 20. Februar meldete er Herder und der Frau von Stein, daß er das „jüdiſche neue Teſtament“ nicht habe ausleſen können; er wünſchte, daß die Freundin glücklicher damit ſei und fügte die recht gehäſſig klingende Bemerkung hinzu: „Kann doch nicht einmal ein armer Jude ohne geneckt zu werden aus der Welt gehen“.[3]) Von den Berliner Freunden Mendelsſohns wurde die Fehde mit Heftigkeit fortgeſetzt. Herz, Friedländer, Nicolai, Moritz, Philippſon in Hannover u. a. traten für ihn in die Schranken; Campe und Reimarus, auch Mirabeau nahmen Partei für ihn.[4]) Jacobi mußte es ſich gefallen laſſen, mit Lavater und den Myſtikern zuſammen abgefertigt zu werden. „Der Streit über den Einfluß, den Jacobis Schrift auf Moſes' Geſundheit und Leben gehabt hat, wird wol ſo lange nicht ruhen,“

[1]) Berlin, Voß, 1786.

[2]) Briefe von Garve an Weiſſe 1, 239.

[3]) Aus Herders Nachlaß I, 88 f; Goethes Briefe an Frau von Stein (Weimar 1851), III, 241.

[4]) Berl. Priv. Zeitung, Januar 1786 (Herz, Friedländer); Hamburger Zeitung, Januar 1786 (Reichardt); Moldenhauers Beleuchtung in dem Hamburger Correſpondent, St. 15, Januar 1786; beſ. abgedruckt Berlin 1786.

Ecclesiastical Law, Vol. 1, p. 1, c. 1, s. 1, n. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40,

ein Monument zu errichten. Zu diesem Zwecke wurde Dienstag, den 23. Mai 1786, eine Gedächtnißfeier veranstaltet, für welche Ramler sein „Sulamith und Eusebia" dichtete, eine Cantate,[1]) welche der Kapellmeister Wessely, ein Neffe Hartwig Wesselys, in Musik setzte.

An demselben Tage fand in der Synagoge zu Königsberg eine Gedächtnißfeier statt, der auch Kant beiwohnte.

Einundneunzigstes Kapitel.

Der hundertjährige Geburts- und Todestag.

Hundert Jahre seit der Geburt Mendelssohns waren verflossen. Die Juden Deutschlands erkannten in dankbarer Liebe, was er Großes gewirkt, und die Besten unter ihnen hielten es für Pflicht, seinen hundertjährigen Geburtstag festlich zu begehen. Der 10. September 1829 wurde unverabredet an verschiedenen Orten als Festtag begangen, theils durch Reden und feierliche Versammlungen, theils durch eigens errichtete wohlthätige Stiftungen, welche Mendelssohns Namen trugen.[2])

Die nächste Veranlassung zu einer Feier hatte Berlin, wo Mendelssohn über vierzig Jahre gelebt und seine unsterblichen Werke geschaffen hatte, wo seine irdischen Reste ruheten. An gedachtem Tage versammelten sich seine Kinder und Enkel, seine Freunde und Verehrer in dem zu diesem Feste geschmackvoll eingerichteten Saale der „Gesellschaft der Freunde". Es wurden verschiedene Reden gehalten. Moses Moser, der Jugendfreund Heinrich Heines, entwickelte Mendelssohns sittliches Princip und

[1]) Berlin. Monatsschrift, 1786, 481—489.

[2]) Haude- und Spenersche Zeitung von Sonnabend, den 19. Sept. 1829. Verf. des Artikels ist Zunz. Zunz, Ges. Schr. (Berlin 1876), II, 112 ff.

Bedeutsamkeit; der Geschichtschreiber Jost gab einen Abriß von Mendelssohns Leben, und der gelehrte Zunz schilderte Mendelssohns Leistungen für Mit- und Nachwelt.[1]) Würdige Heiterkeit belebte das festliche Mahl, bei dem viele Toaste ausgebracht wurden.[2]) Die jüdische Gemeinde zu Berlin beschloß, das Andenken an diesen Tag durch die Errichtung einer Stiftung zur Erziehung und Ausbildung armer jüdischer Waisen zu verewigen und ihr den Namen „Mendelssohnsche Waisen-Erziehungs-Anstalt" beizulegen; dieselbe wirkt in segensreichster Weise und verfügt über einen bedeutenden Fond.[3]) Zur Feier dieses Tages erschienen in Berlin auch zwei Gedichte im Druck: ein hebräisches von S. Heilberg, und ein deutsches, „Zion", von Samuel B. Schönberg, einem jungen Arzt aus Moor in Ungarn.[4])

In Dessau, dem Geburtsorte des jüdischen Sokrates, veranstaltete David Fränkel, Director der Franzschule und Herausgeber der Zeitschrift „Sulamith", eine Säcularfeier, bei der der Gymnasialdirector J. A. L. Richter, ein von humanstem Geiste beseelter Mann, die Gedenkrede hielt.[5]) Auch hier wurde eine Mendelssohn-Stiftung begründet, aus der arme jüdische Jüng-

---

[1]) Zunz, Rede gehalten bei der Feier von Moses Mendelssohns hundertjährigem Geburtstage, den 12. Elul = 10. September 1829. Berlin, 1829. Wieder abgedruckt: Zunz, a. a. O., II, 102 ff.

[2]) Auerbach, J. L., Toast auf das Wohl der jüdischen Gemeinde zu Berlin, ausgebracht bei dem am 10. September 1829 zur hundertjährigen Feier Moses Mendelssohns daselbst stattgefundenen Mahle. O. O. u. J. (Berlin 1829.)

[3]) Das Vermögen belief sich 1855 auf ca. 75,000 Thaler.

[4]) Zion, Ermunterung für die Glaubensgenossen Moses Mendelssohns. An dessen hundertjährigem Geburtstage. Von S. B. Schönberg. Berlin 1829.

Heilberg, Empfindungen bei Gelegenheit der Säcularfeier zu Ehren des sel. Moses Mendelssohn. Ein Gedicht in hebr. Sprache. Berlin 1829.

[5]) Richter, J. A. L., Moses Mendelssohn als Mensch, Gelehrter und Beförderer echter Humanität. Eine Rede, gehalten bei der hundertjährigen Geburtstagsfeier am 10. September 1829 im Saale der Franzschule zu Dessau. Dessau 1829.

linge, welche sich Künsten und Wissenschaften widmeten, Unterstützung erhalten sollten.[1]) Die jüdische Gemeinde in Frankfurt am Main schickte zu dieser Stiftung eine bedeutende Summe ein. Ihr fiel auch der Ertrag des von B. Guttenstein zu Heidelberg erschienenen, „dem Andenken des Unsterblichen geweihten" Schriftchens zu.[2])

In Hamburg veranstaltete die jüdische Freischule eine Gedenkfeier, bei der S. Hahn eine Rede hielt[3]) und Immanuel Wohlwill in einem Gedichte Mendelssohns unsterblichen Namen feierte.[4]) Der Hamburger Prediger Gotthold Salomon, welcher zu derselben Gelegenheit eine größere Schrift, „ein Denkmal zur Erinnerung",[5]) herausgab, nahm in seiner zwei Tage später im dortigen Tempel gehaltenen Predigt Bezug auf die hundertjährige Geburtstagsfeier und regte die Gründung zu einer Mendelssohn-Stiftung an, aus der Jünglinge, welche sich den Studien widmen, unterstützt werden sollten.[6])

In vielen Gemeinden des In- und Auslandes, in Dresden, wo der verdienstvolle Bernhard Beer die Festrede

---

[1]) Im Jahre 1831 wurden studirende Israeliten aus den Zinsen dieser Stiftung unterstützt. (Lindner, Geschichte des Landes Anhalt, 252.) Ob dieselbe noch besteht, wissen wir nicht.

[2]) Guttenstein, B., Moses Mendelssohns Verdienste um die Bildung seines Volkes. Dem Andenken des Unsterblichen geweiht bei Gelegenheit seines am 10. September 1829 gefeierten hundertjährigen Geburtstages. Heidelberg 1829.

[3]) Hahn, S., Rede, gehalten . . . zur Säcular-Gedächtnißfeier der Geburt Moses Mendelssohns, am 10. Septbr. 1829. Hamburg 1829.

[4]) Zur Säcularfeyer Moses Mendelssohns am 12. Elul 5589 = 10. September 1829. Hamburg, Benjamin.

[5]) Salomon, G., Denkmal zur Erinnerung an M. Mendelssohn. Zu dessen Säcularfeier im September 1829. Hamburg 1829.

[6]) Salomon, G., Licht und Segen, oder auf welchem Wege können Völker wahrhaft erleuchtet und beglückt werden? Predigt am 14. Elul (12. Septbr. 1829) in Beziehung auf den hundertjährigen Geburtstag des Weltweisen Mos. Mendelssohn, gehalten in dem neuen Tempel zu Hamburg. Hamburg 1829.

hielt[1]) und den noch jetzt blühenden Mendelssohn-Verein „zur Förderung von Handwerken, Künsten und Wissenschaften" mitbegründete, in Breslau, in Frankfurt a. Main,[2]) Heidelberg,[3]) Prag,[4]) und andern Orten[5]) wurde der hundertjährige Geburtstag in den Schulen und Synagogen in würdigster Weise gefeiert.

Durch liebevolle Verehrung Mendelssohns zeichnete sich die Gemeinde Leipzig besonders aus. An dem Geburtstage des unsterblichen Weisen im Jahre 1855 wurde die dortige neuerbaute Synagoge eingeweiht und alljährlich an dem Sabbate vor oder nach dessen Sterbetage hielt der gefeierte Wiener Prediger Adolf Jellinek, so lange er in Leipzig war, eine Gedenkrede.[6]) Im Jahre 1859 wurde dort ein Mendelssohn-Verein gegründet, der als „Verein zur Förderung geistiger Interessen im Judenthum" alljährlich am Todestage Mendelssohns eine würdige Gedächtnißfeier veranstaltete, wobei A. M. Goldschmidt aus Leipzig, Sal. Formstecher aus Offenbach, L. Philippson aus Bonn, M. Joël aus Breslau, L. Adler aus Cassel, L. Fürst aus Leipzig, Prof. Wuttke aus Leipzig, Prof. R. Gosche aus Halle u. a. über Mendelssohn oder Lessing Reden

---

[1]) Beer, B., Rede bei der Gedächtnißfeier Moses Mendelssohns an dessen hundertjährigem Geburtstage. Dresden 1829.

[2]) Weil, J., Erinnerung an Mos. Mendelssohn bei der Feier seines hundertjährigen Geburtstages. Frankfurt a. M. 1829.

[3]) Rehfuß, C., Wie ehren wir das Andenken an den um sein Volk sehr verdienten Moses Mendelssohn? Predigt, gehalten am 10. September 1829. (Hdschr.)

[4]) Beer, Peter, Rede gehalten am hundertjährigen Geburtstage Moses Mendelssohns. Prag 1829.

[5]) Liepmannssohn, S. L., Denkrede auf den großen israel. Weltweisen Moses Mendelssohn, bei der am 10. September 1829 veranstalteten hundertjährigen Geburtstagsfeier. Hamm 1830.

[6]) Jellinek, Ad., Drei Gräber. Kanzel-Vortrag am 6. Januar 1849. Leipzig 1849.

hielten[1]), und poetiſche Beiträge von Moritz Rappaport aus Lemberg, L. A. Frankl und L. Kompert aus Wien, Friedr. Friedrich u. a. zum Vortrage kamen.[2])

Um auch ein äußeres Zeichen der Dankbarkeit für den edlen Weiſen, den geiſtigen Reformator des Judenthums, in Deutſchland zu ſchaffen, regte der Verein im Jahre 1863 die Idee zum Ankauf des Geburtshauſes Mendelsſohns in Deſſau an. Dieſes Haus, das, um den Preis von 2600 Thlr. erworben, ſpäter in den Beſitz des „Deutſch-Israelitiſchen Gemeindebundes" überging, wurde durch die Stiftung des Geh. Commerzienraths E. Mendelsſohn in Berlin zum Aufenthalt für einige würdige Männer der Wiſſenſchaft beſtimmt. Der Verein gründete im Jahre 1861 auch eine „Mendelsſohn-Stiftung" zum Zwecke der Unterſtützung und Förderung von Jüngern der Wiſſenſchaft und Kunſt; ſie hat während der fünfundzwanzig Jahre ihres Beſtehens nahezu 57,000 Mark verausgabt und ſo manchem emporſtrebenden, mühſam ringenden Talente den Weg geebnet.

Von dieſem Vereine und dem „Deutſch-Israelitiſchen Gemeindebunde" ging auch die Anregung zur Feier des hundert-

---

[1]) Von dieſen Reden und Vorträgen erſchienen im Druck:

Feſtrede bei der am 3. Januar 1861 . . veranſtalteten Gedächtnißfeier von A. M. Goldſchmidt. Leipzig 1861.

Moſes Mendelsſohn ein Philoſoph auf dem Gebiete des Judenthums, von Sal. Formſtecher.

Moſes Mendelsſohn der Reformator des Judenthums, von Ludw. Philippſon.

Gedächtnißrede von Rabb. M. Joël. (1865).

Der Sieg des fortſchreitenden Menſchengeiſtes oder das Verfahren Moſes Mendelsſohns, Religion und Menſchenthum zu verſöhnen, von L. Adler. Berlin 1870.

[2]) Von den Gedichten wurden gedruckt:

Der ſterbende Sklave in Egypten, von Mor. Rappaport;

Der deutſche Jude, zur Mendelsſohnfeier, von Leopold Kompert;

Prolog zur Mendelsſohnfeier am 4. Januar 1865, von Friedrich Friedrich.

Dieſe Reden und Gedichte ſind, außer den Reden von Goldſchmidt und Adler, enthalten in: Gedenkblätter an Moſes Mendelsſohn. Leipzig 1863, 1865.

undfunfzigjährigen Geburtstages aus. Da das Jahr 1879 nicht nur das hundertundfunfzigste seit der Geburt Mendelssohns und Lessings, sondern auch das hundertste seit dem Erscheinen des „Nathan" war, so beschloß der „Gemeindebund", um von der Dankbarkeit für das Wirken dieser Geistesheroen Zeugniß abzulegen, ihr Bild neu zu beleben und durch Vorführung ihrer Ideen und Thaten das heutige Geschlecht zu ermuntern und zu stählen, in dem noch immer nicht abgeschlossenen Kampfe gegen Glaubenshaß und Unduldsamkeit, als Festschrift ein „Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch" herauszugeben![1]) Dieses geschmackvoll ausgestattete Buch enthält außer mehreren Originalarbeiten von A. Bodek, A. M. Goldschmidt, M. Brasch, A. Fränkel, Ad. Jellinek und Emil Lehmann, zumeist schon früher erschienene Aufsätze über Mendelssohn. Der hundertundfunfzigjährige Geburtstag wurde am 30., 31. August oder auch am 6. September 1879 außer in Dessau,[2]) Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Karlsruhe[3]) in allen größern Gemeinden Deutschlands, auch in Amerika, besonders in Baltimore[4]) und New-York, feierlich begangen.

Zu einer allgemeinen Gedächtnißfeier forderte die Wiederkehr des Todestages nach einem Jahrhundert auf.

---

[1]) Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch. Leipzig, Baumgärtner, 1879.

[2]) Die Feier des 150. Geburtstages M. Mendelssohns in seiner Geburtsstadt Dessau am 31. August 1879. Dessau. Das Schriftchen enthält außer dem Bericht der stattgehabten Feierlichkeiten die Predigt von S. Salfeld und Festlieder von W. Wolfsohn.

[3]) Volles Gewicht und volles Maß. Predigt zur 150jährigen Geburtstagsfeier M. Mendelssohns am 30. August 1879 von A. Schwarz. Karlsruhe 1879.

[4]) Zu dieser 150. Geburtsfeier erschien von Benjamin Szold in Baltimore eine interessante Gedenkschrift: Moses Mendelssohn, und der von ihm am 6. September 1879 gehaltene Gottesdienstliche Vortrag. Baltimore 1879.

Die eigentliche Stätte der Feier war in Dessau, angeregt von der Stadt und unter der Theilnahme des Herzogs Friedrich Leopold und des Erbprinzen Friedrich mit Gemahlinnen, des gesammten Hofstaates, der Minister, der Mitglieder des Regierungscollegiums, der Geistlichkeit und des Magistrats. Auf Einladung des Bürgermeisters erschienen Deputationen aus Berlin, Wien, Leipzig, Hamburg und andern Städten.

Die Feier gestaltete sich zu einer großartigen Kundgebung der Verehrung. Nach einer in der Synagoge abgehaltenen Gedächtnißrede folgten in der Aula des Gymnasiums die Gedenkreden von Gymnasiadirector Wickenhagen und Prof. M. Lazarus aus Berlin.[1]) Zur Feier des Tages wurde nach einem Festmahle, an dem mehrere hundert Personen theilnahmen, im herzoglichen Hoftheater „Onkel Moses“[2]) und nach einem Festprologe „Nathan der Weise“ gegeben.

Dem Andenken des Philosophen wurden in den meisten in deutscher Sprache erscheinenden Tagesblättern sowie in allen jüdischen Journalen ausführliche Artikel gewidmet und in allen jüdischen Gemeinden Deutschlands und Oesterreichs, auch in vielen Frankreichs, Ungarns, Galiziens, selbst Rumäniens und Polens, sowie in den meisten Englands und Amerikas, in Synagogen, Schulen und Vereinen Gedenkreden gehalten.[3])

Zur Erinnerung an diesen Tag machte der Geh. Commerzienrath Franz Mendelssohn in Berlin, ein Urenkel des Philosophen, der Berliner Universität eine Stiftung von 150,000 Mark zu Stipendien für deutsche Studirende der philosophischen Fakultät ohne Unterschied der Confession.

---

[1]) Die Gedenkrede von Lazarus abgedruckt: Nationalzeitung Nr. 22 und 28.

[2]) Hugo Müller, Onkel Moses. Charakterbild in 1 Akt. Berlin.

[3]) Gedenkreden erschienen im Druck von: H. Baerwald (Frankfurt a. M.), P. Frankl (Berlin), S. Freund (Görlitz), Ad. Jellinek (Wien), M. Joël (Breslau), M. Steckelmacher (Mannheim), J. J. Unger (Iglau), M. S. Zuckermandel (Trier), u. a. m.

Die Stadt Deſſau ehrte das Andenken Mendelsſohns noch beſonders dadurch, daß ſie beſchloß, ihm ein Standbild zu errichten.

Zweiundneunzigſtes Kapitel.

Mendelsſohn-Denkmal.

Das ſchönſte Denkmal, das der unſterbliche Mendelsſohn bei Lebzeiten ſich errichtet hat, ſind ſeine Geiſtesproducte, ſeine Werke.[1])

Wenige Monate nach ſeinem Tode war Doctor Markus Bloch willens, eine Geſammtausgabe der Schriften des Weiſen zu veranſtalten. Er gab den Plan jedoch bald wieder auf, denn die Witwe ſelbſt beabſichtigte die Herausgabe zu beſorgen, wie aus folgendem Inſerat in der „Berl. Priv. Zeitung" von Donnerſtag den 18. Mai 1786 hervorgeht: „Ich zeige einem reſp. Publikum hiermit nachrichtlich an, daß ich einigen Freunden meines ſel. Mannes ſowol die Herausgabe ſeiner ungedruckten, als die Sammlung ſeiner zerſtreuten bereits gedruckten größern und kleinern Schriften übertragen habe. Dieſe Freunde werden den Druck ſeiner ſämmtlichen Werke bei den rechtmäßigen Verlegern, die zu gehöriger Zeit bekannt gemacht werden ſollen, veranſtalten und begleitet von deſſen Biographie von der Hand eines allgemein beliebten Schriftſtellers beſorgen.

Berlin, April 1786.

Moſes Mendelsſohns Witwe.

Mochten nun die „rechtmäßigen Verleger" Schwierigkeiten machen oder die Freunde ſich der Arbeit nicht unterziehen wollen: genug, das Unternehmen kam nicht zur Ausführung.

---

[1]) M. ſ. meinen Artikel in: „Blätter für literariſche Unterhaltung", 1886, Nr. 3.

Die erste sogen. Gesammtausgabe veranstaltete ein Buchhändler und Antiquar in Ofen, namens Burian, unter dem Titel „Moses Mendelssohns sämmtliche Werke", welche auf schlechtem Papier und in schlechtem Druck in Ofen (Großwardein) 1819—1821 erschien. Von dieser Gesammtausgabe wurde zehn Jahre später ein Nachdruck in Rödelheim veranstaltet.

Besser ausgestattet, aber durchaus nicht vollständiger, dabei voller Druckfehler ist die 1838 in Wien besorgte Ausgabe, die sich gar als Nationaldenkmal ankündigte: „Moses Mendelssohns sämmtliche Werke. Ausgabe in Einem Bande als National-Denkmal. Mit dem in Kupfer gestochenen Bildnisse des großen Weltweisen". (Wien, Mich. Schmidls sel. Erben und Ign. Klang, 1838.)

Auch diese Ausgabe, ein stattlicher Band, enthält nur die bekannten Schriften Mendelssohns: „Phädon", „Jerusalem", „Morgenstunden", „Philosophische Schriften", „Kleine philosophisch-ästhetische und vermischte Schriften", „Ritualgesetze der Juden", „Psalmen", „Hohelied", „Briefe" (sehr unvollständig) u. a.

Zu Anfang des Jahres 1840 regte Heinrich Brockhaus in Leipzig bei Felix Mendelssohn-Bartholdy, dem berühmten Enkel von Moses, eine Gesammtausgabe der Schriften des Großvaters an. Hören wir, was Felix in einem Briefe an seinen Onkel Joseph vom 20. Februar 1840 darüber schreibt:

„Die erste Veranlassung meines heutigen Briefes ist Brockhaus, der mich vorige Woche fragte, warum nicht eine ordentliche Gesammtausgabe der Werke des Großvaters erscheine, da die wiener Ausgabe erstlich nur ein Nachdruck in Einem Bande, voll Druckfehler, und dann auch, wie er meinte, nicht ordentlich zusammengestellt sei, und in Hinsicht der Correspondenz und namentlich der angehängten Lebensbeschreibung sehr viel zu wünschen übrig lasse. Er meinte, es werde nicht schwer sein, sich mit den rechtmäßigen Verlegern der einzelnen Werke darüber zu verständigen. Da ich nun die nähern Verhältnisse gar nicht kenne, so sagte ich ihm, ich würde Dir darüber schreiben und

ihm seinerzeit Deine Antwort mittheilen. Jedenfalls wird es Dich freuen, aus seiner Anfrage den lebhaften und gesteigerten Antheil zu ersehen, den die Menschen jetzt an den Werken des Großvaters nehmen; und wenn eine ordentliche schöne Ausgabe davon, in mehrern Bänden, etwa (wie Brockhaus hinwarf) von Lachmann herausgegeben, vor allem aber recht genau und echt zu Stande käme, so wäre es wol für uns alle ein Vergnügen. Wenn Du auch so denkst, so sagst Du mir wol bald Deine Meinung, und ich habe noch öfter Gelegenheit, Dir darüber zu schreiben."

Die Unterhandlungen, welche Joseph Mendelssohn mit F. A. Brockhaus anknüpfte, führten zum erwünschten Ziel. Der Bonner Professor G. B. Mendelssohn, Josephs ältester Sohn, besorgte mit Hülfe von H. Jolowicz u. a. die Sammlung und Herausgabe, und so erschienen „Moses Mendelssohns gesammelte Schriften. Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben von Professor Dr. G. B. Mendelssohn. In sieben (acht) Bänden" (Leipzig, F. A. Brockhaus. 1843—45).

Diese erste vollständige Ausgabe, welche, mit dem Bildniß Moses Mendelssohns nach dem Originalbilde von Frisch geschmückt, außer einer „Lebensgeschichte Moses Mendelssohns" von dem Herausgeber, oder vielmehr von Joseph Mendelssohn, eine treffliche „Einleitung in seine philosophischen Schriften" von Professor Ch. A. Brandis enthält, ist ein schönes dem Philosophen errichtetes Denkmal, und gereicht seiner Familie zum Ehrengedächtniß. Sie umfaßt sämmtliche philosophische, ästhetische und apologetische Schriften Mendelssohns, seine kleinen (früher gedruckten und bisher ungedruckten) Schriften, Bemerkungen und Fragmente, seine in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", in den „Briefen die neueste Literatur betreffend", in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" zerstreuten Briefe, Kritiken und Aufsätze, seinen Briefwechsel mit Lessing, Abbt, H. Homberg, Elise Reimarus und F. H. Jacobi, seine Briefe an Verschiedene und die Verschiedener an ihn, endlich seine

Ueberſetzung des Pentateuch, der Pſalmen, des Hohenlieds, ſeine Ritualgeſetze der Juden, Gedichte, Predigten u. ſ. w.[1])

„Moſes Mendelsſohns Schriften zur Philoſophie, Aeſthetik und Apologetik. Mit Einleitungen, Anmerkungen und einer guten biographiſch-hiſtoriſchen Charakteriſtik Mendelsſohns wurde herausgegeben von Dr. Moritz Braſch“ (2 Bde., Leipzig, Voß, 1880).[2])

Obgleich Mendelsſohn durch ſeine Werke und ſein Wirken in der Geſchichte des deutſchen Geiſtes wie des jüdiſchen Stammes ein bleibendes Monument ſich errichtet hat, ſo erſcheint es doch nicht überflüſſig, hier der Weihe ſeines Andenkens durch die bildende Kunſt zu gedenken.[3])

Anton Graff malte Mendelsſohn, als dieſer ungefähr vierzig Jahre alt war, und Bauſe, einer der beſten Kupferſtecher ſeiner Zeit, hat das Gemälde, „einen der ſchönſten Köpfe Graffs“,[4]) in Kupfer geſtochen.

Gelungener noch als das Bild Graffs iſt das ca. zehn Jahre ſpäter angefertigte Gemälde Johann Friſchs, in Kupfer geſtochen von J. G. Müller in Stuttgart. Das Originalgemälde befindet ſich im Beſitze der Familie.

Einige Jahre vor ſeinem Tode ſaß Mendelsſohn dem Hofbildhauer Taſſaert, dem Lehrer Schadows, zu einer Marmorbüſte; ſie wurde im Februar 1785 in der jüdiſchen Freiſchule in Berlin aufgeſtellt.[5]) Nach dieſer Büſte, welche das Störende

---

[1]) Was in den vierzig Jahren ſeit dem Erſcheinen dieſer Geſammtausgabe an Briefen von und an Mendelsſohn, noch aufgefunden wurde, habe ich theils im Anhange dieſer Biographie 1. Aufl., theils in anderen in dieſer Aufl. angegebenen Schriften veröffentlicht.

[2]) Von Moritz Braſch erſchien auch eine Sammlung von „Lichtſtrahlen“ aus Mendelsſohns Schriften und Briefen, eingeleitet durch einen Eſſay über „Mendelsſohn und ſeine Philoſophie“ (Leipzig 1875).

[3]) M. ſ. auch S. Salfeld, Bilder und Büſten Mendelsſohns in Populär-wiſſenſchaftl. Monatsblätter, 1886, S. 10 f.

[4]) Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften III, 322.

[5]) Allg. Literatur-Zeitung, 1785, Nr. 49.

hat, daß der Mund geöffnet ist, ließen die Kunstanstalten von Eichler in Berlin und Gerber in Köln Büsten in Elfenbein-Masse und Gips modelliren. Eine schöne Büste fertigte Ernst Rietschel an.

Auch eine silberne Denkmünze, welche von dem jüdischen Medailleur Jakob Abraham angefertigt wurde, trägt das Profilbildniß Mendelssohns. Die Umschrift bildet der Name „Moses Mendelssohn". Der Revers zeigt einen Schädel, auf dem ein Falter ruht. Darüber steht das Wort: „Phädon", darunter: „Natus MDCCXXIX".[1])

Alle andern Bilder von Mendelssohn, gezeichnet, gemalt, in Kupfer gestochen, in Stein geschnitten oder in Glas abgedrückt, sind mehr oder weniger Zerrbilder, die von den Zügen des Originals nichts wiedergeben.[2])

Die Idee, Mendelssohn ein Denkmal aus Stein oder Erz zu setzen, wurde, wie bereits erwähnt, vor hundert Jahren zum ersten mal angeregt. Als 1851 das Friedrichs-Denkmal in Berlin errichtet wurde, erwartete man, daß neben Kant, Lessing und den andern Denkern, welche dem Zeitalter des großen Königs das geistige Gepräge gaben, auch Mendelssohn, dem treuesten Freunde und Strebensgenossen Lessings, dem Verbreiter deutscher Philosophie, dem Beförderer der Cultur unter den deutschen Juden, ein Platz würde eingeräumt werden. Der an dem Entwurf des Monuments eifrig thätige Kriegsminister von Boyen wünschte ihn allerdings unter den Relieffiguren; das Vorurtheil aber verweigerte ihm die ihm gebührende Stelle unter denen, welche ihn einst mit Stolz zu den Ihrigen gezählt hatten.[3])

Unter den Porträt-Medaillons am neuen Berliner Rathhause befindet sich auch das Mendelssohns.

Anläßlich des hundertjährigen Todestages des unvergeßlichen Weisen haben wieder deutsche Männer sich vereinigt, diesem Vor-

[1]) Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch, S. 393.

[2]) Schr. I, 36. Das Bild Ms. in Sammler, 1784, ist von M. Lowe.

[3]) Vossische Zeitung von Sonntag, d. 31. März 1861.

kämpfer der Blüthentage deutschen Geisteslebens in seiner Geburtsstadt Dessau ein Denkmal zu errichten.

Die Nation trägt eine Ehrenschuld ab, wenn sie das Bild Mendelssohns, eines der geistig einflußreichsten deutschen Männer, in den Kreis der deutschen Geisteshelden stellt als Muster hochstrebender Idealität und willensstarken Gesinnungsadels.

Dreiundneunzigstes Kapitel.

Der Mensch unter Menschen.

Mendelssohns äußere Erscheinung contrastirte sehr mit seinem innern Wesen. Er war von kleiner Statur, schwächlich und verwachsen. Seine ganze Erscheinung hätte, wie Professor Kraus versichert, das roheste Herz zum Mitleiden bewegen können.[1]) Im Gegensatze zu dem übrigen Körper war der Kopf sehr schön gebildet; die Stirn war hoch gewölbt, in dem ganzen Schnitt des ausdrucksvollen Gesichts lag etwas antikes, und aus seinen tiefen dunkeln Augen leuchtete sein hoher Geist und sein herrliches Gemüth.

Von Natur zur Leidenschaft geneigt, hatte er es durch lange Uebung in ihrer Beherrschung und den stoischen Tugenden sehr weit gebracht. So kam einst der junge B., in der Meinung, daß Mendelssohn ihm Unrecht gethan habe, und sagte ihm eine Grobheit über die andere. Mendelssohn stand an einen Stuhl gelehnt, wandte kein Auge von dem jungen Menschen ab und hörte alle seine Impertinenzen mit der größten Ruhe an. Erst nachdem der junge Mensch ausgetobt hatte, ging er zu ihm und sagte: „Gehen Sie, Sie sehen, daß Sie Ihren Zweck nicht erreichen, Sie können mich nicht aufbringen."

[1]) Voigt, Leben des Prof. Kraus, S. 69.

Er hatte das besondere Talent, sich mit jedem, er mochte Theolog, Philosoph, Staatsmann, Kaufmann sein, über das Fach desselben zu unterhalten, als wenn es sein eigenes wäre; er verstand die Kunst, sich in die Denkungsart anderer leicht zu versetzen, das mangelnde in den Gedanken eines andern zu ergänzen und die Lücken auszufüllen. Die polnischen Juden, deren Ideengang oft verworren und deren Jargon unverständlich ist, konnte er recht gut verstehen, und sie fühlten sich heimisch in seiner Unterhaltung; dadurch daß er ihre Ausdrucksweise annahm, suchte er seine Unterhaltungsart zu der ihrigen herabzustimmen und sie zu der seinigen zu erheben.[1])

In seiner Liebenswürdigkeit wußte er die gute Seite eines jeden Menschen bald ausfindig zu machen und hervorzuheben. Der Modeton, alle berühmten Namen mit Füßen zu treten, und Männer, die in Ansehen stehen, durch Spott herunterzusetzen, dieser armselige Ton war ihm unerträglich.

Gutmüthigkeit mit Verstand verknüpft schätzte er über alles, und er war im Lobe derer unerschöpflich, bei denen er diese Eigenschaften antraf. Nicht selten behagten ihm die Gespräche mit Personen, deren Umgang sonst gemieden wurde; nur Dummheit, Trägheit und Stolz waren ihm aufs höchste zuwider. Sonst war er gegen jedermann sehr höflich, sogar in einem gewissen Sinne ceremoniell. Alle Aeußerlichkeiten und Titulaturen beobachtete er mit einer an Aengstlichkeit streifenden Genauigkeit, so daß er nur seine Frau, seine Kinder und seinen Bruder mit „Du" anredete, sonst aber niemand auch nur schlechtweg bei seinem Vornamen nannte, ohne „Herr" oder dessen sonstige Titulatur vorzusetzen.[2])

Wenn zuweilen bei ihm von auffallend guten Handlungen die Rede war, die man durch liebloſe Urtheile verunglimpfen

---

[1]) Sal. Maimons Leben, II, 171.

[2]) Mittheilungen von Markus Herz, im Hamburger Correspondent (Januar 1786); vgl. Der entlarvte Moses Mendelssohn, 63.

und ihnen unedle Motive unterlegen wollte, so war er sehr lebhaft in der Vertheidigung solcher guten Handlungen gegen dergleichen Beschuldigungen. Sagte man, daß sie durch Ehrsucht veranlaßt wären, so erwiderte er, daß das ja schon etwas vortreffliches sei, in guten Handlungen Ehre zu suchen.

Seine Bescheidenheit ging bis zur Selbstverleugnung. Eitelkeit und Titelsucht blieb ihm fern, Ehrenbezeigungen waren ihm zuwider, besonders wenn sie den Schein der Schmeichelei hatten. Einst besuchten ihn ein paar französische Edelleute und versicherten, daß sie die Reise nach Deutschland unternommen hätten, um den großen Friedrich und den Philosophen Mendelssohn zu sehen. Ohne darauf zu antworten, fragte er sie, ob sie nicht etwa auch nach Weimar reisen würden, und nahm so Gelegenheit, von Wieland, Goethe und Herder mit so außerordentlichen Lobeserhebungen zu sprechen, daß seine eigenen Verdienste in Schatten traten. Er lenkte das Gespräch auf mehrere der vorzüglichsten Köpfe Deutschlands und schilderte deren Bedeutung seinen beiden Bewunderern sehr lebhaft, blos in der Absicht daß sie ihn selbst vergäßen.[1])

Er sprach gern und nahm an der Unterhaltung stets Antheil, sobald sie nicht fade und gedankenlos war. Durch geschickte Wendungen gab er den Gesprächen, ohne sie zu unterbrechen, oft eine zweckmäßige Richtung.[2]) Alle seine Gespräche, ja jedes Wort von ihm war lehrreich und unterrichtend, weil er kein einziges Wort überflüssig oder am unrechten Orte sagte. Sobald sein Urtheil über einen Gegenstand der Unterhaltung nicht entschieden war, so schwieg er. Aber wenn er dann sprach, waren Gedanken und Ausdruck abgewogen. Viele seiner Gespräche würden, wie der bekannte Psychologe K. P. Moritz bemerkt,[3]) Sokratischen Denkwürdigkeiten an die Seite zu setzen sein.

---

[1]) (Schmidt) Leben und Meinungen Moses Mendelssohns, S. 30.
[2]) Maimon, a. a. O., II, 175.
[3]) Schr. I, 41.

Er hatte Hang zur Satyre und konnte in seinen Ausdrücken bitter werden, besonders da er oft öffentlich und auf eine unwürdige Weise angegriffen wurde, aber er strich die Stellen, nachdem sich die erste Aufwallung gelegt hatte, entweder selbst oder auf die mindeste mißbilligende Miene seiner Freunde![1])

Er war ein Freund des Scherzes und der Laune und es fehlte ihm nie an schlagfertigem Witz. Der Propst Teller wandte sich einst an ihn mit der scherzhaften Anrede:

An Gott den Vater glaubt ihr schon,
So glaubt doch auch an seinen Sohn.
Ihr pflegt doch sonst bei Vaters Leben
Dem Sohne gern Credit zu geben!

Mendelssohn antwortete:

Wie könnten wir Credit ihm geben?
Der Vater wird ja ewig leben.[2])

Als einmal ein junger Lieutenant ihn anschnarrte: „Womit handelt er?" fertigte er ihn mit den Worten ab: „Mit etwas was Sie brauchen können — mit Verstand."[3])

Humor und Laune verließen ihn auch in reifern Jahren nicht und mit treffenden Antworten war er stets bei der Hand. Als die Materie von der Freiheit des menschlichen Willens unter den Philosophen aufs neue in Anregung kam, hatte ihm ein junger Schriftsteller hierüber einen Aufsatz zum Durchlesen gebracht. Nach einiger Zeit kam er, um sein Urtheil über die Arbeit zu hören. „Ich habe Ihren Aufsatz über die Willensfreiheit nicht lesen können," sagte Mendelssohn. Der junge Mann war hierüber betroffen, schob die Schuld auf seinen Aufsatz und versicherte, daß es ihm leid thäte, Herrn Mendelssohn damit belästigt zu haben. Mendelssohn sprach dem etwas gedemüthigten jungen Manne Muth zu, indem er versicherte, die

[1]) Friedländer, a. a. O., 18.
[2]) Schr. I, 37.
[3]) Sulamith III, 2, 146.

Schuld läge gar nicht an seinem Aufsatze, daß er ihn nicht gelesen habe, sondern er sei durch Umstände daran gehindert worden. „Wie konnten Sie aber auch," fuhr Mendelssohn fort, „aus meinen vorigen Aeußerungen schließen, daß ich Ihren Aufsatz für schlecht hielte?" „Weil ich glaubte, Sie hätten ihn nicht lesen wollen." „Sie machen also, wie ich höre, einen Unterschied zwischen wollen und können," versetzte Mendelssohn, „dann darf ich ja Ihren Aufsatz über Willensfreiheit gar nicht lesen, denn ich höre, wir sind einig."[1])

Seltene Herzensgüte war ein Grundzug seines Charakters. Großmüthig unterstützte er andere ohne Unterschied des Standes und des Bekenntnisses weit mehr als seine Vermögensverhältnisse es ihm gestatteten. Seine Mildthätigkeit war unbegrenzt. Als er eines Abends seinen Freund Müchler besuchte, erzählte ihm dieser, daß ein gewisser Herr von F., den Mendelssohn dem Rufe nach als einen gescheiten und redlichen Mann kannte, von seinem Posten bei der Oesterreichischen Gesandtschaft verabschiedet und hierdurch als Gatte und Familienvater in die äußerste Bedrängniß gerathen sei. Mendelssohn war sichtbar gerührt. „Ich habe," sagte er nach einer Weile, „zweihundert Thaler einbekommen, die will ich dem Herrn von F. gern leihen." „Lieber, großmüthiger Mendelssohn!" entgegnete Müchler; „ich kann nicht dafür stehen, ob mein redlicher Freund je wieder in den Umständen sein wird, die Summe zurückerstatten zu können." „Das verlange ich auch nicht," versetzte Mendelssohn. „Ist Herr von F. ein ehrlicher Mann, so wird er seiner Verpflichtung gedenken, und kann er seine Schuld nicht wieder abtragen, so bin ich mit dem Lohne meines Bewußtseins zufrieden." Mendelssohn hatte später nie von der Sache gesprochen, und der ihn überlebende Müchler wußte nicht, ob ihm die Summe zurückgekommen sei.

Ein anderes mal trat Mendelssohn traurig und verstimmt

[1]) Schr. I, 40.

bei demſelben Freunde ein. Müchler fragte ihn, was ihm widerfahren ſei. „Ich bin wegen einer armen Frau in ſolcher Bewegung. Dieſe Frau, der ich ſchon oft Seide zum Wickeln gegeben hatte, kam heute mit Thränen zu mir. „Was fehlt ihr, Frau? Habe ich ihr denn nicht gute Seide gegeben?“ Es iſt ſonſt meine Gewohnheit, die gute zum Wickeln leichtere Seide den bedürftigen Frauen zuzuwenden, und die ſchlechtere, welche zum Wickeln mehr Zeit erfordert, für die Frauenzimmer aufzubehalten, die den Verdienſt zu ihrem Putze verbrauchen. „Ich bin ſehr zufrieden, lieber Herr Mendelsſohn!“ antwortete die Frau, „und verdiene leicht ſo viel, um mich und mein Kind zu ernähren. Aber einen Kummer habe ich, der mich ins Grab bringen wird. Mein verſtorbener Mann hatte mir fünfhundert Thaler hinterlaſſen, um ſie für unſere Tochter aufzubewahren. Nun kam vor kurzem ein dem Scheine nach redlicher Menſch zu mir und verſprach, mich zu heirathen, wenn ich ihm die fünfhundert Thaler zu ſeinem Gewerbe vorſchießen wollte. Ich thörichtes Weib willigte ein, und der Schändliche ging mit dem Gelde davon. Jetzt quält mich mein Gewiſſen Tag und Nacht, daß ich mein Kind ſo leichtſinnig um das ſeinige gebracht habe.“ Mendelsſohn verſprach zu helfen und half.[1])

Mendelsſohn war in ſeinem ganzen Weſen das Ideal eines Weiſen, das Vorbild von Leſſings Nathan. „Ich habe ihn,“ ſchreibt Nicolai in dem ihm gewidmeten Nachrufe,[2]) „ſeit dreißig Jahren in ſo vielen Vorfällen des menſchlichen Lebens thätig geſehen. Ich habe die außerordentlichen Beiſpiele ſeines Edelmuths, ſeiner unerſchütterlichen Redlichkeit,[3]) ſeiner Uneigennützigkeit, ſeiner Menſchenliebe, ſeiner Bereitwilligkeit Feinden zu vergeben, ſeiner Sanftmuth, ſeiner Freundſchaft geſehen.“ Die edelſten Züge der Menſchheit waren in ihm vereinigt. Adel der

[1]) Jedidja II, 2, 237 ff.

[2]) Allg. deutſche Bibliothek, Bd. 65, S. 630.

[3]) Wie edel entſchied er, einen „Gewiſſensfall im Handel“! S. Jedidja I, 1, 173 ff; Allg. Ztg. d. Jdths., 1867, S. 587 f.

Gesinnung und Tiefe des Gemüths mit der Klarheit und Schärfe des Geistes sind selten wieder in gleicher Vollkommenheit angetroffen; er lebte als ein Weiser, als der Sokrates seines Jahrhunderts.

Wie ähnlich sind sich der Weise Athens und der Berliner Philosoph im Leben und Leiden, im Wirken und Lehren? Beide haben sich aus niedriger Herkunft zu einer einflußreichen Bedeutung unter ihren Zeitgenossen erhoben; beide hatten Armuth zu ertragen, Vorurtheile zu bekämpfen, Aergernisse zu vermeiden. Wie Sokrates wirkte auch Mendelssohn mehr noch als durch seine Werke, durch den Adel seiner Persönlichkeit, durch die Liebenswürdigkeit, der niemand widerstehen konnte, durch den Zauber, der von seinem ganzen Wesen ausging. Seine Nähe heiligte und veredelte. In seiner Gegenwart, sagt Moritz, war einem wohl, man fühlte schon durch seinen Anblick sich gehoben und ermuntert, und nie ist vielleicht einer ungebessert von ihm gegangen.

Mendelssohn lebte in der glücklichsten Ehe. Seine Fromet, die an allem was er sprach den innigsten Antheil nahm, war das Muster einer liebevollen Gattin und einer zärtlichen Mutter. In ihrem Haushalte richtete sie alles auf das genaueste ein so zwar, daß sie in die auf den Tisch zu setzenden Schalen mit Süßigkeiten die Rosinen und Mandeln zählte, damit nicht zu viel darauf gehe.[1]) Sie starb den 15. März 1812 in Hamburg und wurde auf dem Friedhofe der deutsch-israelitischen Gemeinde zu Altona begraben.

Fromet beschenkte ihren Gatten mit neun Kindern. Sein ältestes Töchterchen starb, als es elf Monate alt war,[2]) ein

[1]) S. Hensel, a. a. O., I, 32.

[2]) Schr. V, 315; M. s. auch in den von Avigdor Levi herausgegebenen „Iggerot R. Mosche Dessau" (Wien 1794) den 4. Brief vom 17. April 1780, und mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes, S. 46.

anderes Kind verschied ebenfalls im zarten Alter; auch ein zwölfjähriger Sohn wurde ihm entrissen. Sechs Kinder überlebten ihn und zwar drei Söhne: Joseph, Abraham und Nathan, und drei Töchter: Dorothea, Recha und Henriette.

Von Joseph war schon früher die Rede. Abraham,[1]) der Vater des berühmten Tonkünstlers Felix Mendelssohn-Bartholdy, begründete mit seinem Bruder Joseph ein Bankgeschäft. Nathan, der jüngste, der, beim Tode des Vaters erst fünf Jahre alt, sich, wie Mendelssohn Herz Homberg schrieb,[2]) „den Weisen nannte und dessen Weisheit darin bestand, daß er von dem Mathematiker Swa Zuckerbrot und von R. Samuel Pfefferkuchen erwartete," widmete sich der Mechanik, verheirathete sich mit einer Tochter des reichen Daniel Itzig und starb wie der Vater am Schlagfluß.

Seine älteste Tochter Dorothea (Brendel) verheirathete Mendelssohn mit dem Bankier Simon Veit in Berlin; sie lebte, anfangs wenigstens, mit dem unvergleichlichen[3]) Manne in einer glücklichen Ehe, wie Moses drei Monate nach der Vermählung Homberg mittheilt, „glücklicher als wenn der Sohn des reichsten Mannes sich großmüthig entschlossen, sich zu ihr herabzulassen."[4]) Recha (Reikel) heirathete den Sohn seines „innigstgeliebten Freundes", des Hofagenten Nathan Meyer in Strelitz;[5]) die Ehe war keine glückliche und wurde bald gelöst. Henriette, „das Tiefste und Sinnigste", wie Rahel Levin sie nannte, blieb unverheirathet.

Mendelssohns Hausstand verzehrte so ziemlich sein Ein-

---

[1]) Geboren am Vorabende des Neumondtages Tebet = 9. December 1776; s. 1. Aufl. S. 502.

[2]) Schr. V, 672.

[3]) Ueber Nathan Mendelssohn s. Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage vom 7. October 1883.

[4]) Schr. V, 667. Zu ihrer Hochzeit, welche den 3. April 1783 stattfand, dichtete Josel Rachnower ein Carmen in hebr. Sprache. Ueber Dorothea und Henriette Mendelssohn s. mein: Die jüdischen Frauen in der Geschichte, Literatur und Kunst (Leipzig 1879), S. 182 ff.

[5]) Schr. V, 686, 1. Aufl. S. 504.

kommen, das als Disponent und Factor der Bernhard'schen Seidenfabrik nicht groß war; bei aller Sparsamkeit konnte er nicht viel Vermögen sammeln. Die Sorge um die Zukunft seiner Kinder trübte ihm die letzten Tage seines Lebens. Einige Monate vor seinem Tode fand ihn einer seiner Freunde unter dem Baume vor seinem Hause sitzen und fragte ihn: „Was haben Sie, lieber Herr Mendelssohn? Sie sehen ja so besorgt aus." „Ja," antwortete er, „ich bin es auch! ich denke daran, wie es meinen Kindern nach meinem Tode ergehen wird, da ich ihnen nur wenig Vermögen hinterlasse."

Und doch war er der erste in Deutschland, der die Schranken, welche den Gelehrten von der Welt trennen, durchbrach und ein Haus ausmachte. Morgens im Hause am frühesten wach, beschäftigte er sich in den Morgenstunden mit wissenschaftlichen Arbeiten; um neun Uhr ging er in seine Fabrik, wo er in der Regel bis drei oder vier Uhr blieb. Den Nachmittag widmete er wieder wissenschaftlichen Arbeiten oder der Erholung. Abends fanden sich in seinem in der Spandauerstraße gelegenen Hause, in dem er „lebte und wirkte",[1]) Freunde ein, mit denen er sich unterhielt; hier waren Gelehrte und Staatsmänner, Schriftsteller und Schauspieler, Freunde und Eingeführte, auch ungeladen eines guten Empfangs sicher.

So steht er vor uns da, dieser einzige Mann, der durch persönliche Würde, durch wissenschaftlichen Eifer, durch Klarheit und Tiefe des Denkens die Bewunderung seiner Zeit auf sich zog, dieser Mann, ein wahrhaft religiöser Jude und ein deutscher Schriftsteller, als ein hohes Muster der Nachwelt, auf dessen Denkmal wir getrost die Worte setzen dürfen:

Moses Mendelssohn,
Ein Weiser wie Sokrates,
Den Gesetzen der Väter getreu,
Unsterblichkeit lehrend,
Unsterblich wie er

[1]) Das Haus Spandauerstraße Nr. 68 trägt auf einer Marmortafel die Inschrift: „In diesem Hause lebte und wirkte MosesMendelssohn".

Register.

Abba Gloſk, 431.
Abbt, Thomas, 64. 70. 108 f. 119. 121. 128—134. 137—140. 143. 156. 168. 171. 180. 197. 229. 241. 269. 369. 528.
Abraham, Jakob, 530.
d'Acoſta, Em. Mendes, 333.
Adler, L., 522 f.
Aepinus, 58. 61—63.
Akenſide, 101.
Albo, Joſ., 394 f.
Albrecht, Friedrich, 344.
d'Alembert, 154.
Alexander, Iſaak, 433.
Alxinger, 175.
Anſchel, Salomon, 157.
d'Argens, Marquis, 18. 26. 37. 115—117.
Ariſtophanes, 143.
Arnſtein, Fanny von, 426 f.
Auerbach, Berthold, 120.
—, Jakob, 2. 156.
—, J. L., 520.
Auerswald, von, 258.

Bacher, S. 342.
Bär, Stud., 129. 215.
Baerwald, H., 525.
Bamberger, 59.
—, Heimann, 8.
Baſedow, Joh. Bernhard, 329 bis 335. 460.
Batteux, 83.
Baumgarten, Alex., Aeſthetiker, 25. 42. 61—63. 70. 73 f. 76. 83. 87. 137. 145. 468.
Bauſe, 529.
Bayle, 443.
Beattie, 472.
Beaumont, Marquiſe de, 162.
Beauſobre, 19. 40. 471.
Becker, Sophie, 423. 492—494. 512.
Bedraſi Penini, 100.
Beer, Bernhard, 521 f.
—, Cerf, 371. 373.
—, Peter, 522.
Beer-Bing, Jeſaia, 159.
Behr, Iſachar Falkenſohn, 203.
Bendavid, Lazarus, 433.
Bendit, Jeremias, 291.
Bernhard, Iſaak, 20 f. 95. 99. 114 f. 128. 539.
Bernoulli, Prof., 373.
Bieſter, 434. 515. 518.
Bilfinger, 25.
Bleichröder, 10.
Bloch, Markus, 118. 233. 250. 426. 508. 516. 526.
—, J. S., 342.
Bock, Tobias, 99.

Bode, Johann J. Christ., 120. 123.
Bodek, Arnold, 104. 342. 524.
Bodmer, 40.
Börne, 478.
Boie, Heinr. Christ., 119. 121. 254. 260.
Boileau, 173.
Bolingbroke, 42.
Bonnet, 187—189. 194—200. 211. 399. 440.
Boyen, von, 530.
Boysen, Prediger, 283.
Brandis, Brander von, 125.
—, Ch. A., 528.
Brasch, Moritz, 72. 524. 529.
Breitenbauch, Georg Aug. von, 28. 50 f. 94.
Breitinger, 184.
Bretschneider, H., G., 513.
Brockhaus, Heinrich, 527.
Bürger, G. Aug., 254.
Büsching, 380.
Burja, A., 158.
Burke, Edmund, 65. 87. 89—92.

Cacault, Franz, 237.
Cagliostro, 435. 491.
Campe, Joachim, 331—335. 422. 439. 512. 517.
Cartes, des, 145.
Castro, de, 120. 123.
Clarke, 25.
Claudius, 518.
Cohen, Raphael, 292—300.
—, Isaak Seligmann, 429.
Conz, Karl Philipp, 516.
Cramer, Prediger, 113.
Cranz, Kriegsrath, 380.
Cromwell, 375.
Cronegk, Joh. Friedr. von, 109.
Crusius, 104 f.
Cullen, 159.
Damm, Rector, 57. 149. 296.
Dante, 454.
Danzel, Th. W., 23. 101.
Daßdorf, Karl Wilh., 248—250.
Davesson, Alexander, 356.
Dessau, Fürst von, 459.
—, Elia, 3.
—, Herz, 123.
—, Isaak, 237. 276.
—, Moses, 3.
—, Saul, 123.
Diderot, 24. 141.
Diez, 415.
Doederlein, Joh. Christ., 318. 414.
Dohm, Chr. Wilh., 337. 353. 371 bis 377. 380. 415. 434.
Dorothea, Herzogin von Kurland, 491. 493 f. 511 f.
Drieß, Joh. Peter, 148—150.
Dubno, Salomo, 287—289. 293. 301—304.
Dumpf, 201.
Duran, Sim., 395.
Dusch, Joh. J., 108.

Eberhard, Joh. Aug., 403. 474.
Ebert, 217 f. 221.
Edelmann, Joh. Christ., 148 f.
Eibenschütz, Jonathan, 120. 279.
Eisenmenger, 203.
Emden, Jakob, 277—280. 400. 420. 429.
Engel, Joh. Jakob, 348. 434. 452. 456 f. 474 f. 503. 515. 517 f.
Eschenbach, 78.
Eschenburg, Joh. Joachim, 338. 513.
Euchel, Isaak, 410. 428.
Euler, Astronom, 58 f. 63. 347.

Ferber, Freiherr von, 249 f. 273 f.
Ferdinand, Prinzessin von Preußen, 511.
Ferdinandi, Carlo, 83. 158.
Feßler, 411.
Finn, S. J., 464.
Fischer, Moses, 323.
—, Rector, 451.
Flies, Doctor, 357.
Fontenelle, 105.
Formey, 227.
Formstecher, S., 522.
Franco Mendes, David, 429.
Frankel, L. A. 523.
Frankl, P., 525.
Fränkel, A., 524.
—, David H., 3. 5—8. 14. 68. 511.
—, David, Director, 520.
Freund, S., 525.
Friedländer, David, 157. 197. 220 f. 247. 250. 304. 311. 321 f. 336. 341. 411. 426—428. 457. 517 f.
Friedrich, Friedrich, 523.
Friedrich II., der Große, 9. 66. 102. 110—117. 127. 146. 216. 228—231. 267 f. 275. 349. 377. 434. 467. 533.
—, Herzog von Mecklenburg-Schwerin, 277.
—, Leopold, Herzog von Anhalt-Dessau, 525.
Frisch, 528 f.
Fritzsche, Freiherr von, 273.
Fürst, Julius, 342.
—, L., 522.
—, Moses, 301. 428.
Fürstenthal, R., 215.

Galigo, Joseph, 309. 313.
Garve, Christian, 240. 284. 413. 462. 478 f. 483. 497 f. 515. 517 f.
Gedike, 434.
Gervinus, 166. 476.
Geßner, Sal., 108. 179.
Gleim, 107. 172 f. 175. 226. 283. 355. 498. 503. 506.
Glück, Regina, 159.
Goens, van, 89.
Goethe, 24. 100. 161. 173 f. 184. 186. 342. 365. 432. 440. 449. 472. 495. 499 ff. 506. 514. 517 f. 533.
Goeze, Pastor, 212. 338—340. 389. 498.
Goldschmidt, M. A., 308. 422. 522 f.
Gosche, R., 522.
Gottlober, A. B., 342. 409.
Gottsched, 15—19. 101.
Graff, Anton, 529.
Grossinger, Jos., 125.
Grün, N., 8. 13.
Gugenheim, Abraham, 120. 122.
—, Brendel, 124.
—, Fromet, 120—130. 526. 537.
—, Joseph, 257, 428.
Guhrauer, G. E., 82.
Guldberg, Hoegh, 296 f.
Gumpel, M. (Prof. Löwisohn), 325.
Gumpertz, Aron Sal. 14 bis 20. 25. 28. 31. 40 f. 44. 58 f. 163.
Gustav III., König von Schweden, 231.
Gutschmidt, Freiherr von, Minister, 249.
Guttenstein, B., 521.

Hadjits, Johann, 159.
Hahn, S., 521.
Halberstadt, Abraham, 226.
—, Samuel, 272. 274.
Halevi, Jehuda, 100. 289.

Haller, Albrecht von, 89. 108. 254. 429.
Hamann, Joh. Georg, 128. 163 bis 168. 170 f. 211. 258 f. 416 f. 440. 459. 476. 499. 502. 513.
Hartmann, Friedrich Traugott, 380.
Hasse, 314.
Hebler, Karl, 342 f.
Hegel, 476.
Heiberg, J. A., 158.
Heidenheim, Wolf, 303.
Heilberg, S., 520.
Heine, Heinrich, 146. 519.
Heinike, Samuel, 501.
Heinrich, Prinz von Preußen, 150.
Hell, 371.
Helvetius, 157.
Hemsterhuis, 449.
Hennings, August von, 149. 174. 248. 250—255. 287. 294—297. 301. 339. 360 f. 366. 412 f. 415. 424. 453. 465—469. 479.
Hensel, S., 455.
Hensler, Philipp, 157.
Herder, 3. 8. 48. 77. 93. 138. 160 f. 166—170. 173. 189. 211. 217. 243 f. 308. 325. 358. 361 bis 369. 412. 416 f. 449. 451. 498—500. 514. 517. 533.
Herschel, Sal., 420.
Herz, Elkan, 4. 206 f. 212. 235. 257. 325. 388. 400.
—, Henriette, 429. 457.
—, Markus, Hofrath, 250. 258. 281. 371. 375. 426. 429—431. 452. 457. 480 f. 506—508. 517 f. 532.
—, Naphtali, aus Dubno, 303.
Herzberg, Joseph, 460.
Hesse, Pastor, 204.
Heyne, Professor, 211.
Hirsch, Rab., 4.
—, Abraham, 110.
—, Michael, Rab., 69.
Hirschen, Freiherr von, 370.
Hitzig, Baurath, 11.
Hobbes, 382. 503.
Höchheimer, Simon, 516.
Holbach, 157.
Holdheim, Samuel, 418.
Homberg, Herz, 230. 313—317. 380. 406. 410. 421. 426. 451. 453. 528. 538.
Horwitz, Aron, 291. 325.
—, Pinchas, 310.
Hoym, Graf, 436.
Humboldt, Alexander von, 322. 452. 455—458.
—, Wilhelm von, 452. 455—458.
Hume, 56. 61. 485.
Hutcheson, 24.

Jacobi, Friedr. Heinr., 172. 177. 354 f. 365. 417. 439—451. 487. 490 f. 494—507. 513. 517. 528.
—, Joh. Georg, 172 f.
—, Lieutenant, 51. 58 f.
Jaffe, Isaak, 276.
—, Mordechai, Rabb., 277.
Jakob, L. H., 486. 501.
Janow, Hirsch, Rabb., 292.
Jaroslaw, Aron, 215, 314.
Jcilius, Quintus, 467.
Jellinek, Ad., 123. 345. 522. 524 f.
Jerusalem, Abt, 199. 216. 221.
—, Karl Wilhelm, 175.
Joël, M., 522. 525.
Jolowicz, H., 317.
Joseph, 51.
Joseph II., Kaiser, 230. 308 f. 411.
Jost, J. M., 520.
Joß, Aron Beer, 314.

Iſelin, Iſaak, 77. 178—182.
Iſſerles, Moſes, 3 f.
Itzig, Daniel, 11 f. 204. 250. 311. 336. 356. 426. 538.
—, Iſaak Daniel, 336.
Jung, Oberförſter, 246 f.
Junker, Profeſſor, 158.
Juſti, von, 112. 114.

Käſtner, Abr. G., 174 f. 229 f.
Kalir, Samſon, 69. 215.
Kampe, Friedrich, 146.
Kanngießer, G., 70. 72.
Kant, 3. 76. 92 f. 133 f. 258. 341. 411. 430—432. 448. 462. 469 f. 478. 480. 497. 500 f. 505. 516. 519. 530.
Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, Herzog, 191. 199. 216 f. 225. 402. 459.
Karſchin, 108 f.
Katharina II. von Rußland, Kaiſerin, 229.
Kaunitz, Fürſt, 509.
Keith, Marſchall, 112.
Kennicott, 327.
Keyſerling, Graf, 258. 260.
Kirnberger, 28. 63 f. 66.
Kiſch, Abraham, Arzt, 13.
Klaproth, Profeſſor, 452.
Klein, Ernſt Ferdinand, 284 f. 434. 456 f.
Kleiſt, Ew. Chriſtian von, 97. 102.
Klockenbring, von, 239.
Klopſtock, 88. 106 ff. 309.
Knebel, von, 172 f. 449.
Kölbele, Joh. Balth., 200—207.
König, Eva, 124. 222. 338.
Köper, Cabinetsrath, 228.
Körner, 79. 432.
Korff, von, Kanzler, 260.
Kraus, Chriſt. Jakob, Profeſſor, 258 f. 531.
Kuh, Ephraim Moſes, 67 f.
Kypke, Georg David, 274 f.

Lalande, 373.
Lambert, Joh. Heinr., 229. 239. 469. 471. 518.
Lamettrie, 157.
Landau, Ezechiel, 293. 310.
Landshuth, L., 7. 12. 15. 135.
Laſch, Wolf, 421.
Lavater, 170 f. 182—201. 204 bis 215. 218 f. 227. 232. 243 f. 247. 253 ff. 259. 271 f. 320. 347. 363. 387 f. 399. 413. 446. 499. 505. 517 f.
Lazarus, M., 162. 418. 525.
Lebrecht, F., 2.
Leeſer, Iſaak, 409.
Lehmann, Emil, 524.
Leibniz, 19. 23. 25. 33—37. 41 f. 76. 105. 137. 145. 156. 186. 261. 391. 398. 464. 470 ff. 518.
Leiſewitz, 175.
Leo, Hartog, 69. 420.
Leopold v. Braunſchweig, Herzog, 262.
—, Franz, Fürſt von Deſſau, 332. 459.
Leſſing, Gotthold Ephraim, 2. 6. 15. 19. 24—62. 65—74. 77—82. 86—107. 110. 118—121. 124—127. 130 ff. 137 f. 144. 161. 168. 170. 172 ff. 188 f. 199. 201. 207. 209—215. 217—226. 228—241. 248. 253 ff. 260—265. 337—369. 372 f. 389. 439—446. 449 f. 455. 467. 478. 497—509. 513. 516 f. 523 f. 528. 530. 536.
—, Karl, 90. 188. 221. 223. 250 f. 265. 295. 350 f. 351. 358. 368.

Levi, Avigdor, 200. 275 f. 304. 309. 323. 433. 537.
—, Raphael, 156. 226. 260.
Levin, Hirschel, 276. 282 f. 291. 311.
—, Rahel, 538.
—, Saul, 291.
Lichtenberg, Georg Christ., 213 f. 254.
Lieberkühn, C. G., 104.
Liepmannssohn, S. L., 522.
Locke, 13. 23—25. 186. 382. 432. 471.
Lohenstein, 109.
Lossius, 414.
Löwe, Joel, 323 f. 426.
Löwisohn, M., 325.
Lowth, 101.
Luise Ulrike, Königin von Schweden, 231.
Luther, 322.
Luzzatto, Moses, 315.
Lynar, Graf von, 436.

Maimon, Salomon, 431 f. 460.
Maimonides, 5. 203. 393 f. 400. 427. 431.
Malebranche, 37. 42.
Manso, 87.
Marcus, Samuel, 298 ff. 378.
Martini, 58.
Marx, M. G., Arzt, 281.
Matthisson, 199.
Maupertuis, 18 f. 26. 41—44. 112.
Maurer, Fr., Buchhändler, 321.
Meden, Johann Friedrich von, 491.
Meinhard, Joh. Nik., 161. 169.
Menasse ben Israel, 375.
Mendel Sopher, 2—6. 130.
Mendelssohn, Abraham, 427. 453. 538.
—, Alexander, 457.
—, Dorothea, 454. 457. 538.
—, Ernst, 341. 523.
—, Franz, 525.
—, G. B., 528.
—, Henriette, 538.
—, Joseph, 33. 451—455. 457. 508. 527 f. 538.
—, Nathan, 538.
—, Recha, 538.
—, Saul, 288 f.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix, 527. 538.
Merian, 39. 163. 228. 471.
Metz, Moses, 451.
Meyer, F. L. W., 503 f.
—, Nathan, 538.
Michaelis, Joh. Dav., Professor, 30. 32. 39 f. 71 f. 163. 210. 226. 235—239. 320. 324 f. 374. 414. 417.
Michel, Mathematiker, 349 f.
— David, 65. 225.
Middleton, 60.
Mirabeau, 409. 517.
Möller, Oberst, 58.
—, B. C., 401.
Moritz, Karl Ph., 457. 517. 533. 537.
Mörschel, 381, 388.
Mortara, Marco, 455.
Moser, Karl Friedr. von, 180.
—, Moses, 519.
Moses (sohn), Aron, 69. 135. 325.
—, Sohn des Simcha, 3 f.
Müchler, 28. 40. 51. 58. 99 f. 154. 535 f.
Müller, Johannes von, 199.
—, J. G., 529.

Münchhausen, von, Minister, 226.
Mysnikow, 159.

Naumann, Chr. Nikol., 28. 51. 120.
Newton, 24. 56. 105.
Nicolai, Friedrich, 13. 22. 41. 52—59. 65 f. 69. 78 ff. 95—102. 106. 112. 116. 130. 139. 143 f. 158. 168 f. 171. 179. 189. 199 ff. 217. 228. 236. 336. 358 ff. 373. 403. 433 f. 474. 491. 496. 512 f. 515. 517 f. 536.

Obereit, Jakob H., 177. 399.
Ompteda, Frau von, 243.
Oppenheimersche Bibliothek, 429.

Pauli, Doctor, 120. 123.
Pauw, Corneille de, 467.
Penini, Bedrasi, s. Bedrasi.
Perschke, 324.
Philippson, L., 342. 418. 422. 522.
—, Moses, 225. 517.
Pizetti, Franc., 125.
Platen, August von, 161.
—, H. D. von, 158. 475.
Platner, 469.
Plato, 56 f. 142. 146. 151. 153. 160. 466.
Plotin, 145. 154.
Pope, 24. 41—43. 67. 101.
Prémontval, A. P., 26. 39—41. 163.

Rabe, Kaplan, 325. 420.
Rachnower, Jos., 538.
Racine, 173.
Ramler, 41. 83. 163. 321. 341. 429. 491. 493 f. 515. 518.
Rappaport, Moritz, 523.
Recke, Elise von der, 491. 494. 511 f.
Rehfuß, C., 522.
Reid, 472.
Reimarus, Elise, 223. 252 ff. 291. 335. 339. 358. 367 f. 439—447. 450. 453. 482. 495 f. 528.
—, Herm. S., 145. 223 f. 382.
—, Johann Albert, 2. 250. 440. 444. 448. 452. 458 f. 482. 517.
Reinbeck, 11.
Reinhard, 43.
Resewitz, Abt, 58. 147.
Reuß, Fürst von, 509.
Richardson, 24.
Richter, J. A. L., 6. 520.
Riedel, Friedr. G., 176.
Rieser, 371 f.
Rietschel, Ernst, 530.
Ritter, J. H., 418.
Rosenthal, M., 322.
Rothmann, Hauptmann, 467.
Rousseau, J. J., 24. 45—49. 164. 314. 463—466. 472.

Saadia, 392.
Salfeld, S., 130. 524. 529.
Salomon, Gotthold, 521.
Salzmann, 335.
Samosz, Israel, 11 f. 15.
Samson, Herz, 221.
Samuels, M., 409.
Satanow, 215. 447.
Schade, 104.
Schelling, 503 f.
Schie, Löbel, 247.
Schiller, 3. 77. 79. 93. 174. 383. 432.
Schlegel, Joh. Elias, 109.
Schleiermacher, 513.
Schmidt, Prof., 358.

Schönberg, S. B., 520.
Schönemann, Friedrich, 370.
Schröpfer, 435.
Schulstein, Propst, 381.
Schulz, Prediger, 417.
Schulze, Prediger, 518.
Schwab, Prof., 470.
Schwaich, Jakob, Rabb., 272.
Schwarz, A. 524.
—, J. L. 493.
Seligmann, Joseph, 257.
Seckendorff, Freiherr von, 499.
Selle, Hofrath, 434.
Semler, Sal., 210 f.
Shaftesbury, 24 f. 33. 42. 56. 105. 160. 471.
Shakespeare, 88. 241.
Simon, Prof., 334.
Smolenski, P., 409.
Sokrates, 115. 139. 141—145. 160. 537.
Sonnenfels, Freiherr von, 434.
Spalding, 137. 246. 309. 379. 434.
Spinoza, 22. 25. 32—37. 56. 225. 334. 385. 393. 396. 400. 418. 432. 441—449. 487—491. 497—504.
Stahr, Ad., 343.
Stattler, Benedict, 414.
Steckelmacher, M., 525.
Stein, Frau von, 449, 517.
Steinheim, Salomon, 418 f.
Strauß, David Friedrich, 224. 342.
Stubenrauch, 513.
Sulzer, 26 f. 39—44. 69 f. 78 f. 163. 180 ff. 227 f. 237. 518.
Svetits, Johann, s. Hadjits.
Swa, Mathematiker, 538.
Szold, Benjamin, 524.
Taffaert, 529.
Tauentzien, von, General, 118.
Teleki de Szeki, Graf, 159.
Teller, Propst, 173. 379. 434. 534.
Tetens, Joh. Nik., 469. 483.
Tugendhold, Jakob, 159.

Uhden, von, 113 ff.
Uhle, Prediger, 413.
Ullmann, Herz, 432 f.
Unger, J. J., 525.
Uz, Joh. Peter, 108.

Veit, Simon, 454. 538.
Veitel, Ephraim, 127. 215. 305. 336.
—, Joseph, 307.
—, Zacharias, 238 f.
Venino, 115.
Vischer, Fr. Theodor, 92.
Voltaire, 24. 34. 37 f. 47. 110. 209. 465.
Voß, Chr. Friedr., Buchhändler, 33. 96. 506.

Weil, J., 522.
Weiße, Chr. Felix, 48. 173 f. 413. 479. 498. 517 f.
Wessely, Hartwig, 120. 159. 192. 250. 291. 304—313. 426. 429. 455. 515. 519.
—, Moses, 120. 126. 128. 250. 331. 334. 351. 380.
—, Kapellmeister, 335. 455. 519.
Wickenhagen, Gymnasialdirector, 525.
Wieland, 41. 141. 175—178. 533.
Wiener, M., 345.
Wilhelm, Graf von Schaumburg-Lippe, 156. 241—246. 436.
Wilke, 58.

Wilna, Elia, 310. 432.
Winckelmann, 82. 86. 105. 161. 164. 248.
Winkelmann, K., 399.
Winkler, 50.
Winkopp, Benedictiner, 269.
Withof, 108.
Wizemann, Thomas, 412. 501 f. 514.
Wohlwill, Immanuel, 521.
Wolf, Abraham, 347–350.
—, in Dessau, 335. 393.
Wolff, Chr., 19. 25. 72 f. 145. 186. 431. 470 ff.
—, Isaak, 311.
Wolfsohn, Aaron, 324. 426.
—, W., 524.
Wünsche, Aug. 345.
Wuttke, 522.

Zacuto, 3.
Zedlitz, von, Minister, 149. 258. 311 f.
Zeller, E., 427. 518.
Zimmermann, Joh. G., 41. 139. 176. 178 f. 207. 225 f. 233 f. 236. 243. 254. 260. 435. 437. 497. 505.
Zingg, 254.
Zinzendorf, Graf, 309.
Zöllner, Joh. Friedr., 413. 434. 457.
Zollikofer, 196. 240. 379. 498.
Zuckermandel, M. S., 525.
Zunz, 519 f.

Urtheile der Presse.

Literarisches Centralblatt für Deutschland. 1862. Nr. 26.

Dr. Kayserling hat es unternommen, ein treues und vollständiges Bild von dem Leben und Wirken des jüdischen Weisen zu schaffen und diesen seinen Zweck in vollkommen anerkennenswerther Weise erreicht. Die echt sokratische Gestalt Mendelssohns tritt uns klar und deutlich entgegen und bringt einen ungemein wohlthuenden Eindruck hervor. Der Leser, wenn er andere Gefühle für sittliche Größe besitzt und frei ist von religiösen Vorurtheilen, wird durch das Buch bis ans Ende gefesselt und fühlt sich, wenn er es aus den Händen legt, ein besserer Mensch.

Europa. 1862. Nr. 11.

Ein neues Buch, dessen Gegenstand der jüdische Sokrates des 18. Jahrhunderts ist, hat uns mit besonderer Freude erfüllt. Kayserlings Buch ist des Mannes würdig, den es schildert. Es zeigt ihn in seinen Anfängen, seiner Entwickelung, seiner vollen Ausbildung, in seinen Beziehungen zu Lessing, Nicolai und den andern Trägern der deutschen Cultur vor hundert Jahren. Wir lernen in dem Buche den Menschen ebenso genau kennen wie den Philosophen und werden besonders gut über die Verdienste unterrichtet, die er sich gegen seine Glaubensgenossen erworben hat.

Hamburger Nachrichten. 1862. Nr. 17.

An bestimmter Vollständigkeit der Mittheilungen läßt Kayserlings Arbeit kaum etwas zu wünschen übrig und dabei ist das reiche Material so übersichtlich geordnet, daß das Inhaltsverzeichniß einen sichern Führer zu jeder Notiz abgiebt, die uns augenblicklich erwünscht sein kann.

Abraham Geiger, Zeitschrift für Wissenschaft und Leben. 1862. S. 141 ff.

Der Verf. der Biographie Moses Mendelssohns befriedigt gerechte Ansprüche. Ohne Ueberschwenglichkeit nimmt er an dem Menschen, dem Schriftsteller, dem Juden warmen Antheil; die reichen Mittheilungen, die allmählich auch über M. in der letzten Zeit immer mehr hervorgetreten, sind von ihm gewissenhaft benutzt, um ein vielseitiges Bild seines Wollens, Denkens und Wirkens zu liefern .... Die Darstellung des Verf. ist faßlich und ungezwungen, frei von Schwulst und Plattheit.

Z. Frankel, Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums. 1862. S. 279 ff.

Wir wünschen, daß das Buch, namentlich von der reifern jüd. Jugend gelesen werde, damit sie daraus erkenne, daß man ein Jude, ein wahrhafter Jude, und dabei doch eine Zierde der Literatur, eine Zierde der Wissenschaft, eine Zierde der ganzen Menschheit sein kann.

Steinschneider, Hebr. Bibliographie. 1862. Nr. 29.

Ein Buch von so unverkennbaren Eigenschaften, daß Gegensätze wie Frankels und Geigers Organe im Urtheile über die wissenschaftlichen Verdienste der fleißigen Arbeit sich begegnen. Es ist der populäre Stoff und die wissenschaftliche Verarbeitung, was die Zweckmäßigkeit bedingt.

Leop. Löw, Ben Chananja. Wochenblatt für jüd. Theologie. 1862. Nr. 22 f.

Der Verf. der vorliegenden Schrift hat sich zur dankbaren Aufgabe gestellt, mit Tiefe und Gründlichkeit die Werke Mendelssohns aus seinem Leben, seinem Charakter und seinen Verhältnissen organisch im Zusammenhange zu entwickeln. In der That kann man nur sagen, daß der geehrte Verf. den gewaltigen Stoff aufs beste bezwungen und verarbeitet hat; sein Werk läßt uns nirgends die Mühe und Arbeit mitempfinden, welche es kosten mußte, dieser weitverzweigten und mit der ganzen damaligen Literatur-Epoche eng verflochtenen Biographie Herr zu werden.

Blätter für literarische Unterhaltung. 1862. Nr. 32.

Wir wissen es dem Verf. herzlich Dank, daß er, gestützt auf seine fleißigen Quellensammlungen und seine ausgebreitete Kenntniß des Mendelssohnschen Briefwechsels es verstanden hat, uns von dem echt nationalen Bewußtsein, von der kerndeutschen Gesinnung seines Helden

zu überzeugen .... Da Kayserling in seinem Mendelssohn zu Hause ist und mit den Schätzen, die er uns in seinen Schriften und Briefen hinterlassen, gut schalten und walten gelernt hat, so hat er die schönsten Steine herausgelesen, gesammelt und zu einer kostbaren Mosaik verarbeitet. Das Werk ist eine dankenswerthe Bereicherung der Wissenschaft und unserer deutschen Literatur insbesondere.

Athenaeum. 1862. Juli.

The book of Dr. K. gives a very amusing and readable picture ....

Dr. Ad. Jellinek urtheilt in der Neuzeit. 1886. Nr. 7.

Kayserlings Buch ist das ausführlichste, gründlichste, zuverlässigste und inhaltreichste über unsern Moses. Seine Belesenheit in der einschlägigen Zeitliteratur, seine Vertrautheit mit den Personen, die zu M. Mendelssohn in einem Rapport standen, sein Sammelfleiß setzte ihn in den Stand, dem Leser einen reichen Inhalt zu bieten und nichts zu vergessen was irgendwie auf die Persönlichkeit, den Charakter, den Umgang und die literarische Thätigkeit Mendelssohns Bezug hat.

Prof. Dr. M. Lazarus sagt in der Deutschen Revue. 1886. Februarheft.

Unter den Biographien Mendelssohns ragt das vortreffliche Buch des Dr. M. Kayserling durch seine Vollständigkeit, Klarheit und wohlthuende Wärme hervor.

M. s. auch die ausführlichen Recensionen in: Augsburger Allg. Zeitung, 1862, April; Deutsches Museum, 1862, Nr. 26; Magazin für die Literatur des Auslandes, 1862, Nr. 45; Das neue Hamburg, 1862, Nr. 72 ff.; Godgeleerde Bijdragen, 1862, Heft 6 u. v. a.

C. G. Röder, Leipzig.

Digitized by Google